This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD

FROM T

HEINRICH

Received

54
47.5

HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY
OF
HEINRICH LAMMASCH

Received May 25, 1922.

412 ff
418 ff
[illegible]

Aus meinem Diplomatenleben

Von

Andrew D. White

Berechtigte Überſetzung aus dem Engliſchen von H. Mordaunt

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig, 1906

MAY 2 5 1922

Inhaltsverzeichnis

Seite

Als Attaché in St. Petersburg 1854—1855 1

Begegnung mit Seymour. London. Paris. Petersburg. Charakteristik des Attaché-Postens. Aufgaben der Gesandtschaft. Krimkrieg. Rußland und die Vereinigten Staaten. Nikolaus I. Alexander II. Rußland und Österreich. Bestattung des Zaren Nikolaus I. Graf Nesselrode. Gäste aus Amerika. Amerikanische Sympathien für Rußland. Amerikanische Abenteurer. Aberglaube russischer Offiziere. Reisehindernisse in Rußland. Höflichkeit und Nachsicht gegen Amerikaner. Haushaltungssorgen der Gesandtschaft. Macht des Wodka. Vorfälle beim Eisenwerkschef Baird. Privatarbeiten. Die Stimmung während des Krimkrieges . . 17

Attaché und Kabinetts-Kurier im Kriegsjahre 1855 18

Die Blockadeflotte vor Kronstadt. Karikaturen auf die Verbündeten. Besuch in Moskau. Russische Beamtenwirtschaft. Betrachtungen über Nikolaus I. und Alexander II. Erinnerungen an Alexander II. und Wilhelm I. Rückreise aus Rußland. In der Postkutsche. An der Grenze. Behandlung polnischer Juden. Auf deutschem Boden. Breslau. Straßburg. Von Straßburg nach Paris. Eine Reisebekanntschaft. Aufenthalt in Paris. Weltausstellung. Horace Greeley. Erinnerungen an Horace Greeley. Madame Busque. Reise nach der Schweiz. Fanny Kemble Butler. Im St. Bernhard-Hospiz 32

Als beglaubigter Kommissar in San Domingo 1871 33

Maßnahmen des Präsidenten Grant Präsident Grant. Sein Gegner Sumner. Sumner. Amerikanische Verleumdungssucht. Carl Schurz. Admiral Porter. Benjamin Franklin Butler. Grants Rechtschaffenheit. Vorbereitungen zur Abreise. Abreise. Tätigkeit der Kommission. Die Kollegen. Die Stadt San Domingo. Präsident Baez. Zustände auf der Insel San Domingo. Die Geistlichkeit. Das Kirchenvermögen. Expedition nach Puerto Plata. Sonderbares Geschenk eines Häuptlings. Untersuchungen über Erdbeben. Aberglaube. Vega. Ein französischer Priester. Spanische

Seite

Geistlichkeit. Reise-Eindrücke. Ankunft in Puerto Plata. Schwabenheer im Reisekoffer. Zusammenkunft der Kommissionsmitglieder in Port-au-Prince. Expräsident Geffrard. Haiti und Jamaika. Hochgebildete Farbige. Beim englischen Gouverneur. Rückkehr. Phantasieprodukte der Zeitungs-Berichterstatter. Spanien und die Vereinigten Staaten in San Domingo. Sumner. Gesamtbericht der Kommission. Vorteile und Nachteile einer Einverleibung San Domingos 54

Als Kommissar auf der Weltausstellung in Paris 1878 55

Kaiser Dom Pedro von Brasilien. Philadelphia 1876. Erinnerungen an Kaiser Dom Pedro. Ein spanischer Beweis von Takt. Interessante Bekanntschaften. Pariser Tätigkeit. Nordamerika und die Wiener Ausstellung. Bekanntschaften aus den Sitzungen der Haupt-Jury. Edison nicht prämiiert. Amüsante Verwechselungen. Peinliche Vorfälle. Trinkleidenschaft der Amerikaner. Amerikanische Trinksitten. Das schwedische Wirtshaus-System. Falsche Temperenzler. Kalifornische Weine. Die Bars. Enthaltsamkeit. Pariser Bekanntschaften. Französische Staatsmänner: Drouyn de Lhuys, Thiers, Duruy. Die Sorbonne. Schluß der Weltausstellung. Auszeichnungen. Eine ehrgeizige Amerikanerin. Plagen der Gesandtschaft. 71

Als Gesandter in Deutschland 1879—1881 72

Berufung zum Gesandten in Berlin. Europäische gesetzgebende Körper. Londoner Erinnerungen. Ein Diner beim Lord-Mayor. Englische Reden. Goldene Hochzeit Kaiser Wilhelms I. Hohenzollernsche Leutseligkeit. Bismarck und Amerikas Gesandter auf geschäftlichem Kriegsfuß. Deutsches Militärsystem. Baron von Bülow. Verdrießlichkeiten mit Amerikanern. Ehehindernisse für Amerikaner in Deutschland. Handelsbeziehungen. Amerikanische Konsulate. Allerlei Aufgaben der Gesandtschaft. Deutsche Kriminalpolizei. Handel mit gefälschten Diplomen. Drang zu den Hoffestlichkeiten. Halbamtliche Gefälligkeitsdienste. Komische Privatbriefe. Komische Ansuchen. Das diplomatische Korps. Delaunay. Lord Russell. Lord Russell und Bismarck. Lord Methuen. Comte de St. Vallier. Eine peinliche Szene in Nizza. Sadoullah Bey. Saburoff. Baron Rothomb. von Rudhardt. von Nostitz-Wallwitz. Baron Jauru. De Quade. Aoki. Li Fong Pao. Empfang der Gemahlin des chinesischen Gesandten. Ein Nordamerikaner als chinesischer Sekretär 97

Männer von Bedeutung in Berlin und an anderen Orten 1879 bis 1881 98

Lepsius. Curtius. Gneist. von Sybel. Droysen. Hermann Grimm. Treitschke. Du Bois-Reymond. Helmholtz. Hoffmann. Oncken. Auerbach. Rodenberg. Knaus. Becker. von Werner. Menzel. Ausflüge nach historischen Stätten. Oberammergau. Reise nach Frankreich. Grévy. Barthélemy-Saint-Hilaire. Saint-Hilaire über Moltke und Bismarck. Millet. Ribot. von Lesseps. Frau Edmond Adam. Emile de Girardin. Alexander

Seite

Dumas. Aufenthalt in Bourges, Turin und Nizza. Leland Stanford. Ubaldino Peruzzi. Villari. Minghetti. Kaiser Friedrich III. Kaiser Wilhelm I. Amerikanische Fischerei-Ausstellung. Abschied von Berlin . . . 113

Meine Erinnerungen an Bismarck 114

Beginn der persönlichen Beziehungen zu Bismarck. Erster Empfang. Militärpflichtige Auswanderer. Deutsch-Amerikaner. An Bismarcks Tafel. Bismarck über Frankreichs Parlament. Über Thiers. Bismarcks Wanderlust in Jugendjahren. Über England. Bismarck — ein Geistlicher. Motley. Nach Tische. Urteile über Chile und Schiffbau. Lothar Bucher. Bismarcks Unterredung mit Kelly über Zolltarif und Goldwährung. Camphausens und Delbrücks Fehler. Kelly-Affäre. An Bismarcks Tafel am Geburtstage des Kaisers. Äußerung über Karl Schurz. Vorwürfe gegen Herrn von Rudhardt. Krankheit als Kriegslist. Charakterschwächen. Bismarck und Lasker. Abneigung gegen alle Feierlichkeiten. Der Fackeltanz. Abdankungsgerüchte. Liebhabereien. Kibitzeier. Domdechanei als Medizin. Gesundheitszustand. „Sichdrücken vom Dienst" Bismarcks Ärgernis. Ein ernster Fall. Deutschland und Rußland. Fürst Gortschakoff. Bissige Artikel. Eine südamerikanische Frage. Gemeinsames Vorgehen gegen Chile und die Monroe-Doktrin. Bismarcks Rolle im Reichstage. Moltke. Windthorst. Bismarcks Verhältnis zu seiner Familie 137

Als Gesandter in Rußland 1892—1894 138

Präsident Harrison. Berufung zum Gesandten in St. Petersburg. Judenverfolgungen. Rothschild und Goldschmidt. Paris. Berlin. Petersburg. Russische Eisenbahnen. Lähmender Einfluß des Regierungssystems. Empfang bei Kaiser Alexander III. Eine Audienz bei der Kaiserin. Der Thronfolger. Großfürst Michael. Großfürst Wlademir und Alexei. Die Damen. General von Schweinitz. Robert Morier. Die Seehundsaffäre im Beringsmeere. Die Seeräuber. Rußlands und Amerikas gemeinsame Interessen. Sonderbare Haltung Rußlands. Festsetzung der Seehundzone durch das Schiedsgericht. Gründe für die Niederlage der Vereinigten Staaten. Mißstände im amerikanischen Gesandtschaftsdienste. Mangelnde Repräsentations-Räumlichkeiten 154

Beziehungen zu russischen Staatsmännern 1892—1894 155

Robert Morier. Frank Lascelles. de Montebello. Husny Pascha. Marochetti. Graf Wolkenstein. van Stoetwegen. Kriege einst und jetzt. Pasitch. Chinas und Japans Vertreter. Henry Howard. Baron Guttenberg. Charakteristik russischer Beamten und Staatsmänner. Rußland besitzt keine Staatsmänner ersten Ranges. M. de Martens. Der Abrüstungsgedanke. Zustände in Armee und Marine. Sinnloses Vorgehen gegen Finnland. Nikolaus II., ein Schwächling auf dem Throne. Krieg mit Japan. von Giers. Schischkin. Graf Kapnist. Finanzminister Witte. Wischniegradsky. Fürst Chilkoff. Pobedonoszew. Der Minister des Innern. Sein Prinzip: Keine Betätigung — keine Verantwortlichkeit. von Wahl. Beamtentreaturen. von Plehwe. Russisches Nationalbewußtsein. Amerikanisches Nationalbewußtsein 172

Seite

Männer aus verschiedensten Klassen und Ständen in Rußland 1892—1894 173

Graf Delyanoff. Deutschenhaß. Deutsche: Richter, von Wahl, Stoessel, Woronzoff-Daschkoff. General Annenkoff. Galkin Wrasky. Graf Orloff Dawidoff. Fürst Galitzin. Russisches Gefängniswesen. Professor Demetrieff. Peter III. und Katharina II. Fürst Sergius Wolkonsky. Wolkoff. Admiral Makarow. Semenow. Fürst Galitzin. Mendelejeff. Fürstin Wolkonsky. Gräfin Wolkenstein. General Ignatieff. Fürstin Urussow. Fürstin Radziwill. Herzogin von Buckingham. Kaiserliche Bibliothek. Amerikanische Gäste: Mr. Prince. Vorgänger im Amte. Wohnungsnot. Diplomatische Streitfragen. Israelitische Angelegenheiten. Amerikanische Abenteurer und Scheinbürger. Verhütung der Cholera. Tschaikowsky fällt der Cholera zum Opfer 185

Meine Erinnerungen an Pobedonoszew 186

Pobedonoszew als Erzieher. General Loris-Melikows Erfolge. Nihilismus. Alexander II. und III. Tod Alexanders II. Pobedonoszews Rede beim ersten Ministerempfange Alexanders III. Rücktritt Loris-Melikows. Erster Eindruck. Ansichten als Christ und Staatsmann. Unterdrückungspolitik. Ansichten über westeuropäische Kultur. Allgemeine Volksbildung. Zwei Seelen in Pobedonoszew. Vorliebe für die Literatur des Westens. Im Kloster. Ästhetische Empfänglichkeit. Anhänglichkeit an die Kirche. Das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis. Stellung zu einer Vereinigung der russischen Kirche mit anderen. Pobedonoszew und Amerika. Sein Lächeln. Alte akademische Freunde. Wunderkuren Pater Johanns. Pobedonoszews Urteil. Pobedonoszew Veranlasser des Haager Kongresses. Einfluß Pobedonoszews auf Nikolaus II. Verdienste um Finnland. Begegnung in Berlin. Schlußurteil 200

Im Verkehr mit Tolstoi, März 1894 201

In Moskau. Erster Besuch bei Tolstoi. Tolstois Erscheinung. Seine Gäste. Sein Heim. Bauernstube und Damensalon. Lage der Bauern. Ansichten über Quäker. Tolstoi schreibt honorarfrei. Tolstoi über Shaker, russischen Glauben und Gedankenfreiheit. Besitzverschenkung. Russische Religion. Unterdrückung der Juden. Lynchsystem. Amerikanisches Bürgerrecht. Newyorker Mietskasernen. In der Tretjakowschen Gemäldegalerie. Tolstois Vorliebe für realistische, religiöse und soziale Gemälde. Über Scott, Peter den Großen, Optimismus, Autokratie, Maupassant. Urteile über die amerikanische Literatur. Adin Ballou. Freigebigkeit gegen Bettler. Befremdende Eigenarten. Ihre Gründe. Enge des russischen Lebens. Starrköpfige Theoretiker. Allerlei Ausgeburten. Unduldsamkeit. Religiöse Anschauungen Tolstois. Über Mormonen. Die Frauenfrage. Gewisse Geringschätzung der Frau. Über Aufopferungsfähigkeit, Logik und Schlagfertigkeit der Frau. Über den Tod. Eine Begräbnisszene. Leichenschmäuse. Raskolniken oder Altgläubige. Ein Besuch bei einem Raskolnik. Altgläubiger Eifer. Theodore Parker. Einschränkung der freien Meinungsäußerung. Lowell. Änderung der Verhältnisse. Almosenverteilung. Tageseinteilung. Gedanken über Napoleon. Aufrichtigkeit. An-

Seite

sichten über Kunst und Literatur. Haß gegen moderne Kunst. Einseitige Kritik. Zuflucht zu Paradoxen. Unlogische Schlußfolgerungen. Tolstois Gedankenwelt. Einfluß des Milieus. Betrachtungen und Folgerungen 227

Mein Leben als Beamter in Petersburg 1892—1894 228

Bearbeitung ausländischer Zeitungen mit Bimstein und Druckerschwärze. Zensur. Geheimniskrämerei. Unterdrückungssystem. Sagen und Mythen. Leichtgläubigkeit der Amerikaner gegenüber Märchen von Despotismus. Verdrießlichkeiten durch Russen-Amerikaner. Missionen eines Geisteskranken. Weltausstellung in Chicago. Sensationslüsterne Köpfe. Gesellschaftlicher Verkehr in vornehmen russischen Häusern. Bei Hofe. Das Fest der Wasserweihe. Hofbälle. Palmenbälle. Hinzuziehung bedeutender Männer zu den Festlichkeiten am Berliner Hofe. Viktor Napoleon Bonaparte und Comte de Montebello. Der Emir von Buchara und sein Thronerbe. Hochzeit der Großfürstin Xenia. Leichenbegängnis der Großfürstin Katharina. Mitternachtsmesse in der Osternacht. Petersburger Kirchenchöre. Pflege der Oper in Petersburg. Fest auf der Newa. Reisen. Entlassungsgesuch an Präsident Cleveland 242

Als Mitglied der Venezuela-Kommission 1895—1896 243

Streitigkeiten um die Grenze Venezuelas. Die Monroe-Doktrin. Erbitterung gegen Präsident Cleveland. Zusammentritt der Kommission. Verwickelte Verhältnisse. Wissenschaftliche Vorarbeiten. Englische Blaubücher. Englische Beweisführungen. Amerikanische wissenschaftliche Art. Lord Aberdeen. Erledigung der Venezuelafrage durch ein Schiedsgericht. Rache eines Zeitungs-Berichterstatters. Veröffentlichung der Ergebnisse. Große Politiker: Carlisle, Stevenson. Eine Anekdote von Lincoln. Senator Gray. Washington. Ausflug der geographischen Gesellschaft nach Monticello. Präsident Jeffersons Heim. Präsident Cleveland 254

Als Botschafter in Deutschland 1897—1903 255

Ernennung zum Botschafter in Berlin. Ernennung des zweiten Sekretärs und des Militär-Attachés. Staatssekretär Sherman. Präsident Johnson. Konferenzen mit Baron Thielmann. Zuckereinfuhr. Amerikanischer Export. Überreichung des Beglaubigungsschreibens. Erhebung der Gesandtschaft zur Botschaft. Prunkvolle Fahrt zum Empfang nach dem Schloß. Empfang beim Kaiser. Kompositionen Friedrichs des Großen. Unterredung mit der Kaiserin. Die Kaiserin und ihre Vorgängerinnen. Fürst von Hohenlohe. Fürst von Bülow. Bülow im Reichstage. Diplomat oder Staatsmann? Bülows Bedeutung. Sorge für geeignete Botschafterräume. Berlins Mangel an geeigneten Wohnungen. Beschaffung der Einrichtung. Umschwung in der öffentlichen Meinung. Erbitterung gegen die Vereinigten Staaten. Skandalgeschichten. Übertreibungen. Ein Konflikt in Washington. Amerikanische Sensations-Berichterstatter. Erfindungen der Presse. Deutschlands Vorgehen gegen Haiti. Die Samoa-Affäre. Malietoa Tanu. Mataafa. Verwickelte Verhältnisse. Der deutsche Reichstag. Graf Posadowsky. Eugen Richter. August Bebel. Theodor Barth. Das Reichstagsgebäude und das Kapitol in Albany 278

Seite

Amerika, Deutschland und der spanische Krieg 1897—1903 . . 279

Klautschau. China. Versicherungsgesellschaften. Zuckerexport. Nahrungsmitteleinfuhr. Einfuhr von Früchten. Der spanisch-amerikanische Krieg. Angriffe gegen Mc Kinley. Versuchte Abwendung des Krieges. Kuba als amerikanischer Staat. Bedenken gegen die Einverleibung Kubas. Die Vernichtung des „Maine" im Hafen von Havanna. Freundschaftliche Beziehungen zum spanischen Botschafter. Regierungsjubiläum König Alberts. Kriegserklärung gegen Spanien. Zusammentreffen mit dem spanischen Botschafter. Jubiläumsfestlichkeiten am Dresdner Hofe. Pflichten moderner Herrscher. König Wilhelm II. von Württemberg. Der Großherzog von Baden. Deutschlands Haltung während des spanisch-amerikanischen Krieges. Feier des 4. Juli in Leipzig. Sensationsgerüchte. Paßangelegenheiten. Unannehmlichkeiten mit Russen-Amerikanern. Amerikanische Angriffe gegen die eignen diplomatischen Vertreter. Amerikanische Studenten und Studentinnen. Bittschriften an den Kaiser. Mancherlei Anliegen. Berlin 1879 und 1897. Berliner Künstler. Theodor Mommsen. Ein ungedruckter Zeitungsartikel Mommsens. Adolf Harnack. Die Berliner Universität die bedeutenste der Welt 300

Amerika, Deutschland und der Krieg mit China 1899—1902 . 301

Ex-Präsident Harrison in Berlin. Neue Wohnungssorgen. Zweihundertjähriges Bestehen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Feier der Großjährigkeit des Kronprinzen Wilhelm. Kaiser Franz Josef und sein Thronfolger. Besuch eines deutsch-amerikanischen Kriegervereins. Revolution in China. Ermordung des Barons von Ketteler. Korrekte Politik der Vereinigten Staaten. Politik der offenen Tür. Fest des 4. Juli. Reise nach Amerika. Unterredung mit Mc Kinley. Wahlkampagne. 200ster Jahrestag der Aufrichtung Preußens. Glückwünsche an Kaiser Wilhelm. Erwiderung des Kaisers. Galavorstellung im Opernhause. Persönliches. Studie über Fra Paolo. Kaiserin Friedrich. Bestattung der Kaiserin Friedrich 314

Berlin, Yale, Oxford und St. Andrews 1901—1903 315

Ermordung Mc Kinleys. Verkehr mit den Vertretern Chinas während der Wirren. Erteilung guter Ratschläge. Der Sühneprinz. Ein Besuch bei Andrew Carnegie in Schottland. Heimreise nach Amerika. Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Einladung Kaiser Wilhelms zur Löwenjagd. Schiffstaufe durch Alice Roosevelt. Reise des Prinzen Heinrich nach den Vereinigten Staaten. Weltausstellung in St. Louis. Reise nach Italien. Asiatische Gäste. Kronprinzessin von Sachsen. Kurator des Carnegie-Instituts. Tod und Bestattung König Alberts von Sachsen. Prinz Max. König Georg. Teilnahme an Universitätsfeierlichkeiten in Oxford. Ehrendoktor. Die Rede in der Christ Church Hall. Ehrendoktor von St. Andrews. Carnegies Rektoratsrede. Einreichung des Entlassungsgesuchs. Freundschaftsbeweise zum 70. Geburtstage. Abschiedsdiner. Abschied vom Hofe. Abreise von Berlin nach der Riviera. Elba. Korsika. Landsitz der Familie Pozzo di Borgo. Als Kurator der

Seite

Cornell-Universität. Belobigungsschreiben von Theodore Roosevelt. Glückwunschschreiben Theodore Roosevelts zum siebzigsten Geburtstag. Briefe des Staatssekretärs John Hay. Glückwunschschreiben Fürst Bülows . . 334

Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm II. 1879—1903 . . 335

Eindruck der ersten Rede, die Wilhelm II. als Prinz hielt. Kaiser Wilhelm als Prinz. Bismarcks Entlassung. Bismarck unter Kaiser Wilhelm I. Ungünstige Meinung in Amerika. Lehren an die Rekruten. Das Caligula-Pamphlet. Caligula und Wilhelm II. Wachsende Anerkennung. Originalität Wilhelms II. Vorliebe für Seewesen und Kunst. Kaiser Wilhelms künstlerisches Talent und Liebe für schwere klassische Kompositionen. Die deutsche Bühne. Kaiser Wilhelm mit den Prinzen im Theater. Anschauungen über Aufgaben und Charakter des Theaters. Über archäologische Funde. Moderne Schulbildung. Rudersport. Machtwort in Verwaltungsangelegenheiten Berlins. Umwandlung des Tiergartens. Einfluß auf monumentale Ausschmückung Berlins. Literarische Kenntnisse. Universalität. Gegen Modetheoretiker. Der Kaiser im persönlichen Verkehr. Charakterzüge. Leidenschaft für die Marine. Rechte Männer am richtigen Platze. Vertrautheit mit Menschen und Verhältnissen. Organisatorisches Talent. Studium der ganzen Welt. Urteil in internationalen Fragen. Wilhelm II. über die Friedensfrage. Seine Stellung zum Reiche. Persönliche Beziehungen zu ersten Größen. Selbständigkeit des Urteils. Impulsivität. Der Kaiser als Redner. Religiöse Anschauungen. Weitherzigkeit. Professor Delitzsch. Stellung zur römisch-katholischen Kirche. Orientreise. Geschenk an die Katholiken. Vorstellung von der Königswürde. Verhältnis zwischen Kaiser und Volk. Kaiser und Parlament. Amerikanische Vorwürfe. Parteinahme für Spanien. Das Interesse Deutschlands im Vordergrunde. Venezuela-Affaire. Die Haltung der Vereinigten Staaten bei der Venezuela-Affaire. Kaiser Wilhelms Stellung zu den Vereinigten Staaten. Stellung in der Geschichte der Gegenwart 365

Als Präsident der Delegierten Amerikas auf dem Friedenskongreß im Haag 1899 I. 366

Wahl des Versammlungsortes. Charaktereigenschaften Nikolaus II. Zusammensetzung der amerikanischen Delegation. Ankunft im Haag. Zusammenkunft beim amerikanischen Gesandten. Instruktionen des amerikanischen Staatsministeriums. Hauptzüge des Planes für ein internationales Schiedsgericht. Allgemeiner Skeptizismus. Die Eröffnungssitzung. Das „Haus im Busch“. Organisation der Konferenz. Einteilung in drei Komitees. Wachsende Zuversicht. Mutmaßlicher Erfolg der einzelnen Vorschläge. Einfluß der Rede Wilhelms II. in Wiesbaden. Allerlei Anstinnen. Friedensparteiler. Der Dreibund. Pfingstgottesdienst. Allerlei merkwürdige Vorschläge und Briefe. Unterredung mit M. de Bloch und Graf Wellersheimb. Aufgaben und Zusammensetzung der drei Komitees. Öffentlichkeit der Verhandlungen oder nicht. Erneuter Pessimismus. Graf Münster. Deutschland und die Schiedsgerichtsfrage. Schutz von Seegütern. Telegramm an das Staatsministerium. Vorstellung bei Hofe.

Seite

Die Königin der Niederlande. Königin Mutter. England und die Schiedsgerichtsfrage. Wahre und falsche Zeitungsberichte 382

Als Präsident der Delegierten Amerikas auf dem Friedenskongreß im Haag II. 383

Rußland tritt mit einem Entwurf hervor. Pobedonoszews Anteil am Schiedsgerichtsplane. Einladungen und Besuche. Der russische Schiedsgerichtsentwurf. Antwort aus Washington. van Karnebeek. Bekanntschaften und Besuche. Besprechung mit Pauncefote. Ein Festkonzert. Sonntag in Delft. Schiedsgerichtsprojekte. Reise nach London. Sardous „Robespierre". Irving als Robespierre. Kritik des Dramas und der Darstellung. Abreise von London. Der englische Schiedsgerichtsentwurf. Vergleich und Verschmelzung der drei Entwürfe. Graf Münster. Graf Münster und Fürst Gortschakow. Russische Verhältnisse. Bericht über die Arbeit des 2. Komitees. Schutz von Seegütern. Zur Vorgeschichte des Kongresses. Niederländisches Parteiwesen. Projekt der vermittelnden Mächte. Verschmelzung der Entwürfe durch de Martens, Low, Holls und White. Die deutsche Presse. Beim Grafen Münster 399

Als Präsident der Delegierten Amerikas auf dem Friedenskongreß im Haag III. 400

Empfang der Vertreter der „jungtürkischen Partei". Seegüterschutz. Komiteesitzung über die Schiedsgerichtsfrage. Unterredung mit Pauncefote. Vorschlag einer Grotiusehrung. Die Brüsseler Bestimmungen. Empfang bei Sir Henry Howard. Englische Diplomatie. Erweiterungen der Brüsseler Bestimmungen. Stellungnahme Deutschlands gegen jedes Schiedsgericht. Diskussion über die Öffentlichkeit der Verhandlungen. Besuch in Scheveningen. Seegüterschutz. Betrachtungen über den Grafen Münster. Beunruhigende Nachrichten aus Deutschland. Folgen davon. Besprechung des englischen Entwurfs. Jaurès über die Friedensbestrebungen. Graf Münster für Seegüterschutz, gegen Schiedsgerichte. Graf Münsters Standpunkt. Versuch ihn umzustimmen. Vorteile einer eventuellen Initiative für Deutschland. Folgen einer eventuellen Ablehnung der Schiedsgerichte für Deutschland. Vorteile eines Schiedsgerichts für Deutschland. Münster umgestimmt. Weitere Bemühungen um ein Schiedsgericht 416

Als Präsident der Delegierten Amerikas auf dem Friedenskongreß im Haag IV. 417

Deutschland gegen jedes Schiedsgericht. Brief an Bülow. Sir Julian Pauncefote verstimmt. Ein Fest zu Ehren des Kongresses. Sonntagsausflug nach Leyden. Besuch von Thomas Reed. Grotiusehrung. Ausflug nach Delft. Seegüterschutz. Antwort aus Berlin. Rote Kreuz-Angelegenheit. Holls bei Baron von Bülow und Kaiser Wilhelm II. Holls zurückgekehrt. Grotiusfeier. Debatten über Bomben usw. Als Redner bei der Grotiusfeier in Delft. Diplomatenpflichten. Gesellschaft bei M. de Beaufort. Mirza Riza Khan. Hohenlohe für die Schiedsgerichte. Mit Holls nach Delft. Von Delft nach Rotterdam und Dortrecht. Ar-

Seite

beiten und Besuche. In Haarlem und Rotterdam. Eine Rote Kreuz-Angelegenheit. Differenz zwischen den Niederlanden und der Schweiz. Einladungen. Der Kranz für das Grotius-Denkmal 433

Als Präsident der Delegierten Amerikas auf dem Friedenskongreß im Haag V. 434

Amerikas Nationalfest in Delft. Seegüterschutzfrage vor dem Kongreß. Besuch bei einem Nachkommen von Grotius. Grotiuserinnerungen. Ein Diner beim niederländischen Finanzminister. Empfang des gesamten Kongresses in Amsterdam. Wirkung der Grotiusfeier. Der Schiedsgerichtsentwurf vor dem 3. Kongreßkomitee. Unterredung mit Raffalovitch über die Abrüstungsfrage. Unmöglichkeit einer russischen Abrüstung. Außer Pobedonoszew und von Witte besitzt Rußland nur noch wenige bedeutende Männer. Zeitungsstimmen. Sitzungen des 1. und 3. Komitees. Die commission d'enquête und die Balkanstaaten. Debatten über Sprengstoffe usw. Artikel 27 und die Monroe-Doktrin. Mißliche Lage des niederländischen Ministeriums. Artikel 27 und die Monroe-Doktrin. Eine Erklärung zu Artikel 27. Verlesung der Schlußakte. Annahme der Erklärung zu Artikel 27. Frage der Zulassung des Papstes als unterzeichnende Macht. Frage der Unterzeichnung der drei Verträge. Die vatikanische Frage. Schlußberichte. Der letzte Tag des Kongresses. Unterzeichnungen. Schlußreden. Gesamtbericht an das Staatsministerium. Differenzen mit Mahan. Billigung des Berichtes durch die Delegation. Annahme des Berichtes. Letzte Sitzung der amerikanischen Delegation. Briefwechsel zwischen dem Papste und der Königin der Niederlande. Verurteilung der vatikanischen Politik durch einen katholischen Diplomaten. Schlußbetrachtungen: Die Erfolge des Kongresses. Unmöglichkeit obligatorischer Schiedsgerichte. Aufschwung des Völkerrechts 457

Das Leben von Andrew Dickson White

Das vorliegende Buch enthält Erinnerungen aus dem Diplomatenleben von Andrew Dickson White. Aber wie diese Memoiren nur ein Teil einer großen zweibändigen Selbstbiographie sind, so ergeben sie kein vollständiges Bild von der ganzen Wirksamkeit, ja nicht einmal von der ganzen politischen Wirksamkeit eines reichen glücklichen Lebens. Denn die Eigenart, der Reiz dieses Lebens liegt darin, daß eine ursprüngliche Gelehrtennatur, freilich eine mit regem Wirklichkeitssinne, großem Zeitinteresse und feinem Zeitinstinkte in einer politisch hochbewegten Zeit selbst politisch tätig wird, weil sie das Leben in den Vereinigten Staaten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu ernst findet für eine rein literarische Muße, liegt in der glücklichen Vereinigung von gelehrten Studien und praktischen Verdiensten, in der bei allem Berufswechsel gleichbleibenden ruhigen Förderung aller Interessen einer schönen reichen Doppelanlage.

Whites Jugend — er ist 1832 im Staate New York geboren — fällt in die Zeit, da sich die Gegensätze zwischen den Nord- und Südstaaten, den nicht sklavenhaltenden und den sklavenhaltenden Staaten, jene Gegensätze, die später zum Bürgerkriege führten, immer mehr zuspitzten. Neuengländer aus Massachusetts sind seine Vorfahren. Aber der Vater ist Whig und verehrt Hamilton und Henry Clay, der Großvater mütterlicherseits ist Demokrat und schwärmt für Jefferson und Jackson. Der Junge ist „antislavery" und blieb es als Jüngling, auch in den schweren Tagen, da viele, wie selbst die Fakultät von Yale, weil sie nur so die Union zu retten, den Bürgerkrieg zu vermeiden oder zu enden glaubten, zu einem Kompromisse mit den Sklavenhaltern geneigt waren. Als Sohn wohlhabender Eltern erhält White eine gute Erziehung und besucht seit 1850 das Yale College. Am meisten ziehen ihn historische Studien an, daneben Kunst und Literatur, für die er

ein reges Interesse von seinem Vater geerbt hat. 1853 geht er nach Europa und wird sich zunächst in Paris an der Sorbonne und am Collège de France der Unzulänglichkeit amerikanischer Hochschulbildung bewußt. Er ist dann 1854/55 über ein halbes Jahr eine Art Hilfssekretär bei Thomas Seymour, dem amerikanischen Gesandten in Petersburg. Dieser schwärmerische Verehrer Jeffersons führt seinen Studien über die französische Revolution neue Nahrung zu. „Jefferson and Slavery" ist der erste seiner historischen Artikel mit zeitgeschichtlichem Hintergrunde. Ein Studienjahr in Berlin schließt diese Zeit ab; auch hier gelten seine Hauptinteressen der Geschichte, der Literatur und der bildenden Kunst.

Von dem Wunsche beseelt, das System der europäischen Universitäten auch auf Nordamerika zu verpflanzen, kehrt er 1856 heim. Fünfundzwanzig Jahre alt, wird er 1857 Professor für Geschichte und englische Literatur an der Universität von Michigan und beginnt in bescheidenem Maßstabe mit Verbesserungen im Lehrbetriebe. Er hält hier, wie sonst weit im Lande — denn es ist die Blütezeit populärwissenschaftlicher Vorträge — Vorlesungen über die Entwicklung der Leibeigenschaft in Rußland, über die französische Revolution, über französische Papiergeldmißwirtschaft: er gibt Rückblicke auf die Vergangenheit eines anderen Volkes, um Ausblicke auf eine drohende Zukunft seines Volkes zu eröffnen. Dann werden die sechziger Jahre aber auch Lehrjahre einer praktischen politischen Tätigkeit. White ist 1864 bis 1867 im Staats-Senate Vertreter seiner Heimatstadt Syracuse. Er drückt mit Verbesserungen im Schulwesen und in der Gesundheitspflege der Stadt New York durch und lenkt die Aufmerksamkeit auf Schäden in der Zivilverwaltung und die Laxheit der Kriminaljustiz. Er macht im Senate die wichtigste Bekanntschaft seines Lebens, die mit Ezra Cornell.

Von Jugend auf schien White das Verdienst um bessere Institutionen das schönste dauerndste Verdienst eines Menschenlebens. Seit seiner Rückkehr von Europa wollte er sich ein solches durch Hebung der Bildung, wenn möglich durch Errichtung einer neuen Universität nach mehr europäischem Muster erwerben. Der reiche Senator Ezra Cornell bot ihm jetzt dazu die Möglichkeit. Unter den größten Schwierigkeiten, der Feindschaft von mehr als 20 Sectarian Colleges zum Trotz, wird die Gründung der neuen Universität, der Cornell University, durchgesetzt. White wird ihr erster Präsident und entfaltet in zwanzig

Jahren eine staunenswerte organisatorische Tätigkeit. Er macht mehrere Studienreisen durch Europa, besichtigt Universitäten und technische Hochschulen, Institute und Laboratorien, kauft Einrichtungen für solche und Bibliotheken auf und gewinnt einheimische und europäische Professoren von Ruf, wie Agassiz, Lowell, Curtis und Goldwin Smith. Er bricht mit der mechanischen Lehrmethode der Colleges, läßt den Studenten in der Wahl ihrer Studienkurse mehr Freiheit, läßt Frauen zum Studium zu, und sorgt vor allem für freie Vorlesungen ohne Anknüpfung an ein Lehrbuch. Und so bedeutet die Entwicklung der Cornell University tatsächlich eine wichtige Etappe in der Entwicklung des Sectarian College zur modernen Universität. Dem rückwärts schauenden Blicke des Greises aber erscheinen noch heute diese Jahre bis 1885, wo er die Präsidentschaft niederlegte, als die schönsten seines Lebens.

Gegen Ende dieser Periode mehren sich dann politische Missionen. Freilich für politische rough-and-tumbles, für politische Katzbalgereien war er nach eigener Aussage nicht geschaffen. Dagegen erringt er als Diplomat fortan seine Verdienste. 1871 ist er ein Mitglied der Kommission, die über die Einverleibung von San Domingo an Ort und Stelle Material sammeln sollte. 1878 weilt er in Paris mit halbamtlichem Charakter zur Weltausstellung. 1879—1881 ist er Gesandter in Berlin, 1892—1894 in St. Petersburg. 1895 bis 1896 ist er Mitglied der Venezuela-Kommission, die über die Grenzstreitigkeiten zwischen England und Venezuela entscheiden sollte. 1897—1903 ist er Botschafter in Berlin, wo er viel für die Anbahnung ruhigerer Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gewirkt hat, und schließlich ist er auf dem Friedenskongresse im Haag, an dem er als Vorsitzender der amerikanischen Delegierten teilnahm, für die Idee eines Internationalen Schiedsgerichtes mit Erfolg tätig gewesen. Über all dies geben die vorliegenden Erinnerungen reichen Aufschluß.

An seinem 70. Geburtstage hat White seinen Posten als Botschafter niedergelegt, um fortan nur der Wissenschaft zu leben. Er ist seit 1902 Ehrenmitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin und Ehrendoktor der Universitäten Oxford und St. Andrews.

Wenn man seine Werke überblickt, so fällt viererlei vor allem auf. Erstens: ihr weiter Umfang. Es sind Vorlesungen über Geschichte der europäischen Völker, über allgemeine Kulturgeschichte, Werke über die

Geschichte der Wissenschaft, Abhandlungen über Zeitfragen auf dem Gebiete der Erziehung, der Gesetzgebung, der Verwaltung, Abhandlungen über Kunst, Literatur, Charakteristiken von Zeitgenossen und anderes mehr. Zweitens: ein Instinkt für eine glückliche Wahl des Themas. Die Materialsammlung, die der Student in den fünfziger Jahren zu dem Werke „Paper Money Inflation in France" veranstaltete, dient noch 1896 als Kampfmittel gegen Bryans Präsidentschaftskandidatur! Drittens: ein unbekümmertes Sichheranwagen an Riesenthemen wie zu einer ersten Eroberung im Großen. Und viertens: ein Optimismus, ein fester Glaube an den Fortschritt in der Welt. Diese beiden letzten Punkte sind charakteristische Eigenschaften des Amerikaners.

Nun hat er selbst das Wort.

Als Attaché in St. Petersburg
1854–1855

Schon als ich Student in Yale war, veranlaßte mich mein Lieblingsstudium, die Geschichte und meine allerdings noch ziemlich dürftige Beschäftigung mit dem Völkerrechte mein Interesse ganz besonders auf die diplomatischen Beziehungen der modernen Staaten untereinander zu lenken. Freilich kam es mir nie in den Sinn, daß ich jemals damit praktisch zu tun haben würde.

Nach meiner Promotion kehrte ich nach New Haven zurück, wo ich mich namentlich dem Studium der modernen Sprachen widmen wollte, als Vorbereitung für die in Aussicht stehenden Reisen und historischen Studien im Auslande. Da bemerkte ich eines Tages von meinem Fenster in North-College aus, wie mein Freund Gilman, der damals um einen Grad weiter gediehen war, als ich und in der Folge Präsident der John Hopkins-Universität und der Carnegie-Institution wurde, in größter Eile daher lief. Als ich ihn begrüßte, teilte er mir mit, Gouverneur Seymour aus Connecticut, der für Rußland bestimmte neue Gesandte, hätte ihn aufgefordert, ihn als Attaché dorthin zu begleiten; er vermute, auch mir würde eine ähnliche Aufforderung zukommen.

Da ich einige Bedenken hatte, so beschloß ich, meinen Vater in New York zu Rate zu ziehen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß in dem Wagen des Zuges, den ich benutzte, sich der Gouverneur befand, und neben ihm der einzige noch freie Platz war. Ich hatte Herrn Seymour noch nie gesehen, ausgenommen bei meiner Promotion vor drei Monaten auf der Rednerbühne. Als ich mich ihm vorstellte, äußerte er sich jedoch sehr freundlich über meine Dissertation, obgleich er für die Sklaverei, ich aber dagegen war. Er plauderte des weiteren noch auf das liebenswürdigste über verschiedene andere Dinge und machte mir, als wir uns in New York trennten, in so freundschaftlicher Weise den Vorschlag, ihn nach Rußland zu begleiten, daß ich mich sofort entschloß, Folge zu leisten und meinen Vater nur noch von dieser meiner festen Absicht in Kenntnis zu setzen hatte.

Am 10. Dezember 1853 schiffte ich mich mit Gilman nach England

ein. Wir wollten in London die Ankunft Seymours abwarten, der sich noch im letzten Augenblick entschlossen hatte, Washington erst zu verlassen, sobald seine Ernennung vom Senat bestätigt wäre. Diese Verzögerung erwies sich für mich als besonders glücklich, da sich mir infolgedessen die Gelegenheit bot, einige interessante Leute kennen zu lernen. Vor allen Dingen Herrn Buchanan, der früher den Gesandtenposten in Rußland bekleidet hatte und damals Gesandter am Hofe von St. James war. Bei einem Diner, das ihm zu Ehren bei Herrn George Peabody, einem Bankier, stattfand, lernte ich ihn als einen der zwei oder drei besten Redner, die ich je gehört habe, hochschätzen. Ein oder zwei Tage zuvor hatten unser Gesandter in Spanien, Herr Soulé, und sein Sohn, jeder ein Duell ausgefochten. Der eine mit dem französischen Gesandten Marquis de Turgot, der andere mit dem Herzog von Alba, wegen einer absichtlichen Unhöflichkeit gegen Fräulein Soulé. Dieses Ereignis beherrschte die Unterhaltung, und Herrn Buchanans Erinnerungen an die Duelle, welche er, seitdem er im öffentlichen Leben stand, erlebt hatte, sind mir im Gedächtnis haften geblieben als das Interessanteste, was ich je zu hören bekommen habe.

Gleich nach der Ankunft Seymours gingen wir nach Paris, wo ich mich in der Familie eines französischen Professors häuslich niederließ, indes der übrige Teil der Gesellschaft nach Petersburg weiter reiste. Ich wollte Vorlesungen über Geschichte und Verwandtes hören, um mir dabei die für den Attachédienst notwendige Geläufigkeit im Französischen zu erwerben, mir auch sonst ausgedehntere Kenntnisse für spätere Aufgaben anzueignen.

Beinahe ein Jahr hatte ich in Frankreich verlebt, da erhielt ich von Seymour eine ernstliche Mahnung, mich noch vor Ablauf des Winters in Rußland einzustellen. So verließ ich denn Paris ungefähr Mitte Oktober 1854 und nahm meinen Weg über Berlin. Damals gab es jenseits der Ostgrenze Preußens noch keine Eisenbahnen, und während des Krimkrieges war es der Blockade wegen nicht möglich, Rußland zur See zu erreichen. Infolgedessen mußte ich nach dem Betreten des russischen Reiches sieben Tage und sieben Nächte ununterbrochen in der Postkutsche zubringen.

Bei meiner Ankunft in der russischen Hauptstadt begrüßte mich unser Gesandter auf das herzlichste und verschaffte mir sogleich alle Vergünstigungen, die er selbst dort genoß. Blicke ich nun auf diese Zeit zurück, so scheint mir dieses Leben unter seinem Dache, das beinahe ein Jahr währte, von größtem Wert für meine Entwicklung. Ein Attachéposten der damaligen Zeit bot in vieler Hinsicht große Vorteile und in keiner einzigen Nachteile. Leider wurde dieser Posten

durch einen Kongreßbeschluß später abgeschafft, weil gewisse Persönlichkeiten ihre Vorrechte mißbraucht hatten. Nicht ich allein bin der Ansicht, daß mit der Wiederernennung von Attachés dem Lande gute Dienste geleistet werden könnten; auch einer der vorzüglichsten Staatssekretäre, die unser Vaterland besessen hat, Herr Hamilton Fish, sprach mir einst sein tiefes Bedauern über die Abschaffung dieses Postens aus.

Die damaligen Attachés waren junge Leute mit ausreichenden Mitteln und wurden gewöhnlich von einer der ersten Universitäten dazu ausersehen, dem Gesandten als Stütze zu dienen, ohne irgendwelches andere Entgelt, als die Möglichkeit, das Leben kennen zu lernen und die Einrichtungen des Landes zu studieren, bei dem der Gesandte beglaubigt war. Die Pflichten eines Attachés bestanden darin, den Gesandten bei Informationen zu unterstützen, die Korrespondenz zu führen und im allgemeinen Geschäfte der Gesandtschaft zu erledigen. Dem Wesen nach war er ein Hilfssekretär der Gesandtschaft. Ein Teil meiner Pflichten bestand darin, als Dolmetscher zu dienen. Als solcher mußte ich den Gesandten stets zu den Konferenzen mit seinen Kollegen wie mit den Ministern des russischen Reiches begleiten, bei Hofe erscheinen und auch bei zeremoniellen Empfängen zugegen sein. Natürlich war das für mich äußerst interessant. In der Zeit, die mir meine mannigfachen Pflichten frei ließen, gestattete man mir bereitwilligst, alle irgend erreichbaren Werke über Rußland und über russische Geschichte zu studieren. Die neuere Geschichte gewann für mich besonders dadurch an Interesse, daß die Männer, welche darin eine Rolle gespielt hatten, z. T. noch auf der Bühne des Lebens standen. So hatte ich einst bei einer Verhandlung meinen Platz neben einem alten General, dem das Sitzen gestattet war, während alle übrigen Anwesenden stehen mußten. Später erfuhr ich, dieser General wäre einer der wenigen Überlebenden von 1812, die in Moskau eine Hauptrolle bei dem Anschlag gegen Napoleon gespielt hätten.

Es war die Zeit des Krimkrieges, und auf unserer Gesandtschaft gab es die beste Gelegenheit, nicht nur die russische Gesellschaft zu beobachten, sondern auch den Kampf, den damals Großbritannien, Frankreich und die Türkei gegen Rußland führten.

Die Hauptpflichten des amerikanischen Vertreters bestanden darin, seine Regierung auf dem Laufenden zu erhalten, die Interessen seiner Landsleute zu wahren und die von alters her freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten zu pflegen und zu entwickeln. Eine ganze Reihe tüchtiger amerikanischer Gesandten hatten dazu beigetragen, diese Beziehungen ins Leben zu rufen.

Unter ihnen waren zwei, die in der Folge Präsidenten der Vereinigten Staaten wurden: — John Quincy Adams und James Buchanan —; ferner George Mifflin Dallas, später Vizepräsident, John Randolf of Roanoke und eine ganze Reihe anderer Männer, die für die Geschichte unseres Landes kaum weniger bedeutsam sind. Glücklicherweise waren beide Nationen ihrer Natur nach zu friedlichen Beziehungen geneigt, denn es bestanden keine widerstrebenden Interessen. Daher lag der Kurs, den der Gesandte einzuschlagen hatte, ganz offen da: Er mußte seine Regierung vor jeder Einmischung behüten, und sich bemühen, die beiden Länder fester miteinander zu verknüpfen. Unserem Gesandten gelang beides ganz vortrefflich. Seine Beziehungen zu den Leitern des russischen Reiches, vom Kaiser an, waren so vorzüglich, als man sie nur wünschen konnte. Es ist ihm und solchen, die ihm ebenbürtig waren, zu verdanken, daß in der Folge, während unseres Bürgerkrieges, Rußland uns Sympathien bewies, die möglicherweise dazu beigetragen haben, die westeuropäischen Mächte an der Unterstützung der südlichen Staaten zu hindern. Gewissermaßen ist auch die Abtretung Alaskas auf die zu jener Zeit entstandene Sympathie zurückzuführen. Diese Abtretung hat sich für uns als sehr vorteilhaft bewährt, trotz der hinkenden und ungenügenden Verwaltung dieses entlegenen Bezirks.

Der Zar Nikolaus I. war eine äußerst imposante Persönlichkeit, und es wurde allgemein behauptet, er wäre das personifizierte Ideal des Mannes schlechthin, ein Vorbild aller die menschliche Sprache redenden Geschöpfe Europas. Bei Hofe, wenn die Vertreter der ganzen Welt die weiten hohen Räume füllten, oder bei den großen Truppenbesichtigungen, fiel seine majestätische Erscheinung ganz besonders auf. Wie ich ihn kurz vor seinem Tode in seinem Schlitten militärisch grüßend an mir vorüberfahren sah, bot er ein Bild, das sich meinem Gedächtnis fest eingeprägt hat.

Auch im Tode verließ ihn die Majestät nicht. Im Frühling des Jahres 1855 fiel er ganz plötzlich einer Lungenentzündung zum Opfer. Der verhängnisvolle Ausgang der Krankheit ist sicherlich der Niedergeschlagenheit zuzuschreiben, welche die Mißerfolge des tollkühnen Krieges in ihm erzeugt hatten. Ein oder zwei Tage darauf wohnte ich gemeinsam mit unserem Gesandten der Vorstellung des diplomatischen Korps vor dem neuen Kaiser Alexander II. bei. Es war eine eindrucksvolle Szene. Nachdem die fremdländischen Vertreter im Halbkreise aufgestellt worden waren, ihre Sekretäre und Attachés ihnen zur Seite, öffneten sich die großen Türflügel und der junge Kaiser, gefolgt von seinem Minister des Äußeren, dem Grafen Nesselrode, trat in den

Saal. Seine Wangen benetzten Tränen, und seine Ansprache verriet seine tiefe Erregung. Er erklärte, es sei nicht Rußlands Schuld, daß die heilige Allianz von 1815 gebrochen wurde. Aber, trotzdem er den Frieden ersehne, werde er, wenn die auf dem bevorstehenden Pariser Kongreß von den Westmächten aufzustellenden Bedingungen mit Rußlands Ehre unvereinbar sein sollten, sich selbst an die Spitze seines getreuen Landes stellen, sich nach Sibirien zurückziehen, ja, eher sterben, als sich ergeben.

Nun folgte eine sehr überraschende Szene. Rußland hatte von Österreich, dessen Vernichtung es sieben Jahre vorher, während der österreichisch-ungarischen Revolution, verhütet, als Beweis einer ganz selbstverständlichen Dankbarkeit wenigstens eine gewisse Neutralität erwartet. Nun hatte aber die Dankespflicht Österreich nicht gehindert, sich heimlich mit den Westmächten in Verbindung zu setzen. Darum wandte der Kaiser sich im Laufe seiner Ansprache plötzlich mit äußerster Schärfe an den Vertreter Österreichs, den Grafen Esterhazy, wies auf die Undankbarkeit seiner Regierung hin und sprach von Rußlands Recht auf eine anders geartete Wiedervergeltung. Während der ganzen Dauer dieser Zwischenrede bohrten sich die Blicke des Kaisers unverwandt in die Augen des Österreichers, und seine Redeweise glich in vieler Hinsicht der, welcher der Vorsteher einer Schule sich bedient, wenn er einen Schuljungen auf einer Missetat ertappt. Nach Schluß dieser Zwischenrede erlebte ich das köstlichste Beispiel diplomatischen Verhaltens, das mir je begegnet ist: Der österreichische Gesandte, der vom ersten bis zum letzten Augenblick dem Zaren, ohne das geringste Zeichen irgend welcher Erregung, gerade in die Augen geschaut hatte, verbeugte sich feierlich und respektvoll, mit äußerster Grandezza und stand dann so teilnahmslos da, als wären nicht Worte gefallen, die, wie es sich später zeigte, einen Umschwung in den alten Beziehungen zweier benachbarter Großmächte und eine Verbitterung hervorriefen, welche die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts angedauert hat und sich möglicherweise noch in das 20. Jahrhundert hinüberziehen wird.

Da ich die Bedeutung dieser Rede für den voraussichtlichen Kurs des Kaiser für sehr aufschlußreich hielt, beschloß ich, sie meinem Gedächtnisse fest einzuprägen. War mein Wortgedächtnis gewöhnlich auch nicht besonders zuverlässig, so konnte ich dieses Mal doch nach meiner Rückkehr in unsere Gesandtschaft den Inhalt der Rede Wort für Wort aufschreiben. In dieser Gestalt wurde sie unserem Staatsministerium übersandt, wo ich sie vor einigen Jahren bei der Durchsicht von Papieren wiederfand.

Gleich nach der Vorstellung begab sich das diplomatische Korps

in den Raum, in welchem die Leiche Nikolaus I. aufgebahrt lag. Rings um den Sarg hatte man die juwelengeschmückten Kreuze und Orden aufgehäuft, die ihm die verschiedensten Monarchen der Welt verliehen hatten. Mitten darunter die Kronen und Zepter aller der Länder, die ihm untertan waren, darunter Sibirien, Astrachan, Kasan, Polen und die Krim, obenan aber die große Krone und das Zepter des Reiches. Zu Füßen des Sarges verrichteten zwei Mönche Gebete für den Verstorbenen. Des Kaisers Züge und seine Gestalt waren unverändert edel und unbesiegt.

Das Leichenbegängnis hat sich meinem Gedächtnis fest eingeprägt, als der imposanteste Aufzug, den ich je erlebt habe. Als der Sarg von dem Winterpalais nach der Festungskirche gebracht wurde, standen auf einer Strecke von fünf Meilen auf jeder Seite des Weges dicht zwei Glieder Militär. Vor der Leiche her trugen Hofmarschälle die Kronen und Reichsinsignien, deren Abschluß die große Reichskrone, der Reichsapfel und das Zepter bildeten. Unzählige Juwelen und vor allen Dingen der Orloffdiamant, der an der Spitze des Zepters funkelte, blitzten und leuchteten in der winterlichen Morgensonne und ihr Flimmern überstrahlte die ganze weite Strecke des Weges. Hinter der Leiche her schritten Kaiser Alexander und die männlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Die Bestattung fand einige Tage später statt in der St. Peter-Paulskirche auf der dem Winterpalais beinahe gegenüber gelegenen Newainsel. Auch diese Zeremonie war großartig. Von den vier größten Kathedralen des Reiches hatte man einen Sängerchor zusammengestellt, der alles übertraf, was man sich in dieser Beziehung erträumen konnte. Als der erste Teil der Feier vorüber war, hoben der Kaiser und seine Brüder den Leichnam ihres Vaters aus dem Sarge, hüllten ihn in ein golddurchwirktes Leichentuch und trugen ihn bis an das Grab, das ihm neben Peter dem Großen, an der rechten Seite des Hochaltars, bereitet war. Während man ihn dort zur ewigen Ruhe bettete und ein herrlicher Gesang uns umflutete, ließen plötzlich die Kanonen der Peter-Paulsfestung und der rund um die Kirche aufgestellten Batterien ihre dröhnende Schlachtenmusik erschallen, so daß der ganze Bau in seinen Festen zu beben schien. Es war tief ergreifend.

Zu den Persönlichkeiten, mit denen ich in Amtsgeschäften zu unterhandeln hatte, gehörte auch der Premierminister von Rußland, der Minister des Äußern Graf Nesselrode. Er war zu jener Zeit der angesehenste Diplomat der Welt und, da er gleich Talleyrand, Metternich und ihren Zeitgenossen an dem Wiener Kongreß teilgenommen hatte, jetzt der einzig Überlebende von all den großen Diplomaten der napo-

leoniſchen Zeit. Er empfing mich auf das Liebenswürdigſte und ſagte: „Sie ſtehen am Anfang Ihrer diplomatiſchen Laufbahn?“ Ich entgegnete ihm, ich könnte meine Laufbahn kaum unter günſtigeren Auſpizien beginnen, als indem ich die Bekanntſchaft des Neſtors der Diplomatie machte, oder ähnliche Worte desſelben Sinnes. Dies ſchien ſeinen Beifall zu finden. Wo ich ihn ſpäterhin auch treffen mochte, ſtets begegnete er mir mit der größten Herzlichkeit, immer bereit, alles in ſeiner Macht Stehende aufzubieten, um die günſtigen Beziehungen zwiſchen den beiden Reichen zu fördern.

Die amerikaniſche Kolonie war in jenen Tagen in Rußland nur klein und zugereiſte Gäſte waren eine Seltenheit; aber einige brachten uns neues Leben. Wohl der intereſſanteſte war der Beſuch des Colonel Samuel Colt of Hartford, des Erfinders des Revolvers, der ſeinen Namen trägt, und ſeines Begleiters Dickerſon, eines vorzüglichen Kenners der techniſchen Wiſſenſchaften und des Patentrechts. Sie waren in der Hoffnung nach Rußland gekommen, mit dem Staate einen Vertrag über Lieferung verbeſſerter Waffen abſchließen zu können, mit denen die Verbündeten in der Krim ſchon einen Verſuch gemacht hatten; aber die ſchwerfällige Art der ruſſiſchen Behörden vereitelte alle ihre Bemühungen. Auf alle Vorſtellungen über die Wichtigkeit vervollkommneter Waffen antwortete man: „Unſere Soldaten ſind zu einfältig, um ſich einer anderen Waffe als des alten braunen Brecheiſens zu bedienen.“ Die Folge war, daß die ruſſiſchen Soldaten zu Tauſenden hingeopfert wurden; die Minderwertigkeit ihrer Waffen war die Haupturſache ihrer endgültigen Niederlage. Daß man berechtigt geweſen wäre, etwas Anderes und Beſſeres zu erwarten, wurde uns eines Tages ganz klar, als ich den beiden Herren die Sammlung der kaiſerlichen Eremitage, welche an das Winterpalais ſtößt, zeigte. Nachdem wir die Kunſtſammlungen beſichtigt hatten, gelangten wir in den Raum, in dem die Reliquien Peters des Großen aufbewahrt werden, ferner verſchiedene Arten von Maſchinen, die für ihn von Mechanikern angefertigt worden waren, welche er aus Holland und anderen weſtlichen Staaten verſchrieben hatte. Dieſe Maſchinen waren damals nicht in Käſten verſchloſſen, wie heute, ſondern ringsum an den Wänden aufgeſtellt und bequem zugänglich. Plötzlich hörte ich Herrn Dickerſon mit lauter Stimme rufen: „Großer Gott! Sam, kommen Sie her! Sehen Sie doch nur dieſes an!“ Er wies uns eine Drehbank für geſchweifte Formen und eine andere, mit der man Reliefs kopieren konnte. Die Probearbeiten befanden ſich noch in den Maſchinen. „Sehen Sie nur“, ſagte er, „dieſes iſt Blanchards Drehbank, die er vor kurzem erfunden; unſere Regierung benutzt ſie dazu, Flintenkolben zu drehen, und ſie wiegt

ein Vermögen auf. Nun schauen Sie sich einmal die Reliefs in der anderen Maschine an, das ist genau die Maschine, die neuerdings erfunden wurde, um Skulpturen zu kopieren, die Maschine, welche augenblicklich in Paris so viel Aufsehen erregt."

Diese Maschinen hatten dort in der Galerie, jedermann zugänglich, schon seit Peters des Großen Tode gestanden — seit zweihundert Jahren — und kein menschliches Wesen schien sich jemals nur die Mühe genommen zu haben, sie auf ihren Wert zu prüfen.

Es kamen aber auch amerikanische Gäste ganz anderen Schlages, und es war keine ganz leichte Aufgabe für unseren Gesandten, seine hitzköpfigen Mitbürger davon zurückzuhalten, unser Vaterland mit den streitenden Mächten in Konflikt zu bringen. Eine ansehnliche Partei in den Vereinigten Staaten sympathisierte mit Rußland und suchte ihm im geheimen, wenn nicht gar ganz öffentlich, beizustehen. Diese Sympathien betätigten sich am stärksten in den südlichen Staaten und unter den Anhängern der Sklaverei in den nördlichen Distrikten. Hauptagitator in Rußland war ein gewisser Cottman aus New Orleans, und die Hauptursache der Agitation die alte Abneigung gegen Großbritannien. Fanatische Anhänger der Sklaverei meinten, es bestehe ein gewisses Band zwischen ihrer Partei und Rußland, weil die amerikanische Republik den Segen der Sklaverei und das russische Reich den der Leibeigenschaft genieße. Freilich wären diese Sympathien sehr ins Schwanken geraten, hätten die Leute gewußt, daß Alexander II. gerade damals mit Plänen umging, die Leibeigenschaft innerhalb der Grenzen seines ganzen Reiches aufzuheben. So wie sie aber die Dinge kannten, war ihre Bewunderung für Rußland rückhaltlos. Sie brachten sogar den am Ruder stehenden Russen die Überzeugung bei, es würde leicht sein, Amerika für Rußlands Angelegenheiten so weit zu interessieren, daß es ihnen mit Waffen, Truppen und Schiffen zu Hilfe käme.

Das machte die Pflichten eines amerikanischen Gesandten bisweilen sehr schwierig; mußte er Rußland gegenüber als Freund auftreten, so hatte er anderseits die Bestrebungen übereifriger amerikanischer Anwälte abzuwehren und zu vereiteln. Russische Agitatoren hatten eine Anzahl junger amerikanischer Ärzte und Chirurgen, die in Paris studierten, für die russische Armee angeworben. Diese wurden gut bezahlt und schnell befördert, in der Hoffnung, so die amerikanischen Interessen für die russischen Angelegenheiten zu kräftigen. Die Bevorzugung der Amerikaner erregte naturgemäß den Haß der russischen Chirurgen. Infolgedessen behandelten sie viele unserer jungen Landsleute schlecht, einige büßten sogar ihr Leben ein, und unserer Gesandtschaft lag die Pflicht ob, die Überlebenden aus dieser drückenden Lage zu befreien.

Mehr als einmal erblickte ich Tränen in den Augen Seymours, wenn ich mit ihm von einer Unterredung mit dem Kriegsminister heimkehrte und wir dort von dem Tode eines dieser jungen Männer gehört hatten, den er während seines Aufenthaltes in Petersburg in sein Herz geschlossen.

Der Krieg lockte auch eine große Anzahl amerikanischer Abenteurer herbei, z. T. die seltsamsten Köpfe, deren Pläne darin gipfelten, Rußland zum Siege über die westlichen Mächte zu verhelfen. Dazu boten sie alle möglichen geheimen Künste auf. Die Anstrengungen des Gesandten und seiner Untergebenen, diesen Herren untereinander und in ihrem Auftreten der russischen Obrigkeit gegenüber die schicklichen Grenzen zu weisen, waren bisweilen sehr groß. Eines Tages waren die obersten Vorgesetzten der russischen Armee unter den größten Schwierigkeiten zusammengetrommelt worden, um der Probe einer neuen amerikanischen artilleristischen Erfindung beizuwohnen. Es stellte sich jedoch heraus, daß ein Konkurrent des Erfinders den wichtigsten Teil des Geschützes gestohlen hatte, sodaß ein jämmerlicher Mißerfolg zustande kam, der viel Verdruß bereitete. Einer dieser Amerikaner, mit vortrefflichen Empfehlungen versehen und als Landwehroffizier von dem Gouverneur der westlichen Staaten entsandt, war im Besitz der vollständigen Uniform eines Generalmajors. Anfänglich zauderte er, sich in vollen Staat zu werfen. Er versuchte daher einen Entwicklungsprozeß, begann mit einem Teil seiner Uniform und fügte, je mehr seinem Mute die Flügel wuchsen, ein Stück nach dem anderen hinzu. Während dieses Prozesses sah man ihn in Petersburg als Spaßvogel an und trieb Kurzweil mit ihm; später jedoch, als er sich zu vollem Wichs emporgeschwungen hatte, erregte er Ärgernis. Die Posten vor den über die ganze Stadt verstreuten Wachen rufen, sobald sie einen General sehen, die ganze Wache heraus. Damit brachte uns unser Landsmann oft in Ungelegenheiten. Wurde eine Schildwache seiner wunderbaren Epauletten auch nur von Weitem ansichtig, so rief sie sofort die Wache heraus. Zum Entzücken unseres Freundes wurde dann das Gewehr präsentiert und auf der Trommel der Wirbel geschlagen. Die Generäle und auch die Mannschaften des russischen Heeres waren darüber entrüstet, weil sie zu einem Mummenschanz herabgewürdigt wurden und wider Willen Rollen wie in einer komischen Oper spielen mußten.

Noch ein anderes Beispiel ist sehr interessant. Ein Bezirksvorsteher aus New York, groß, ungehobelt und von roſiger Gesichtsfarbe, war für eine amerikanische Hinterlader-Gesellschaft als Agent herüber gekommen und hatte Waffen über die Grenzen geschmuggelt. In Petersburg wurde er dem Kaiser vorgestellt, erhielt ein ehrenvolles Schreiben und wurde

der Führung zweier Adjutanten anvertraut, die ihn und seine Gattin in Hofequipagen umherführten, um ihnen die Sehenswürdigkeiten der russischen Residenz zu zeigen. Zum Schluß seines Aufenthaltes drängte es ihn, sich für diese Höflichkeit erkenntlich zu zeigen; er lud daher die beiden Offiziere zu einem Diner in sein Hotel ein. Unser Gesandter lehnte die Einladung ab, gestattete aber dem Sekretär und mir sie anzunehmen, und wir machten gern davon Gebrauch. Im Hotel setzten wir uns alsbald an die herrlich geschmückte Tafel. Die Frau unseres Gastgebers saß an der Spitze, zu ihrer Rechten einer der russischen Beamten in strahlender Uniform; am anderen Ende hatte unser Wirt Platz genommen, rechts von ihm der andere Russe, ebenfalls glänzend uniformiert. Neben dem ersten Offizier saß unser Sekretär und mein Platz war neben dem anderen. Das Diner verlief äußerst glänzend; man sprach englisch und alle waren sehr vergnügt. Als die Tafel zu Ende ging, wurde unser Wirt, der vielleicht mehr Wein zu sich genommen hatte, als er gewöhnt war, sehr mitteilsam. Das Gespräch kam zum Unglück auf persönlichen Mut. Er sprach von seinen Erfahrungen als stellvertretender Sheriff von New York und erzählte: „Als jene Flußpiraten, die im Newyorker Hafen einen Seemann ermordeten, gehängt werden sollten, hatte der Sheriff der Grafschaft nicht den Mut, das Urteil zu vollstrecken und gab mir den Auftrag, sie aufzuhängen. Mir war das Geschäft außerordentlich zuwider; ich bereitete jedoch alles vor, und als die Zeit herannahte, nahm ich ein extra starkes Glas Kognak zu mir, schnitt den Strick durch und oben baumelten sie."

Die beiden Russen fuhren bestürzt auf. Trotz aller Höflichkeit waren sie nicht imstande, ihr Entsetzen zu verbergen. Schrecken über Schrecken! Sie hatten mit einem Henkersknecht zu Tafel gesessen! Außer dem demütigenden Gefühl einer solchen Kameradschaft verdoppelte der Aberglaube ihre Qual. Es herrschte Totenstille. Ich war der Erste, der diese brach, indem ich meinem russischen Tischnachbar eine Erklärung zu geben versuchte: „Es ist Ihnen vielleicht unbekannt, Sir, daß im Staate New York die Hinrichtung nach dem Gesetz für einen so feierlichen Akt gilt, daß wir damit nur die obersten Beamten der Grafschaft, unsere Sheriffs, betrauen und sie keinem Henker oder Scharfrichter überlassen." Er blickte mich, als ich ihm diese wahrheitgetreue Erklärung gab, mit ernster Miene an und brachte dann nach einer feierlichen Pause mit unsicherer, schreckengelähmter Stimme die Worte heraus: „Merçi bien, Monsieur." Die Heiterkeit wurde dadurch aber doch nicht wieder hergestellt. Die Stimmung war und blieb gedämpft. Beim nächsten passenden Moment empfahlen sich die Herren Offiziere,

und sicherlich haben sie noch lange Zeit diesem Vorfall als einem bösen Omen jedes Mißgeschick zugeschrieben, das ihnen widerfuhr.

Kaum weniger belustigend ist noch ein anderer Fall, in welchem dieser Landsmann, der nicht leicht zum Schweigen zu bringen war, eine Rolle spielte. In der Absicht, wieder nach Amerika zurückzukehren, sicherte er sich, weil die Blockade noch in Kraft war, einen Platz in der Postkutsche für die sieben Tage und sieben Nächte andauernde Reise bis an die Grenze. Diese Fahrgelegenheit war sehr gesucht und schwer zu erlangen, da sie buchstäblich die einzige Möglichkeit bot, Rußland zu verlassen.

Da der Amerikaner genötigt war, seinen Paß auf der russischen Behörde für Ausländer visieren zu lassen, ehe er das Reich verlassen durfte, hatte die Gesandtschaft diesen vierzehn Tage vor seiner Abreise der russischen Obrigkeit übersandt. Unter den verschiedensten Ausflüchten wurde der Paß jedoch zurückgehalten, und wir bekamen ihn schließlich nicht zur rechten Zeit. Als die Stunde der Abreise herankam, begab sich unser Landsmann in das Postgebäude, wo er auf seinen Paß wartete. Man hatte ihm versichert, er würde ihn rechtzeitig erhalten, und so gab er sich die größte Mühe, die Abfahrt der Postkutsche hinauszuschieben. Er bestach einen Unterbeamten nach dem anderen, aber schließlich war die Verzögerung so auffallend und die übrigen Passagiere wurden so ungeduldig, daß einer der Oberbeamten auf der Bildfläche erschien und die Abfahrt befahl. Jetzt bekam unser Amerikaner einen Wutanfall und donnerte, damit sämtliche Beamten ihn verstehen sollten, in deutscher und englischer Sprache eine Schmähredе herunter. Diese Schmähredе war auf die russischen Beamten und das russische Reich im allgemeinen gemünzt. Ein großer Zuhörerkreis hatte sich um ihn versammelt, und man rief ihm zu, er solle seinen Hut abnehmen. Infolge dessen drückte er ihn erst recht fest auf, erklärte, er sei Amerikaner und alle Macht Rußlands werde ihn nicht zwingen können, den Hut abzunehmen. Vom Kaiser an bis ganz nach unten hinunter schimpfte er über alles, was russisch war. Die Beamten erklärte er für Lumpengesindel; der einzige Grund, warum er seinen Paß nicht erhalten habe, sei, daß er nicht in dem Maße bestochen habe, als man es von ihm erwartete. Das ganze Reich müsse vernichtet werden; er hoffe, die westlichen Mächte, die es bekriegten, würden das besorgen, und er wäre fest überzeugt, es würde dazu kommen.

Was die Bestechung der Beamten anbelangt, enthielten seine Worte sicherlich viel Wahres; nur schien es erstaunlich, daß die Zuhörerschaft dadurch so gelähmt war und sich durch seine Pose so einschüchtern ließ, daß niemand auf den Gedanken kam, ihn zu verhaften. Es folgte

ein neuer Auftritt. Während die Leute ihn noch ganz bestürzt umstanden, machte er plötzlich Kehrt, trat an seinen Vorratskorb heran, den er für die siebentägige Reise ausgestattet hatte, und begann nun seine Zuhörer, einschließlich des oben angeführten hohen Beamten, mit dem Inhalt zu bombardieren. Butterbrote, Apfelsinen und schließlich sogar gebratene Hühnchen, Tauben und Rebhühner flogen ihnen an die demütig gesenkten Köpfe. Dann drückte der Amerikaner sich den Hut fest in die Stirn und machte sich unbehindert auf den Weg nach der amerikanischen Gesandtschaft. Dort hatte man viele Mühe, seinen Zorn zu dämpfen. Da sein Paß inzwischen angelangt war, machten wir es möglich, ihm eine Extrapost zu verschaffen, und so sagte er dem russischen Reiche Lebewohl.

Solchen Landsleuten gegenüber stets den rechten Kurs zu steuern, war oft sehr schwierig, und ich entsinne mich unzähliger Fälle, die kaum weniger Arbeit machten. Der Aufenthalt jenes stellvertretenden Sheriffs in Petersburg hatte uns noch manche andere Verdrießlichkeit bereitet, so daß eine sorgfältige diplomatische Vermittlung nötig war, um seine Verhaftung zu verhindern. Zum Glück ließ es sich die russische Regierung in dieser Zeit besonders angelegen sein, die freundschaftlichen Beziehungen zu solchen Mächten zu pflegen, mit denen sie nicht in Krieg verwickelt war, und die Behörden waren augenscheinlich angewiesen, Amerikanern mit auserlesener Höflichkeit und Nachsicht zu begegnen.

Eine Probe davon ist mir als ganz besonders auffallend erinnerlich. Unser erster Gesandtschaftssekretär und ich waren am Abend vor dem Osterfeste zur Mitternachtsmesse in die Kasansche Kathedrale gegangen, wo uns ein Ehrenplatz vor der großen silbernen „Ikonostase" angewiesen wurde, direkt vor einer der Türen, die sich zu dem Innern des Allerheiligsten öffnen. Zuerst hielt man den Gottesdienst in der Dunkelheit ab, die nur durch vereinzelte Kerzen, die am Hochaltar brannten, erhellt wurde. Aber als die Turmuhr die Mitternachtstunde verkündete, dröhnten plötzlich Kanonenschüsse, über uns und rund um uns her begann es zu läuten; ein Lichtchen, das am entgegengesetzten Ende der Kathedrale aufflammte, schien nach allen Windrichtungen hin zu schießen, eine Reihe von Flämmchen entzündend, bis alles strahlte und leuchtete, weil jeder Einzelne der Anwesenden eine brennende Kerze in Händen hielt. Nun folgte die Messe, die von einem Bischof und seinen ihm untergeordneten Priestern in prächtigen Gewändern abgehalten wurde. Die Räuchergefäße wurden nicht nur den Geistlichen entgegengeschwenkt, sondern überhaupt jeder Persönlichkeit von irgend welchem Ansehen, und auch wir schienen zu diesen gerechnet zu werden. Plötzlich

trat ein Stillstand ein, Alles verstummte und eine große Verwirrung schien um sich gegriffen zu haben. Dann setzte die Zeremonie von neuem ein, die Räuchergefäße wurden abermals geschwungen und abermals wiederholte sich das Innehalten. Alles schien wie gelähmt. In demselben Augenblick trat ein Herr mit leisen Schritten auf uns zu und flüsterte: „Sie gehören der amerikanischen Gesandtschaft an, meine Herren?" Ich bejahte. Er fuhr fort: „Eine sehr interessante Zeremonie?" Auch hierin stimmte ich ihm bei. Dann fragte er: „Ist es das erste Mal, daß Sie einer solchen beiwohnen?" „Ja", entgegnete ich, „wir sind noch niemals zu Ostern in Rußland gewesen." Er verabschiedete sich sehr feierlich, die Zeremonie begann von neuem, wieder stiegen Wolken von Rosenduft empor und wiederum wurde plötzlich Halt geboten. Derselbe Herr trat abermals auf uns zu, wiederholte dieselben Fragen bis in die geringsten Einzelheiten, erhielt dieselben Antworten und sagte dann mit einer gewissen Verlegenheit: „Dürfte ich Sie wohl um die Liebenswürdigkeit bitten, ein wenig beiseite zu treten? Eine Prozession wartet schon eine ganze Weile hinter der geschlossenen Tür, und auch wir warten sehnlichst darauf, daß sie die Kirche betritt." Sekretär Erving und ich zogen uns schleunigst zurück; es war uns im höchsten Grade peinlich, Schuld daran zu tragen, daß die Zeremonie so lange aufgehalten worden war. Die Tür flog auf und eine glänzende Prozession von Geistlichen mit Kreuzen, Räuchergefäßen, Lichtern und Bannern trat hervor.

Nicht alle unsere Verdrießlichkeiten waren jedoch unseren Landsleuten zuzuschreiben. Auch Haushaltungsangelegenheiten machten uns zuweilen ernstlich zu schaffen. Der Gesandte war vom Glück ganz besonders begünstigt gewesen: er hatte, ein Fall, der wirklich nur sehr selten eintrifft, ein vollständig möbliertes Haus mit vollständiger Dienerschaft mieten können. Vom dicken Jäger an, der hinten auf dem Schlitten stand, wenn der Gesandte ausfuhr, bis zu dem Jungen, der die Bälge der Orgel trat, auf der ich übte, waren alles Leibeigene und ohne Ausnahme gutgeartete, freundliche und liebenswürdige Menschen. Es gab aber einen furchtbaren Feind — den Wodka. Die Leidenschaft des russischen Bauern für den Kornbranntwein seiner Heimat ist charakteristisch. Die russische Sprache ist voller Diminutiva, welche den Ausdruck der Zärtlichkeit verkörpern. Der Bauer redet seinen Herrn „Batuschka" an, ein zärtliches Diminutivum des Wortes „Vater". Die Herrin des Hauses nennt er „Matuschka", eine liebevolle Variation des russischen Wortes „Mutter". Seinem Lieblingsgetränk hat er einen Namen gegeben, der ein Diminutivum des Wortes „Woda" (Wasser) ist, nämlich „Wodka", was genau übersetzt „liebes kleines Wasser"

heißt. Der Wodka war wirklich unser hartnäckigster Feind und lieferte uns oftmals Beweise seiner Macht. Eines Tages bot er aber sogar Veranlassung dazu, daß unser ganzes Haus in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt wurde.

Als der Gesandte eines Tages in seiner Equipage von einer ausgedehnten amtlichen Besuchsfahrt heimkehrte, rief er die Haushälterin zu sich, eine Frau aus den Baltischen Provinzen, die in einer englischen Familie ganz vorzüglich herangebildet war, und sagte zu ihr: „Annette, ich bestehe darauf, daß Sie den Kutscher Iwan sofort entlassen; ich kann es nicht länger mit ihm aushalten. Heute nachmittag ist er mit mir den Newsky von einem Ende bis zum anderen hinunter mit den Gespannen von Großfürsten und Ministern wie um die Wette gefahren. Was ich auch tat, er war nicht zu bändigen. Er wandte sich einfach zu mir zurück, grinste wie ein Idiot und jagte mit aller Macht darauf los. Es ist das dritte Mal, daß so etwas passiert; zweimal habe ich ihm verziehen, nachdem er mir hoch und teuer versicherte, sich zu bessern, jetzt aber muß er gehen." Annette stimmte dem bei und kam abends nach dem Diner, um dem Gesandten mitzuteilen, Iwan wäre im Begriff zu gehen, wünsche aber sehnlichst um Verzeihung zu bitten und sich verabschieden zu dürfen.

Einigermaßen widerwillig ging der Gesandte hinaus und wir übrigen folgten ihm. Aber er hatte kaum das Vorzimmer betreten, als Iwan, ein großer, dickleibiger Kerl, in einem Kaftan und lang herabwallendem Vollbart, vorstürzte, vor ihm niederkauerte, seine Fußgelenke umspannte, den Kopf auf seine Füße legte und dort murmelnd und stöhnend liegen blieb. Der Gesandte war sehr bestürzt und rief ganz nervös: „Schafft ihn doch fort! schafft ihn doch fort!" Das war jedoch ganz vergeblich. Iwan ließ sich nicht bewegen, seine Stellung aufzugeben. Schließlich ließ der Gesandte sich erweichen und beauftragte Annette, Iwan mitzuteilen, man wollte es noch einmal mit ihm versuchen; verginge er sich jedoch abermals, so würde er zu seinem Besitzer zurückgeschickt werden, ohne eine Gelegenheit, sich zu entschuldigen oder sich zu verabschieden.

Von ganz besonderem Interesse waren für mich die Häuser einiger englischer Bewohner Petersburgs, vor allem das eines Herrn Baird, des Chefs des Eisenwerkes, das seinen Namen führte und in jener Zeit als eines der Wunder Rußlands angesehen wurde. Baird war ein interessanter Charakter. Eines Tages bewunderte ich von den großen herrlichen Vasen, die in seinem Eßzimmer standen, die mittlere, die aus drei silber-oxydierten, mit goldenen Kronen versehenen Adlern zusammengestellt war. Darauf erzählte man mir folgende Geschichte. Als

der Großfürst Alexander, nachmaliger zweiter Kaiser dieses Namens, die Absicht äußerte, dem Petersburger Yachtklub beizutreten, beabsichtigte man sofort einen großartigen Preis zu stiften und es so einzurichten, daß der Großfürst ihn gewinnen mußte. Alle Mitglieder des Klubs waren mit dieser Absicht einverstanden, mit Ausnahme Bairds. „Nein", sagte er, „wenn die Yacht des Großfürsten den Preis gewinnt, mag er sie haben, wenn nicht, so kommt er der siegreichen Yacht zu. Habe ich den Preis gewonnen, so bekomme ich ihn." Man hoffte, er werde sich eines Bessern besinnen; als der Tag jedoch herangekommen und die anderen Yachten abgefallen waren, setzte Baird das Rennen mit dem Großfürsten fort und siegte. Die Folge war, daß er etliche Jahre bei den hohen Beamten der Umgebung des Kaisers in Ungnade stand, eine Ungnade, die ihn sicherlich Unsummen zu stehen kam. Gleichwohl versicherte er stets, es freue ihn ungemein, daß er auf seinem Recht bestanden hätte.

Einmal fügte es sich, daß ich Zeuge eines verdrießlichen Vorfalles an seiner Tafel war. Einer der anwesenden amerikanischen Herren war so taktlos, von der Proklamation der Königin Viktoria in bezug auf alle, die den Feind unterstützten, zu sprechen; es war klar, daß die Worte auf Herrn Baird und sein Eisenwerk hinzielten. Es kam zu einer Szene. Die Damen bekamen beinahe Weinkrämpfe und verwahrten sich gegen die schiefe Lage, in welche die Proklamation sie gebracht hatte. Herr Baird indessen blieb ganz gelassen. Mit überlegener Miene sagte er, daß er selbstverständlich tief bedauere, für einen Verräter an seinem Vaterlande angesehen zu werden, daß sein Vater jedoch zur Zeit der ersten Allianz gegen Napoleon von der russischen Regierung aufgefordert worden wäre, eine Eisenhütte zu gründen, und zwar nicht nur mit Zustimmung der englischen Regierung, sondern sogar unter deren eifriger Befürwortung. Demgemäß hätte das Werk mit dem russischen Staate Verträge abgeschlossen und diese Verträge würden erfüllt werden. Was seine Person beträfe, wäre sein Gewissen vollkommen rein; seine Pflichten lägen offen vor ihm da, und er gedächte sie zu erfüllen.

Bei einer anderen Gelegenheit bekam ich an dieser Tafel eine sehr schlagfertige Antwort zu hören. Man sprach vom Spiritismus, und jemand erzählte eine Geschichte von einem Mann, der in einer unbewohnten Dachkammer, in dem Wohnhause einer alten Familie, sämtliche Garderobestücke, die seit Generationen dort aufgespeichert worden waren, von den Gesimsen und Wandhaken heruntergefallen vorgefunden hatte. Alle diese Kleidungsstücke lagen auf dem Boden in kniender Stellung. Jeder einzelne von uns lauschte der Erzählung

in beklommener Stimmung. Da brach der gute alte Kaplan der englischen Kirche plötzlich das Schweigen mit folgenden Worten: „Muß das eine fromme Familie von Kleidungsstücken gewesen sein!“ Natürlich war der Zauber damit aus.

Es täte mir leid, wenn ich den Anschein erweckt hätte, mein Aufenthalt in der russischen Residenz hätte nur den Zweck gehabt, mir geschäftliche Routine anzueignen und meine gesellschaftlichen Fähigkeiten zu entwickeln. Zu meinem Glück waren die gesellschaftlichen Anforderungen nicht sehr drückend. Der Krimkrieg, der unverändert zu Rußlands Ungunsten andauerte, warf einen Schatten über den Hof und die Stadt und beschränkte die Gelegenheit zu Festen auf das Geringste. Dadurch gewann ich an den langen Winterabenden viel Zeit zum Lesen, und mit Benutzung aller wertvollen Abhandlungen über Rußland, die ich irgendwie auftreiben konnte, arbeitete ich mit der größten Sorgfalt einen ausgedehnten Teil der neueren Geschichte durch. Es fügte sich für mich sehr glücklich, daß ich mit Atkinson, dem englischen Forschungsreisenden in Sibirien, intim bekannt wurde. Er hatte eine Unmenge Mappen voller Skizzen mitgebracht und mit seiner entzückenden kleinen Frau einen großen Anekdotenschatz über Land und Leute und über ihre Erlebnisse gesammelt, so daß es mir zuweilen schien, als wäre ich in Sibirien so zu Hause, als hätte ich dort gelebt. Auch von den Naturschönheiten und der Leistungsfähigkeit der dortigen südlichen Provinzen bekam ich damals einen klaren Begriff. Das Atkinsonsche Ehepaar besaß auch ein Kind, einen Sohn, der in der sibirischen Steppe geboren war, einen prächtigen, aufgeweckten Jungen, der die englische Marinelaufbahn einschlagen sollte. Er führte einen Namen, der, wie ich fürchte, ihm des öfteren zur Last geworden ist. Sein Vater und seine Mutter waren nämlich so begeistert von dem Orte, an dem er geboren wurde, daß sie ihm dessen Namen beilegten: „Alatow-Tam Chiboulak“ *).

Das russische Leben im allgemeinen war, soweit ich es kennen lernte, wenn auch in vieler Hinsicht ungemein anziehend, so doch durchaus nicht heiter. Trotz der Frivolität in den oberen Schichten, und des Fetischismus in den unteren Klassen, hörte man überall, besonders in jener Zeit der Bedrängnis, eine leise Stimme trüber Melancholie durchklingen. Diese Melancholie ist charakteristisch

*) Als ich das Vorstehende geschrieben, hatte ich die Freude, einen Brief Atkinsons zu erhalten, der für einige Zeit den verantwortlichen und interessanten Posten eines Aufsichtsrates des öffentlichen Unterrichtswesens auf den Hawai-Inseln bekleidet, wo sein Sohn, der auf der Universität Michigan promoviert hatte, Sekretär des Gebietes ist.

für alle Russen, vor allen Dingen für den Bauernstand. Selbst bei ihren Unterhaltungen und Vergnügungen herrscht sie vor, und die russischen Lieder und Gesänge sind fast ausnahmslos in Moll gehalten. Die ganze Atmosphäre scheint von einer unbestimmten Furcht vor irgend einer drohenden Gefahr erfüllt zu sein. Trotz des Verbotes der meisten fremdländischen Zeitschriften, trotz der Schwärzungen, welche die freigegebenen Zeitungen verstümmelten, und trotz aller Maßnahmen der Geheimpolizei, jeden ungünstigen Bericht zu unterdrücken, sickerte es doch durch, daß der Krieg in der Krim einen bösen Verlauf nahm. Ein Mißerfolg nach dem anderen wurde bekannt: die Niederlagen an der Alma und bei Inkerman, der Fall Sebastopols und die Vernichtung der russischen Flotte. Zu alledem gesellte sich, wie stets in russischen Kriegen, ein vollständiger Zusammenbruch des Militärintendanturwesens. Überall hörte man über Gaunereien in den höchsten Kreisen raunen und flüstern, bis schließlich die genauesten Einzelheiten bekannt wurden. Man erfuhr, daß Gelder, die für die Bedürfnisse der Armee bestimmt waren, in Homburg an der Spielbank und im Quartier Breda in Paris vergeudet und verjubelt worden waren. Damals schon erwachte in mir die Überzeugung, daß Rußland, so gewaltig es von außen betrachtet erscheint, in seinen inneren Einrichtungen nichts weniger als stark und widerstandsfähig ist. Gar nicht zu reden von den tausenden klar in die Augen springenden Mängeln, die eine Autokratie mit sich bringt, — jenes System, nach welchem ein Mann — und gewöhnlich nicht der begabtesten einer — imstande sein soll, die Gedankenarbeit für ein Volk von hundert Millionen zu bewältigen. War doch auch nirgends das geringste Anzeichen einer kriegerischen Erregung der Nation zu erblicken, wie z. B. im Jahre 1792 in Frankreich gegen Europa, in Deutschland 1813—1815 gegen Frankreich, in Italien 1859 und später gegen Österreich und in Amerika im Bürgerkrieg von 1861. Es gab sicherlich in Rußland viele hochgesinnte Männer, und diese müssen die Sachlage tief empfunden haben; weil aber keine Mittelklasse besteht und die unteren Schichten des Volkes von jeher in stumpfer Unwissenheit erhalten worden waren, so schien es dort keine Macht zu geben, an welcher der Patriotismus eine Stütze finden konnte.

Attaché und Kabinetts-Kurier

im Kriegsjahre 1855

Das Frühjahr des Jahres 1855 gewann dadurch an Interesse, daß die Blockadeflotte sich vor die Mündung der Newa legte. Kurze Zeit, nachdem sie dort eingetroffen, machte ich mich auf, um mir das gewaltige Schauspiel anzusehen. Lange Reihen von gewaltigen Dreimastern, alte Modelle, Engländer und Franzosen lagen quer über dem Finnischen Meerbusen der Festung Kronstadt gegenüber. Hinter den Befestigungen lag die russische Flotte, hilflos und jämmerlich; und doch würde, wie die Vorgänge in unserem Kriege ein halbes Dutzend Jahre später bewiesen, ein ganz geringer Grad von Erfindungsgeist die Russen in Stand gesetzt haben, die feindliche Flotte zu vernichten und einen Seesieg davon zu tragen, wie er in der Neuzeit einzig dagestanden hätte. Hätten sie einfach ein oder zwei von ihren großen Schiffen zu Baird, in das dicht dabei liegende Eisenwerk gebracht, um sie dort mit den die Hülle und Fülle vorrätigen Eisenplatten beschlagen zu lassen, so würde die damit angerichtete Zerstörung der unserer alten Holzfregatten durch den Merrimac bei Norfolk nicht nur gleich gekommen sein, sondern sie bei weitem überflügelt haben. Dieses einfache Verfahren fiel jedoch niemandem ein, und die Flotte der Allierten unter Sir Richard Dundas bot infolgedessen der russischen Kriegsmacht den ganzen Sommer hindurch Trotz.

Die Russen schauten auf die Blockade mit viel philosophischeren Blikken, als auf ihre Niederlagen in der Krim, aber sie benahmen sich dabei ähnlich, wie die kleinen Jungen, wenn sie an größeren Kameraden Rache nehmen wollen: Sie schnitten ihnen Grimassen. Etliche der Karikaturen ihrer Feinde waren ganz besonders gelungen. Hatten doch die Engländer im Laufe des vorhergehenden Jahres reichlich dazu Anlaß und Stoff geboten. Sir Charles Napier, der Befehlshaber der Baltischen Flotte, hatte nämlich auf einem öffentlichen Diner in London seine Zuhörer mit prahlerischen Worten eingeladen, bei ihm in Petersburg zu dinieren; nach Schluß des Sommers war er jedoch von Kronstadt nach England zurückgekehrt, ohne auch nur einen Schimmer von der

Residenz erblickt zu haben. — Ich besitze eine ziemlich beträchtliche Sammlung historischer Karikaturen aller Nationen. Darunter befindet sich aber kaum eine einzige, die der an Geist und Komik gleichkommt, welche Sir Charles auf der Mastspitze einer seiner Fregatten darstellt, wie er mit einem Fernglase bewaffnet, nach den Türmen und Kirchen Petersburgs Ausschau hält. Selbst die besten Leistungen Gillrays oder „H. B's", „Gavarnis" oder „Daumiers", noch die des „Punch" oder des „Kladderadatschs" übertreffen nicht diese Zeichnungen.

Einige andere Versuche der Russen, die nationale Begeisterung aufzufrischen, waren weniger erfolgreich und treffend. Unter den Bauern wurden Unmengen gemeinverständlicher Bilder roher Art in Umlauf gesetzt, welche kirchenschändende, klosterplündernde und priestermordende englische und französische Soldaten darstellten.

Gegen Ende meines Aufenthaltes in Rußland stattete ich in Gesellschaft des ersten Sekretärs der Gesandtschaft, des Herrn Erving, Moskau einen Besuch ab. Heute beansprucht diese Reise zwölf Stunden, damals fünfundzwanzig. Auch war die Fahrt sehr beschwerlich, da es an jeder Vorkehrung zum Schlafen mangelte.

Die alte russische Residenz und vor allem der Kreml fesselten mich ganz ungemein. Aber von all den umfangreichen Sammlungen im Kreml haben nur zwei Dinge meine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Maße in Anspruch genommen. Das eine war eine Statue, die einzige in all den weiten Hallen; es schien mir eine wunderbare dichterische Gerechtigkeit darin zu liegen, daß sie Napoleon I. darstellte. Das andere lieferte den Beweis für die Gefühle Nikolaus I. gegenüber Polen. In einem der großen Räume befand sich ein lebensgroßes Porträt seines älteren Bruders und unmittelbaren Vorgängers, Alexanders I. Ihm zu Füßen, auf den Boden hingeworfen, lag die Konstitution Polens, die er dem Lande verliehen, Nikolaus ihm aber nach einem entsetzlichen Blutbade wieder entzogen hatte. Dicht daneben lag das Szepter Polens mitten auseinander gebrochen.

Ein Besuch der Sperlingsberge, von denen aus Napoleon den ersten Blick auf Moskau und den Kreml geworfen hatte, war auch sehr interessant, aber die Stadt an und für sich, wenn auch malerisch gelegen, enttäuschte mich. Überall sah man Schmutz, Unsauberkeit, Bettelei und Aberglauben. Beispiele für die allgemein herrschende Stumpfheit gab es in Fülle. In einem der Türme des Kreml hatte ein oder zwei Tage vor unserer Ankunft bei Gelegenheit der Bestattung des Kaisers eine Katastrophe stattgefunden. Einige dreißig Mann läuteten die gewaltige Glocke, als diese sich plötzlich von der morschen

Befestigung loslöste und krachend zu Boden stürzte, die Glockenläuter unter sich begrabend und z. T. tötend. Einige traurige Überreste dieses Unglücksfalles wurden uns noch vorgewiesen. Es lag augenscheinlich nur eine grobe Nachlässigkeit vor. Einen anderen Beweis für russische Beamtenwirtschaft sollten wir am eigenen Leibe erfahren. Um unserem Gesandten eine ganz unwichtige Depesche zukommen zu lassen, hatten wir uns auf das Telegraphenamt begeben und händigten sie dort dem diensttuenden Beamten aus. Der steckte eine äußerst wichtige Miene auf, begann eine lange Untersuchung, bestand darauf, unsere vollen Namen zu erfahren, wünschte zu wissen, wie lange wir uns aufzuhalten gedächten, aus welchem Grunde wir die Depesche absendeten usw. usw. Nachdem er alle Fragen gestellt, die ihm nur irgendwie eingefallen waren, teilte er uns voll Wichtigkeit mit, unsere Depesche könne nicht befördert werden, ehe der Bureauchef seine Genehmigung dazu gegeben hätte. Auf unsere Frage, wo wir diesen Herrn antreffen könnten, wies er auf einen dicken Mann in Uniform, der im äußersten Winkel des Zimmers am Ofen saß und eine Zeitung studierte. Auf unsere Bitte, seinen Vorgesetzten in Kenntnis zu setzen, antwortete er, er dürfe ihn nicht stören, und wir könnten doch sehen, daß der Herr beschäftigt wäre. Jetzt riß Erving die Geduld. Er ergriff das Papier, zerriß es in Fetzen und schleuderte sie der Sklavenseele ins Gesicht, worauf wir geräuschvoll das Lokal verließen. Aus unserer Droschke warfen wir noch einen Blick zurück und sahen, daß der Beamte das ganze Bureau zusammengerufen hatte. Das Personal stand vor der Tür versammelt, voran der militärische Vorgesetzte, und alle blickten uns mit einer gewissen Bestürzung nach. Wir waren darauf gefaßt, noch etwas von ihnen zu hören zu bekommen, aber nach reiflicher Überlegung mochten sie wohl zu der Ansicht gekommen sein, es wäre besser, keinen Lärm zu schlagen.

Bei einem Rückblick auf meinen ersten Aufenthalt in Rußland ist es ganz natürlich, daß meine Gedanken des längeren bei seinen beiden Herrschern, Nikolaus I. und Alexander II., verweilen müssen. Nikolaus war ein bedeutender Mann, den nur das immer wieder auftauchende Gespenst der französischen Revolution schreckte. Mannigfache Ursachen hatten ihn zum strengen Reaktionär gemacht. Mußte er nicht stets dessen eingedenk bleiben, daß zwei Zaren — sein Vater und sein Großvater — von der eigenen Familie hingemordet worden waren? Bei seiner Proklamation zum Kaiser wurde er von einer Empörung empfangen, die ihn nötigte: „Durch tiefen Schmutz zu einem Thron zu waten". Eine Empörung, welche den großen Paradeplatz in Petersburg mit dem Blute seiner besten Soldaten tränkte,

zwang ihn, ganze Scharen seiner Edelleute nach Sibirien zu schicken und Männer, die seine Regierungszeit berühmt gemacht hätten, dem Winterpalais gegenüber auf der Festungsmauer hängen zu lassen. Er mußte in Polen einen Aufstand voller Greuel niederkämpfen, der teilweise durch die Roheit seiner Satrapen veranlaßt wurde, hauptsächlich jedoch auf Religionsstreitigkeiten zurückzuführen war. Es kostete ein Blutbad, diesen Aufstand niederzuschlagen, und der Zar sah sich genötigt, die gemäßigte konstitutionelle Freiheit, welche dem Lande von seinem Bruder gewährt worden war, durch einen grausamen Despotismus zu ersetzen. Damit ward Nikolaus für ganz Europa zum fanatischen Apostel der Reaktion; überall sah man in ihm den erbitterten Feind konstitutioneller Freiheit. Die Despoten Europas vergötterten ihn. Als Zeichen seines Ideals hatte er dem König von Preußen und dem bourbonischen König von Neapel die Kopien der beiden Statuen verehrt, die einen Schmuck der Newski-Brücke bilden. Diese Statuen stellen bäumende Rosse dar, die von muskulösen Männergestalten gebändigt werden. Die Berliner mit ihrem unfehlbaren Witz haben der einen den Namen „der gehemmte Fortschritt" und der anderen den Namen „der geförderte Rückschritt" beigelegt. Noch bis auf den heutigen Tag begegnet man in den Palästen jedes Herrschers auf dem Kontinent, ob groß oder klein, Säulen aus sibirischem Porphyr, Schalen aus Jaspis, Vasen aus Malachit, alles Geschenke, mit denen Nikolaus für die Reaktion zu wirken gesucht hatte. Um ihm jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß hier gesagt werden, daß es ein Verbrechen gab, dessen er nicht fähig war, ein Verbrechen, das er nicht zu begehen wagte: den Schwur, Finnland die Freiheit zu erhalten, hat er nicht gebrochen. Das war dem zweiten Nikolaus, der jetzt auf dem russischen Thron sitzt, vorbehalten.

Nikolaus I. imponierte allen durch sein Auftreten, sei es nun auf großen Festen im Winterpalais, sei es bei einer Revue oder auf einer einfachen Schlittenfahrt, oder auch nur zu Fuß auf der Straße. Wann ich ihm auch begegnete, stets drängte sich mir der Gedanke auf, und kein einziges Mal so eindringlich, wie bei der letzten Ausfahrt vor seinem Tode: „In dir ist die Majestät verkörpert, wie noch nie in einem menschlichen Wesen." Von Riesengestalt, mit einem Antlitz, wie man es auf den Münzen der Griechen findet, nur durch einen Schatten moskowitischer Melancholie verschleiert, von vornehmer Haltung, konnte sich doch niemand schlichter benehmen und leutseliger sein als er, in seinem Palaste wie auf der Straße. Das waren noch jene Zeiten, in denen ein russischer Zar allein in jedem Stadtteil und in jeder Stadt seines Reiches spazierenfahren und gehen durfte. Er

liebte es, sich am Newa-Kai Bewegung zu machen und freute sich an der Unterhaltung mit Freunden, denen er begegnete, besonders mit den Mitgliedern des diplomatischen Korps. Die zur Veröffentlichung gelangten Briefe des amerikanischen Gesandten Dallas berichten von zahlreichen solchen Unterredungen.

Die beiden Versprechen, die er auf dem Sterbebette seinem Sohne abgenommen haben soll: er möge die Leibeigenen befreien und Polen niemals eine Konstitution geben, scheinen sehr charakteristisch für das Gemisch guter und schlechter Eigenschaften in ihm.

Die Thronbesteigung seines Sohnes, Alexanders II., brachte sofort einen Umschwung, das fühlten wir alle. Waren auch ihm die hohe Gestalt, die Schönheit und Hoheit der Romanoffs eigen, so besaß er doch nur einen geringen Teil der Majestät und nichts von der unbeugsamen Festigkeit seines Vaters. Bei dem Empfang des diplomatischen Korps, am Tage seiner Thronbesteigung, bewies er dies in reichlichem Maße. Denn trotz der strengen Worte in seiner Rede übten seine Tränen Verrat an ihm. Man begann sofort mit Reformen, Schritt für Schritt freilich, aber alle auf erfreulicher Bahn. Wie sie ausgeführt, wie sie vollständig zu Schanden gemacht wurden, das weiß alle Welt. Von all den gräßlichen Rechenfehlern, von all den Verbrechen, die der Welt so teuer zu stehen kamen, war seine Ermordung das Entsetzlichste.

Die Ermordung Wilhelms von Oranien, Lincolns, Garfields, Carnots, Humberts I. haben den Lauf einer siegreichen Entwicklung nicht zum Stillstand gebracht, die Ermordung Alexanders II. überlieferte Rußland den Händen einer Reaktion, die schlimmer war als je eine zuvor. Sie hat nun beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch geherrscht, und es ist alle Aussicht dafür vorhanden, daß sie sich noch viel länger behaupten wird, es sei denn, daß Rußland durch seine Niederlagen in dem gegenwärtigen japanischen Kriege zu Reformen gezwungen wird. Wenn ich auf jene Tage zurückblicke, so kann ich es mir kaum vorstellen, daß der verrückteste Nihilist oder Anarchist so roh sein konnte, ein solches Verbrechen an einem Manne zu begehen, der so bezaubernd war wie Alexander, und der mit vollen Segeln einen gesegneten Kurs verfolgte. Auch er war in der Zeit meines Aufenthaltes in Petersburg gewohnt, sich ungezwungen unter seinem Volke zu bewegen. Er besuchte sogar öffentliche Vergnügungsorte, und man sah ihn häufig mitten unter dem Publikum auf dem Newa-Kai und auch an anderen Orten. In meinen Erinnerungen an den Haager Kongreß erzählt Graf Münster von einer Unterredung unter ähnlichen Umständen: Der Zar geht auf dem Kai spazieren,

ruht dazwischen auf einer Bank am Wege aus und denkt darüber nach, wie man das Unrecht wieder gut machen könnte, das einem deutschen Gelehrten durch einen kleinen russischen Beamten zugefügt worden ist. Daraus spricht nicht nur ein feines Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sondern auch die echt russische Melancholie, die ihm und seinem Onkel Alexander I. am meisten eigen war. Auch etlicher Photographien aus seinen letzten Tagen erinnere ich mich lebhaft, die man mir kurz vor seinem Tode, während meines ersten amtlichen Aufenthaltes in Berlin zeigte. Seine Züge waren unverändert schön, aber die Melancholie trat schärfer als je hervor, und die Augen redeten von entsetzlichen Dingen. Es waren die Augen eines Menschen, der seit Jahren die Gewißheit mit sich herumträgt, daß er verfolgt werde. Bei diesem Anblick fielen mir die klugen, schönen, angsterfüllten Augen eines Hirsches ein, der gehetzt worden war und schließlich mitten in einem See in den Adirondacks den Todesstoß von meiner Hand erhielt. Es waren Augen, die mich nachher noch lange verfolgt haben. Ebenso erinnere ich mich einer Szene bei der Leichenfeier, die dem Zaren zu Ehren in Berlin, zugleich mit der in Petersburg, abgehalten wurde: sein Onkel Kaiser Wilhelm I. und dessen ganze Umgebung in Tränen und eine Innigkeit und Tiefe aufrichtiger Empfindung, wie sie ein Monarch gewöhnlichen Schlages nie einzuflößen imstande gewesen wäre. Wenn man überlegt, daß er seinen Landeskindern, abgesehen von einer Unmenge weniger wichtiger Reformen, die Geschworenengerichte, die Befreiung von 20 Millionen Leibeigenen und den Befreiten Wohnstätten gegeben hat; — daß er, wie sein Ratgeber Graf Loris Melikoff bezeugt, in dem Augenblick, als er sterben mußte, bereit war, seinem Volke eine Konstitution zu verleihen, so fühlt man sich versucht, denen zu fluchen, die das System der Revolution dem der Evolution vorgezogen haben.

Bei meiner Rückreise aus Rußland begegneten mir zwei Erlebnisse, welche die damalige russische Zivilisation in richtigem Licht zeigen. Der Blockade wegen sah ich mich genötigt, den Postweg von Petersburg über Warschau einzuschlagen, der die Reise auf sieben Tage und sieben Nächte ausdehnt. Da der Zudrang zu den Postkutschen gewaltig war, so mußte ich mir einen Platz schon etliche Wochen vorher sichern und schätzte mich glücklich, eine Art Schilderhaus auf dem Verdeck der zweiten Kutsche zu erhalten, einen Platz, der gewöhnlich von dem Schaffner benutzt wurde. Dieses Glück verdankte ich dem Umstande, daß an diesem Tage zwei Kutschen abgingen, die von nur einem Schaffner bedient werden konnten, wodurch der Platz des zweiten für mich frei wurde. Eine ganze Woche

hindurch rumpelten wir Tag und Nacht durch die endlosen Wälder Polens, an armseligen, unsauberen Dörfern und Städtchen vorüber, die hin und wieder am Wege lagen. Die erste Nacht war eine schwere Probe, denn es war sehr kalt. Nachdem ich mir aber am nächsten Morgen bei einem Händler in dem Städtchen, in welchem wir rasteten, eine Filzdecke erstanden hatte, umwickelte ich damit meine Beine und fühlte mich nun ganz behaglich. Meine Reisegefährten in beiden Kutschen waren sehr lebhaft; zum größten Teil schienen es französische Schauspieler und Schauspielerinnen zu sein, die ihren Winterfeldzug beendet hatten. Wenn wir bei den Poststationen die Pferde wechselten, gab es bisweilen Szenen, wie sie ein amerikanischer Redner als „halcyon and vociferous“ charakterisiert.

Da ich eine ganze Mappe voll Briefschaften nach Paris zu bringen hatte, so lautete mein Paß nicht nur auf den Attaché, sondern auch auf den Kabinettskurier. Bei meiner Abreise sagte mir der Gesandte: „Die russischen Grenzbeamten haben den Amerikanern in letzter Zeit viel Verdruß bereitet. Ich wünsche deshalb, daß Sie, sollte man es mit Ihnen ebenso machen, die Fahrt unterbrechen und mich benachrichtigen. Sie reisen zum Vergnügen und um sich Kenntnisse anzueignen; einige Tage mehr oder weniger spielen also keine Rolle.“ An der Grenze angelangt, übergab ich meinen Paß dem betreffenden Beamten, worauf die Offiziere des Zollhauses sich meiner bemächtigten. Einer, ein langer Kerl in strahlender Uniform, trat sehr feierlich auf und fragte mich: „Tragen Sie Metallgeld bei sich?“ „Nicht, daß es der Rede wert wäre“, entgegnete ich, „20 oder 30 deutsche Taler.“ „Die haben Sie mir zu übergeben“, sagte er; „das russische Gesetz gestattet nicht, gemünztes Geld aus dem Lande zu bringen.“ „Sie irren sich“, erwiderte ich, „ich habe das Geld schon gewechselt, es ist deutscher, nicht russischer Prägung.“ „Das macht keinen Unterschied“, meinte er, „Sie übergeben mir das Geld oder bleiben hier.“ Ich antwortete ihm, daß ich es ihm nicht geben würde, worauf er seinen Untergebenen befahl, mein Gepäck von der Kutsche herunterzuholen. Meine Reisegefährten beschworen mich, ich sollte mich mit ihm einigen und ihm die Hälfte der Summe überlassen, ich könnte sonst Wochen und Monate zurückbehalten oder sogar mißhandelt werden. Ich blieb jedoch fest, und mein Gepäck wurde heruntergenommen. Alles war zur Abfahrt bereit, als der Chef des Polizeibureaus erschien, um uns unsere Papiere einzuhändigen. Das erste, was er tat, war, daß er in sehr devoter Haltung meinen Namen aufrief und sich tief verneigte, um mir meinen Paß zu überreichen. Ich schielte nach dem Zollbeamten hinüber und sah, daß er erbleichte. Die Ehrung,

welche meiner bescheidenen Würde durch den Paßbeamten widerfahren war, hatte ihn über seinen Irrtum aufgeklärt. Sofort gab er seinem Untergebenen den Befehl, mein Gepäck wieder aufzuladen. Ich jedoch verwehrte ihm dies. Nun trat er auf mich zu und behauptete, es hätte ein Mißverständnis stattgefunden. „Von einem Mißverständnis ist keine Rede", entgegnete ich; „Sie haben mich genau so behandelt, wie Sie es mit anderen Amerikanern zu tun pflegen. Der Gesandte hat mir befohlen, in diesem Falle hier zu bleiben und ihn zu benachrichtigen. Alles, was ich jetzt noch von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir ein Hotel nennen."

Nun bettelte er, ich möge ihn doch anhören, und begann dann in bemitleidenswerter Weise sich zu entschuldigen; ja, er wäre bereit gewesen, vor mir niederzuknien und meine Füße zu küssen, hätte er damit meine Verzeihung erlangen können. Sein Benehmen war geradezu schmachvoll. Alles wartete. Die Kutsche stand offen, die Blicke der ganzen Reisegesellschaft waren auf mich gerichtet. Meine Gefährten flehten mich an, den Lumpen laufen zu lassen, und nach einer sehr ernsten Ermahnung gestattete ich schließlich gnädigst, daß mein Gepäck wieder aufgeladen wurde. Sicherlich gab es in diesem Augenblick keinen glücklicheren Menschen auf der Welt als diesen Beamten. Noch als wir davon fuhren, stand er da, den Hut in der Hand, und überschüttete mich mit Segenswünschen und tiefen Bücklingen.

Ein anderes Begegnis während dieser siebentägigen Fahrt in der Postkutsche ist vielleicht geeignet, einiges Licht auf die Stimmung zu werfen, welche neuerdings das furchtbare Blutbad in Kischineff veranlaßt hat.

An einem Sonnabend, es war ein köstlicher Abend, lenkte unsere Kutsche in einem polnischen Dörfchen in die grüne Einhägung vor dem Postgebäude ein, um die Pferde zu wechseln. Während des Wartens beobachtete ich von meinem Schilderhaus auf dem Verdeck aus etliche anständig gekleidete Leute, dem Schnitte ihres Bartes und ihrer Haare nach Juden, die in einiger Entfernung außerhalb der Einhägung standen und zu uns herüberblickten. Zwei von ihnen, dem Anschein nach ordentliche Leute, traten näher an die Kutsche heran und stellten sich dort bescheiden und ehrerbietig auf. Wenige Augenblicke darauf wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch auf der anderen Seite des Wagens abgelenkt. Unser Kutscher, ein junger Leibeigener, eilte schleichenden Schrittes den Ställen zu, tauchte mit einer langen Peitsche bewaffnet wieder auf und schlich sich leise weiter, bis er bei den beiden ernst blickenden und ehrwürdigen Männern angelangt war. Jeder von diesen war sicherlich so reich, daß er sich ein Dutzend solcher

Leibeigener hätte kaufen können. Nun begann der Kutscher mit seiner Peitsche auf die beiden loszuschlagen und trieb sie schließlich wie Hunde aus der Einfriedigung hinaus. Die versammelte Menge folgte ihnen johlend und kreischend.

Wenige Abende haben sich meinem Gedächtnisse in so freundlicher Weise eingeprägt, wie der, an dem wir in Breslau ankamen. Ich war nun wieder außerhalb der Grenze des russischen Reiches. Als ich es mir abends an einem lustig flackernden Kaminfeuer gemütlich gemacht hatte, ertönte unter meinem Fenster der Gesang des „Gaudeamus igitur" aus den Kehlen einer vorüberziehenden Schar fideler Studenten, und es schien mir, als sei ich in eine andere Welt verschlagen, eine Welt, die mir Heimat und Freunde ersetzen konnte. Damals wie nie zuvor teilte ich die Gefühle, welche der Marquis de Custine vor etwa zwanzig Jahren zur Belustigung ganz Europas und zum Verdruß des Kaisers Nikolaus in einer Anekdote zum besten gab. Der stattliche Herr hatte auf dem Wege nach Petersburg in Stettin Station gemacht. Als er am nächsten Morgen das Hotel verlassen wollte, um sich nach Kronstadt einzuschiffen, sagte der Gastwirt zu ihm: „Sie reisen da in ein ganz übles Land." „Wieso?" fragte ihn de Custine, „wann haben Sie es bereist?" „Niemals", entgegnete der Gastwirt, „aber ich besitze dieses Hotel schon viele Jahre. Alle namhaften Russen, die zur See hingingen oder von dort zurückkehrten, haben bei mir gewohnt, und ich habe die Beobachtung gemacht, daß alle, die von dort kamen, sehr vergnügt aussahen, alle, die dorthin zurückkehrten, aber sehr niedergeschlagen."

Während meiner ganzen übrigen Reise auf dem Kontinent wurden mir an den verschiedenen Orten, an denen ich Aufenthalt machte, große Aufmerksamkeiten erwiesen, da zu jener Zeit Reisende, die im Innern Rußlands gewesen waren, eine Seltenheit bildeten.

Bis zu meiner Ankunft in Straßburg habe ich aber nichts Besonderes zu verzeichnen. Dort wurde ich auf dem Bahnhofe durch einen jungen österreichischen Edelmann einer amerikanischen Dame vorgestellt, die sich in Begleitung ihres Sohnes auf dem Wege nach Paris befand. Sie war sehr liebenswürdig, und ich freute mich, als wir uns im selben Abteil wiederfanden. Nachdem wir Straßburg eine Weile im Rücken hatten, sagte sie: „Ich glaube nicht, daß Sie auf dem Bahnhofe meinen Namen verstanden haben." Ich gab es ihr ganz offen zu, daß es sich wirklich so verhielt. Sie wiederholte ihn mir, und ich erfuhr nun, daß sie die Gattin eines in New York und Paris hochangesehenen und weit und breit bekannten Amerikaners war. Als wir uns Paris näherten, schien es mir, als ob es in unserem Abteil

etwas unruhig würde, aber in meine Lektüre vertieft, achtete ich nicht weiter darauf. Wir waren unserer sieben, die wir uns gegenübersaßen. Die Plätze an der einen Tür nahmen die Amerikanerin, die ich Frau X nennen will, und meine Person ein. Ihr zur Seite saß ihre Jungfer. Der nächste Platz war frei, und den folgenden hatte eine elegante deutsche Dame inne, die sehr vornehm und etwa fünfzig Jahre alt zu sein schien. Der deutschen Dame gegenüber saß ein ungefähr dreißigjähriger, elegant gekleideter junger Mann, ein Deutscher von vornehmem Wesen. Zwischen diesem Herrn und mir saßen der kleine Sohn der Frau X und der Österreicher, der mich mit ihr bekannt gemacht hatte. Plötzlich beugte sich Frau X zu mir hinüber und fragte im Flüstertone: „Was meinen Sie wohl, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis die beiden an der anderen Tür zueinander stehen?" Ich antwortete, sie wären wahrscheinlich Geschwister. „Nein", entgegnete sie, „es ist ein Ehepaar." Ich meinte, das sei wohl kaum möglich, es sei ein Unterschied von beinahe zwanzig Jahren, die dem jungen Mann zugute kämen. „Verlassen Sie sich darauf", sagte sie, „es ist eine Konvenienzehe. Ihre Toilette ist darauf berechnet, sie so jung wie möglich erscheinen zu lassen." Ich bezweifelte diese Ansicht trotzdem, und die Unterhaltung hatte ein Ende.

Jetzt sagte der junge Mann einige Worte zu der Dame ihm gegenüber, die verrieten, daß er sich in Berlin aufgehalten hatte, worauf Frau X ihn über alle Reisenden hinweg fragte, ob er in Berlin studiert hätte. Einigermaßen überrascht, wandte der Herr sich ihr zu und entgegnete sehr höflich, aber kühl: „Ja, gnädige Frau!" Hierauf kehrte er sich ab, um sich mit seiner Dame weiter zu unterhalten. Frau X war aber durchaus nicht entmutigt und fuhr hartnäckig zu fragen fort: „Waren Sie erst kürzlich auf der Berliner Universität?" Ehe der Herr jedoch zu antworten vermochte, kehrte sich die Dame ihm gegenüber zu Frau X und sagte in hochfahrendem Tone: „Mon Dieu, Madame, Sie müssen doch bemerken, daß sich der Herr nicht in eine Unterhaltung einzulassen wünscht." Frau X wurde ganz kleinlaut und erwiderte bescheiden: „Pardon, Madame, hätte ich geahnt, daß die Mutter des jungen Herrn es nicht gern sieht, daß er mit einer Fremden spricht, ich hätte ihn nicht angeredet." Nun sprang die deutsche Dame auf, als hätte sie eine Natter gestochen und entgegnete tief errötend: „Pardon, Madame, ich bin nicht die Mutter des Herrn". Im selben Augenblick war Frau X demütige Miene abgelegt; hochfahrend wandte sie sich ihrer Gegnerin zu und sagte: „Da Sie nicht die Mutter des Herrn sind und selbstverständlich nicht seine Frau sein können, so möchte ich wissen, mit welchem Recht Sie es sich herausnehmen,

ihn daran zu hindern, mir zu antworten?" Die in dieser Weise angeredete Dame zuckte von neuem zusammen und sagte stockend: „Pardon, Madame, ich bin die Gattin des Herrn." Sofort nahm Frau X eine kleinlaute Miene an und erwiderte: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Madame, ich werde den Herrn nicht wieder anreden." Damit wandte sie sich mir zu und sagte ganz ernsthaft, aber so laut, daß alle es vernehmen konnten: „Großer Gott, sollte man es für möglich halten!" Wir waren insgesamt auf das höchste bestürzt; die deutsche Dame fiel beinahe in Ohnmacht und ihrem Gatten ging es kaum besser. Während des letzten Teiles unserer Reise hörte ich sie wohl zu verschiedenen Malen den Versuch machen, den Vorfall in das Komische zu ziehen, es war aber ganz klar, daß der Hieb meiner holden Landsmännin hart getroffen hatte, und daß die Wunde lange bluten würde.

An unserem Bestimmungsorte angelangt, wurde mir die Aufklärung für den geheimnisvollen Vorgang. Mich von Frau X verabschiedend, sagte ich: „Es war eine grausame Behandlung, die Sie jener deutschen Dame zuteil werden ließen." „Ja", entgegnete sie, „ich wollte ihr eine Lehre geben, damit sie sich nie wieder herausnehme, eine Amerikanerin zu beleidigen." Dann erzählte sie mir, es hätte die Aristokratin augenscheinlich verdrossen, daß Frau X ihre Jungfer mit in das Abteil nahm, und sie habe ihrem Ärger dadurch Luft gemacht, daß sie sich das Taschentuch vor den Mund hielt, die Nase rümpfte und noch auf andere Art ihren Widerwillen zur Schau trug. „Das war der Grund, warum ich ihr eine Lehre zuteil werden ließ", sagte Frau X.

Ich habe Frau X nie wieder gesehen. Sie starb nach einer nur wenige Jahre währenden glänzenden gesellschaftlichen Laufbahn; ihr Sohn jedoch, damals ein zwölfjähriger Knabe, hat sich sowohl in Amerika wie in Europa einen Namen gemacht und nimmt in gewisser Beziehung eine einflußreiche Stellung ein.

In Paris überreichte ich unserem Gesandten, Herrn Mason, die Briefschaften. Ich wurde von ihm bei Baron Seebach, dem sächsischen Gesandten und Schwiegersohn Nesselrodes eingeführt, der auf dem augenblicklich in Paris tagenden Kongreß der Großmächte eine Hauptstimme hatte. Auch hier lernte ich viele interessante Menschen kennen, unter ihnen einige junge Offiziere der Vereinigten Staaten, die unterwegs nach der Krim waren, um dort die militärischen Operationen zu beobachten. Einer von ihnen, Herr Mc Clellan, zeichnete sich in dem Bürgerkriege, der einige Jahre darauf entbrannte, besonders aus.

Es war zur Zeit der ersten großen französischen Weltausstellung

im Jahre 1855. Kaiser Napoleon III. hatte sie mit großem Pomp eröffnet. War sie auch im Vergleich zu den Leistungen, die man seitdem kennen gelernt hat, unbedeutend zu nennen, so lockte sie doch Besucher aus der ganzen Welt herbei, u. a. auch Horace Greeley.

Wenn Greeley die Boulevards und Straßen von Paris in seiner geistesabwesenden Art auf und ab schlenderte, wurde er vielfach angestaunt. Er fühlte sich aber sehr unbehaglich dabei, weil seine Unkenntnis des Französischen ihn daran hinderte, sich mit den ihm Begegnenden in ein Gespräch einzulassen.

Er hatte eine traurige Erfahrung hinter sich. Einen Tag vor meiner Ankunft in Paris war er aus dem Gefängnis in Clichy entlassen worden, wo man ihn Schulden halber in Gewahrsam gehalten hatte. Es gab kaum etwas Komischeres, als diese Geschichte von Anfang bis zu Ende. Ein oder zwei Jahre vorher hatte in New York auf einem Platze, der jetzt den Namen Reservoir Square führt, eine internationale Ausstellung stattgefunden, welche für damalige Zeiten sehr gut ausgefallen war. Diese Ausstellung machte Bankerott. Nun setzte man ein anderes Direktorium ein, das, wie man hoffte, das Vertrauen des Publikums von neuem wachrufen würde. Zu den neuen Direktoren gehörte auch Greeley. Aber trotzdem hatte die Ausstellung keine Erfolge. Zu guter Letzt wurden die Geschäfte in einer sehr wenig befriedigenden Weise abgewickelt, und eine Menge von Ausstellern beklagte sich bitterlich, da sie ihre Ausstellungsgegenstände nicht zurückerhielten. Zu diesen Leuten gehörte auch ein französischer Bildhauer, dessen Ehrgeiz freilich größer war als sein Ruf. Er hatte eine Gipsstatue ausgestellt, irgend eine allegorische Figur, der er einen ungeheuerlichen Wert beimaß. Nachdem er sich in Amerika vergeblich um deren Rückgabe bemüht hatte, kehrte er nach Europa zurück und wartete in Paris die Ankunft eines der Direktoren ab. Der erste, der ihm in die Finger fiel, war kein Geringerer als Greeley, der nun, kaum in Paris angekommen, Schulden halber in das Gefängnis zu Clichy wandern mußte.

Die amerikanischen Kollegen nahmen herzlichen Anteil an diesem Mißgeschick. Jedermann wußte, daß Greeleys Beziehungen zu der Newyorker Ausstellung nur nominell und auf seine Gutmütigkeit zurückzuführen waren. Es gehörte deshalb zum guten Ton unter den amerikanischen Europareisenden, ihn hinter seinen Kerkermauern zu besuchen. Unter diesen Besuchern befanden sich auch zwei ehemalige Präsidenten der Vereinigten Staaten, deren schroffer Gegner er einstmals gewesen war: Van Buren und Fillmore.

Da die amerikanische Gesandtschaft sich eifrig für Greeley verwandte,

so wurde er sehr bald wieder freigegeben. Der einzige praktische Erfolg dieser Angelegenheit war ein sehr kräftiger und charakteristischer Brief, den Greeley an die „Newyorker Tribune" schrieb, in dem er seine wundersamen Erlebnisse schilderte und mit den Worten schloß: „So endete mein letzter Versuch, die französische Sprache zu erlernen."

Einige Tage nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis traf ich ihn in dem Studentenrestaurant von Madame Busque. Es hatte sich dort ein großer Kreis von Amerikanern versammelt. Nachdem er Platz genommen hatte, machte er sogleich den Versuch, sich in französischer Sprache eine Portion grüner Stangenbohnen zu bestellen, für die damals gerade die Jahreszeit war. Sich an eine der Kellnerinnen wendend, sagte er: „Flawronce, donney moy, donney moy, donney moy"; dann außer Stande, sich des Wortes zu erinnern, schrie er, ungeduldig mit seinem Teller klappernd, im höchsten Diskant: „Beans!" Unsere ganze Gesellschaft brach in schallendes Gelächter aus, worauf Donn Piatt, damals Sekretär der Gesandtschaft in Paris und später Herausgeber des „Capital" in Washington, meinte: „Aber Greeley, Sie machen nicht die geringsten Fortschritte; „Beans" wußten Sie doch schon gestern."

Das Restaurant von Madame Busque war schon seit etlichen Jahren der Sammelplatz von amerikanischen Studenten und ihren reisenden Freunden. Es war eine kleine Auswahl an Gerichten, die dort geboten wurde; sie waren einfach, aber gut zubereitet. Tischwäsche gab es nicht; die Räume machten aber einen sehr freundlichen Eindruck durch viele Bilder, welche Künstler, die in vergangenen Zeiten das Restaurant besucht, der guten alten Madame Busque als Wandschmuck hinterlassen hatten. Es war eine einfache Crêmerie in der Rue de la Michaudière, die wenige Schritte von den Boulevards des Italiens entfernt lag. Ihr Erfolg kam daher, daß Madame Busque, die liebenswürdigste alte Dame, die es geben konnte, es sich angelegen sein ließ, etliche amerikanische Gerichte zu bereiten und an ihrem Fenster ein Schild anbrachte, auf dem zu lesen war: „Aux Americains. Spécialités de Pumpkin Pie et de Buckwheat Cakes." Ein gemütlicheres Restaurant hat es nie gegeben. Man traf dort nicht nur Studenten und Künstler, sondern auch die bedeutendsten Männer, die im Leben Amerikas eine Rolle spielten. Die Spezialitäten, die auf der Speisekarte standen, waren schmackhaft zubereitet. Aus diesem Grunde war der Jammer groß, als die alte Madame Busque starb, das Restaurant nach einem anderen Stadtteil übersiedelte, anspruchsvoll wurde und in Vergessenheit geriet.

Noch ein anderer Vorfall von der Ausstellung ist mir lebhaft er-

innerlich. Eines Tages betrat ich eines der Nebengebäude, worin eine Ausstellung von Vieh zu sehen war und betrachtete gerade eine wundervolle Ziege. Es war ein großes Tier, mit einem majestätischen Kopf, gebogenen Hörnern und einem langen, weißgelockten Bart. Da trat eine Gesellschaft von Franzosen, Herren und Damen, augenscheinlich der oberen Klasse angehörend, an den Verschlag heran und mischte sich unter das Publikum, welches die Ziege bewunderte. Alsbald wandte sich eine der Damen, der daran zu liegen schien, schneller weiter zu kommen, an einen würdigen älteren Herrn, wohl den Führer der Gesellschaft, und sagte: „Mais viens donc!“ „Non, laisse moi le regarder“, antwortete er, „celui-là ressemble tant au bon Dieu!“

Diese Bemerkung, die in England und in den Vereinigten Staaten mit Entsetzen als eine Blasphemie aufgenommen worden wäre, wurde hier mit schallendem Gelächter begrüßt, worauf die Gesellschaft weiter ging. Ich machte mir Gedanken darüber, daß eine derartige Auffassung von dem Allerhöchsten Platz greifen konnte, hier, wo die Kirche doch seit fünfzehnhundert Jahren sich des Monopols für die Religion erfreute und so hartnäckig darauf bestand, sie einzig und allein unter dem Volke der Franzosen zu verbreiten.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen in der französischen Hauptstadt unternahm ich noch eine kurze Reise in die Schweiz. Das einzige dabei irgendwie Erwähnenswerte ereignete sich in dem Hospiz auf dem St. Bernhard. Eines Tages, Anfang September, war ich mit zwei langbeinigen Engländern über die Tête Noire marschiert und hatte mich dabei dermaßen übermüdet, daß ich mich am nächsten Morgen verspätete und die Diligence von Martigny nicht mehr erreichte. Nachdem ich mich einige Meilen auf dem Wege zum Hospiz bergauf geschleppt hatte, überfiel mich plötzlich eine entsetzliche Müdigkeit; da ich mir aber sagte, ich könnte mich auf den Schneefeldern am Wege zu Tode erkälten, schritt ich standhaft vorwärts. Ich überholte eine kleine Gesellschaft, wie es schien, Engländer, die gleich mir auch den Paß hinaufkletterten. Eine Strecke vor ihnen ging eine Frau mit auffallenden, beinahe männlichen Zügen. Dieses Gesicht hatte ich schon einmal gesehen, ich konnte mich nur nicht besinnen, wo. Endlich hatten wir das Hospiz erreicht, aber ich fühlte mich sehr erschöpft. Nach einer kleinen Weile wurden wir von zwei Patres zu einem reichlichen Mahl gerufen. Unter den Gästen bemerkte ich wieder jene Dame und geriet abermals in Verwirrung darüber, wo ich ihr wohl schon begegnet sein könnte. Während des Mittagessens statteten uns die Mönche über das Leben im Hospiz Bericht ab, schilderten wie die Lawinenstürze weggeräumt würden und dergleichen mehr und es wurden verschiedene Fragen gestellt. Nur die

Unbekannte saß vollkommen stumm da und äußerte keine Silbe, bis kurz vor Schluß der Mahlzeit, wo sie plötzlich quer über die Tafel einen Pater anredete. Es klang wie ein Donnerschlag durch den Raum, tief, laut und dröhnend, so daß wir alle zusammenfuhren und es dem guten Mönch, an den die Frage gerichtet wurde, schier den Atem benahm. Er faßte sich aber bald und beantwortete die Frage mit stockender Stimme. Das war alles. Es hatte aber genügt, um mich erkennen zu lassen, daß die Dame Fanny Kemble Butler war, die ich vor Jahren Shakespeare vortragen gehört hatte. Ob dieser Zwischenfall daran Schuld war oder nicht, ich fühlte mich gleich darauf gar nicht wohl. Die Anstrengungen der beiden vorhergehenden Tage waren mir zu viel gewesen. Mir war sehr elend zumute. Da trat auch schon einer der beiden Mönche auf mich zu und fragte mich, ob ich krank wäre. Ich antwortete ihm: „Ich fühle mich ermüdet", worauf er freundlich entgegnete: „Kommen Sie mit mir". Ich ging. Er führte mich in eine kleine saubere Kammer, brachte mich zu Bett, schien so besorgt um mich, wie meine alte Großmutter es zu sein pflegte, hüllte mich in Decken, brachte mir ganz schwachen heißen Tee und verließ mich, nachdem er mir noch etliche gute Ratschläge gegeben. In aller Frühe wurde ich am nächsten Morgen durch den Gesang der Mönche in der kleinen Kapelle aus dem Schlaf geweckt, blieb aber noch bis um acht oder neun Uhr im Halbschlummer liegen und fühlte mich dann wieder vollkommen hergestellt. Ich erhob mich, frühstückte und verließ das Hospiz mit einer Gesellschaft von Amerikanern, mit denen ich mich angefreundet hatte, so frisch und munter wie je, und voller Dankbarkeit für meine gastfreundlichen Wirte. Ich muß bekennen, ich habe gegen Mönche stets ein gewisses Vorurteil, aber die Erinnerung an die Brüder vom St. Bernhard pflege ich noch immer liebevollen Herzens.

Nach kurzem Aufenthalt an verschiedenen interessanten historischen Stätten, insbesondere in Eisenach, wo ich damals zum ersten Male die Wartburg besuchte, gelangte ich nach Berlin, kurz vor Beginn des Universitätssemesters, und ließ mich dort als Student nieder.

Damit endete, wie ich damals annahm, meine diplomatische Laufbahn für alle Zeit.

Als beglaubigter Kommissar

in San Domingo 1871

Von Rußland und Deutschland heimgekehrt, widmete ich mich dreizehn Jahre hindurch meinen Pflichten als Lehrer an der Universität Michigan und meinen politischen Pflichten im Staatssenat zu Albany Außerdem hatte ich die Cornell-Universität zu organisieren und zu verwalten. Aber bei Beginn des Winters 1870/71 traten Verhältnisse ein, die mich eine Zeitlang dem Universitätsleben entzogen und wieder in die Politik verwickelten. Während ich friedlich meinen Universitätsgeschäften nachging, fragte plötzlich William Orton, der Präsident der Western Union Telegraph Company, eine zuverlässige Stütze der Regierung, telegraphisch bei mir an, ob ich mir irgend eine bestimmte Ansicht gebildet hätte, die gegen eine Annexion der Insel San Domingo durch die Vereinigten Staaten spräche. Die Frage überraschte mich. Vor einiger Zeit hatte man die Möglichkeit einer derartigen Einverleibung besprochen. Der neuerwählte Präsident, General Grant, war von der Obrigkeit jener Rupublik ersucht worden, Maßnahmen für eine Annexion zu treffen. Er hatte kurzen Prozeß gemacht. Auf dem Kongresse wurde der Beschluß gefaßt, drei Bevollmächtigte auf die Insel zu schicken, um von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu untersuchen, ob eine Annexion wünschenswert sei, um Bericht zu erstatten und um sich soweit als möglich der Gesinnungen der Bewohner zu versichern. Ich schenkte der Angelegenheit keine besondere Beachtung und antwortete Herrn Orton, ich hätte in dieser Beziehung gar keine Meinung, weder in der einen noch in der anderen Richtung. Einige Tage darauf kam die Nachricht, der Präsident hätte eine Kommission ernannt und zwar in folgender Zusammensetzung: Exsenator Benjamin F. Wade von Ohio, Andrew D. White von New York und Samuel G. Howe von Massachusetts. Sofort begab ich mich nach Washington, wurde dort sogleich vom Präsidenten Grant empfangen und habe mich selten angenehmer enttäuscht gefühlt. Statt des Schweigers, von dem seine Feinde behaupteten, er rede nichts, weil er nichts zu sagen wüßte, da er sich nie um etwas anderes als militärische Angelegenheiten bekümmert habe und vollständig

von persönlichen Interessen in Anspruch genommen wäre, fand ich einen ruhigen, ehrfurchtgebietenden Staatsbeamten, der die San Domingofrage und seine Ansichten darüber in großzügiger, staatsmännischer und überlegter Weise darzustellen verstand. Da wurden keine einseitigen Angaben vorgebracht, wurde kein Versuch gemacht, mich zu beeinflussen, sondern sein ganzes Bestreben schien darauf hinaus zu laufen, mir unparteiisch eine Geschichte dieses Falles bis zur Gegenwart zu geben.

Einer derartigen Darlegung bedurfte es aber dringend. Charles Sumner, der geistig hochbegabte Senator von Massachusetts, hatte sich dieser und anderer Fragen wegen vollständig mit dem Präsidenten überworfen, die Politik der Regierung heftig angegriffen, das Vorwalten unwürdiger Motive angedeutet und Männer, zu denen der Präsident in nahen Beziehungen stand, der Spitzbüberei beschuldigt. Sumner vertrat auch, worauf er sich besonders stützte, die Interessen der Republik Haiti, welche den Erwerb von Grund und Boden auf San Domingo mit mißgünstigen Blicken ansah. Kurz, er verwandte seine ganze Beredsamkeit darauf, die Ideen des Präsidenten zu durchkreuzen. Ich war seit langem ein Verehrer Sumners gewesen, mit Gefühlen, wie sie ein junger Mann einem alten gegenüber zu hegen pflegt, der hoch über ihm steht, ihm aber trotz seiner Jugend Anerkennung zuteil werden läßt. Gerade jetzt stand ich ihm mit besonderer Dankbarkeit und Hochachtung gegenüber. Aber ich erkannte nun bald, daß seine Meinung über den Präsidenten durch Vorurteile getrübt und daß seine Selbstüberschätzung anormal war. Wenn er auch Senator war und eine sehr hohe Stellung im öffentlichen Leben einnahm, so hielt er doch zu viel von seiner eigenen Person. Infolgedessen war es auch zwischen ihm als Vorsitzenden des Senatskomitees für ausländische Angelegenheiten, und Herrn Fish, Präsident Grants Staatssekretär, zu einem Bruch gekommen, obgleich Fish sich bereits als Senator des Staates und als Gouverneur von New York, als Senator der Vereinigten Staaten, und jüngst als Staatssekretär als ein Mann von höchsten Charaktereigenschaften und Geistesgaben bewährt hatte.

Freunde der Regierung behaupteten, es wäre unmöglich, irgend welche Beziehung zu Sumner aufrecht zu erhalten. Sie sagten, er verzögere und unterdrücke Geschäfte von der allergrößten Bedeutung, und sein Egoismus wäre so riesengroß, daß er beinahe die ganze Leitung der ausländischen Geschäfte an sich gerissen hätte. Die Angelegenheit erreichte ihren Höhepunkt, als auf einer großen Versammlung Fish dem Senator Sumner die Hand bot, dieser aber die Höflichkeit ganz öffentlich zurückwies und sich kühl abwandte.

Weil ich alle diese Männer hoch verehrte und den Bruch, der mir

für die republikanische Partei und das Land schimpflich erschien, auf das tiefste bedauerte, schrieb ich an Gerrit Smith. Ich beschwor ihn als langjährigen Freund des Senators Sumner und treuen Verehrer General Grants, sofort nach Washington herüberzukommen und alle seine Macht aufzubieten, die beiden wieder zusammenzubringen. Er kam und tat sein Möglichstes, aber nach einigen Tagen sagte er mir: „Es ist unmöglich; es ist ein Bruch, der nie wieder geheilt werden kann."

Ich hatte Sumners Redegabe stets bewundert; auch seine Befürwortung eines internationalen Friedens, die ich, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, gelesen hatte, hatte tiefen Eindruck auf mich gemacht. Noch gewaltiger wirkte seine Rede gegen die Überhandnahme der Sklaverei auf mich. Freilich war der Einfluß dieser Rede auf den Senat nur ganz gering; desto größeren Eindruck machte sie aber auf das Land, und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch ein Attentat Preston Brooks aus Süd-Carolina, das Sumner beinahe das Leben kostete und an dem er Zeit seines Lebens körperlich zu tragen hatte. Sein Einfluß machte sich nicht nur im Senate, sondern auch in seinem eigenen Hause bemerkbar. In seiner Bibliothek diskutierte man über alle wichtigen Fragen der Zeit, und die interessantesten Persönlichkeiten der Welt saßen bei ihm zu Tische. Bei Gelegenheit eines dieser Diners trat mir ein Übelstand, an dem unser Land schwer zu tragen hat, wieder klar vor die Augen, — nämlich die leichtsinnige Art, jemandem etwas anzuhängen, die so leicht Platz greift, wenn man nicht durch straffe Gesetze für seine Äußerungen verantwortlich gemacht werden kann. An jenem Tage war ein Engländer bei Sumner zu Gast, der sich in parlamentarischen und in Geschäftskreisen eines hohen Ansehens erfreute. Ich hatte meinen Platz neben ihm. Mein anderer Nachbar war ein Herr, der in der Marine der Vereinigten Staaten eine untergeordnete Stellung bekleidet hatte, jetzt aber außer Diensten gestellt war, wie es schien, aus irgend welchen Gründen, die ihn reizbar machten. Der Engländer fragte, warum die ausgezeichnete amerikanische transatlantische Dampferlinie Collins keine Erfolge erzielt hätte. Da platzte der Amerikaner los und behauptete, schuld sei nur, daß die Collinsgesellschaft ihr ganzes Kapital habe hingeben müssen, um Mitglieder des Kongresses zu bestechen und dadurch Subsidien zu erhalten. So hätte sie alle ihre Mittel aufgezehrt und schließlich Bankerott gemacht. Das konnte ich nicht ertragen. Voller Entrüstung unterbrach ich den Herrn und erzählte die einfachen Tatsachen. Ich erklärte, die Fahrzeuge der Gesellschaft wären mit ganz besonderem Aufwande hergestellt worden, ohne daß man sich klar gemacht hätte, ob man die Kosten herausschlagen könne. Ich sagte weiter, daß die Cunardgesellschaft die Collinsgesellschaft bekämpft habe und daß,

um allem die Krone aufzusetzen, zwei von den fünf Schiffen, aus welchen die Flottille bestand, schon in der ersten Zeit Schiffbruch erlitten hätten. Ferner sprach ich mein Mißtrauen allen Gerüchten gegenüber aus, welche den Mißerfolg der Gesellschaft auf andere Gründe zurückzuführen suchten. Tatsache ist, daß die Collinsgesellschaft, in gerechtem Stolze auf die Schönheit ihres ersten Fahrzeuges, es den Potomac hinauf bis nach Washington schleppen und dort auf Deck den Mitgliedern des Kongresses einen Imbiß vorsetzen ließ. Darüber hinaus war aber an all dem Gerede, welches verleumderische Landsleute ausgesprengt hatten, auch nicht ein einziges Körnchen Wahrheit.

In der San Domingofrage brachten Sumners Reden mir nicht viel Aufklärung; sie schienen mir Proben akademischer Redekunst, mit einer gewissen zornigen Tonfärbung durchtränkt.

Etwas ganz anderes war es mit den Reden des Senators Carl Schurz von derselben Partei. Ihre Beweisführung war voller Überzeugung; sie behandelten die Frage in einer philosophischen Weise, die sich sowohl an die Vernunft als an den Patriotismus wandte. Sehr einleuchtend schienen mir Schurzens Hinweise auf die Gefahren, die uns daraus erwachsen könnten, wenn man die amerikanische Verwaltung und die amerikanischen bürgerlichen Rechte auf Gebiete wie Westindien ausdehne. Das waren die ruhigen und durchdachten Äußerungen eines Mannes, der gewohnt ist, große allgemeine Fragen im Lichte der Geschichte zu betrachten und der, während er seinen Gedanken beredten und philosophischen Ausdruck verleiht, streng alle Regeln der Logik einhält.

Auch hatte ich Gelegenheit, mich mit vielen einflußreichen Männern in Washington über diese Frage im allgemeinen zu unterhalten. Sehr interessant war ein Abend, den ich beim Admiral Porter zubrachte. Er war schon auf San Domingo gewesen und gab mir Winke von großem Wert für erforderliche Sicherheitsvorkehrungen bei der Überfahrt. Eine andere Persönlichkeit, mit der ich Beziehungen anknüpfte, war Benjamin Franklin Butler, ehemals General im Bürgerkriege und später Gouverneur von Massachusetts. Er war ein Mann von bewunderungswürdigen Fähigkeiten, aber eine gewisse Sorglosigkeit bei deren Ausnutzung hatte ihn fast überall in Mißkredit gebracht. Seine Gedanken über eine Einverleibung San Domingos waren ganz unklar und verschwommen. Sein einziges Interesse an dieser Frage bestand darin, einen oder zweien seiner Freunde Posten als Attachés der Kommission zu verschaffen.

Mit dem Präsidenten unterhielt ich mich wiederholt über diese und andere Angelegenheiten und überzeugte mich immer mehr von seinem

Patriotismus und seinen Geistesgaben. Als ich mich von ihm verabschiedete, gab er mir einen Auftrag, um deswillen ich sein Andenken immerdar hochhalten werde. Er sagte: „Ihre Pflichten sind Ihnen vom Kongreß streng vorgeschrieben. Als Präsident steht mir nicht das Recht zu, Ihnen darin Vorschriften zu machen, als Mensch bin ich aber dazu berechtigt. Es wird Ihnen sicherlich nicht entgangen sein, daß der Kongreß darauf angespielt hat und auch etliche Zeitungen darüber Notizen brachten, ich wäre finanziell an der Einverleibung San Domingos interessiert. Jetzt fordere ich als Mann und als Mitbürger von Ihnen, daß Sie bei Ihrer Ankunft auf der Insel alle amerikanischen Interessen sorgfältig prüfen und daß Sie alle Urkunden und Verträge auf das Peinlichste durchstudieren. Sollten Sie dabei irgend etwas entdecken, was sich auf mich oder irgend ein Glied meiner Familie bezieht, so mögen Sie mich vor der ganzen amerikanischen Nation bloßstellen." Der Präsident sprach diese Worte mit feierlichem Ernste. Ich verließ ihn mit dem aufrichtigen Gefühl, daß er ein rechtschaffener Mann sei, und kann sagen, daß die sorgfältigsten Erkundigungen und die Prüfung der mit Konzessionen und Ansprüche an die Insel zusammenhängenden Urkunden auf kein einziges persönliches Interesse Grants schließen ließen.

Am folgenden Tag traf ich in New York mit den anderen Kommissionsmitgliedern zusammen, auch mit den Sekretären, Dolmetschern, Attachés und verschiedenen Angehörigen der Presse, die damit betraut waren, die Expedition zu begleiten. Am meisten interessierten mich die Sachverständigen der wissenschaftlichen Gesellschaften. Die Zusammensetzung der Expedition kann als bemerkenswertes Beispiel für die Leichtfertigkeit dienen, die in Washington üblich ist. Obgleich der Kongreß wollte, daß die Kommission den Bergbau und die landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit der Insel untersuche, ihre Meteorologie beobachte, die Häfen prüfe, auch darauf, ob es möglich wäre sie zu befestigen, Pachtverträge nachsehe und noch eine Menge anderer Dinge kontrolliere, welche Sachkunde erfordern, so waren doch gar keine Sachverständigen zugesellt. Es schien als ob man das alles von den drei Kommissionsmitgliedern und ihren Sekretären erwarte, von denen nicht ein einziger befähigt war, ein maßgebendes Urteil auszusprechen. Sofort nachdem ich zu dieser Einsicht gekommen war, legte ich dem Präsidenten die Angelegenheit vor. Ich erhielt die Erlaubnis, die Kanzler unserer ersten Universitäten telegraphisch zu ersuchen, wissenschaftlich gebildete, junge Leute anzuwerben, die gewillt wären, sich unserer Expedition ohne Entgelt anzuschließen. Der Versuch war von Erfolg gekrönt. Nachdem wir uns von der Smithsonian-Institution zwei oder drei tüchtige Spezialisten

für mehrere Fächer gesichert hatten, wurden mir von Harvard, Yale, Kolumbia, Cornell und anderen Universitäten die geeigneten jungen Leute für verschiedene andere empfohlen. Am 17. Januar 1871 schifften wir uns auf der Dampferfregatte Tenessee unter dem Befehl des Kommodore Temple nach unserem Bestimmungsort ein.

Ich hatte die besondere Aufgabe, die Arbeit unserer Sachverständigen zu leiten. Es wurden vierzehn verschiedene Expeditionen organisiert und in alle Teile der Republik abgesandt. Sie stellten sorgfältige Untersuchungen an und reichten Berichte ein, die in den Schlußbericht der Kommission aufgenommen wurden. In so kurzer Zeit ist kaum ein anderes Land so genau durchforscht worden. Die eine Partie untersuchte die Häfen in bezug auf ihre Tauglichkeit für Schiffahrts- und für militärische Zwecke; eine andere befaßte sich mit den erforderlichen Befestigungen, wieder eine andere mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen. Diese berechnete den Bedarf an Kohlen, jene schätzte den Reichtum an edlen Metallen ab, eine dritte stellte eine Statistik über die vorwiegenden Epidemien und Krankheiten auf. Die Kommission selbst reiste von Ort zu Ort, brachte Berichte über Grund- und Landbesitz zu Papier und machte sich mit der Lage und den Verhältnissen des Volkes im allgemeinen bekannt.

Ich faßte eine große Zuneigung zu meinen Kollegen. Der erste, Senator Wade aus Ohio, war barsch, gradeheraus, aufgeweckt und trotz seiner siebzig Jahre noch wohl konserviert. Er war ein ungeschliffener Diamant, jedoch liebenswürdig in seinem Urteil, wenn man sein Gerechtigkeitsgefühl nicht verletzte. Dann freilich blieb er unversöhnlich. Viele seiner Aussprüche kursierten im ganzen Lande, unter ihnen eine trockene Antwort, die er dem Senator von Texas gab. Der pries in hochtönenden Phrasen die unübertrefflichen Vorzüge des Staates, den er repräsentierte, und schloß mit den Worten: „Das einzige, dessen Texas noch bedarf, um es zum Paradiese zu machen, ist Wasser und gute Gesellschaft.“ Worauf Wade trocken erwiderte: „Das ist auch das einzige, was der Hölle mangelt!“ Andererseits war es ihm nicht gegeben, die Schlagfertigkeit und den Scharfblick anderer im öffentlichen Leben stehender Männer genügend anzuerkennen. Als er sich mir gegenüber eines Tages ungünstig über einen bekannten Staatsmann von Neu-England äußerte und ich ihm darauf entgegnete: „Aber, Herr Senator, er war ein hochangesehener Redner im Unterhause“, antwortete er: „Jedes Eichhörnchen wäre das, wenn es sprechen könnte.“

Dr. Howe war ganz anders geartet, ein Mann von höchster Bildung und weitgehenden Erfahrungen, der sein ganzes Leben philanthropischen Bestrebungen gewidmet hatte. Er war als Gefangener in Spandau

gewesen, weil er den Versuch gemacht hatte, die Polen zu unterstützen; er hatte in Griechenland im Kampfe gegen die Türken beinahe sein Leben eingebüßt und einmal über das andere dem Tode ins Auge geschaut, als er den Freistaaten zu Hilfe eilte gegen die Räuberbanden aus Kansas, welche die Sklaverei aufrecht erhalten wollten. Von all diesen Erlebnissen sagte er, sah er das letzte für das bei weitem gefährlichste an. Er hatte ein feines Gefühl für persönliche Ehre und war begeistert für alles, was er Pflichten der Menschlichkeit nannte.

Unser Hauptstandquartier hatten wir in der Stadt San Domingo, und unsere Beziehungen zu den obrigkeitlichen Beamten waren die denkbar besten. Präsident Baez besaß Energie und Geistesgaben. Er war zwar Mulatte, wenn auch durch Generationen in der Farbe abgeschwächt, aber er besaß doch keine von den Eigentümlichkeiten, mit denen Mischlinge in der Regel behaftet sind. Er hatte eher das Ansehen eines brünetten Spaniers. Sein Benehmen zeugte von Selbstvertrauen, Unabhängigkeitsgefühl und von dem Takt eines hochgebildeten Mannes. Seine Familie hatte sich um die Geschichte der Insel verdient gemacht und besaß große Güter in der Umgebung der Hauptstadt der Provinz Azua. Er war vielfach dem Wechsel der Zeiten unterworfen gewesen, hatte bald Siege über die Insurgenten gefeiert, bald vor ihnen fliehen müssen. Einen Teil seines Lebens hatte er in Spanien zugebracht und war dort mit der Würde eines Marschalls belehnt worden. Es lag eine vornehme Sicherheit in seinem Wesen und in seinem Gespräch. Auch hatte er es verstanden, sich ein Kabinett von zwei oder drei hervorragenden Männern auszuwählen, die ihm in jeder Hinsicht ergeben zu sein schienen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß die Vorschläge, die er General Grant gemacht, der Liebe zu seinem Lande entsprungen waren. Soweit er zurückdenken konnte, hatte er dort nichts anderes als unfruchtbare Revolutionen erlebt, die den Wohlstand vernichteten und die Bevölkerung zugrunde richteten. Von Sumners Reden gegen die Einverleibung hatte er sich eine sehr zu Herzen genommen, worin der Senator von ihm als von einem Manne sprach, der sein Vaterland zu verkaufen beabsichtige. Darauf hinzielend sagte Präsident Baez zu mir: „Wie könnte ich mein Vaterland verkaufen? Ich habe hier meine Besitzungen, meine Familie, meine Freunde; alle meine Interessen wurzeln hier! Wie könnte ich mein Vaterland verkaufen und davonlaufen, um von meinen Renten zu leben, wie Sumner es mir zutraut. Sumner gibt sich für einen Freund der farbigen Rasse aus, bin ich aber nicht auch ein Farbiger? — Das hier schließt wohl jeden Zweifel daran aus", fuhr er fort und glättete mit der Rechten sein dunkles, wolliges Haupthaar.

Wir besprachen zu wiederholten Malen die Lage seines Landes und die Verbindungen, welche er mit den Vereinigten Staaten einzugehen ersehnte, und ich überzeugte mich immer mehr, daß seine Beweggründe die eines Patrioten waren. Daß das Land unter dem herrschenden System seinem Untergang entgegenging, war Tatsache. Westlich von San Domingo lag die Republik Haiti, die mehr als zweimal so stark bevölkert war und sich von Zeit zu Zeit erlaubte, ihre schwächere Schwester zu vergewaltigen. In San Domingo selbst hatte Generationen hindurch Jahr für Jahr der Krieg die Ländereien verwüstet. Auf meiner Reise habe ich dort tatsächlich nirgends eine Brücke, einen Pflug, einen Spaten, eine Schaufel oder eine Hacke gesehen; das einzige Gerät, das uns vor die Augen kam, war die „Machete", ein plumpes, schwerfälliges Werkzeug, das in Kriegszeiten als Schwert und im Frieden als Spaten benutzt wurde. Im Gebirge stieß ich überall auf herrliche viereckige Blöcke aus dem schönen Mahagoniholze des Landes; sie waren liegen geblieben, wo die Gespanne, ehe diese von den Empörern beschlagnahmt wurden, sie hinbefördert hatten. In einer der großen Städte im Innern des Landes fanden wir indessen einen Gegenstand, der von Zivilisation zeugte und auf den die Bevölkerung jener Gegend einst mit Stolz hingewiesen hatte. Es war eine Dampfsäge. Aber einige Zeit vor meiner Ankunft war bei Gelegenheit einer der kleinen Revolutionen nichts von ihr übrig geblieben, als verrostete Eisenteile.

Wäre es naturgemäß zugegangen, so hätte die Bevölkerung der Republik zu Millionen anwachsen müssen. Aber genaue Zählungen ergaben, daß kaum 200000 Einwohner da waren und daß von diesen die eine Hälfte aus Mulatten, ein Viertel aus Weißen, ein Viertel aus Schwarzen bestand.

Seit meinem Aufenthalte dort haben geschäftskundige Männer aus den Vereinigten Staaten das Land bis zu einem gewissen Grade in die Höhe gebracht. Aber die Revolutionen dauern noch fort. Jeder Rädelsführer, der sich zu dieser Stellung emporschwingt, indem er in donnernden Reden die Freiheit verherrlicht, sucht sich seine Macht dadurch zu erhalten, daß er seine Feinde ermordet. Der verstorbene Präsident Heureaux war in dieser Beziehung ein Mordbube gewesen, einer jener Kerle, wie sie unter den Politikern Zentralamerikas vorkommen. Er soll, soweit es irgend möglich war, nicht nur alle hingemordet haben, die sich ihm widersetzten, sondern auch alle, von denen er befürchtete, sie könnten sich ihm widersetzen, ja sogar deren Familien und Verwandte.

Es war durchaus nicht überraschend, daß Baez, scharfsinnig und weltklug, wie er war, in einer Annexion für sein Vaterland nur einen

Vorteil erblickte. Wahrscheinlich hoffte er, San Domingo würde anfangs ein Schutzgebiet der Vereinigten Staaten werden, und er als höchste Person im Lande, Gouverneur. Erst in der Folge, meinte er wohl, würde man die Insel zu einer Provinz der Vereinigten Staaten machen, der er als Senator vorstehen könnte. Als ich Baez in späterer Zeit in New York wiedersah, auf dem Wege dem Präsidenten in Washington einen Besuch abzustatten, wurde ich in der guten Meinung, die ich über ihn gefaßt hatte, nur noch bestärkt. Er war ruhig, würdevoll, männlich und erwies sich sowohl in der Unterhaltung als auch in seinem Wesen als ein Mann von Welt, der etwas auf sich gab, der gewohnt war, umfangreichen Geschäften vorzustehen und mit bedeutenden Männern zu verkehren.

Auch die Geistlichkeit der Republik hegte den Wunsch, die Insel den Vereinigten Staaten einzuverleiben. Zuerst überraschte mich das, weil einige ihrer Angehörigen über die Maßen fanatisch waren. So hatte ein Geistlicher, der sich durch besondere Höflichkeit auszeichnete, wenige Monate vor unserem Eintreffen versucht, die kirchliche Bestattung einer reizenden Amerikanerin, der Gattin eines Regierungsgeologen, zu hindern, spanischen Vorstellungen früherer Zeiten gemäß, wonach man Nichtkatholiken außerhalb des Kirchhofs auf dem Felde wie Hunde begrub. Aber die Sehnsucht nach Frieden und nach einer vernunftgemäßen Entwicklung des Landes, ließ sich selbst unter der Verwaltung eines Reiches, das für heidnisch galt, nirgend mehr zurückdrängen.

Meine Aufgabe war es, die Frage über das Kirchenvermögen mit dem apostolischen Vikar zu erörtern. Seiner Würde nach Erzbischof war dieser von Europa herübergesandt, um die Interessen der Kirche zu vertreten. Auch er war für die Annexion der Insel durch die Vereinigten Staaten. Der Grund dieser Bereitwilligkeit wurde bald von uns durchschaut. Auf der ganzen Insel stößt man überall auf große Gebäude und Besitzungen der Kirche, die konfisziert und für weltliche Zwecke veräußert worden waren. So war das Opernhaus mitten in der Stadt früher eine Kirche gewesen, die einen imposanten Anblick dargeboten haben mußte. Auch sonst sah man allerorten ehemalige Klosterbesitztümer, die sich in Privathänden befanden. Die Obrigkeit in San Domingo hatte jene Politik verfolgt, welche man in den romanischen Staaten, besonders in Spanien, Frankreich und Italien so genau kennt und beobachtet. Sie hatte religiösen Orden gestattet, sich große Mengen von Grundbesitz anzueignen, um sie ihnen dann wieder abzunehmen und dem Staate zu überweisen.

Angesichts dessen erklärte ich dem Nuntius, daß es für die Vereinigten Staaten von größter Wichtigkeit wäre zu erfahren, welche An-

sprüche die Kirche zu stellen beabsichtige. Forderte sie die Wiedererstattung alles dessen, was man ihr genommen, so würde das den Wert der Insel in den Augen unserer Obrigkeit sicherlich um ein Bedeutendes herabsetzen. Der Vikar antwortete mir darauf, die Kirche würde im Falle einer Annexion nicht mehr beanspruchen, als was sie durchaus und tatsächlich für ihre eigenen Zwecke bedürfe, und bot mir Garantien, die vollständig sicher zu sein schienen.

Es war klar, daß die Kirchenobrigkeit lieber einer protestantischen Regierung untergeordnet sein wollte, die imstande war, ihr ihr Eigentum zu sichern, als einer römisch-katholischen Republik, die sie immer wieder beraubte und ausplünderte. Diese Denkungsart fand ich in allen Teilen der Insel bei allen Geistlichen jeglicher Rangstufe verbreitet: es war ihnen klar geworden, daß bei der Verfassung der Vereinigten Staaten eine Konfiszierung ohne Entgelt ein Ding der Unmöglichkeit ist. —

Auf mich als jüngstes Mitglied der Kommission fiel auch das Los, eine Expedition über die Berge zu begleiten, von der Stadt San Domingo an der Südküste aus nach Puerto Plata an der Nordküste. Während dieser Reise, auf der ich mich ungefähr zehn Tage im Sattel befand, hatte ich mit den wichtigsten Beamten zu verhandeln. Dabei fand ich Gelegenheit, neue Erfahrungen zu sammeln. Sobald unser Reiterzug sich einer Stadt genähert hatte, machten wir Halt und sandten einen Botschafter hinein. Alsbald kamen der Alkalde, die Priester oder andere erlauchte und an der Spitze stehende Männer zu Pferde herangesprengt, um uns zu begrüßen. Nun fanden Vorstellungen statt, und schließlich ging es im wilden Galopp in die Stadt hinein bis an das Haus des Alkalden, wo Reden gehalten und Komplimente in hochtrabendem spanischen Stil ausgetauscht wurden.

Bei unserem Ausritt hatte sich ein Unfall ereignet. Bei der Organisation unserer Expedition versicherten mir die mit Einkauf der Vorräte beauftragten Herren, daß, wollten wir uns bei den stimmführenden Männern der verschiedenen Städte die erforderliche Beachtung verschaffen, es unerläßlich wäre, eine weitgehende, wenn auch bescheidene Gastfreundschaft zu üben; gesellige Zusammenkünfte ohne einen bestimmten aus Rum bereiteten Punsch würden eher Anstoß erregen, als förderlich sein. Unverzüglich wurde Befehl gegeben, einen reichlichen Vorrat Rum zu beschaffen. Beim Ausmarsch hatte eines der Packpferde auf jeder Seite des Sattels Korbflaschen hängen, gefüllt mit dem köstlichen Naß, das so wichtig für unsere diplomatischen Zwecke sein sollte. Als der erste Tag unserer Reise sich geneigt hatte, und unsere Hängematten eben ausgespannt worden waren, hörte ich plötzlich ein Kreischen, sah unsere eigenen Leute und die aus den benachbarten Hütten,

nach Tassen und Gläsern greifen und in wildem Durcheinander nach der Richtung hinlaufen, wo unsere Tiere angebunden waren.

Auf meine Frage erfuhr ich, daß das Tier, dem man die kostbare Last anvertraut, aber eben einen Teil davon abgenommen hatte, im Gefühl der Erleichterung sich zu wälzen begonnen und dabei sämtliche Korbflaschen in Scherben zertrümmert hatte. Es schien eine schlimme Sache, aber ich kann nicht behaupten, daß sie mich sehr beunruhigte. Wir bemühten uns, den Ortsbeamten mit einer anderen Art von Gastfreundlichkeit um den Bart zu gehen, und ich habe nicht gefunden, daß der Mangel an Rum unsere diplomatischen Anstrengungen ernstlich gefährdet hätte.

Ein Bürgerkrieg hatte erst neuerdings die ganze Republik durchwühlt. In einer der Städte im Innern des Landes meldete man mir eines Tages, ein wohlbekannter Guerillageneral, der große Tapferkeit bei der Verteidigung der Baezschen Regierung an den Tag gelegt hatte, wünsche eine öffentliche Unterredung. Die Begegnung fand statt in der weiten Halle des Hauses, das man mir angewiesen hatte. Der Häuptling der Berge trat ein, eine Büchse in der Rechten. Nach den erforderlichen Begrüßungen warf er sich in Positur und sprach in lautem deklamatorischen Ton den Vereinigten Staaten, ihren Vertretern und allen Anwesenden seine Hochachtung und Bewunderung aus. Dann überreichte er mir die Büchse mit der Bemerkung, er hätte sie in einer Schlacht dem Erzfeinde des Landes, Luperon, abgenommen und wüßte nicht, wie er eine würdigere Verwendung dafür finden könnte. Diese Gabe brachte mich einigermaßen außer Fassung. Was würde man bei den gegnerischen Parteien in der Heimat davon denken, wenn einer der Domingogesandten ein solches Geschenk annähme? Präsident Grant war um eines Hundes willen über das ganze Land der Länge und der Breite nach geschmäht worden; was würde seinem diplomatischen Vertreter widerfahren, wenn er diese Büchse annähme? Zwanzig oder dreißig Vertreter der Presse standen mit der Expedition in Verbindung. Da konnte ich mir vorstellen, wie die Annahme eines solchen Geschenkes die zartbesaiteten Gewissen beunruhigen, wie man den Vorfall übertreiben und ausschmücken würde, bis schließlich die Vereinigten Staaten erzittern würden von dem Entrüstungsschrei über eine Kommission, die Geschenke annahm und sich womöglich um einer Schießwaffe willen zu Verträgen überreden ließ. Mein erster Gedanke war, wie ich der schwierigen Situation durch eine Ausflucht entrinnen könnte. Die Büchse in der Hand, bezeugte ich dem General meine Wertschätzung seiner Gabe. Aber wenn ich, fuhr ich fort, diese Trophäe behielte, so würde ich seiner Familie ein Unrecht zufügen; ich nähme sie infolgedessen nur

an, um sie seinem Sohn zu überliefern, der sie seinen Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht als ein Andenken an die Tapferkeit und Vaterlandsliebe seines Vaters vererben möge. Ich war schon im Begriff, mich selbst um dieses unvorbereiteten Diplomatenkniffs zu beglückwünschen, als ich bemerkte, wie sich die Züge des Generals verfinsterten. Plötzlich sprudelte er heraus, ihm täte es leid, daß seine Gabe nicht wertvoll genug schiene, um Annahme zu finden; daß sie das Wertvollste sei, was er besäße und daß er, hätte er etwas Schöneres, es sicherlich darbieten würde. Nun drängten sich einige Herren unserer Gesellschaft an mich heran und rieten mir im Flüstertone zu, die Büchse auf jeden Fall anzunehmen. Es gab keine Wahl. Ich nahm die Waffe mit einer Reihe überlegt gewählter Redewendungen „zur Verteidigung der Regierung der Vereinigten Staaten", ließ sie sofort in eine große Kiste mit der Aufschrift „Kriegs-Departement" legen, und damit war die Sache erledigt.

Unsere Pflichten waren zum Teil eigenartig. Die Vereinigten Staaten waren einige Jahre vorher im Begriff gewesen, von Dänemark die Insel Sankt Thomas zu kaufen. Da warf der Ausbruch eines Vulkans eine amerikanische Fregatte in einem Hafen dieser Insel auf das Ufer, wobei nicht nur das Fahrzeug, sondern auch die Unterhandlungen Schiffbruch erlitten. Daher hatte der Kongreß die Kommission beauftragt, auf der Insel San Domingo Untersuchungen über die Zahl und die Heftigkeit von Erdbeben anzustellen. Das taten wir auf das gewissenhafteste, und in einem Falle mit Ergebnissen, die sowohl für Historiker als auch für Psychologen interessant sind. In der alten Gebirgsstadt Cotuy erwiderte ich nach unserem feierlichen Empfang den Besuch des Vikars. Auf meine Frage in bezug auf Erderschütterungen erhielt ich die Auskunft, daß im Jahre 1840 ein entsetzliches Erdbeben stattgefunden und daß die aus Stein errichtete große Kirche furchtbar darunter gelitten hätte. „Ich ließ den ganzen Bau restaurieren", sagte der gute, alte Pater, „mit Ausnahme des klaffenden Risses über dem Haupteingang, den ich unberührt ließ in der Hoffnung, mit dieser Mahnung einen wohltätigen Einfluß auf das Volk auszuüben." Als wir uns die Kirche ansahen, fanden wir den Riß, von dem der Pater gesprochen hatte. Aber seine Worte waren uns aus besonderem Grunde interessant. Buckle nämlich hatte einige Jahre zuvor in seiner „History of Civilisation in England" dargelegt, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche von den Geistlichen der südlichen Länder ausgebeutet würden, um den Aberglauben in der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Von einem Schriftsteller in der „Edingburgh Review" dieser Behauptung wegen heftig angegriffen, gab Buckle

eine Verteidigungsschrift heraus, die von umfassendem Wissen zeugte. Das Beispiel auf San Domingo war wohl geeignet, die Ansicht des Historikers zu unterstützen.

Der nächste Tag führte uns nach Vega, das dadurch bekannt ist, daß Kolumbus an dieser Stelle, in einem herrlichen Tal im Innern der Insel, seine Fahne aufgepflanzt hatte. Auch hier wurden wir wie üblich von den Herren der Obrigkeit empfangen, unter ihnen von einem hochgewachsenen Priester von asketischem Äußeren, der sich der französischen Sprache bediente. Bei meinem Gegenbesuch am folgenden Tage wies man mich in das Zimmer, das er bewohnte. Es war ein ganz leerer Raum, ohne jeden Schmuck, abgesehen von einer großen, herrlichen Photographie der Kathedrale von Tours. Es war mir vergönnt gewesen, gleich nach Abschluß meiner Studienzeit einen großen Teil des nördlichen, südlichen und westlichen Frankreich zu Fuß zu durchwandern, wobei ich mich besonders für die Architektur der Kathedralen interessiert hatte. Als mein Blick jetzt auf diese Photographie fiel, rief ich aus: „Welch eine schöne Wiedergabe der Kirche des St. Gatien habt Ihr da, Pater!" Die Miene des Priesters, der mich anfangs sehr kühl und zeremoniell empfangen hatte, veränderte sich sofort; er schaute mich einen Augenblick an, dann umarmte er mich. Es war rührend: von allen, die jemals die Schwelle überschritten hatten, war ich wahrscheinlich der Erste, der die Kirche kannte, in der er ordiniert worden; noch dazu hatte ich, durch eine seltsame Eingebung beeinflußt, den Namen des Heiligen ausgesprochen, dem sie geweiht war. Warum ich nicht schlechtweg Kathedrale von Tours sagte, weiß ich nicht, auch nicht, wie ich darauf kam, mich des heiligen St. Gatien zu erinnern. Jedenfalls hatte ich damit den Weg zu dem Herzen des Paters gefunden. Während meines ganzen Aufenthaltes in Vega widmete er sich mir vollständig; er gab mir Auskünfte von größter Wichtigkeit in bezug auf die Bevölkerung, ihre Gebräuche, die vorherrschenden Krankheiten und Ähnliches, die zu erlangen die Kommission und die ihnen untergeordneten Beamten sich bisher vergeblich bemüht hatten.

Hierbei fällt mir etwas ganz besonders Bezeichnendes ein. Dieser asketische französische Priester war sehr scharf in seiner Verurteilung der alten spanischen Priesterschaft der Insel. Als ich mich bei ihm nach der Moralität der Bevölkerung erkundigte, antwortete er: „Wie kann man von einem Volke Gesittung verlangen, dessen Hirten ihm ein so schlechtes Beispiel geben?" Offenbar teilte die hohe Obrigkeit der Kirche in Rom seine Ansicht, denn fast in jeder Stadt traf ich nicht nur fidele, freundlich leichtfertige, alte, spanische Priester, umringt von einer Schar von „Neffen" und „Nichten", sondern auch einen streng denken-

den Geistlichen, der erst vor kurzem aus Frankreich oder Italien herübergekommen war.

Die Eindrücke, welche ich auf diesen lang andauernden und ermüdenden Streifzügen kreuz und quer durch die Insel in mich aufnahm, schwankten beständig zwischen freundlichen und peinvollen. Auf der einen Seite die wunderbare Landschaft, die Üppigkeit der Vegetation und das herrliche milde Klima, während wir in den Vereinigten Staaten stets harte Winter haben. Dagegen schien alles darauf hinzudeuten, daß die ehemalige spanische Verwaltung des Landes ihm einen Fluch hinterlassen hatte, von dem es sich nicht hatte befreien können. Die Bewohner der Insel hatten durch die sich beständig wiederholenden Revolutionen die Industrie und alle industriellen Bestrebungen zugrunde gerichtet und sich buchstäblich gegenseitig aufgefressen; Geschlecht auf Geschlecht ward auf diese Weise vernichtet.

Endlich, nachdem wir beinahe vierzehn Tage über Berge geklettert, uns durch dichte Tropenwälder durchgedrängt, Ströme durchquert und mit den Bewohnern des Landes in Palmenhütten Unterhandlungen gepflogen hatten, näherten wir uns wieder der Küste. Plötzlich erblickten wir auf der Nordseite der Insel von dem Gipfel eines Berges, im Rücken von Puerto Plata, tief unter uns den wundervollen Hafen dieser Stadt und mitten auf ihm, wie eine Fliege auf einer Spiegelscheibe, unsere schmucke kleine Fregatte „Nantasket".

Nachdem wir, wie es Brauch war, von dem Vizepräsidenten der Republik und den Vertretern der Stadt mit den üblichen Reden begrüßt worden waren, drängte es uns vorwärts nach der Villa des Vizepräsidenten, wo ich untergebracht werden sollte.

Ich führte keine anderen Kleider bei mir, als meine Reiseausrüstung, dessen Hauptbestandteile ein leuchtendrotes Flanellhemd, ein Poncho und ein Sombrero waren, da ich aber von meinem Wirt eine Einladung erhalten hatte, abends mit verschiedenen Konsuln und anderen hochstehenden Persönlichkeiten bei ihm zu dinieren, so befahl ich zweien meiner Leute, den Berg hinunter auf das Schiff zu eilen und mir von dort meinen ledernen Koffer zu bringen, der einen dem bevorstehenden Feste angemessenen Anzug barg. Wir hatten kaum Zeit gehabt, es uns unter dem Dach des Vizepräsidenten behaglich zu machen, als zwei Matrosen in das Zimmer traten, welche die unschätzbare Last anschleppten.

Jetzt ereignete sich eine Katastrophe. Als ich den Schlüssel umdrehte, bemerkte ich schon, daß die Messingbeschläge des Schlosses mit Grünspahn bedeckt waren, schreckte aber vor Entsetzen zurück, als ich den Koffer öffnete. Er war scheinbar bis oben zu mit einer grünlich

weißen, weichen, schimmligen Masse angefüllt, aus welcher Schwaben von enormer Größe strahlenförmig nach allen Richtungen auseinanderstoben.

Schnell den Deckel wieder zuschlagend, rief ich einen Kriegsrat zusammen. Die Hauptrollen dabei erhielten Professor Crane, der inzwischen Rektor an der Universität Cornell ist, und einige in dieser Beziehung sachverständige Herren unserer Expedition. Diesen setzte ich die Lage auseinander. Es schien schon sehr schlimm, jede Aussicht, auf dem Feste anständig zu erscheinen, aufgeben zu müssen. Aber das hatte nichts zu sagen im Vergleich mit dem Gedanken, daß ich die Gastfreundlichkeit meines Wirtes damit vergalt, sein Haus mit einer so entsetzlichen entomologischen Auslese anzufüllen. Als ich dieser Auffassung Worte verlieh, bemerkte ich ein Lächeln über die Züge der mir vom Herrn des Hauses zur Verfügung gestellten Dienerschaft huschen, und einer bemerkte, daß die Schwaben, die ich hineingebracht, hier viele Gefährten vorfinden würden. Das war für mein Gewissen eine große Beruhigung. Der Koffer wurde hinausgetragen und gleich darauf brachte man mir meine Kleider, in denen ich abends glänzen sollte. Wie es anfangs schien, waren sie in schrecklicher Verfassung, aber seltsam genug: während Stiefel, Schuhe und vor allem ein Päckchen sorgfältig eingewickelter, für große Festlichkeiten bestimmter weißer Handschuhe vollständig zerfressen waren, hatten Kleidungsstücke anderer Art kaum Schaden gelitten.

Jetzt galt es meinen Anzug so herzurichten, daß ich darin erscheinen konnte. Zu diesem Zweck tränkten ihn die Diener zuerst mit Karbolsäure. Nachdem sie ihn auf dem Balkon des Hauses getrocknet hatten, suchten sie den unverwüstlichen Duft des Karbols durch eine Flut von Odeur zu mildern. Den ganzen Tag über waren sie damit beschäftigt, alles für die Feier am Abend vorzubereiten. Meine Ausrüstung war pünktlich zur Stelle, und nachdem ich die aufgewandte Mühe glänzend belohnt hatte, gesellte ich mich zu den versammelten Konsuln und übrigen Großen. Höchstwahrscheinlich entsinnt sich keiner eines einzigen Wortes, das ich damals geredet habe; ohne Zweifel wird aber jeder, der von ihnen noch am Leben ist, zugeben, daß noch niemand vor oder nach mir so große Anforderungen an seine Geruchsnerven gestellt hat. Der Duft meiner Kleider füllte den ganzen Raum, ja die ganze Stadt schien mir, so lange ich mich darin befand, nach dieser sonderbaren Mischung von Karbolsäure und Odeur zu duften. Sobald ich mich wieder auf dem Schiffe befand, wurde der Inhalt des Koffers über Bord geworfen, und erst dann hatte ich das Gefühl, das Leben wäre mir keine Last.

Nachdem ich in angemessener Weise bis an Deck der Nantasket geleitet und hier von dem Befehlshaber herzlich begrüßt worden war, wies man mir dessen eigene Kajüte an. Ich hielt es aber nur zu bald für ratsam, lieber oben auf dem Deck zu schlafen. Der Grund war, daß die Gefährten meiner Schwaben von dem Schiff Besitz genommen und, wie es schien, in der Kajüte des Kapitäns ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Ich ließ mein Bett deshalb nach oben bringen, trotzdem wir im Februar waren, und verbrachte zwei köstliche Nächte in der balsamischen Atmosphäre der Südsee, indes wir die Nordseite der Insel umschifften. In Port-au-Prince trafen wir wieder mit den übrigen Kommissionsmitgliedern zusammen, die auf der Teneffee längs der Südküste gefahren waren.

In der Hauptstadt von Haiti hatte unsere Kommission eine Unterredung mit dem Präsidenten, seinem Kabinett und anderen Herren, und nachher stand es uns frei, uns in der Stadt umzuschauen. Man kann sich kaum etwas Trostloseres vorstellen. Die Stadt war zu wiederholten Malen niedergebrannt, und es war nun ein Aufbau von Straßen entstanden, bei dem man alle nur denkbaren marktschreierischen architektonischen Albernheiten angebracht hatte. Die Nachwirkungen der eben erloschenen Revolution, der letzten einer Reihe von grausamen und unfruchtbaren Bürgerkriegen, waren noch überall bemerkbar. Auf dem Hügel oberhalb der Stadt hatte der französische Gouverneur seinen Wohnsitz gehabt, einen wunderbaren Palast. Weit vom Meere abgelegen, war er bis auf die letzte Revolution stets unbeschädigt davongekommen. Aber bei diesem Aufstande hatte eine Rotte von Bösewichten, welche mit Geheul das Lob der Freiheit verkündeten, sich in Besitz eines kleinen, mit Waffen ausgerüsteten Schiffes gesetzt, das im Hafen ankerte. Als die Kerle ein Geschütz darauf entdeckten, das weittragend genug war, ließen sie ihre Zerstörungswut mutwillig an diesem schönen Bau aus. Zerschossen lag er nun in Trümmern. An der Haupttreppe zeigte man uns einen Ring, und erzählte uns über ihn folgende Geschichte.

Bei der letzten Revolution war der flüchtige Präsident Salnave gefangen genommen worden. Grausamer Weise zog man einen ledernen Riemen durch eine Wunde in seiner Hand und fesselte ihn damit an einen Reiter, der ihn mit sich den Hügel hinan bis an den Palast schleifen mußte. Der Pöbel, der ihm noch kurz zuvor zugejubelt hatte, verhöhnte und verspottete ihn. Oben auf dem Schauplatz seines ehemaligen Glanzes angelangt, wurde er mit dem Riemen an diesen eisernen Ring gebunden und erschossen.

Gegenüber dem Palast befand sich die Ruine eines Mausoleums,

und auf dem Wege dorthin lagen Trümmer von Marmorsarkophagen verstreut, die Reste wundervoller Bildhauerarbeiten. Diese Sarkophage hatten die irdischen Überreste früherer Regenten umschlossen. Aber die Revolutionäre von Haiti ahmten, wie Affen die Menschen, ihre Vorgänger in Frankreich von 1793 nach, sie rissen die Leichname heraus und schleuderten sie samt den zertrümmerten Monumenten auf die Straße.

Im Handelsverkehr der Stadt bot sich uns reichlich Gelegenheit, uns von den Folgen unbeschränkter Ausgabe von Papiergeld zu überzeugen. Der Reihe nach hatten die Regierungen sich durch Ausgabe neuen Papiergeldes über Wasser gehalten, bis dessen Wert schließlich fast auf Null herabgesunken war. Für die einfachsten Waren wurden lächerliche Summen gefordert: Hunderte von Dollars für einen Korb Früchte und tausende für einen Strohhut.

In unserer Begleitung befand sich als einer unserer Sekretäre, Frederic Douglaß, der talentvolle Sohn eines hervorragenden Virginiers und einer Sklavin, einer der zwei oder drei begabtesten Farbigen, die ich je gekannt habe. Bis auf diese Zeit hatte er sich geschmeichelt, daß seine Rasse, wenn sie frei käme, einen Aufschwung nehmen würde; augenscheinlich hatten ihn aber seine Erlebnisse in San Domingo vollkommen entmutigt und niedergedrückt. Er äußerte zu einem von uns: „Sollte nichts Anderes dabei herauskommen, wenn wir uns selbst regieren, dann helfe uns Gott!"

Ein anderes seltsames Erlebnis hatten wir auf Jamaika, wohin wir uns begaben, als wir Haiti verließen. Wir wünschten, auf unserer Heimreise den früheren Präsidenten von Haiti, Geffrard, aufzusuchen, der in der Verbannung in der Nähe von Kingston lebte. Wir trafen ihn in einer sehr schönen, elegant möblierten Wohnung; auch schien er uns in jeder anderen Beziehung den Beamten überlegen, denen wir in Port-au-Prince begegneten. Er war Mulatte von heller Farbe, intelligent, gemäßigt, vornehm und imstande, seine Ansichten ohne überflüssiges Pathos zum Ausdruck zu bringen. Seine Frau war sehr liebenswürdig und seine Tochter, wenn auch offenbar melancholischen Temperaments, das schönste, junge Mädchen, das ich je gesehen habe. Wer ihres Vaters Geschichte kannte, dem konnte die Ursache ihrer Melancholie nicht verborgen bleiben. Er hatte viele politische Stürme erlebt, ehe er von Haiti flüchtete; bei einem hatten die Feinde durch die Fenster seines Hauses Schüsse gesandt und seine zweite Tochter tödlich getroffen.

Er verhandelte in wohlwollenden Worten mit uns über die Verhältnisse der Insel und teilte unsere Ansicht, die einzige Art, sie vor

dem Entsetzlichsten zu bewahren, wäre, sie unter die Obhut einer zivilisierten Macht zu stellen.

So interessant seine Anschauungen auch waren, so fesselten er selbst und seine Familie, wie wir sie in ihrem häuslichen Leben zu beobachten Gelegenheit fanden, uns noch in weit höherem Grade. Es lüftete uns den Schleier darüber, in welcher Weise die farbige Rasse sich in einem Lande entwickeln könnte, in dem sie nicht unter einem sozialen Bann steht. Seit Generationen hatte man ihn und die Seinen den angesehensten Leuten, denen sie in Frankreich und Haiti begegneten, gleichgestellt; in der Hauptstadt Frankreichs hatten sie an der Tafel von Ministern gesessen und waren als Gäste auf den Soireen von Gelehrten empfangen worden. Sie hatten nichts von der sklavischen Art an sich, die man gewöhnlich bei Männern und Frauen mit afrikanischem Blut in den Adern in Ländern beobachtet, wo diese Rasse noch bis vor kurzem nur geduldet und unterdrückt wurde.

Und hier möchte ich auch den Präsidenten Baez als Beispiel anführen, einen Mann, dem es nie in den Sinn gekommen wäre, daß er nicht auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe mit den angesehensten Männern, mit denen er verkehrte, stünde, und der in jedem europäischen Lande sofort als Mann von Bedeutung anerkannt worden und in jedem Kreise von Würdenträgern willkommen geheißen wäre.

Auf unseren Ausflügen auf Jamaika besuchten wir auch Spanish Town, den Wohnsitz des englischen Gouverneurs. In dem Salon der Gemahlin Seiner Exzellenz erlebten wir etwas ganz besonders Amüsantes. Die Legislatur war erst kurze Zeit vor unserem Besuch aufgehoben und die Verwaltungspflichten waren einem Königlichen Gouverneur und seinem Stabe übertragen worden. Da der Sessel des Präsidenten infolgedessen außer Dienst gestellt war, siedelte dieser ruhmbedeckte Präsidentensitz „Mr. Speakers", ein kolossales Monstrum aus Eichenholz, in den Salon der gnädigen Frau über, und man bedeutete uns, daß Exzellenz dort ihre Gäste zu empfangen pflege.

Von Kingston gelangten wir nach Key West und von dort nach Charleston. Dort wurden wir, weil unsere Fregatte zu groß war, um die Schleuse zu passieren, ausgeschifft und auf der Eisenbahn nach Washington befördert.

Ein Erlebnis unserer Kommission aus diesen letzten Tagen ist vielleicht wert, in diese Chronik aufgenommen zu werden, weil es einige Aufklärung über eine Schattenseite des amerikanischen Lebens bieten kann. Von Anfang bis zu Ende hatten wir den Vertretern der Presse gegenüber, die uns auf unserer Fregatte begleiteten, all unsere Liebenswürdigkeit aufgeboten, ihnen in San Domingo und auch sonst überall

Anschluß an uns und jede Möglichkeit gewährt, Material für ihre Berichte zu sammeln. Aber von Zeit zu Zeit machten wir immer wieder von neuem die schlimme Entdeckung, wie so vielfach falsche Nachrichten unter das amerikanische Publikum kommen. Eines Tages äußerte sich einer dieser Herren, ein Vertreter einer der Newyorker Tageszeitungen, bei einer Erörterung über die Art von Berichten, die sein Blatt verlangte, folgendermaßen: „Unsere Redaktion wünscht keine streng gewissenhaften Berichte, keine Betrachtungen über Land und Leute usw. usw.; sie verlangt vor allen Dingen, daß wir ihr Neuigkeiten persönlicher Natur übersenden, Zänkereien und Klatsch. Ereignet sich etwas Derartiges, so erwartet sie von uns, daß wir in glänzendster Form darüber berichten."

Ich dachte nicht weiter darüber nach, bis wir in Port-au-Prince angekommen waren, wo ich erfuhr, daß dieser Herr plötzlich mit dem Postdampfer nach New York abgefahren war, unter dem Vorwande dringender Geschäfte. Der wahre Grund seiner Abreise kam bald darauf an den Tag. Seine Briefe in der Zeitung, deren Berichterstatter er war, fielen uns in die Hände, und wir sahen, daß er seiner Phantasie freie Zügel gelassen hatte. Er hatte einen Haufen sensationeller Erdichtungen zusammengeschrieben, aber sein Genie betätigte sich vor allen Dingen darin, Streitigkeiten und Zankgeschichten aufzutischen, die niemals stattgefunden hatten. Sein Meisterstück dieser Art war eine Differenz zwischen Herrn Wade und meiner eigenen Person. Tatsächlich hat niemals das geringste Mißverständnis zwischen uns stattgefunden; der alte Senator behandelte mich von Anfang bis zu Ende wie ein Vater.

Dieselbe Erfahrung machten wir auch an etlichen anderen ebenso feilen Seelen der Presse, sowohl bei unserem Aufenthalt in West-Indien, als auch in Washington. Es freut mich indessen sagen zu können, daß sich unter den Berichterstattern auch einige befanden, die es mit ihren Pflichten ernst nahmen und dem amerikanischen Publikum durch Berichte von Wert große Dienste leisteten.

Auf unserer Reise von Charleston nach Washington ereignete sich ein Zwischenfall, der auf die Anschauungen jener Zeit ein scharfes Licht wirft. Wir hatten den ganzen Tag vom frühen Morgen an nichts zu essen bekommen und sahen dem Mittagsmahl an Bord des Potomak-Dampfers mit einem wahren Löwenhunger entgegen. Als wir jedoch den Speisesaal betraten, wurde unserem Sekretär Frederic Douglaß die Teilnahme an der Tafel verweigert. Er, der mit den hervorragendsten Staatsmännern und Gelehrten Nord-Amerikas und Europas zu Tisch gesessen hatte, ein Mann, der um seiner Gaben, seiner Grundsätze, seines eleganten Auftretens willen jeder Gesellschaft zur Ehre

gereicht hätte, wurde einer leisen Beimischung afrikanischen Blutes wegen nicht für wert erachtet, mit der bunt zusammengewürfelten Menge eines Potomak-Dampfers an derselben Tafel zu sitzen. Howe und ich weigerten uns gleichfalls an dem Diner teilzunehmen und kamen um Mitternacht halb verhungert in Washington an. Für einen billigen Preis waren wir damit zu den Leiden und dem Ruhm von Märtyrern gelangt.

Um der Wahrheit in der Geschichte unseres Landes zu Hilfe zu kommen, sei einer Entdeckung Erwähnung getan, welche die Kommission bei ihrer Rückkehr in die Heimat machte. Herr Sumner hatte in seinen Reden vor dem Senat besonders Gewicht gelegt auf das Auftreten der Vereinigten Staaten San Domingo gegenüber, im Vergleich zu dem des Königreichs Spanien. Er behauptete, Spanien hätte sich viel ehrenhafter benommen, als die Vereinigten Staaten und hätte keinen Druck auf San Domingo ausgeübt; als dieses vor Jahren die spanische Oberherrschaft auf sich nahm, hätte es dies aus eigenem freien Antrieb getan, und nicht ein einziges spanisches Schiff sei damals in seinen Gewässern, nicht ein einziger spanischer Soldat an Land zu sehen gewesen. Das Benehmen der Vereinigten Staaten wäre gerade das Gegenteil davon gewesen; sie hätten einen Druck auf die kleine republikanische Insel ausgeübt und, als die Verhandlungen sich günstig zeigten, sofort amerikanische Schiffe und amerikanische Besatzung dorthin abgesandt. Zur Bestätigung seiner Worte trug er eine Rede des spanischen Premierministers vor, die in einem amtlichen Blatt der spanischen Regierung in Madrid veröffentlicht war. Zu unserer Überraschung fanden wir bei Ankunft auf der Insel diese Behauptungen nicht bestätigt, vielmehr hatten schon während der Unterhandlungen über Annexion San Domingos durch Spanien spanische Schiffe an der Küste gekreuzt und spanisches Militär das Land betreten. Es schien, als wäre eher damals ein Druck ausgeübt worden, denn späterhin, als die kleine Republik aus eigenem Antriebe Anlehnung an die Vereinigten Staaten suchte. Bei unserer Rückkehr wollten wir uns sofort ein Exemplar dieses amtlichen Berichts verschaffen, um uns zu erklären, ob in der Tat das Oberhaupt des spanischen Ministeriums sich einer so groben Unwahrheit schuldig gemacht habe. In der Bibliothek des Kongresses fehlte gerade diese Nummer der Zeitung; als aber Herr Howe, unser drittes Kommissionsmitglied, ein langjähriger und treuer Freund Sumners, weiter nachforschte, fand er das Blatt in dessen Bibliothek. Die Stelle, die der Senator angeführt hatte, war sorgfältig angestrichen; es hieß darin buchstäblich, daß während der ersten Unterhandlungen mit Spanien über Annexion sich weder spanische Schiffe in

den Gewässern, noch spanische Soldaten am Ufer der Insel befanden. Genau so war es aber auch bei den Vereinigten Staaten; als man in San Domingo die Unterhandlungen wegen einer Annexion einleitete, befand sich weder ein amerikanisches Schiff an der Küste, noch ein amerikanischer Soldat auf der Insel.

Das Peinliche an der Angelegenheit war, daß Sumner in seiner Anführung dem ersten Satz nicht den Nachsatz folgen ließ. Sonst wäre es klar und deutlich gewesen, daß seine Beleuchtung der Sache jeder Begründung entbehrte. Ich entsinne mich lebhaft, wie schmerzlich sich Herr Howe damals davon berührt fühlte, daß sein Freund Sumner sich von seiner Feindseligkeit gegen die Regierung soweit hinreißen zu lassen vermochte. Es war ganz klar, daß, hätte Sumner dem Senat den ganzen Satz vorgetragen, die Vereinigten Staaten in diesem Punkte nicht weniger groß dagestanden haben würden, als Spanien, und daß man der Regierung keinen begründeten Vorwurf machen konnte, weil sie Schiffe und Militär nach San Domingo ausgesandt hatte.

Bei der Zusammenstellung unserer Berichte nach der Heimkehr kam es einmal zu freundschaftlichen Meinungsstreitigkeiten. Senator Wade, ein Mann von Prinzipien, wünschte die Annexion ausdrücklich zu empfehlen. Herr Howe, den es danach verlangte, die Lage der farbigen Rasse zu heben, war ähnlicher Ansicht. Ich dagegen meinte, daß es dem Kongreß nicht um Empfehlungen, sondern um Tatsachen zu tun wäre. Kämen wir unter solchen Umständen mit Empfehlungen, so würden wir uns einen Verweis zuziehen, was der Sache, die wir unterstützten, keinen Nutzen bringen könne. Sollte der Hauptbericht Empfehlungen enthalten, so bestand ich darauf, mir zu gestatten, einen anderen einzureichen, der nur Tatsachen brächte. Schließlich einigten wir uns, daß der Bericht nichts weiter als Tatsachen enthalten solle. So bietet er meiner Ansicht nach bis auf den heutigen Tag die beste allgemeine Übersicht über die Ertragsfähigkeit der Insel.

Das Ergebnis unserer Berichterstattung entsprach dem von mir erwarteten. Der spanische Teil der Insel ist landwirtschaftlich und möglicherweise auch für Bergbau ungemein wertvoll. Zudem sind um der Passatwinde willen, die die Täler durchbrausen, die Bergschluchten für die weiße Bevölkerung als Sommer-Zufluchtsorte, ähnlich wie in Indien für die Engländer, und die Insel im Winter als klimatischer Kurort zu benutzen.

Hierbei entsinne ich mich der Antwort eines Bewohners des Staates Maine, der mit seiner Familie vor der Härte des Winters an die Samana-Bay geflüchtet war. Auf die Frage nach dem Gesundheitszustand in dieser Gegend sagte er, sein ganzes Haus hätte freilich an einem

leichten, einheimischen Fieber krank gelegen, sie wären jedoch insgesamt ohne schlimmere Folgen davongekommen. „Gesetzt den Fall", fuhr er fort, „Sie teilten die Zahl der Bewohner irgend eines Staates von Neu-England in zwei Teile und versetzten die eine Hälfte hierher und ließen die andere daheim, so würde im Laufe von zehn Jahren bei denen hier an der Samana-Bai weniger Todesfälle durch die hiesigen Krankheiten vorgekommen sein, als in der Heimat allein durch die Schwindsucht."

Ganz besonders wichtig für die Entscheidung über die Einverleibung San Domingos mußte der Hafen von Samana sein, der eine der größten Durchfahrtsstraßen von Europa nach dem Isthmus beherrscht. Groß genug, um eine Flotte in sich aufzunehmen, durch eine Gebirgskette von den Nordwinden geschützt, leicht zu befestigen, ist er zudem der natürliche Ausläufer des größten und fruchtbarsten Tales der Insel. Mehr als das, sollte überhaupt der Versuch gemacht werden, eine auswärtige Besitzung zu erwerben, so war dies eine ganz besonders günstige Gelegenheit, denn die ansässige Bevölkerung, die dort zu assimilieren war, war recht wenig zahlreich.

Aber die Bürger der Vereinigten Staaten konnten, so hoch sie auch General Grant schätzten und so viel sie auf seine Meinung gaben, in diesem Punkte seine Ansicht doch nicht teilen. Man hatte offenbar mit neu übernommenen Pflichten, mit der Befreiung einer kaum übersehbaren Menge Farbiger im Süden, denen man das Wahlrecht verliehen hatte, gerade genug zu tun, und wollte sich nicht noch dazu die Verantwortlichkeit aufladen, ein neues von Schwarzen und von Mulatten bewohntes Gebiet zu verwalten und zu bearbeiten. Die Folge dieser leicht verständlichen Gefühle war, daß der ganze Antrag ins Wasser fiel. Erst wenn die Versuche, die jetzt mit Portorico und den Philippinen gemacht werden, dem Volke der Vereinigten Staaten gezeigt haben werden, ob für solche in Abhängigkeit stehende Provinzen unter unserem System Raum vorhanden ist, wird man an den Erwerb von San Domingo wieder denken können.

Als Kommissar auf der Weltausstellung in Paris 1878

Meine nächsten Erlebnisse diplomatischer Art standen im Zusammenhang mit der Pariser Weltausstellung von 1878 und bedürfen einiger einleitenden Worte.

Im Jahre 1876 war ich für die aus Anlaß der hundertjährigen Unabhängigkeitsfeier in Philadelphia veranstaltete Ausstellung Juryмann für das Unterrichtswesen. Ich hatte mich dieser Aufgabe, deren Hauptarbeit in die lang andauernden Universitätsferien fiel, voll hingegeben, wobei sich mir Gelegenheit bot, in Beziehungen zu mehreren interessanten Leuten zu treten.

Unter diesen möchte ich gleich den Kaiser Dom Pedro von Brasilien erwähnt haben. Das erstemal erblickte ich ihn bei einer Gelegenheit, die ihn hätte bedrücken können. Er war morgens zu Schiff in New York angekommen, und abends sah ich ihn mit der Kaiserin und den Damen und Herren ihres Gefolges im Booth-Theater, wo man Shakespeares Heinrich V. gab. Kaum hatte er in der Loge Platz genommen, so begann schon die Aufführung. Von meinem Orchesterplatz aus konnte ich ihn genau beobachten. Der Kaiser schien ganz versunken in das Spiel. Jetzt kam der Auftritt, in dem König Heinrich die wohlbekannten Worte spricht:

„Was hat ein König, das der Einzelne
Nicht auch besäß', als hohles Schaugepränge?
Was bist du denn, du Götze Königsprunk?"

Hier wandten der Kaiser und auch die Kaiserin, beide von demselben Gedanken bewegt, gleichzeitig die Blicke von der Bühne ab und sahen sich gegenseitig an, worauf der Kaiser seiner Gemahlin verschiedene Male bedeutsam zunickte, als wollte er damit seine Zustimmung kund tun.

Die Gesinnung, die er so verriet, war sicherlich aufrichtig. Seine zärtlichsten Neigungen brachte er der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst entgegen; ganz besonders aber der Wissenschaft. Einige Jahre vorher hatte Agassiz mir bei der Gründung der Cornell-Uni-

versität Privatbriefe Dom Pedros gezeigt, die von dessen naturgeschichtlichen Kenntnissen zeugten; derselbe Wissensdurst, der ihm damals eigen war, beseelte ihn immer noch. Vom Morgengrauen bis zur Dämmerung war er an der Arbeit und besuchte interessante Stätten. Dabei stellte er Fragen, die, wie mir viele bedeutende Autoritäten, sowohl in den Vereinigten Staaten, als auch später in Frankreich, versicherten, bewiesen, daß er über die meisten Forschungen der Zeit vollkommen unterrichtet war.

Am folgenden Morgen bat er um meinen Besuch und begrüßte mich, als ich kam, mit einer Unmenge von Fragen über unsere Schulen, Hochschulen und Universitäten. Ich antwortete, so gut es ging. Etliche der Fragen wären freilich einer eingehenderen Erörterung wert gewesen, als sie in dieser knappen Morgenstunde zu ermöglichen war. Das Wesen des Kaisers war ungemein gewinnend und machte einen nachhaltigen Eindruck auf mich. Er hatte offenbar viel über Erziehungsprobleme nachgedacht, und wer sich mit diesen Dingen beschäftigte, mußte sich notgedrungen durch seine Fragen und Lobspenden angeregt fühlen, in denen weder etwas Despotisches, noch etwas Anmaßendes lag. Ich sah ihn später noch zu verschiedenen Malen wieder und entsinne mich ganz besonders seines liebenswürdigen und geradezu schlichten Wesens auf einem Souper, das bei dem verstorbenen Herrn Drexel in Philadelphia stattfand. Wie der Kaiser sich unter uns bewegte, von Gruppe zu Gruppe ging, hier einen Bekannten begrüßend und dort einen anderen, und wie er mit jedem einige Worte über irgend einen interessanten Gegenstand sprach, das war geradezu bezaubernd. Mir als Republikaner erschien seine konstitutionelle Souveränität viel freier, liberaler, beinahe republikanischer, als das System jener despotischen Demagogen, die ihn später vom Thron vertrieben.

Eine andere sehr interessante Persönlichkeit war Don Juan Marin, ein spanischer Offizier, der inzwischen hohe Kommandoposten bekleidet hat, sowohl in seiner Heimat, als auch in Westindien. Wir waren bei derselben Jury beschäftigt, wo er mir ehrliche Bewunderung abnötigte. Während wir eines Tages im Ausschußzimmer verschiedene uns vorgelegte Fragen besprachen, marschierte auf der Straße, welche zu dem Haupteingang der Ausstellung führte, trommelnd und pfeifend eine Abteilung Soldaten vorüber. Auf seine Frage, was für ein Truppenteil das wäre, antwortete ich, das sei eines der berühmtesten unserer amerikanischen Milizregimenter, das siebente New Yorks. Auf seinen Wunsch, sich die Soldaten näher anzusehen, standen wir auf und gingen hinaus. Jetzt wurden die Tore aufgestoßen und hinein marschierte das Regiment mit Sang und Klang, die Fahne der Ver-

einigten Staaten schwenkend, das Banner des Staates New York hoch aufgerichtet. Colonel Marin, der in Zivil war, stellte sich stramm hin, nahm den Hut ab und verbeugte sich mit schlichter Ehrerbietung tief vor dem Feldzeichen. Die Menge, ich selbst mit eingeschlossen, war von dieser Handlung tief ergriffen. Uns Übrigen wäre niemals der Gedanke gekommen, der Fahne, unter welcher so viele brave, treue Kameraden für uns gekämpft und den Tod gefunden hatten, eine solche Ehrerbietung zuteil werden zu lassen. Ein Mann aus der versammelten Menge hatte ganz recht, als er sagte: „Der Spanier hat uns allesamt beschämt." Es war einer der höchsten Beweise von Takt, die mir je vorgekommen sind.

Ein anderer Delegierter war Professor Levasseur von der französischen Hochschule und dem französischen Institut. Sein Scharfblick für politisch-ökonomische oder seine Erörterungen über geographische Angelegenheiten interessierten und belehrten jeden, der mit ihm zu tun hatte.

Neben ihm verkörperte René Millet eine Menge der anziehendsten Eigenschaften eines ernst denkenden Franzosen, Eigenschaften, denen er es verdankt, daß er zum Gesandten von Tunis und zum Botschafter von Schweden ernannt wurde. Beide Herren besuchten mich später auf der Cornell-Universität, was mir große Freude bereitete.

Noch eine andere Bekanntschaft machte ich in dieser Zeit, die sehr wertvoll für mich wurde: die von Gardner Hubbard, einem der besten, treuesten und begabtesten Menschen, die mir je begegnet sind. Die Erfindung, die ihn damals interessierte, beschäftigt heute die ganze Welt. Sein Schwiegersohn, Alexander Graham Bell, stellte nämlich einen Gegenstand aus, der ein Spielzeug zu sein schien, ein Spielzeug, das er gelegentlich Dom Pedro und einigen von uns vorführte und mit dem er uns eine in dem einen Ausstellungsgebäude gespielte Violine in einem anderen weit entfernten deutlich vernehmen ließ. Es wurde für eine interessante Spielerei gehalten, aber für nichts mehr. Ein Patent darauf mochte damals für eine sehr mäßige Summe zu haben sein — und doch war es nichts anderes als die ersten Anfänge des Telephons.

Mit diesen und anderen interessanten Männern arbeitete ich auf der Ausstellung gemeinschaftlich in der Abteilung für Unterrichtswesen. Für mich war das Ergebnis, daß ich im Laufe des folgenden Jahres von dem Gouverneur des Staates New York zu einem der beiden Ehrenkommissare auf der Pariser Weltausstellung ernannt wurde. Der zweite war Herr Morton, der später Gesandter in Frankreich, Vize-Präsident der Vereinigten Staaten und Gouverneur des Staates New York wurde.

Anfangs war ich durchaus nicht gesonnen, die Sache sehr ernst zu nehmen, sondern ging nur nach Paris, um mir die Ausstellung mit den Vorteilen meines Amtes anzusehen. Bei meinem Eintreffen fand ich jedoch, daß der General-Kommissar der Vereinigten Staaten, Gouverneur Mc Cormick, unter der Arbeitslast beinahe erlag und sich eifrig nach Unterstützung umschaute. Man hatte eine große Anzahl amtlich bestellter Kommissare hingeschickt, aber nur ganz wenige von ihnen waren einigermaßen zu gebrauchen. Kaum einer war des Französischen mächtig, und nur sehr wenige interessierten sich ernstlich für ihre Pflichten. Die einzige Ausnahme, freilich eine glänzende, machte mein alter Freund, Präsident Barnard vom Columbia College, aber dieser war noch nicht eingetroffen. Unter diesen Umständen leistete ich den eindringlichen Bitten des Gouverneurs Mc Cormick Folge und stürzte mich in die Arbeit, um unserer Abteilung auf der Ausstellung zu einem glänzenden Erfolg zu verhelfen.

Die Beteiligung Amerikas auf der Wiener Ausstellung hatte mit einem Skandal geendet, der durch ganz Europa schallte. Dieser Skandal war dadurch veranlaßt worden, daß einer der Unterbeamten, der das Vertrauen unseres hochachtbaren General-Kommissars zu gewinnen verstanden hatte, beschuldigt wurde, und wie es schien, mit Recht, Kellnern und Lieferanten gegen Zahlung einer Summe Stellungen verschafft zu haben. Die Folge davon war, daß der General-Kommissar in unbarmherziger Weise angegriffen, samt seinem Genossen mit Schimpf und Schanden abgesetzt wurde, und daß der amerikanische Gesandte in Österreich so lange an seine Stelle trat, bis eine neue Kommission gebildet war. Natürlich zogen alle europäischen Zeitungen, die amerikanischen Bestrebungen feindlich gegenüberstanden, und es gibt deren eine Menge, Vorteil aus dieser Katastrophe. Ein Wiener Blatt war ganz besonders boshaft; es lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Modell eines amerikanischen Schulhauses in der Ausstellung und schrieb: „Man solle es sich recht genau ansehen als einen Teil der Maschinerie, in welcher solche betrügerische Schurken herangebildet würden, wie jene, welche auf der Ausstellung die Würde des ganzen Menschengeschlechts herabzusetzen versucht haben".

Allen Skandal zu vermeiden, auf der einen Seite mit den französischen Kommissaren, auf der anderen mit einem Haufen von Ausstellern zu verkehren und vor allem dafür zu sorgen, daß die amerikanische Ausstellung in das rechte Licht gerückt werde, das waren schwierige Aufgaben. Zum Glück gelang es uns, glänzende Erfolge zu erzielen.

Zu den Pflichten meiner Stellung gehörte auch die eines Mit-

gliedes der Haupt-Jury, jener Jury, welche der französischen Republik die höchsten Preise zuwandte. Jeden Morgen ungefähr um neun Uhr hatten wir Sitzung. Ich muß gestehen, es war eine ansehnliche Versammlung. Zu meiner Rechten saß Meissonier, damals der größte lebende Maler Frankreichs, neben ihm Quintana, der spanische Dichter. Meissonier war sehr gewissenhaft im Besuch der Sitzungen, aber kaum hatte er seinen Platz eingenommen, so begann er zu zeichnen. Material fand er reichlich an den Briefbogen, Federn, Bleistiften und Tintenfässern, die auf dem Tisch verteilt waren. Worüber auch verhandelt werden mochte, er zeichnete. Hörte er zu oder redete er, seine Feder oder sein Stift fuhr unentwegt fort, sich auf dem Papier hin und her zu bewegen. Jeden Morgen schien er eine Unmenge neuer Eindrücke auf dem Wege zur Ausstellung gesammelt zu haben, die er dann auf das Papier zu bringen sich beeilte. Einmal benutzte er den Bleistift, ein anderes Mal eine Federpose, und nicht selten steckte er das andere Ende der Pose in das Tintenfaß, um sein Werk durch tiefere Schatten zu vervollständigen. Hatte er eine Zeichnung beendet, so zerriß er sie gewöhnlich in Fetzen und warf diese auf den Fußboden, zuweilen faltete er aber die Skizze sorgfältig zusammen und steckte sie in die Tasche. Niemand wagte es, ihn um eine Zeichnung zu bitten.

Eines Morgens war ihm das Papier ausgegangen; da griff er nach einem Buchsbaum-Papiermesser und begann seine Arbeit darauf. Erst verzierte er den Griff in Rokokomanier und entwarf dann mit der Feder auf der Klinge einen sehr geistvollen Kopf, die Physiognomie eines Bourgeois, in der Art, wie Gavarni sie verfertigt. Da er nun das Papiermesser nicht zerreißen konnte, es auch nicht fortzunehmen wagte, war er gezwungen, es liegen zu lassen. Das kam mir zugute. Gleich nach der Sitzung bat ich den Direktor um Erlaubnis, das Messer als ein Andenken mitzunehmen. Er gestattete es mir bereitwilligst, und ich besitze so eine Zeichnung von einem der größten Maler Frankreichs, deren Entstehung, Fortsetzung und Vollendung ich mit eigenen Augen verfolgt habe.

Links von mir saß Tresca, der Direktor des französischen National-Kunstgewerbemuseums; ihm zunächst die Sphinx des Komitees, der schweigsamste Mensch, den ich gekannt habe, der Rektor der portugiesischen Universität Coimbra. Während der ganzen drei Monate unserer Sitzungen hat kein einziger von uns eine Äußerung aus seinem Munde gehört. Diesem gegenüber saß Jules Simon, ein hervorragender Redner, Philosoph, Gelehrter und Literat; einer der Akademiker, die sich in verschiedenen Kabinetten behauptet haben, und der sogar Premier-

minister der Republik gewesen ist. Auf der einen Seite neben ihm Tullo Massarani, ein Senator des Königreichs Italien, hervorragend als Verfasser von Werken über Kunstphilosophie; auf der anderen Boussingault, einer der ersten Chemiker des Jahrhunderts. Dessen Nachbar war Wischniegradsky, der Direktor des Kaiserlich Technischen Instituts in Moskau, den ich später in Petersburg als Finanzminister wiedersah. Jeden Nachmittag verbrachten wir damit, die bedeutenderen Ausstellungsgegenstände zu besichtigen, die uns am folgenden Morgen im Bewerb um den grand prix beschäftigen sollten.

In einer unserer Sitzungen spielte sich eines Tages eine eigentümliche Szene ab. Die Jury hatte an diesem Tage die elektrische Abteilung mit Preisen bedacht. Zu meiner Überraschung sah ich, daß mein Landsmann Edison, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, leer ausgegangen war. Plötzlich flüsterte Tresca, der das Verzeichnis vorgelesen hatte und das Versäumte aufrichtig bedauerte, mir zu, worauf das zurückzuführen sei. Durch eine Nachlässigkeit der Leute, welche Edison auf der Ausstellung vertraten, waren dem Komitee seine Erfindungen nicht, wie es sich gehörte, vorgelegt worden. Die Preisrichter hatten in Erfahrung gebracht, daß sein Agent beauftragt worden war, in einer entlegenen Halle auf den Boulevards gegen Entgelt den Phonographen vorzuführen. So sehr die Jury sich darum bemühte, den Apparat zu Gehör zu bekommen, es gelang ihr nicht; schließlich sagten sich die Herren, daß sie es sich selbst schuldig seien, Edison wegen dieser Behandlung zu übergehen. Natürlich war es jetzt meine Pflicht, alles aufzubieten, um diese Versäumnis wieder gut zu machen. In so gutem Französisch, als ich irgend konnte, hielt ich zu Ehren Edisons eine Verteidigungsrede. Ich zeichnete seine Laufbahn, zählte seine Erfindungen auf und sagte, es würde mich tief beschämen, müßte ich nach Amerika zurückkehren, ohne ihm zu einer Anerkennung seiner Person oder seiner Leistungen verholfen zu haben. Man hörte mir mit größter Höflichkeit zu, aber meine Worte wurden durch eine nicht ernst zu nehmende Bemerkung entkräftigt. Man entgegnete mir, wenn Edison zur Zeit noch keine genügende Anzahl von Erfindungen zur Stelle habe, um eines großen Preises gewürdigt zu werden, so könne er das doch, falls er sich Mühe gäbe, sicherlich noch vor Schluß der Ausstellung fertig bringen. Alles lachte, und mein Antrag war damit einstimmig abgelehnt.

Fast alle Angelegenheiten, denen ich mich in meiner Tätigkeit zuwenden mußte, nahmen mein volles Interesse gefangen und gewährten mir einen großen Genuß. Eines Tages aber ereignete sich etwas, was einen trüben Beigeschmack hatte. Es war nachmittags; damit be-

schäftigt, einige bedeutende Bildhauerarbeiten zu besichtigen, sahen wir uns plötzlich den großen Bronze-Portalen gegenüber, die für das Straßburger Münster noch vor dem deutsch-französischen Kriege bestellt, aber jetzt erst fertig geworden waren. Es war eine herrliche Arbeit; aber ich beobachtete wohl, daß meine französischen Kollegen sich über den Umschwung in den Verhältnissen, der ihnen so von neuem vor die Augen gerückt wurde, tief niedergeschlagen fühlten.

Um meinen in dieser Zeit sehr ausgedehnten gesellschaftlichen Verpflichtungen genügend nachkommen zu können, mietete ich für einige Zeit in der Avenue Josephine die Räume, die unser amerikanischer Gesandter, Gouverneur Noyes aus Ohio, gerade aufgegeben hatte. Ich sah dort von Zeit zu Zeit einen Kreis berühmter Männer aus den verschiedensten Gegenden Europas an meinem Tisch. Die ergötzlichste Szene auf einem der zahlreichen Diners, die dort bei mir stattfanden, war vielleicht die Begegnung zwischen dem amerikanischen Bildhauer Story aus Rom und Judge Brady aus New York. Seit Jahren waren die beiden in den verschiedensten Teilen der Welt miteinander verwechselt worden, hatten sich aber niemals getroffen. Es war schon etwas so Gewöhnliches, daß man den einen für den anderen hielt, daß sie sich gar nicht mehr die Mühe nahmen, diesen Irrtum aufzuklären. Ich habe es selbst erlebt, daß ein Herr meinen Freund Story als Judge Brady begrüßte und sich bei ihm nach ihren gemeinsamen Freunden in New York erkundigte. Story sah sich durchaus nicht veranlaßt, den Fragesteller zu belehren, antwortete, seines Wissens befänden sie sich alle ganz wohl und machte dem Begebnis mit einigen allgemeinen Redensarten ein Ende. Diese beiden Dromios schienen sich sehr über das Zusammentreffen zu freuen. Es war sehr amüsant zuzuhören, wie sie die verschiedenen Gelegenheiten darstellten, bei denen man sie miteinander verwechselt hatte. Jeder von ihnen besaß eine ungemein produktive humoristische Ader, und beide schilderten die Einzelheiten ihrer Erlebnisse in drastischer Weise.

Ein anderer Amerikaner fremder Herkunft war nicht in demselben Grade amüsant. In seinem Beruf war er ein Mann von Bildung, nur war sein Verlangen, empor zu kommen, größer als seine Klugheit. Er war als Jurymann auf der Wiener Weltausstellung gewesen und nun in einer ähnlichen Stellung in Paris. Nach einem Diner in meinem Hause trat er auf eine Gruppe von Herren zu, unter denen sich auch einige Mitglieder des Kabinetts befanden und sagte: „Mr. White, es wäre mir lieb, wenn Sie diesen Herren sagen wollten, welche Dienste ich Frankreich leiste. Ich gehörte schon in Wien der Jury für die Prüfung von Weinen und von Bier an, und es hat mich

förmlich umgebracht. Jetzt erfülle ich hier dieselben Pflichten, und mein Magen hat sich dabei beinahe umgedreht. Sagen Sie diesen Herren, daß die französische Regierung mir zum wenigsten das Kreuz der Ehrenlegion schuldet." Diese mit dem feierlichsten Ernst gesprochenen Worte machten einen sehr peinlichen Eindruck, weil die Minister von Frankreich eher über alles andere reden mögen als über die Verleihung des roten Bändchens. — Genau so peinlich berührten mich auch die Ausschreitungen einiger unserer amerikanischen Aussteller bei Gelegenheit der Feier des 4. Juli im Bois de Boulogne. Es waren unzweifelhaft ganz ausgezeichnete Staatsbürger, aber noch niemals haben sich Dr. Arnolds Worte mehr bewahrheitet wie hier. Er sagt: „Jeder Mensch, der sich auf Reisen begibt, stellt sich unter seine eigene Gerichtsbarkeit." Nach französischem Muster hatte man ein Buffet aufgestellt, das auf das reichhaltigste mit allen möglichen Speisen und den verschiedensten Weinsorten versehen war. Zu meiner größten Verwunderung hatte der Gedanke, daß hier Champagner nach Belieben genossen werden könnte, den Männern, die in ihrer Heimat möglicherweise streng denkende Temperenzler waren, dermaßen die Köpfe verdreht, daß das Fest beinahe zu einer Orgie ausartete. Europäer desselben Standes, die gewohnt sind, während der Mahlzeit mit ihrem Wein Maß zu halten, hätten vielleicht ein oder auch zwei Gläser getrunken und sich damit zufrieden gegeben. Diese Herren jedoch schienen diese Gelegenheit für ihr ganzes Leben ausnutzen zu wollen. Einer Flasche nach der anderen wurde der Hals gebrochen und Glas auf Glas von meinen aufgeregten Landsleuten hinter die Binde gegossen, in einigen Fällen sogar eine ganze Flasche in einem Zug geleert. Nun kam aber das schlimmste. Ich hatte angeregt, daß in einem benachbarten Zelt von einigen hervorragenden Mitgliedern des französischen Kabinetts, die unsere Gäste waren, Ansprachen an unsere amerikanischen Mitbürger gehalten werden sollten. Als die Franzosen nun zu reden begannen, stellten sich ihnen mannigfache Schwierigkeiten in den Weg. Einige Amerikaner, die übermäßig angeheitert waren und wenig von dem verstanden, was gesprochen wurde, applaudierten zuerst, wie es üblich ist, nur an der unrichtigen Stelle, aber schließlich ließen sie Ausrufe los, wie z. B.: „Sprich englisch, alter Junge!" „Rede doch auf Yankee-Manier!" „Vergiß nicht den ruhmvollen Vierten!" „Gib den Engländern eins!" „Laß den Adler sich zu Tode schreien!" und ähnliche Redensarten. Wir sahen uns genötigt, diesen Herren ernstliche Vorstellungen zu machen und sie anzuflehen, unserem Vaterlande keine Schande zu machen; die Ansprachen freilich mußten abgebrochen werden. Damit war es aber

noch nicht zu Ende. Als ich später die Champs-Elysées hinunterging, begegneten mir etliche dieser Patrioten, deren Gang und lebhafte Unterhaltungsweise zeigten, daß die Feier des Tages ihnen nur geschadet hatte.

Dieses Ereignis war der Anlaß, daß ich mich nachher eingehend damit beschäftigt habe, über das Trinken nachzudenken und mich zu fragen, ob unsere amerikanische Temperenz das richtige ist. Ich habe in den verschiedensten Ländern Europas große Festlichkeiten mitgemacht, wo man es als ganz selbstverständlich ansah, daß jedem so viel Wein zur Verfügung stand, wie er irgend mochte; nirgends aber ist mir etwas begegnet, was dem Benehmen meiner Landsleute annähernd gleich gekommen wäre. Ich befand mich als einer von viertausend Gästen im Hotel de ville in Paris auf einem Ball, habe andere große, glänzende Feste, Diners und Soupers in allen Ländern der Welt mitgemacht; — nie aber ist es mir vorgekommen, daß solche Gelegenheiten dadurch eine Störung erlitten, daß jemand zu viel trank. Delavan, der bekannteste aller amerikanischen Temperenzler meiner Jugend, nannte das mäßigste Land, das er kennen gelernt hatte, Italien, wo das Volk, Männer, Frauen und Kinder, bei seinen Mahlzeiten Wein zu trinken gewohnt ist. Nachdem ich es zwölfmal bereist habe, kann ich seine Meinung nur bestätigen.

Auch wenn ich, wie es in früheren Jahren üblich war, mit der Diligence durch die kleinen Dörfchen Frankreichs fuhr, wo das Volk oft in Scharen auf Pilgerfahrten zu den Schutzheiligen ihrer Ortschaften begriffen ist, habe ich häufig Männer, Weiber und Kinder, am Rande des Weges sitzend, Wein, Apfelwein oder Bier trinken sehen. Aber soweit ich aus der Entfernung urteilen konnte, bemerkte ich nirgend auch nur eine Spur von Trunkenheit; jedenfalls äußerte sie sich nicht in roher Weise. Allerdings soll trotz des schwachen Anreizes, den der dortige Wein auszuüben imstande ist, die Trunksucht in Frankreich in den letzten Jahren zugenommen haben, besonders unter den Handwerkern und Bauern. Verhält es sich wirklich so, so bestärkt mich das nur in meiner Ansicht, denn ich würde den Hauptgrund darin suchen, daß die Preise für leichte Weine erhöht wurden, eine Folge der Weinkrankheiten und ähnlicher Mißstände, wodurch die ärmere Klasse genötigt wurde, sich anderen gesundheitsschädlichen Getränken zuzuwenden.

Dasselbe erleben wir in Deutschland. Wie jedermann habe auch ich in diesem Lande große Ansammlungen von Menschen zu beobachten Gelegenheit gehabt, die stundenlang vor ihren Bierkrügen sitzen können. Aber trotzdem mir dieses Zechen sehr zuwider ist, habe ich doch nie bemerkt, daß die Leute sich in der Trunkenheit so bestialisch, so unsinnig

benommen haben, wie das am Unabhängigkeitstage und auf Jahrmarktsfesten in vielen Städten Amerikas der Fall ist. In Amerika, wo man die Enthaltsamkeit laut verkündet und wo sie, wenigstens vor den Augen der Welt, auch geübt wird. Auch die Biersaufgelage der deutschen Studenten mag ich nicht, und doch muß ich gestehen, daß ich dort nie so wüste, verabscheuungswürdige, widerwärtige, Leib und Seele erniedrigende Szenen beobachtet habe, wie in meiner Studentenzeit in den Bars Amerikas, wo sich die Studenten bis zur Bewußtlosigkeit an Spirituosen betrinken. Nur will ich noch hinzufügen, daß die amerikanischen Studenten sich in dieser Beziehung in allerletzter Zeit um ein Bedeutendes gebessert haben. Gymnastische Übungen und größeres Interesse an ihrem Studium, hervorgerufen durch den Geschmack, den die moderne studierende Jugend an den Freuden des alten eisernen Zeitalters gefunden hat, sind zweifellos die Hauptursachen für diesen Aufschwung.*)

Trotz dieser Besserung bleibt es indessen Tatsache, daß der größte Fluch im Leben des Amerikaners der Alkohol ist, der in den Bars gläschenweise verschenkt wird. Noch einen Schlüssel zu diesem Elend finden wir in der amerikanischen Sitte der „Bewirtung", einer Sitte, die in anderen Ländern gar nicht bekannt ist. Treffen sich zum Beispiel Dick, Harry und Tom in einem Wirtshause oder auf der Straße, so fordert Tom den Dick und den Harry auf, mit ihm ein Gläschen zu trinken, um dabei Geschäfte abzuwickeln oder über Politik zu sprechen. Nach unverbrüchlichem Gesetze der oberen Klassen fühlen Dick und Harry sich verpflichtet, die Einladung anzunehmen, und nach einer kurzen Unterhaltung fordert nun Dick den Harry und den Tom auf mit ihm zu trinken. Diese müssen dem abermals Folge leisten, worauf schließlich auch Harry den Tom und den Dick zum Trinken nötigt. Auf diese Weise haben die drei etliche Gläschen Alkohol hinuntergegossen, vielleicht schon frühmorgens oder kurz vor der Mahlzeit oder zu irgend einer anderen besonders ungeeigneten Zeit und mit Folgen, die für jeden einzelnen physisch und moralisch mehr oder weniger schädlich sein müssen. Der vernünftige Europäer trinkt in der Regel bei der Mahlzeit ein oder zwei Glas Wein oder Bier und hat damit genug. Nimmt er irgend einen Likör zu sich, so schlürft er nur ein kleines Gläschen davon nach dem Diner hinunter, um der Verdauung nachzuhelfen.

Es ist meine feste Überzeugung, die sich auf Beobachtungen stützt, die ich ein halbes Jahrhundert hindurch sowohl in meinem Vaterlande als auch in vielen anderen Ländern angestellt habe, daß Theorie und

*) Weitere eingehendere Erklärungen darüber beabsichtige ich an anderer Stelle zu bringen.

Praxis der Amerikaner in diesem Punkte verderblicher sind, als die jeder anderen zivilisierten Nation. Von gänzlicher Enthaltsamkeit will ich hier nicht reden, davon ein anderes Mal. Am meisten gefördert wird die Enthaltsamkeit durch die Leute, welche leichtes Braunbier brauen, und durch solche Weinbauer, die, wie in Kalifornien, zu mäßigen Preisen wohlschmeckende und unschädliche Weine feil bieten, wenn man von Weinen in diesem Sinne sprechen kann.

Für alle Leute, die nicht Maß zu halten verstehen, dienen Bier und Wein nur als Förderungsmittel für die natürliche Zuchtwahl und übernehmen, wie noch so manche andere Dinge in der Welt, die Rolle des Henkers an Dummköpfen, um die nächste Generation von Menschen zu befreien, welche die Sklaven ihrer lasterhaften Neigungen und ihres schwachen Willens sind.

Die beste Abhilfe würden, meiner Meinung nach, die Staats- und Ortsbehörden mit der Einführung des „schwedischen Systems" schaffen. Dieses leistet, wie ich das in Gothenburg in Schweden vor einigen Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, vorzügliche Dienste, wurde aber leider vor kurzer Zeit von den Anhängern einer anderen Richtung wieder abgeschafft. Diesem System nach gestatten verschiedene Städte einer Gesellschaft, eine gewisse Anzahl sauberer, zweckentsprechender Trinklokale aufzumachen. Die Gesellschaft ist verpflichtet, nur reine Spirituosen zu verkaufen. Sie darf bei Strafe niemandem etwas verabreichen, der schon zu viel getrunken hat und muß stets dem Getränk etwas Eßbares beifügen. Das Beste an dieser Einrichtung ist jedoch, daß die Gesellschaft sich mit einem geringen Vorteil, wenn ich mich recht erinnere, mit 7% oder 8% begnügen muß und daß der ganze Überschuß für allgemeine und insbesondere für gemeinnützige Zwecke verwendet wird. Hauptsache ist dabei, daß die Verkäufer keine Getränke verfälschen oder den Abnehmern mehr verabfolgen dürfen, als sie vertragen können.

Ich möchte noch hinzufügen, daß meiner Meinung nach die schlimmsten Feinde der aufrichtigen Enthaltsamkeit, sowohl in Amerika als auch in anderen Ländern, jene Leute sind, die in unüberlegter Weise über die Unmäßigkeit des Volkes herfallen. Diesen Schreiern ist die Schuld daran beizumessen, daß eine so große Anzahl ihrer Mitbürger heimlich in den Häusern oder auch in den Bars zu Trinkern wird.

Ich entsinne mich, daß solche Schreier den Gouverneur Stanford von Kalifornien heftig angriffen, weil er der Stanford-Universität einen Teil der Pacht für seine Weingärten überließ. Leute, die nicht ein Wort dagegen einzuwenden hatten, daß ein theologisches Seminar das Geschenk eines Daniel Drew oder ein anderes das Geschenk eines Jay

Gould annahmen, waren empört darüber, daß die Stanford-Universität den Ertrag von Weingärten annahm.

Die kalifornischen Weine könnten, wenn gesetzlich vor dem Verschneiden geschützt, eines der wirksamsten Abhilfsmittel gegen die Trunksucht werden, das je in unserem Lande angewandt wurde. Sind sie doch die einzigen reinen Weine, die dem Amerikaner zugänglich sind. Sie sind so voll, daß gar kein Grund vorliegt, sie zu verschneiden. Ihr Genuß ist allen, die so unklug sind, etwas anderes zu trinken als Wasser, entschieden als Ersatz für Bier zu empfehlen, das mit Strychnin, für Whisky, der mit Fuselöl und für französischen Rotwein, der mit Salizylsäure und Anilin versetzt ist.

Will man dem Arbeiter, der, seinen geselligen Trieben folgend, Versammlungsorte aufsucht, in denen Spirituosen feilgeboten werden, einen geeigneten Ersatz für seine „Saloons" und „Bars" bieten, so sollte man die Wege einschlagen, welche Bischof Potter befürwortet. Man sollte Vergnügungs- und Erfrischungsräume schaffen, von denen alles ferngehalten würde, was zu Roheiten Anlaß geben könnte. Luftige Räume mit gemütlichen Sitzplätzen an Kaminen, in denen man sich mit Spielen belustigen könnte, wo guter Kaffee und Tee und allenfalls leichtes Bier und Wein zu haben wäre, würden eine größere Anziehungskraft ausüben, als die „Saloons" und „Dives" von heute, die ein großes Unglück für unser Land sind.

Ich für mein Teil rate allen Leuten, nichts anderes als Wasser zu trinken. Für neun Menschen unter zehn ist das sicherlich das Gescheiteste, wahrscheinlich aber für alle zehn. Daß ein großer Teil unseres Volkes in der gleichen Zeit so viel mehr leistet, als andere Völker, und daß der amerikanische Arbeiter im Durchschnitt schneller und sicherer in die Höhe kommt und sich hervortut (genaue Untersuchungen haben ergeben, daß es sich tatsächlich so verhält), liegt daran, daß der größere Teil unserer Bevölkerung nicht Spirituosen zu sich nimmt, die sie nur verdummen.

Bei allem, was ich hier erörtert habe, spreche ich von dem Standpunkte aus, den man heutzutage in dieser Frage vertritt. Es existiert nämlich eine große Menge von Menschen, die ohne Reizmittel nicht auskommen zu können meinen. In solchen Fällen sagt uns unser gesunder Menschenverstand, sollte man ihnen zu Getränken verhelfen, die unschädlich sind und keine Gifte und Zerstörungsstoffe enthalten. Wen es nach milden geistigen Getränken verlangt, dem sollte man solche geben, die einen leichten Gärungsprozeß durchgemacht haben. Wer sich aber nur nach der Arbeit erquicken will, dem verabfolge man statt Alkohol Kaffee, Tee oder Schokolade.

Das war eine langatmige Abschweifung, aber liberavi animam meam. Und nun zu meinem eigentlichen Thema zurück:

Die amerikanischen Kommissare wurden von den Franzosen mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen. Einzelne Minister gaben Empfangstage, die dadurch sehr interessant wurden, daß man dort den berühmtesten Größen Frankreichs begegnete: Gelehrten, Literaten und Künstlern, die ihr Vaterland von der Schmach befreien konnten, welche ihnen durch marktschreierische Anpreisungen in den Zeitungen angetan worden war.

Einer von den Männern, die den tiefsten Eindruck auf mich machten, war Henri Martin, der hervorragende Historiker. Er eröffnete mir über die Geschichte seines Vaterlandes eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte. Auch Jules Simon, ebenso hervorragend als Gelehrter wie als Staatsmann, habe ich viel zu verdanken. Einmal diente er mir als Führer durch Paris, um mir die mit der Revolutionszeit verknüpften Plätze zu zeigen. Ein anderes Mal führte er mich in die französische Akademie, wo eine Preisverteilung stattfand — eine äußerst fesselnde Szene. Wiederum ein anderes Mal leistete er mir Pilotendienste in seiner wundervollen Bibliothek und zeigte mir einige Bände, in welchen noch heute die Kugeln steckten, welche die Kommunards ihm von dem Dache der Madeleine in die Fenster gesandt hatten.

Ein anderes interessantes Ereignis war ein Frühstück bei dem berühmten Chemiker Sainte-Claire-Deville, wo ich Pasteur begegnete. In seinem Laboratorium, das er mir bereitwilligst öffnete, erklärte er mir die wichtigsten Experimente, die anzustellen er eben im Begriff war. Auf einem Flecken seiner Besitzung war ein Käfig aufgestellt, in dem sich einige Hunde befanden. Auf meine Frage erklärte mir Pasteur, er beabsichtige an den Tieren Experimente hinsichtlich der Hundswut vorzunehmen. Man konnte sich nicht schlichter und bescheidener über eine der großartigsten und bedeutsamsten Entdeckungen äußern, als er es tat.

Auch die Besuche, welche ich verschiedenen wissenschaftlichen Instituten abstattete, fesselten mich ganz ungemein. Insbesondere die landwirtschaftliche Hochschule zu Grignon, die ich zum zweitenmal besuchte, das herrliche Conservatoire des Arts et Métiers, wo ich neue Ideen für eine ähnliche Abteilung an der Cornell-Universität faßte, — dann ein Morgenbesuch in der École Normale, wo ich einer Unterrichtsstunde beiwohnte, in der die lateinischen Klassiker in so glänzender Weise erklärt wurden, wie ich es noch nie erlebt hatte. Als ich Professor Desjardins mit seiner Klasse, an der Hand von modernen

Skulpturen und modernen archäologischen Entdeckungen, im Louvre einen von Ciceros Briefen durchnehmen hörte, wünschte ich mir wieder ein Junge zu sein.

Unter den Staatsmännern, denen ich damals in Frankreich begegnete, befand sich auch Drouyn de Lhuys, der in den ersten Jahren der Regierung Napoleons III. eine Rolle spielte, jetzt aber in völliger Zurückgezogenheit lebte. Er machte einen tiefen Eindruck auf mich. Als Minister des Äußern hatte er ein bedeutendes Ansehen genossen. Mit dem herannahenden Alter wandte er der Politik den Rücken, widmete sich gemeinnützigen Unternehmungen und gründete unter anderem die große Reformschule zu Mettray. Er riet mir diese zu besuchen, und trotzdem die Entfernung von Paris beträchtlich ist, folgte ich seinem Rat und sah dort manches Interessante. Die Schule schien mir sehr beachtenswert, besonders für Alle, die sich mit dem Problem des Verbrechertums in unserem Vaterlande beschäftigen. In Frankreich ist es gesetzlich gestattet, wenn ein junger Mann auf Abwege gerät, sein Erbe vergeudet und seiner Familie Schande bereitet hat, einen Familienrat zu berufen, dem die Macht zusteht, den Jüngling unter Aufsicht zu stellen. In Mettray gab es Räume, in welchen solche junge Leute auf Ersuchen des Familienrates untergebracht werden können. Wie es nach einigen mir gezeigten Briefen schien, übt eine derartige Absperrung einen heilsamen Einfluß auf die Jünglinge aus. Der eine der Briefe war auf eine Schublade geschrieben und für die Augen eines Nachfolgers bestimmt. Es war eine Selbstanklage, so voller Zerknirschung und dabei doch so männlich, wie ich etwas Ähnliches noch nie gelesen hatte.

Noch einen anderen berühmten Mann lernte ich in jenen Tagen kennen, und das war Thiers. Einer seiner alten Verehrer führte mich in seinem Hause an der Place St. Georges ein, wo ich ihn im Schoße seiner Getreuen Huldigungen entgegennehmen sah. Er sprach nur wenig, und das wenige war unbedeutend, aber ich fühlte mich nicht besonders enttäuscht; lange vorher hatte ich mir schon meine Meinung über ihn gebildet und fand diese Meinung jetzt nur bestätigt. Je eingehender ich mich mit seinen Leistungen als Premierminister und als Parlamentarier beschäftigt, je mehr ich mich mit den Werken bekannt gemacht hatte, die er herausgab, desto mehr kühlte meine Bewunderung sich ab. Mochte es nun sein politisches Pamphlet sein, das unter dem Namen „Geschichte der französischen Revolution" bekannt ist und so viele unfruchtbare Kämpfe hervorrief, mochte es seine „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" sein, welche so viel dazu beitrug, die Legende der Napoleoniden wiederzubeleben, oder seine Reden

unter der konstitutionellen Monarchie Louis Philipps, zur Zeit der Republik und zur Zeit des zweiten Kaiserreiches, die nur dazu angetan waren, Verwirrung zu stiften und eine Anarchie ins Leben zu rufen: mir erschien er als der Urheber alles späteren Verderbens. Freilich, man muß bewundern, welche Anstrengungen er machte, um Frankreich aus dem Elend zu erretten, in das er und Seinesgleichen es gestürzt hatten. Sollte aber die Geschichte die Ereignisse des vorigen Jahrhunderts der Nachwelt wahrhaft, getreu und aufrichtig wiedergeben, so dürfte seine Laufbahn, so glänzend sie zu sein scheint, keinem denkenden Patrioten irgend welche Bewunderung mehr abringen.

Viel größere Achtung flößte mir ein anderer Staatsmann ein, dem ich damals begegnete, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der französischen und römischen Geschichte Duruy, der unter dem zweiten Kaiserreich als Historiker und als Staatsminister alle seine Kräfte darauf verwandt hatte, die Grundlage für eine vernünftige Freiheit zu schaffen. Als mein Tischnachbar auf einem der vielen Diners machte er eines Tages eine Bemerkung, die mich über den gröbsten Fehler der französischen Republik aufklärte. Er sagte: Sieben Jahre lang, unter dem Kaiserreich, war ich Minister für das Unterrichtswesen. Seitdem ich diesen Posten verließ, sind sechs Jahre verstrichen, und ich habe inzwischen sieben Nachfolger gehabt." — Ein anderes Mal unterhielt er sich mit mir über die besonderen Schwierigkeiten, welche sich ihm in Frankreich entgegengestellt hätten. Als ich darauf bemerkte, ich erinnerte mich seines Streites mit dem Kardinal de Bonnechose, worin dieser ihn von seinem Posten zu vertreiben versucht hatte, weil er den wissenschaftlichen Unterricht auf der Pariser Universität nicht beschränkte, sprach er sich ganz offen darüber aus. Wenn auch durchaus nicht Radikaler und augenscheinlich bereit, soweit irgend möglich im Sinne der Kirche zu handeln, gab er doch zu verstehen, daß die Anforderungen der Geistlichkeit an jedes einzelne der französischen Ministerien durchaus unerfüllbar wären; daß Frankreich diesen Anforderungen niemals nachgeben könne und daß früher oder später ein Bruch zwischen Kirche und Staat stattfinden müßte. Seine Prophezeiung scheint sich jetzt erfüllen zu sollen.

Zu den verschiedenartigen Zusammenkünften, die in Verbindung mit der Ausstellung abgehalten wurden, gehörte auch eine Vereinigung von Literaten, welche eine Besserung der internationalen Bestimmungen über das Urheberrecht erstrebte. Ich wurde zum Mitglied gewählt und hatte das Vergnügen, einigen äußerst interessanten Reden Viktor Hugos, Turgenieffs und Edmond Abouts beizuwohnen. Die Rede Abouts war die beste von allen; durch seinen trefflichen Witz

und seinen köstlichen Humor bewies er vollauf, daß er ein Recht hatte auf den Namen, den seine Feinde ihm gaben: den Voltaire des 19. Jahrhunderts. Diese Beratungen schlossen mit einem Bankett ab, dem Viktor Hugo präsidierte. Von allen schweren Dingen, die ich in meinem Leben auszuführen genötigt war, ist wohl das schwerste die Rede gewesen, bei der ich mich angesichts Viktor Hugos der französischen Sprache zu bedienen versuchte.

Auch auf der Sorbonne tagten verschiedene Kongresse, deren Beratungen über das Unterrichtswesen mich sehr interessierten. Doch übten die Empfangstage auf der französischen Akademie eine viel größere Anziehungskraft auf mich aus. Von all den vorzüglichen wissenschaftlichen Abhandlungen, die ich kenne, ist keine einzige so anregend und fesselnd, wie die Reden, die bei diesen Gelegenheiten von Charles Blanc, Gaston Boissier und den sie einführenden Mitgliedern gehalten wurden. Diesen witzigen Franzosen zuzuhören, wie sie sich in der geistreichsten Weise angriffen, dabei stets die Formen der Höflichkeit beobachteten und ihre Gegner sogar mit Komplimenten überhäuften, das eröffnete mir ganz neue Begriffe von den geistigen Fähigkeiten des Menschen. Ob sie darauf berechnet sind, die Achtung vor den daran Beteiligten zu erhöhen, ist eine andere Sache.

Der feierliche Schluß der Ausstellung bot ein glänzendes Schauspiel. Verschiedenen Erfindern und Ausstellern wurden von dem Präsidenten der Republik Geschenke und Dekorationen überreicht. Unter anderen wurden Dr. Barnard, Story und mir das Kreuz der Ehrenlegion verliehen, das anzulegen keinem von uns beiden jemals in den Sinn gekommen ist. Leider hat mein Freund, der schweizerische Amerikaner, der sich mit so pathetischen Worten der Dienste rühmte, die er Frankreich durch eifrige Prüfung der zahlreichen Weinsorten erwiesen, kein rotes Bändchen für sein Knopfloch erhalten, und die Ausdrücke seiner Enttäuschung waren laut und anhaltend.

Er war nicht der einzige Aussteller, der sich enttäuscht fühlte. Eines Tages war ich auf der amerikanischen Gesandtschaft Zeuge von einem Auftritt, der wohl zu beweisen imstande ist, mit welchen Schwierigkeiten ein Vertreter Amerikas bisweilen in den Hauptstädten West-Europas zu kämpfen hat. Ich war gerade im Bureau unseres amerikanischen Gesandten, des Herrn Noyes, als eine sehr stattliche, nach der neuesten Mode gekleidete Dame in das Zimmer trat. Es war leicht ersichtlich, daß sie sich in kriegerischer Stimmung befand. Sie begann: „Herr Gesandter, ich bin hier, um mich zu erkundigen, woran es liegt, daß ich bis jetzt weder eine Einladung zu den Bällen, welche vom Ministerium veranstaltet werden, erhalten habe, noch bei den Em-

pfangsfeierlichkeiten berücksichtigt worden bin?" Gouverneur Noyes entgegnete ausgesucht höflich: „Mrs. . . . ., wir haben Ihren Namen auf die Liste gesetzt und sind der festen Überzeugung, daß unsere Wünsche Berücksichtigung finden werden." Unbeirrt fuhr die Dame fort: „Wie ist es zu erklären, daß Sie so viel weniger Einfluß haben, als Ihr Vorgänger? Zur Zeit der vorigen Ausstellung wurden mir viele Einladungen zuteil, dieses Mal keine einzige." Der Gesandte antwortete: „Das tut mir wirklich herzlich leid, Madame, es sind aber etwa zwanzig oder dreißig Tausend Amerikaner in Paris anwesend und die Zahl der Einladungen ist eine beschränkte. Zur Zeit bevorzugt die französische Obrigkeit diejenigen Amerikaner, welche aus den Vereinigten Staaten herübergekommen und als Kommissare oder Aussteller an der Ausstellung beteiligt sind." Die Dame schien entrüstet. Sie erhob sich und sagte: „Ich will Sie nicht länger aufhalten, mein Herr, aber so bald ich Amerika wieder betreten habe, will ich Senator Conkling, der mir ein Empfehlungsschreiben an Sie mitgab, sagen, daß entweder sein Einfluß auf Sie sehr gering zu veranschlagen ist oder der Ihrige auf die französische Regierung. Guten Morgen!" Damit rauschte sie hinaus.

Die Schilderung dieses Auftritts hat keinen anderen Zweck als den, ein Bild jener Plage zu entwerfen, welche den Vertretern Amerikas in den Residenzstädten Europas das Leben verbittert. Ganze Scharen ihrer Landsleute, mehr oder weniger angesehene Leute, bedrängen sie mit Anforderungen und Bitten um Einladungen zu Hoffestlichkeiten oder zu anderen öffentlichen Veranstaltungen. Dieses Strebertum trägt den Stempel der Lächerlichkeit an sich und ist von manchen Demagogen als Vorwand benutzt worden, um den diplomatischen Dienst bei ihren Mitbürgern in Mißkredit zu bringen. — Meiner Meinung nach sollte sich aber der amerikanische Patriot auf den Standpunkt stellen, daß es um der vielen Ausschreitungen willen, die von einer gewissen Klasse von Amerikanern im Auslande verübt werden, gut ist, in jeder Hauptstadt einen Mann zu wissen, der, abgesehen von anderen wichtigeren Obliegenheiten, bestrebt ist, derartige Ungeheuerlichkeiten niederzuschlagen oder zu verhindern, daß sie Ärgernis erregen und in ganz Europa herumgesprochen werden. Wer unseren diplomatischen Dienst nicht kennt, der ahnt nicht, wie häufig unsere Vertreter in aller Stille solche Pflichten zu erfüllen haben und wie sie so manches aus der Welt schaffen, was Anlaß geben könnte, unser Vaterland und unsere republikanischen Ansichten dem Hohn und Spott der Leute auszusetzen.

Als Gesandter in Deutschland

1879 – 1881

Im Frühjahr 1879 wurde ich zum dritten Male in den diplomatischen Dienst gestellt, und zwar überraschender Weise. Präsident der Vereinigten Staaten war zu dieser Zeit Herr Hayes aus Ohio. Ich war vor Jahren auf der Cornell-Universität mit ihm zusammengetroffen und hatte mich damals sehr interessant mit ihm unterhalten, im übrigen aber gar nicht mit ihm verkehrt, weder direkt noch indirekt. Darum war ich nicht wenig erstaunt, als nach dem Tode Bayard Taylors, der gleich zu Anfang seiner Laufbahn in Deutschland starb, der dadurch frei gewordene Posten mir angeboten wurde.

Nachdem ich die Berufung angenommen hatte, ging ich vor allen Dingen nach Washington, um meine Weisungen einzuholen. Als ich dem Staatssekretär Evarts meinen Besuch abstatten wollte, fand ich das ganze Zimmer voller Leute. Ich sagte darum: „Wie ich sehe, sind Sie überaus beschäftigt, Herr Sekretär; bestimmen Sie mir eine andere Zeit, ich stehe stets zu Ihren Diensten." „Kommen Sie nur herein!" antwortete er. „In unserem Staatsministerium haben wir nur zwei Regeln; die eine lautet: Außerhalb der Geschäftstunden sollen keine Geschäfte abgeschlossen werden, die andere: In den Geschäftstunden sollen keine Geschäfte abgeschlossen werden." Daß das nur ein Scherz war, um mich zu beruhigen und keine Tatsache, ist leicht zu durchschauen. Nachdem ich alles Notwendige mit ihm erörtert hatte, gab man mir einige Tage Zeit, mich mit dem Briefwechsel meines Vorgängers bekannt zu machen und mich darüber aufklären zu lassen, wie unsere Regierung sich zu etlichen Fragen stellte, die sich im Augenblick zwischen beiden Staaten in der Schwebe befanden.

Als ich am folgenden Tage im Weißen Hause dinierte, hörte ich Herrn Evarts mit dem Präsidenten über eine Frage disputieren, die mich schon lange interessiert hatte. Sie betraf die Zulassung von Kabinetministern zur Teilnahme an den Debatten im Kongreß. Herr Hayes versuchte mit Vernunftgründen der Zulassung zum Siege zu verhelfen, aber der Staatsminister übertrumpfte seinen Vorgesetzten. Das gereichte mir zur größten Genugtuung. Schon lange war ich

der Ansicht, daß nächst der unserem Allerhöchsten Gerichtshof verliehenen Macht, das Beste an der Verfassung der Vereinigten Staaten die völlige Trennung der Verwaltung von der gesetzgebenden Gewalt ist. Nur so wird es verhütet, daß Kongreßsitzungen zu Gladiatorenkämpfen ausarten oder zu einem Fußballspiel werden, bei dem kein Ende abzusehen ist. Wiederholt habe ich europäische Staatsmänner darüber klagen hören, daß ihre Gesetzgeber sich in dieser Beziehung die englische und nicht die amerikanische Verfassung zur Richtschnur genommen haben. Wie es in Frankreich zugeht, wo die ärgsten Ränke geschmiedet werden, wo jeder kaum ernannte Minister durch einen anderen ersetzt wird, dem man sein Portefeuille auch im nächsten Augenblick wieder entreißt, das wissen wir Alle. Die Folge ist, daß das Ministerium dort durchschnittlich ein bis zwei Mal im Jahr wechselt. Mit Ausnahme des deutschen Parlaments ist im allgemeinen in allen kontinentalen Staaten Europas der gesetzgebende Körper gleich mangelhaft, nur das italienische Parlament ist in gewisser Beziehung noch mangelhafter als die übrigen. Das englische Parlament würde wahrscheinlich Staatssekretäre, die sich in ihrer Art so ausgezeichnet haben, wie Thomas Jefferson und Hamilton Fish, ihres Amtes enthoben, möglicherweise aber auch John Quincy Adams, Seward und John Hay in den Ruhestand versetzt haben. In England, wo das Parlament mit seinen Parteien gleichen Schritt hält, hat ein solches System Erfolg, aber in keinem anderen Staate.

Ich habe stets mit größter Hochachtung zu Männern aufgesehen, die wie die eben Angeführten im Staatsministerium oder wie Hamilton, Gallatin, Chase, Stanton und Gage in den anderen Ministerien, unbeirrt in ihren Arbeitszimmern sitzen, ruhigen Blutes die Regierungsgeschäfte erledigen und es gleichmütig über sich ergehen lassen, daß die Wut der Parteien in beiden Häusern himmelhohe Wellen schlägt. Würde unsere Republik unter anderen Gesetzen der Welt doch kaum weniger Unterhaltungsstoff bieten, als Venezuela mit seinen hundertundvier Revolutionen in siebzig Jahren.

Am Tage darauf speiste ich bei unserem Staatssekretär, der wie gewöhnlich in liebenswürdigster Stimmung war. Als ich auf dem Tafelservice den Spruch „Facta, non verba“ bemerkte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß diese Worte ein sehr geeignetes Motto für einen Juristen oder für einen Redner abgäben. Darauf erzählte er mir, daß zwei alte Herren, Kongreßmitglieder, die kürzlich bei ihm zu Tisch saßen, darüber uneinig gewesen wären, was die Worte bedeuteten, und daß der eine von ihnen gemeint hätte, es hieße: „Essen und nicht schwatzen.“

Auf der Reise nach Berlin hielt ich mich einige Tage in London auf, wo ich eine Menge neuer Eindrücke in mich aufnahm und manches Interessante zu sehen bekam. Im Hause meines alten Freundes und Studiengenossen in Yale, George Washburn Smalley, lernte ich eine Reihe hervorragender Männer kennen und fühlte mich besonders durch Meredith Townshend angezogen. Sein Wissen in amerikanischen Angelegenheiten war so umfassend, daß es mir geradezu erstaunlich und unbegreiflich erschien. In dem Hause William Harcourts traf ich mit Lord Ripon zusammen, der damals Vizekönig von Indien war. Seine Ansichten über den Verkehr mit Orientalen fesselten mich ungemein. In der „Royal Institution" wurden alte Bekannte begrüßt und die Freundschaft mit Tyndall und Huxley wieder erneuert, und im Hause Alma-Tademas, des berühmten Malers, das in einer der Vorstädte gelegen war, machte ich eines Abends die Bekanntschaft des liebenswürdigen Dichters Browning. Auf dem Heimwege nach Hause bot sich mir die Gelegenheit ihm näher zu treten. Sein Wagen hatte ihn im Stich gelassen und ich ihm das Anerbieten gemacht, ihn in dem meinigen nach Hause zu bringen. Wir waren kaum unterwegs, als plötzlich ein dichter Nebel aufstieg und wir alsbald vom rechten Wege abkamen. Während wir beinahe eine ganze Stunde lang vergeblich nach der richtigen Fährte Ausschau hielten, unterhielt mich Browning in der amüsantesten Weise. Zuerst plauderte er über allgemeine Fragen, erzählte einige Reiseerlebnisse und ging dann auf das Thema Kunst über. Jedes seiner Worte war schlicht und natürlich, ohne jede Spur von Übertreibung oder Pose. Da ich mich seiner dunklen, schwerverständlichen Verse sehr wohl erinnerte, war ich überrascht über die Klarheit seiner Anschauungen. Des langen Umherirrens müde, ließen wir schließlich halten; unser Kutscher gestand, daß er keine Ahnung hätte, wo wir uns befänden. Aber wir hatten Glück. Plötzlich tauchte aus dem dichten Nebel ein leeres Hansomcab auf; da dessen Lenker über den Weg besser unterrichtet war als der unsrige, so ließen wir uns von ihm den Weg zu Brownings Hause und dann zu dem meinigen weisen.

Ganz besonders war ich Sir Charles Reed, einem meiner Kollegen von den Weltausstellungen zu Philadelphia und zu Paris, dafür zu Dank verpflichtet, daß er mir eine Einladung zu dem Diner des Lordmayors in der Guildhall verschaffte. In der Bibliothek, wo sich die Gäste versammelten, bot sich mir die Gelegenheit, viele interessante Persönlichkeiten zu beobachten. Allen voran erschien Lord Cairns, der Lord-Kanzler im vollen Glanze seiner Amtsrobe und mit Perrücke; ihm folgten Lord Derby und Lord Salisbury, der damals,

wenn ich mich recht erinnere, Minister des Äußern war. Nachdem noch verschiedene andere hervorragende Persönlichkeiten erschienen waren, betrat als der interessantesten einer Lord Beaconsfield die Halle. Er war der Letzte der Gäste. Kaum erschienen, bot er auch schon der Lady Mayoreß den Arm, und der Zug setzte sich der großen Halle zu in Bewegung. Von meinem Sitz aus, dicht neben der großen Tafel bot sich mir die beste Gelegenheit, all die Versammelten zu beobachten und den Reden zu lauschen, die gehalten wurden.

Es war ein überaus prunkvolles Schauspiel. Konnte es etwas Kostbareres geben, als diese silbernen Schüsseln und Teller, die auf der Tafel des Lordmayors und auf den Nebentischen funkelten und blitzten; etwas Reichhaltigeres und Verschwenderischeres als die endlose Reihe von Gerichten; etwas Eigenartigeres als dieses Zeremoniell? Neben dem Lordmayor, der in Amtsrobe und Kette in all dem Glanze strahlte, den seine Stellung mit sich brachte, stand der „Toastmaster", dessen Aufgabe es war, die Toaste, wie sie einander folgten, anzukündigen. Das tat er in einer Weise, die jedem Fremden im höchsten Grade seltsam erscheinen mußte. Es war ein Absingen in einem ganz absonderlichen Rythmus, eine Litanei, die zum Schluß in einem höheren Tonfall kurz abbrach. Etwa folgendermaßen: „Mylords, La—a—a—dies und Gentleme—e—en, im Namen Seiner Hochwohlgeboren des Lordmayor ersu—u—uche ich Sie Ihre Glä—ä—äser zu erheben und sie zu le—e—e—ren auf das Wohl Seiner Erlaucht des Gra—a—afen Beck'nsfield!"

Eine Hauptrolle spielte bei diesem Feste der sogenannte „Liebestrunk". Ein großer silberner Pokal, bis an den Rand mit einem köstlichen Naß gefüllt, das wohl größtenteils aus Rotwein bestand, machte die Runde an der Tafel. Stehenden Fußes empfing man ihn aus der Hand seines Nachbarn und hatte den mit feierlicher Miene dargebrachten Trunk ebenso feierlich zu erwidern. Dann wandte man sich seinem anderen Tischnachbar zu und wiederholte die Zeremonie, die in derselben Weise die Tafel entlang weiterging.

Während der ganzen Festlichkeit wanderten meine Blicke immer wieder zu dem Premierminister hinüber, dessen scheinbare Teilnahmlosigkeit einen ganz seltsamen Eindruck auf mich machte. Wie er der Lady Mayoreß den Arm bot, wie er mit ihr davonstolzierte und auch jetzt an der Tafel erschien er mir wie eine aus Holz geschnitzte Gliederpuppe, die man durch irgend einen künstlichen Mechanismus nach Belieben zum Leben zu erwecken vermochte. Als er sich in derselben ungelenken Weise erhoben hatte, um seinen Trinkspruch auszubringen, schienen auch die ersten Worte nur ganz mechanisch über seine Lippen

zu kommen, bis sein Redestrom, plötzlich entfesselt, sich auf politische Gebiete ergoß und seine glänzenden Ausführungen das ganze Auditorium in atemlose Spannung versetzte. Nach einer Reihe monotoner, ermüdender Zwischensätze folgten dann wieder etliche geistsprühende Aussprüche voller Logik und Scharfsinn, und so wechselte das noch einige Male, bis er dann schließlich seine Rede zu Ende geführt hatte.

Jede einzelne der Reden, die hier gehalten wurden, war wohldurchdacht und voller Logik. Jede Art von Effekthascherei, wie sie in Amerika bei solchen Gelegenheiten üblich ist und einen so unangenehmen Eindruck macht, ward hier vermieden. Die Redner waren sich, wie es schien, wohl bewußt, daß ihre Worte in den nächsten Tagen in jedem angesehenen Hause Englands besprochen, telegraphisch allen ausländischen Zeitungen übermittelt und von jedermann in der ganzen Welt kritisiert werden würden.

Auf die offiziellen Reden folgte eine, die dem diplomatischen Korps galt, und der amerikanische Vertreter Edwards Pierpont hatte sie zu erwidern. Er entledigte sich dieser Pflicht mit sehr geschickten Worten, die nicht mehr als fünf Minuten in Anspruch nahmen. Einige amerikanische Blätter hatten sich über die weitschweifigen Reden auf den Banketts in England aufgehalten, und das schien ihn bewogen zu haben, diesem Vorwurf möglichst vorzubeugen.

Auch meine beiden Tischnachbarn, Sir Frederick Pollock, der bedeutende Vater des jetzigen Sir Frederick, und Rolf, der Verwalter der Schatzkammer der Londoner City, trugen viel zu meiner Unterhaltung bei. Ich fand aufs neue bestätigt, daß alles, was man den Engländern über ihre Unnahbarkeit und ihre Kälte nachsagt, nicht richtig ist. Im Gegenteil, wo ich auch mit ihnen in Berührung gekommen bin, auf dem Kontinent oder in England selbst, stets habe ich die Erfahrung gemacht, daß sie die liebenswürdigsten Gesellschafter sind. Besonders seltsam, ja beinahe spaßhaft schien es mir, wie die Engländer sich ihren eigenen Landsleuten gegenüber häufig sehr zurückhalten, während sie im Verkehr mit Amerikanern liebenswürdig, ja geradezu offenherzig sind. Die Ursache erscheint uns Amerikanern noch merkwürdiger als die Erscheinung selbst. Ich komme später einmal darauf zurück.

Mitten in den Festen zu Ehren der goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelms traf ich in Berlin ein. Eine Hoffestlichkeit folgte der anderen: Kostümbälle, Galatafeln, Galavorstellungen im Königlichen Opernhause. Den tiefsten Eindruck machte auf mich aber der herzliche Empfang, der uns Vertretern der fremden Mächte von dem Kaiser und seiner hohen Gemahlin bereitet wurde. Die Leutseligkeit dem diplomatischen Korps

gegenüber hatte etwas ungemein Bestrickendes, ebenso die Sorgfalt, mit der jedes einzelne Mitglied der Kaiserlichen Familie, vom Kaiser an bis zum jüngsten Prinzen, sich darauf vorbereitet hatte, den Neuhinzugekommenen in ein Gespräch zu ziehen, das ihn interessieren konnte. Der eine unterhielt sich mit mir über amerikanisches Seewesen, der andere über die Kunst in meinem Vaterlande, ein dritter sprach über die landschaftlichen Reize Colorados, der nächste über die Eisenbahnen und Dampfschiffe. Sogar über amerikanische Zahnärzte und Zahnpflege befragte man mich, und in Ermangelung eines anderen Themas bot der Niagara reichlichen Stoff zur Unterhaltung.

Die Pflichten eines hohenzollernschen Prinzen sind keineswegs leicht zu erfüllen; sie bringen eine Menge Arbeit mit sich. Als Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, seine Braut heimführte, habe ich es mit erlebt, wie das junge Paar außer den anderen Vertretern des öffentlichen Lebens Tag für Tag die Angehörigen des diplomatischen Korps empfing, Damen und Herren, die, im Kreise aufgestellt, im Schlosse ihrer harrten. Die junge Prinzessin begann ihren Rundgang bei den Damen, ihr hoher Gemahl bei den Herren, beide von ihrem Gefolge begleitet. Bei jedem einzelnen Vertreter der fremden Mächte blieben sie einen Augenblick stehen, um einige Worte an ihn zu richten, häufig in der Sprache seiner Heimat, von denen man erwarten konnte, daß sie ihn interessierten. Es war eine erstaunliche Leistung, auf die sie sich jedenfalls sorgfältig vorbereitet hatten, die aber auch so manchem geschulten Professor Schwierigkeiten bereitet hätte.

Der Vertreter Amerikas, der dem Herrscher des Deutschen Reiches Beglaubigungsschreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten überreicht, hat vor allen anderen Gesandten das voraus, daß er für diese Gelegenheit ein Schema besitzt, welches wir Friedrich dem Großen verdanken. Er war der erste von allen Herrschern auf dem Kontinent, der die Staaten Amerikas als eine unabhängige Macht anerkannte. Jeder amerikanische Gesandte, ich selbst nicht ausgeschlossen, hat es seitdem für richtig erachtet, dem Könige oder Kaiser ein Handschreiben des Präsidenten zu überreichen, um damit diese Begebenheit aufzufrischen und daran eine Rede zu knüpfen, die den obwaltenden Verhältnissen entspricht. Daß Friedrich der Große die neue Republik Amerika nicht um ihrer selbst willen anerkannt hatte, sondern nur aus Haß gegen England wegen dessen Verhalten ihm gegenüber, wird bei der Gelegenheit natürlich aus diplomatischen Gründen in den Hintergrund gerückt.

In jener Zeit war der Reichskanzler Fürst Bismarck die einflußreichste Persönlichkeit in Deutschland. In amtlichen und diplomatischen

Angelegenheiten hochfahrend und eigenwillig, war er bei der Begrüßung von größter Liebenswürdigkeit. An seiner Familientafel, wo es schlicht und bürgerlich herging, unterhielt er sich augenscheinlich ganz ohne Rückhalt und jedenfalls sehr amüsant. Ich widme ihm ein anderes Kapitel in diesem Buch.

Mochten die persönlichen Beziehungen zwischen dem amerikanischen Gesandten in Berlin und dem deutschen Reichskanzler damals noch so freundschaftlich sein, geschäftlich standen beide unausgesetzt auf Kriegsfuß. Kaum ein Tag ging vorüber ohne irgend ein Scharmützel, das sich auf die Rechte der Deutsch-Amerikaner in unserer Heimat bezog. Immer wieder wurden, wenn auch in neuer Gestalt, alte Geschichten vorgebracht. Veranlaßt wurden diese Streitigkeiten gewöhnlich dadurch, daß irgend ein junger Deutscher in dem Alter, wo er seine Militärpflicht erfüllen mußte, nach Amerika ausgewandert war und sich da Bürgerrecht erworben hatte. Später kam er dann nach Deutschland zurück, um dort, gestützt auf seine amerikanischen Staatsbürgerrechte, seine Entlassung aus der deutschen Militärpflicht zu fordern. Für die deutschen Behörden war das sehr ärgerlich, schon weil die neugebackenen Amerikaner sich ihren alten Schulkameraden und Freunden gegenüber, die sich nicht in dieser Weise ihrer Militärpflicht entzogen hatten, zu rühmen pflegten. Es konnte deshalb nicht Wunder nehmen, daß sie, wenn ihre Papiere nicht vollständig in Ordnung waren, als Deserteure festgenommen wurden, bis es dem amerikanischen Gesandten gelang, dagegen einzuschreiten.

Andere Fälle betrafen junge Deutsche, die sich auf die Vorladung der Militärbehörde nicht gemeldet hatten, worauf an den Gesandten die Weisung ging, für deren Auslieferung Sorge zu tragen.

Um Deutschland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß hier gesagt werden, daß diese dort so hochbedeutsame Angelegenheit in den Vereinigten Staaten weniger Verständnis begegnet als irgend eine andere. Der Durchschnitts-Amerikaner, der die Dinge von einem ganz anderen Standpunkte ansieht, ist gar nicht imstande, zu begreifen, warum der junge Auswanderer nicht kommen und gehen darf, wie es ihm beliebt. Deutschland befindet sich in der Zwangslage, sich militärisch besonders stark entwickeln zu müssen, weil es am meisten von den Staaten des Festlandes Angriffen von allen Seiten ausgesetzt ist und nirgends natürliche Grenzen besitzt, weder Gebirge, noch Meere. Im Osten ein Land von 130 Millionen Einwohnern, ihm nach Abstammung, Religion und nationalen Begriffen fremd; im Westen ein Volk von 40 Millionen, ihm ebenso fremd in seinen Anschauungen und feindlich durch das Verlangen nach Wiedervergeltung; im Norden ein

kräftiger Volksstamm, der Deutschland um alter Streitigkeiten willen gram ist und im Süden eine Nation, die ihm sowohl der Charakteranlage und der Religion nach, als auch historischer Erinnerungen wegen keine Sympathien entgegenbringen kann, selbst im besten Falle ein sehr unsicherer Rückhalt ist. Unter diesen Umständen ist die allgemeine Waffenpflicht für Deutschland eine Existenzfrage, und die Umgehung dieser Pflicht wird als eine Art von Hochverrat angesehen. Es ist nur zu verwundern, daß Deutschland in diesem Punkt von jeher so milde verfahren ist. Legen doch die Jahresberichte in den Archiven der amerikanischen Gesandtschaft reichlich Zeugnis davon ab, daß man bestrebt ist, nicht nur milde zu urteilen, sondern sogar oft ein Auge zudrückt.

Um die Lage, in der sich Deutschland befindet, recht zu verstehen, wollen wir einmal annehmen, unseren Vereinigten Staaten wären — wie das im amerikanischen Bürgerkriege eine Zeitlang ja auch den Anschein hatte — nur noch einige wenige Mittelstaaten geblieben, dem Flächenraum von Texas kaum entsprechend. Diese Mittelstaaten würden im Süden von ihnen feindlich gesinnten konföderierten Staaten und von einem Volke befehdet, das sich von dem westlichen Ufer des Mississippi bis an die Rocky Mountains ausbreitete, im Norden aber begrenzt von englischen Gebieten, deren Handelsübergriffe und persönliche Feindseligkeiten ihnen viel Verdruß bereiteten, und von Neu-England, das einen ganz unzuverlässigen Nachbar bildete. In diesem Falle hätten auch wir ein Militärsystem gegründet, ähnlich dem in Deutschland; ob wir jedoch imstande gewesen wären, dieses in so vernunftgemäßer Weise zu handhaben, ist eine andere Frage.

Zum Glück sowohl für die Vereinigten Staaten als auch für mich, stand, als ich meinen Posten antrat, einer der ehrenwertesten Männer, die ich je gekannt habe, an der Spitze des Auswärtigen Amtes: Baron von Bülow. Er gehörte einer der angesehensten Familien des Landes an, besaß einen großen Einfluß auf den alten Kaiser, auf den Reichstag und auf die Gesellschaft. Auch besaß er einen weiten Gesichtskreis und war von dem Wunsche beseelt, die Bande, welche unser Vaterland mit dem seinigen verknüpften, zu möglichst freundschaftlichen zu gestalten. In Fällen, wie den oben angeführten, dachte er sehr groß. Als ich ihm das erstemal mit einem solchen gegenübertrat und etwas erregt war, sagte er: „Wie können Sie sich über etwas derartiges so aufregen? Ich würde den Vereinigten Staaten eher zweihundertmal im Jahr entgegenkommen, als zugeben, daß sich unserem Einvernehmen auch nur der leiseste Mißklang beimischt.“ Diese Anschauungsweise erleichterte selbstverständlich

unseren Verkehr. Leider starb er, während ich noch auf meinem Posten war, und seine Nachfolger kamen ihm weder an Toleranz, noch an Selbständigkeit gleich.

In der deutschen Reichshauptstadt hatte ich stets das Gefühl, ich könne nicht meine Kanzlei betreten, ohne Verdrießlichkeiten zu begegnen. Einmal war ein Amerikaner, der es seinem Patriotismus schuldig zu sein glaubte, in einem überfüllten Eisenbahnabteil Deutschland, das deutsche Volk und die deutsche Regierung zu beleidigen, über Nacht in Polizeigewahrsam genommen worden. Das nächstemal hatte ein anderer sich in einem Restaurant berufen gefühlt, mit lauter Stimme seine abfällige Meinung über den Kaiser zum Besten zu geben. Wieder ein anderes Mal betrafen die Unannehmlichkeiten irgend einen unserer Mitbürger, der sich eingebildet hatte, es würde ihm in Berlin ebensowenig Schwierigkeiten bereiten wie in New York in den Stand der Ehe zu treten, und sich nun in ein ganzes Netz von Verordnungen, Vorschriften und Hindernissen verstrickt sah.

Was diesen letzten Fall anbetrifft, so habe ich während meiner Zeit einige ganz besonders erwähnenswerte Beispiele erlebt. Eines Morgens stürzte ein Mann in ungewöhnlicher Erregung mit den Worten in unser Bureau: „Helfen Sie mir, Herr Gesandter! Ich befinde mich in einer Verlegenheit, wie sie einem anständigen Menschen noch nie begegnet ist!“ Es folgte ein Schwall von bitteren Worten, die sich gegen alles und jeden richteten, der dem Deutschen Reiche angehörte. Als sein Zorn sich einigermaßen gelegt hatte, gab er uns folgende Erklärung: „Als ich im vorigen Jahre eine Reise durch Deutschland machte, verliebte ich mich in ein junges deutsches Mädchen; nach Amerika zurückgekehrt, verlobte ich mich mit ihr. Jetzt bin ich herübergekommen, um meine Braut heimzuführen; die Hochzeit ist auf den nächsten Donnerstag festgesetzt, unsere Überfahrtskarten sind gelöst. Da erfahre ich plötzlich, daß die Behörde die Trauung nicht gestattet, falls ich nicht eine ganze Reihe von Papieren vorlege, von denen ich mir nie habe etwas träumen lassen; einige von ihnen werde ich wohl erst nach Monaten erhalten können, einige jedoch niemals. Meine Braut ist in Verzweiflung; ihre Familie scheint mir nicht mehr zu trauen; die Hochzeit ist auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, und mein Kompagnon kabelt mir, ich möge sobald wie irgend möglich wieder nach Amerika zurückkommen. Man verlangt eine Bescheinigung, daß ich getauft bin, einen Taufschein. So viel ich weiß, bin ich aber gar nicht getauft. Ich soll ein Attest von meinen Eltern vorlegen, aus dem zu ersehen ist, daß sie ihre Einwilligung zu meiner Verheiratung geben. Ich, ein dreißigjähriger

Mann, der ein eigenes großes Geschäft besitzt! Ich soll ein schriftliches Zeugnis darüber einreichen, daß ich meine Schulden in Deutschland bezahlen werde. Ich habe hier keine Schulden, ich kenne aber auch niemand, der mir darüber ein Zeugnis ausstellen könnte. Man hat mir gesagt, das Aufgebot müßte der Trauung eine gewisse Zeit vorausgegangen sein! Was ist denn das hier für ein Land?"

Wir taten unser möglichstes. Nach einer Rücksprache mit dem Kultusminister wurde das Aufgebot erlassen. Dann unterzeichnete ich ein Attest in betreff der Schulden, die er möglicherweise in Deutschland gemacht haben könnte. Was das Taufzeugnis anbelangte, so ordnete ich an, man solle einen so großen Bogen, wie wir ihn in unserem Bureau irgend auftreiben konnten, nehmen und darauf schreiben, daß nach des Herren eidesstattlicher Versicherung im Staate Ohio, wo er geboren wurde, zur Zeit seiner Geburt weder Taufzeugen existierten, noch Taufscheine ausgestellt wurden. Hierauf wurde mit einer überaus großen Verschwendung von Siegellack das größte Siegel, das wir besaßen, abgedrückt. Die eidesstattliche Versicherung mag freilich einigen Anstoß erregen, aber wir hielten es für das richtigste, die deutschen Behörden nicht dadurch stutzig zu machen, daß wir ihnen zugestanden, der Mann wäre überhaupt nicht getauft. Daß man in einem Staate wie Ohio, den so mancher der Beamten sicherlich in den Hinterwäldern vermutete und von einem unzivilisierten Volke bewohnt glaubte, in jener Zeit von einem „Taufschein" abgesehen hatte, klang vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich; hätten wir aber die Anforderung an sie gestellt, einen nicht getauften Christen kirchlich zu trauen, so würden sie ihren Ohren nicht getraut und es niemals gestattet haben.

Auf diese Weise und noch durch manche andere Kriegslist beseitigten wir alle Hindernisse. Wurde die Hochzeit auch nicht an dem ursprünglich festgesetzten Tage gefeiert und die Überfahrt nach Amerika etwas hinausgeschoben, so wurde es dem jungen Paar doch ermöglicht, nach standesamtlicher und kirchlicher Trauung unbehelligt abzureisen.

Auch ein anderer Fall war sehr bezeichnend, wenn auch von dem eben erwähnten durchaus verschieden. Eines Morgens erschien ein Herr bei uns auf der Gesandtschaft, offenbar sehr erregt, und ich vernahm bald aus seinem Munde, daß es sich auch hier um eine Trauung handelte. Der Herr, ein Deutsch-Amerikaner, in glänzenden Vermögensverhältnissen, war herübergekommen, um seine Braut zu holen. Er hatte alle Formalitäten beobachtet und sogar, da sein Geschäft ihm das gestattete, ein Jahr im Auslande zugebracht, um seine Einrich-

tung zollfrei nach Amerika mitnehmen zu dürfen. Die Wohnung, eine große, elegant ausgestattete Reihe von Zimmern, hatte er bereits gemietet, sie vollständig möbliert, aber für den kurzen Zeitraum bis zu seiner Hochzeit unter die Obhut seiner verheirateten Schwester gestellt. Leider wurde aber der Ehemann dieser Schwester bankerott, und sie hatte kaum die Wohnung übernommen, als auch schon die Gläubiger ihres Gatten Beschlag auf die Möbel legten und das Gericht sie versiegelte. „Ehe der Prozeß zu Ende ist, mögen zwei Jahre vergehen, falls Sie mir nicht zu Hilfe kommen", fuhr der Mann in der größten Aufregung fort; „inzwischen muß ich aber die Miete bezahlen und bin weder zu dem Nießbrauch der Wohnung, noch der Möbel berechtigt." „In welcher Weise könnte ich Ihnen aber beistehen?" entgegnete ich. „Mein Rechtsanwalt meint, daß der Richter, wenn Sie ihn um diese Vergünstigung bäten, die Anordnung treffen würde, den Fall sofort auszutragen", sagte er. Selbstverständlich antwortete ich ihm darauf, daß ich unmöglich mit dem Richter in Unterhandlung treten könnte, worauf er mir entgegnete: „Sie stehen hier als Vertreter Amerikas, gehört es nicht zu ihren Verpflichtungen, Amerikanern aus der Not zu helfen, so möchte ich wohl wissen, was Sie hier zu tun haben?" Darauf konnte ich nichts erwidern. Am Nachmittage fuhr ich in Gala bei dem Richter vor, hinterließ meine Karte bei ihm und schrieb ihm darauf. Ich legte den Fall klar, sagte ihm, wenn es mir auch nicht zukäme, mich in seine Angelegenheiten zu mischen, dieser Fall doch besonders hart wäre und das gerichtliche Verfahren sicherlich nur dadurch gefördert würde, wenn man es beschleunigte. Daß mein Gesuch Erfolg gehabt hatte, war daraus zu ersehen, daß der Amerikaner sich nicht wieder bei uns blicken ließ.

Einen wichtigeren Teil der Pflichten eines Gesandten bilden die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Nationen. Jeder Staat war bemüht, seinen Tarif so auszugestalten, daß er den größten Nutzen daraus ziehen konnte. Das hatte zur Folge, daß Deutschland des öfteren Bestimmungen traf, die auf amerikanische Erzeugnisse einen schweren Druck ausübten. Hieraus entwickelten sich Streitfragen, denen ganz besondere Sorgfalt zugewandt werden mußte und die zu wiederholten Malen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt und anderen Ressorts erforderlich machten.

Die Sorge um die Handelsbeziehungen brachte auch noch eine andere nicht ganz gering zu veranschlagende Pflicht mit sich: die Beaufsichtigung der Konsulate, die über das ganze Reich verstreut sind. Das Korps der Konsulate war gut — ganz hervorragend gut, wenn man in Betracht zieht, welch eine abscheuliche Politik bei der Aus-

wahl der Beamten verfolgt wird. Aber je mehr ich mit diesen Angelegenheiten zu tun hatte, desto fester setzte sich in mir die Überzeugung fest, daß unsere Regierung vor allen Dingen dafür sorgen müsse, diesen Stellungen tüchtige Beamte zu erhalten und sie außerdem für hervorragende Dienste zu befördern. Bei dem jetzigen System wird ein Mann, der seinen Pflichten gewachsen ist, der Regel nach seines Amtes wieder enthoben und durch einen anderen ersetzt, der sich erst wieder einarbeiten muß. Zu meiner Freude muß ich gestehen, daß in neuerer Zeit viele glänzende Ausnahmen von dieser Regel zu verzeichnen sind. Da ich mein Vaterland von Herzen lieb habe, und es mein höchster Wunsch ist, ihm im Auslande Ansehen zu verschaffen, so hoffe ich bestimmt, daß man von Jahr zu Jahr eifriger bestrebt sein wird, als Diplomaten oder Konsuln Männer herüberzusenden, die sich für ihre Stellungen genügend vorbereitet haben, um dann ohne Rücksicht auf Veränderungen in der Verwaltung daheim ihren Posten zu behalten.

Zu den Pflichten eines Gesandten gehört es ferner, sich über den Tatbestand besonders wichtiger Erscheinungen zu unterrichten und dem Staatsministerium darüber Bericht zu erstatten. Zu solchen wichtigen Dingen rechnete man Veränderungen in der Verwaltung der Eisenbahnen oder in der Einteilung der Regierungsgeschäfte, das Aufblühen irgend eines industriellen Unternehmens, die Begründung neuer Lehranstalten und öffentlicher Bibliotheken und noch eine ganze Menge anderer praktischer Angelegenheiten.

Auch lag es dem Gesandten ob, eine allgemeine Aufsicht über die Interessen der Amerikaner, die unter seiner Jurisdiktion standen, zu führen. Es befinden sich deren immer welche in Verlegenheit; ob in ernstlicher, vorgeschobener oder eingebildeter, das muß untersucht werden. Staatsmänner suchen um Empfehlungen nach oder wollen Erkundigungen einziehen; Gelehrte hegen ähnliche Wünsche; Kaufleuten und Fabrikanten ist es darum zu tun, bei Industriellen und in Fabriken eingeführt zu werden, um ihre eigenen Interessen und die ihres Vaterlandes zu fördern. Vor allen Dingen sind es jedoch amerikanische Studenten und Schüler der höheren Lehranstalten, welche die Hilfe des Gesandten in Anspruch nehmen. Allen diesen Leuten in ihrer Not beizustehen, ihnen zu raten und ihre Wünsche zu erfüllen, bot uns eine angenehme Abwechslung in unserer streng amtlichen Tätigkeit.

Weniger angenehm war es für uns, wenn wir beauftragt wurden, amerikanischen Staatsangehörigen nachzustellen, die von den Gerichten gesucht wurden, oder Raubvögeln, die augenscheinlich auf neue Raubzüge ausgingen. Ich erinnere mich sehr wohl eines Falles, der

als Beispiel dafür dienen kann, in welcher Weise in Deutschland die Beaufsichtigung verdächtiger Persönlichkeiten gehandhabt wird. Ein junger Amerikaner erschien an verschiedenen öffentlichen Orten in einer Marineuniform, zu der er nicht berechtigt war, hatte sich für den Sohn des Präsidenten der Vereinigten Staaten ausgegeben, und man nahm an, daß er Spitzbübereien zu begehen beabsichtigte. Während einer Beratung mit dem Minister des Äußern erwähnte ich des Falles und bat ihn, sobald er etwas darüber erfahren, mir Nachricht zukommen zu lassen. „Erinnern Sie mich daran, vielleicht kann ich Ihnen bald etwas darüber mitteilen", sagte er. Bei meinem nächsten Besuch, einige Tage darauf, gab mir der Minister einen Zettel, auf dem nicht nur alle Lokale, welche der junge Mann besucht hatte, verzeichnet waren, sondern buchstäblich auch alles, was er im Laufe der letzten Wochen getan und gesprochen hatte. Die Reden, die er in den Restaurants führte, hatte man ganz besonders sorgfältig notiert, trotzdem daraus hervorging, daß der Mann ein Irrsinniger und kein Spitzbube war. Als ich dem Minister meine Verwunderung über die Reichhaltigkeit dieser Meldungen aussprach, schien er genau so verwundert darüber, daß ich es für möglich hielt, in einem gut verwalteten Staate ohne eine so umfassende Überwachung verdächtiger Personen auszukommen.

Etwas ganz neues war damals der Handel mit gefälschten Diplomen, die angeblich auf einer amerikanischen Universität ausgegeben waren. Ich war schon durch einige Briefe darauf aufmerksam geworden, als eines Tages zwei junge Deutsche zu mir kamen. Sie erkundigten sich bei mir, ob es ratsam sei, den Doktortitel von einem Manne, namens Buchanan, zu kaufen, der vorgab „Rektor der Universität Philadelphia" zu sein. Trotzdem ich ihnen klar zu machen suchte, daß solche falsche Doktorgrade einer Anstalt, die gar nicht existierte, durchaus wertlos wären, schienen sie doch so überzeugt davon, ihrer Karriere damit förderlich sein zu können, daß sie den Handel abzuschließen geneigt waren. Von Zeit zu Zeit gingen durch alle deutschen Blätter Schmähartikel, welche über die amerikanischen Bildungsanstalten herfielen und sich dabei auf diese durch die Zeitung angepriesenen Diplome beriefen. Den höchsten Grad aber erreichte die Erregung meines patriotischen Gefühls, als in einem auf der Bühne eines königlichen Theaters aufgeführten Stücke ein Schuft, der eine ganze Reihe von Schandtaten hinter sich hatte, sich zuguterletzt in den Besitz eines Doktortitels der Universität von Pennsylvanien setzte. Ich stattete nicht nur dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten darüber Bericht ab, sondern schrieb auch an etliche Privatpersonen in Philadelphia, um sie ganz

besonders darauf aufmerksam zu machen, welcher Schimpf der Universität von Pennsylvanien angetan werde, die der Stolz nicht nur jedes Philadelphiers, sondern auch jedes Amerikaners ist. Damit erreichte ich denn auch, daß der Sache ein Ende gemacht ward, so daß, wenn diese Annoncen auch hin und wieder auftauchten, der Schandfleck, welcher damit der amerikanischen Erziehung aufgedrückt worden war, allmählich verlöschte.

Die größte Plage erwuchs uns aber aus den Festlichkeiten bei Hofe. Die Sehnsucht vieler unserer Mitbürger, sich in die höchsten Kreise hineinzudrängen, ist in Europa sprichwörtlich geworden. Es wäre ungerecht, diesen Vorwurf auf alle Amerikaner im allgemeinen auszudehnen; damals schien es, als könnte man nichts dagegen tun, und der gute Ruf der Mehrzahl mußte es sich gefallen lassen, der Geschmacklosigkeit der Minderzahl geopfert zu werden. Die Ausdauer, die in einzelnen solchen Fällen an den Tag gelegt wurde, findet nirgend ihresgleichen. An den verschiedenen Höfen sind die Vorschriften verschieden. An dem Kaiserlichen Hofe in Berlin herrschte eine Zeitlang die Regel, daß Personen, die sich in irgend welchem Berufe hervorgetan hatten, stets willkommen waren. Ein Hinweis von irgend einer dazu berechtigten, hochgestellten Persönlichkeit genügte dann, um eine Einladung zu erwirken. Leider waren viele amerikanische Besucher der deutschen Reichshauptstadt, die dieser Ehre kaum würdig schienen, viel eifriger um eine Einladung bemüht, als manche hochangesehenen Leute, die sich bescheiden zurückzogen. Ein Humorist würde in den Archiven unserer Botschaften und Gesandtschaften im Auslande viel finden, wenigstens kenne ich in dieser Beziehung mehr lebenswahren Stoff für Lustspiele und sogar für Possen, als so manche Theaterstücke bieten, die dieses Thema behandeln.

Aber wenngleich sich dabei gewöhnlich Damen hervortun, so gebietet mein Anstandsgefühl es mir, hier zuzugestehen, daß auch Männer von einem nicht zu stillenden, geradezu sinnlosen Verlangen verzehrt werden, zu Hause sich damit brüsten zu können, mit einem gekrönten Haupte gesprochen zu haben.

Sollte der Kaiser von zehn Personen, die sich ihm aus diesem Grunde zu nähern versuchen, nur eine einzige anreden müssen, so würde er keine Zeit mehr übrig haben, irgend etwas anderes zu tun. Darum besteht er wie jede Privatperson auf seinem Recht, seine Zeit nicht an solche Leute zu verschwenden, die keinen Anspruch darauf haben. Aber einige unserer guten Landsleute haben sich beinahe veranlaßt gefühlt, aus dieser Auffassung Sr. Majestät einen casus belli zu machen.

Anderseits ist auch die Anzahl jener Amerikaner sehr beträcht-

lich, welche Anforderungen an die Zeit und Arbeitskraft ihres diplomatischen Vertreters stellen, denen zu genügen eine Ehre und ein Vergnügen ist. Dazu gehören die Leute, welche in ihrem Vaterlande irgend einer ausgezeichneten Leistung wegen, sei es als Rechtsgelehrte, Lehrer, Erfinder, Ingenieure, Gelehrte oder Betriebsdirektoren oder auf irgend einem anderen Gebiete des geschäftlichen Lebens einen Preis erhalten haben, um in das Ausland gehen und dort ihre Kenntnisse zum Wohl ihres Vaterlandes erweitern zu können. Keine einzige Arbeit hat mich so befriedigt wie jene, Männern und Frauen in diesem Sinne in der Fremde als Stütze dienen zu können.

Aber auch hier muß man oft einen Unterschied machen. Ganz besonders erinnere ich mich einer allerliebsten jungen Dame, die, sagen wir sechzehn Lenze zählte. Sie wandte sich an mich und erzählte mir, sie hätte sich verpflichtet, für eine Zeitung im Westen etliche Artikel zu schreiben; sie wünsche aus diesem Grunde den Gefängnissen, Besserungsanstalten und Asylen in Deutschland Besuche abzustatten. Ich betrachtete mir ihr niedliches Gesicht und hatte sie bald davon überzeugt, daß man in Deutschland einer jungen Dame, wie sie eine wäre, niemals gestatten würde, solche Anstalten zu betreten, und daß man meiner Meinung nach auch ganz recht daran täte. Ich empfahl ihr darauf eine ganze Reihe von Schriften und Werken, die sie sicherlich interessieren dürften, und die sie überall zu lesen bekommen würde. Sie folgte meinem Rat, schrieb eine ganze Reihe von Artikeln, und die Auslese, welche sie getroffen, erwies sich als glänzend.

Zu Zeiten erreicht aber der gutgemeinte Eifer einen so hohen Grad, daß er die ursprünglichen Aufgaben eines Gesandten oder Botschafters in ganz andere Bahnen lenkte. Hunderte von Leuten schreiben Briefe auf Briefe und bitten um Auskunft über Schulen, Musikstunden, Pensionen. Einer meiner Landsleute, ein ganz vorzüglicher Mensch, verlangte sogar, ich solle ihm einen viertel Scheffel weißer Rüben schicken. Wenn solche Anfragen von Personen kommen, die einigermaßen bekannt sind, so werden sie gewöhnlich in einer Weise erledigt, die keine allzu große Mühe bereitet, — eine ganze Anzahl durch unsere Konsulate, denen sie ja genau genommen auch eher zustehen.

Denen aber, welche ihre Ansprüche zu hoch schrauben und von der Gesandtschaft verlangen, daß sie ihre Privatangelegenheiten erledige, möge hierdurch in das Gedächtnis zurückgerufen werden, daß die Vorschriften für den diplomatischen Dienst es nicht gestatten, persönliche Interessen zu berücksichtigen, wenigstens nicht ohne vorausgegangenen Befehl des Staatsministeriums.

Zu den noch bescheidenen Forderungen gehören die auf die Her-

kunft bezüglichen. Ein Musterbrief, aus verschiedenen damaligen Episteln zusammengesetzt, würde etwa folgendermaßen lauten:

„Sir! Ich glaube annehmen zu dürfen, von einer alten adligen Familie in Deutschland abzustammen. Mein Großvater hieß Max Schultze. Soviel ich weiß, stammt er aus Österreich, aus Bayern oder aus Schleswig-Holstein. Bitte wollen Sie die Freundlichkeit haben, Nachforschungen anstellen zu lassen, und mich von dem Resultat gelegentlich in Kenntnis setzen. Ihre ergebene Mary Smith."

Eine andere Kategorie, die ungleich mehr Arbeit und Mühe in Anspruch nimmt, besteht aus solchen Leuten, die in Erbschaftsangelegenheiten schreiben. Hier würde der Musterbrief etwa folgendermaßen lauten:

„Sir! Man hat mich davon in Kenntnis gesetzt, daß ein Vermögen von einigen Millionen Mark, das von einem gewissen Johann Müller hinterlassen wurde, der vor zwei oder drei Jahrhunderten in irgend einem Teil von Deutschland starb, im Reichsschatzamt aufbewahrt wird und seiner Erben harrt. Meine Großmutter führte den Namen Müller. Bitte interessieren Sie sich dafür und lassen Sie mich wissen, welche Ansprüche ich habe. Ergebenst Johann Myers." —

P. S. Wenn Sie mir zu dem Gelde verhelfen, bin ich gern bereit, Sie reichlich für Ihre Dienste zu belohnen."

Derartige Briefe zu beantworten ist sehr einfach. Während dieses meines ersten Aufenthaltes in Berlin als Gesandter erließ ich ein Sendschreiben, das für derartige Fälle berechnet war und jedem Fragesteller eingesandt wurde. Es enthielt folgende Worte: „Alljährlich kommen uns aus den Vereinigten Staaten zahlreiche Anfragen und Erkundigungsschreiben zu, in denen wir angegangen werden, Nachforschungen oder Erkundigungen über große Vermögen anzustellen, für die in Deutschland nach den betreffenden Erben gesucht wird. In diesen Schreiben drückt man sich gewöhnlich sehr unbestimmt aus, einige von ihnen sind sentimental, andere drollig. Weder der deutsche Staat noch irgend jemand anderes hat Kapitalien in Verwahrung, deren Erben gesucht werden, und alle Bemühungen der Gesandtschaft oder auch anderer Personen haben sich bisher als vergeblich erwiesen."

Unter der großen Anzahl von Ansuchen, die mir in jener Zeit zugingen, war eines, das sich ganz besonders durch eine Beschränktheit auszeichnete, die man in Amerika nicht selten antrifft. Man hatte in Philadelphia einen großen Fonds, sagen wir vierzig oder fünfzig-

tausend Dollars, zusammengebracht, um dafür eine Reiterstatue Washingtons errichten zu lassen und beschlossen, Professor Siemering, einen der berühmtesten deutschen Bildhauer, mit der Arbeit zu betrauen. Eines Tages erhielt ich einen Brief von einem Amerikaner, den ich vor Jahren bei irgend einer Gelegenheit kennen gelernt hatte, mit der Bitte, ihm genaue Auskunft über den Professor und über die Werke, die er geschaffen, zu geben. Infolgedessen wandte ich mich an einige Autoritäten auf diesem Gebiete, und da mir dort auf meine Anfragen überaus günstige Antworten gegeben wurden, beschloß ich, dem Professor in seinem Atelier einen Besuch abzustatten. Ich fand dort eine große Menge von Entwürfen und Modellen, an denen er gerade arbeitete und von denen zwei oder drei ganz hervorragend waren. Das eine davon war das große Siegesdenkmal in Leipzig. Ich erfuhr auch, daß er für Berlin noch kein einziges Standbild geschaffen hatte, obgleich er für andere Städte Deutschlands schon seit Jahren tätig gewesen und auch gerade im Augenblick mit einer solchen Arbeit beschäftigt war. Für die Rückkehr der Truppen aus dem deutsch-französischen Kriege hatte man Professor Siemering die Dekoration der Hauptstadt übergeben, und er hatte damals viele Entwürfe zu wunderbaren zeitgemäßen Statuen und Allegorien angefertigt.

Alle diese Tatsachen schrieb ich meinem Amerikaner und erhielt nach geraumer Zeit folgende Antwort:

„Sir! Ihr Schreiben bestärkt mich in der Meinung, die ich gefaßt hatte. Eine so erhabene Arbeit wie die Statue Washingtons einem Manne wie Siemering zu übergeben, wäre eine Torheit und eine Schande. Daß er erst ein Anfänger ist, geht schon daraus hervor, daß er für Berlin noch nichts geleistet hat. Die Statue des Vaters unserer Nation muß einem einheimischen Künstler anvertraut werden. Ich habe einen Sohn im Alter von vierzehn Jahren, der sich schon mehrfach ausgezeichnet hat. Er modellierte eine ganze Anzahl von Figuren aus Butter und aus Kitt, von denen alle meine Freunde behaupten, daß sie ganz vorzüglich seien. Es würde mich im höchsten Grade glücklich machen, wenn ihm die Arbeit übertragen würde, die ihrer Idee und ihrer Erhabenheit wegen unserem Vaterlande und der Kunst zur Ehre gereicht. Ihr sehr ergebener."

Ein seltsamer Fall war auch der folgende: Eines Morgens erhielt ich mit der Post ein großes Paket. Als ich es öffnete, fielen mir eine Menge kleiner viereckiger Läppchen aus billigem Baumwollenstoff entgegen. Ich war sehr begierig, zu erfahren, wozu sie dienen sollten, als einige Tage darauf ein Brief eintraf, welcher bis auf die veränderten Eigennamen folgendermaßen lautete:

Podunk — — 1880.

„Sir! Wir sind im Begriff ein Wohltätigkeitsfest für die Kirche in dieser Stadt zu arrangieren und haben zu diesem Zweck eine Anzahl Hülsen für Autographen angefertigt. Ich habe Ihnen eine Sendung kleiner Baumwolläppchen zugehen lassen und bitte Sie dieselben dem Kaiser und seiner Gemahlin, dem Fürsten Bismarck und den anderen Prinzen und Fürstlichkeiten Deutschlands zu überliefern und sie zu ersuchen, ihre Namen darauf zu schreiben. Sobald wie möglich erhalte ich die Läppchen dann wohl zurück. Ergebenst — — —

P. S. Bitten Sie die Herrschaften die Namen nur ja genau in die Mitte zu schreiben, sonst könnte das Autograph möglicherweise eingeheftet werden."

Besonders angenehm waren meine Beziehungen zu dem diplomatischen Korps. Dessen Doyen war dem Alter gemäß der italienische Botschafter Graf Delaunay, ein Mann mit einem reichen Schatz an Erfahrungen und von äußerst sympathischem Wesen. Seine Erinnerungen an Cavour und an die mit ihm verlebte Zeit waren im höchsten Grade interessant. Er erzählte mir, daß Cavour nie für ihn Zeit gehabt hätte, außer um fünf Uhr morgens, und daß sie gewöhnlich zu so früher Stunde ihre Arbeiten erledigten.

Sehr bedeutend war auch Lord Russell, der Vertreter Englands, der einen großen Teil seines Lebens in Washington und in Rom zugebracht hatte und in Versailles mit Bismarck zusammen getroffen war. Er erzählte mir so manches über Pius IX., von dem er sagte, er wäre sehr zum Scherzen aufgelegt gewesen und habe selbst sehr ernste Dinge in einer burschikosen Weise behandelt. Cavour schätzte er höher als Bismarck, was aus dem Munde eines Mannes, der dem deutschen Reichskanzler so nahe stand, ein bedeutsames Urteil ist. In Versailles war er Augenzeuge der Kaiser-Proklamation in der Galerie des Glaces und schilderte mir das Schauspiel in ungemein anschaulicher Weise.

Russells Beziehungen zu Bismarck waren sehr innig. Dieser machte ihm einst ein Kompliment, das sich überall herumgesprochen hat; er sagte, daß er in der Regel jedem Engländer mißtraue, der korrekt französisch spräche, daß es jedoch eine Ausnahme gäbe: Lord Odo Russell.

Auf die Gefahr hin, eine altbekannte Geschichte zu wiederholen, will ich hier von dem Besuch erzählen, den Lord Russell eines Tages Bismarck abstattete. Bismarck beklagte sich darüber, daß es ihn zu Tode ermüde, stets Gäste empfangen zu müssen, und erkundigte sich bei

dem Lord, wie er es anfinge, allzu seßhafte Leute wieder los zu werden. Nachdem Lord Russell seine Methode dargelegt hatte, fragte er seinerseits den Fürsten, in welcher Weise er sich seiner Gäste entledige. Der Kanzler erzählte nun, er und Johanna (die Fürstin) hätten miteinander abgemacht, daß sie mit einem Fläschchen bewaffnet in das Zimmer treten müsse, sobald sie der Meinung wäre, ihr Gatte wäre zur Genüge gequält worden. Sie hätte folgende Worte zu sagen: „Jetzt ist es aber an der Zeit deine Medizin zu nehmen, Otto!" Kaum hatte der Kanzler diese Worte ausgesprochen, als die Tür sich öffnete, die Fürstin mit dem Fläschchen in das Zimmer trat und genau denselben Satz wiederholte. Lord Russell und der Fürst brachen beide in ein schallendes Gelächter aus, aber man trennte sich im besten Einvernehmen.

Die Festlichkeiten bei Hofe ermüdeten Lord Russell, und mir ging es häufig ebenso. Deshalb verließen wir hin und wieder die Haupträume und setzten uns, um zu plaudern, in irgend eine stille Ecke. Als wir das eines Tages wieder so gemacht hatten, gleich nachdem er zum Pair, mit dem Titel Baron Ampthill, erhoben worden war, sagte ich: „Wollen Sie mir gestatten, von meinem Yankee-Privilegium ‚Fragen zu stellen', Gebrauch zu machen?" Nachdem er in liebenswürdigster Weise seine Zustimmung erteilt hatte, begann ich: „Wie können Sie Ihren berühmten historischen Namen Russell aufgeben und ihn so bereitwillig gegen einen anderen vertauschen, der vollkommen unbekannt ist?" „Ich habe", sagte er, „zu wiederholten Malen die Beobachtung gemacht, daß Leute, die nach jahrelanger diplomatischer Tätigkeit nach Endland heimkehrten, verdrossen und melancholisch umhergingen, weil sie weder Freunde noch eine Beschäftigung hatten. Sie waren so lange von der Heimat entfernt gewesen, daß sie zu den Leuten, welche dort eine Stellung einnehmen, keine Beziehungen mehr hatten, und fühlten sich infolgedessen von ihnen losgelöst. Sitz und Stimme im Oberhause bringt Arbeit mit sich, man knüpft Beziehungen an und gewinnt sich neue Freunde. Was den Namenswechsel anbelangt, so hätte ich meinen früheren gern behalten, mir blieb aber keine Wahl; als Lord John Russell mit der Grafenwürde belehnt wurde und darauf bestehen wollte, seinen Namen beizubehalten, sah man das gar nicht gern. Man stellte es mir frei, den Namen einer der zahlreichen Russellschen Besitzungen zu wählen, und meine Wahl fiel auf Ampthill."

Leider gelangten diese Pläne nicht zur Ausführung, Lord Russell starb, noch ehe er nach England zurückkehren konnte, auf seinem Posten.

Unter allen Männern, die damals der englischen Botschaft angehörten, war Colonel Lord Methuen (jetzt General), der sich vor

einigen Jahren im südafrikanischen Kriege auszeichnete, einer der bedeutendsten. Er war ein großer, ungelenker Mann, liebenswürdig und heiter und erinnerte mich stets an Thackerays „Major Sugarplums". Seine Frau war ihm vor kurzem durch den Tod entrissen worden, und er schien tief betrübt über diesen Verlust. Eines Morgens verbreitete sich eine seltsame Kunde über ihn. Man erzählte sich, er wäre in einem entlegenen Teil des Tiergartens spazieren gegangen, hätte gesehen, wie ein Mann sich in den Fluß stürzte, wäre ihm sofort nachgesprungen, hätte ihn gepackt, aus dem eisigen Wasser herausgeholt, und wäre dann eiligst seines Weges gegangen. Als dieses Ereignis sich herumgesprochen hatte, wurde Lord Methuen von einigen Angehörigen des diplomatischen Korps darauf hin angesprochen, aber er errötete nur tief, wurde sehr verlegen und versuchte die ganze Begebenheit abzuleugnen.

Eines Abends, nicht lange darauf, war ich Zeuge einer sehr hübschen Szene, die mit dieser Rettungsgeschichte im Zusammenhang steht. Wir waren im Palais des alten Kaisers Unter den Linden zu einer Gesellschaft versammelt, als der alte Herr plötzlich nach dem Colonel fragte. Als Lord Methuen diesem Ruf folgte, löste der Kaiser die Rettungsmedaille von seiner Brust und befestigte sie an dem Rock des Lebensretters, der sie in seiner ungelenken Weise, aber doch voller Männlichkeit in Empfang nahm.

Vertreter der Republik Frankreich war Comte de St. Vallier, einer der sympathischsten Menschen, die ich je gekannt habe. Seine Liebenswürdigkeit mußte ihm um so höher angerechnet werden, als er sich trotz einer ganz zerrütteten Gesundheit keiner seiner Pflichten entzog. Während der glänzenden Diners, die er auf der Botschaft veranstaltete, saß er mit einem Stückchen Brot spielend da und wagte nichts von all den Delikatessen anzurühren.

Zuerst traten wir zueinander in Beziehung bei den Auseinandersetzungen über die doppelte Geldwährung, welche unsere Regierungen gemeinsam dem deutschen Auswärtigen Amte in Vorschlag brachten. Bald darauf traten wir uns auch freundschaftlich näher. Er unterließ es niemals, sich unserer Festtage, des vierten Juli und Washingtons Geburtstag zu erinnern, und mir an diesen Tagen einen freundschaftlichen Besuch abzustatten.

Meinen Sympathien für diesen Mann hatte ich es zu verdanken, daß ich eines Tages in große Verlegenheit geriet. Es war in Nizza an der Tafel eines der größten Hotels an der Promenade des Anglais. Ich hatte meinen Platz neben einer Französin, einer Gräfin, die, trotzdem sie ihre vierzig oder fünfzig Jahre hinter sich haben mochte, noch immer sehr anmutig war. Wir plauderten täglich miteinander und be-

fanden uns sehr wohl dabei, bis sie mich eines Abends, als wir uns wie gewöhnlich bei Tische trafen, fragte: „Wie ich höre, sind Sie amerikanischer Gesandter in Berlin?“ „Ganz recht, Madame“, antwortete ich. „In meiner Jugend war ich gut bekannt mit der Mutter des jetzigen französischen Botschafters in Berlin“, sagte sie gleich darauf. Das veranlaßte mich nun das Loblied des Comte de St. Vallier zu singen und von dem Ansehen zu sprechen, dessen er sich in Berlin erfreute, den Ehrungen, welche die deutsche Regierung ihm erwiesen hatte und den Sympathien, die seine Kollegen ihm entgegenbrachten. Die Gräfin hörte mir schweigend zu, als ich aber zu Ende war, sagte sie mit eisiger Miene: „Monsieur, bis zu diesem Augenblick habe ich Sie für einen aufrichtigen Menschen gehalten; jetzt weiß ich aber wirklich nicht, was ich von Ihnen denken soll.“ Selbstverständlich war ich im ersten Augenblick verblüfft; gleich darauf aber hatte ich meine ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen und sagte: „Madame, Herr de St. Vallier steht in französischen Diensten. Wie er persönlich auch gesinnt sein mag, er ist jedenfalls tief davon durchdrungen, daß es seine erste Pflicht ist, seinem Vaterlande zu dienen. Es wäre für Frankreich ein großes Unglück, wollte jeder Beamte bei jedem Regierungswechsel die Waffen strecken und sich seinen Verpflichtungen, sei es im diplomatischen Dienst, sei es beim Militär oder bei der Marine, entziehen, nur weil das neue System seinen Ansichten widerstrebt. Würde er damit nicht den Interessen seines Vaterlandes großen Schaden zufügen? Nehmen wir an, Graf Chambord wäre berufen, den Thron Frankreichs einzunehmen, was würden Sie dann dazu sagen, wenn jeder Anhänger der Orléans, jeder Republikaner sofort den Dienst quittierte und das Reich und sein Vaterland damit vielleicht in eine verhängnisvolle Lage brächte?“ Zu meinem Entsetzen brach die Dame in hysterisches Weinen aus. Sie schrie und schluchzte: „Oui, Monsieur, il reviendra Henri Cinq; il reviendra! Dieu est avec lui; il reviendra malgré tout —“ usw. usw. Dann sprang sie auf und stürzte hinaus. Alle Blicke hatten sich uns zugewandt, und ich war ganz darauf gefaßt, daß irgend ein galanter Franzose auf mich zutreten und mich, weil ich eine Dame beleidigt hätte, zur Rechenschaft ziehen würde. Aber niemand rührte sich, und bald darauf war die ganze Gesellschaft wieder mit Essen beschäftigt. Am folgenden Tage nahm die Gräfin wie gewöhnlich ihren Platz an meiner Seite ein und war so liebenswürdig wie vorher. Aber während der ganzen noch übrigen Zeit meines Aufenthaltes war ich sehr auf der Hut, das Gespräch nicht in politische Bahnen zu lenken.

Der türkische Botschafter Sadoullah Bey war ein freundlicher Herr,

der wie die Franzosen sich ausdrücken „comme une âme damnée“ einherschlich. Es schien ihn etwas tief zu bedrücken und zu quälen. Niemals bin ich einem melancholischeren Menschen begegnet, und es setzte mich nicht weiter in Erstaunen, als man mir eines Tages erzählte, er wäre nach einer jener Palast-Revolutionen in Konstantinopel wegen eines Anschlages auf das Leben des Sultans hingerichtet worden.

Der russische Botschafter Saburoff war ein sehr angenehmer Mann, und seine Empfangsräume gewannen ganz besonders an Reiz durch eine wundervolle Sammlung von Tanagra-Statuetten, die er aus Griechenland mitgebracht hatte, wo er in früheren Jahren den Gesandtenposten bekleidete. Seine Liebenswürdigkeit kam mir in einem Falle sehr zustatten. Aus Washington traf eines Tages eine chiffrierte Depesche für mich ein mit der Weisung, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, um Madame . . .s Haftentlassung zu bewirken. Tochter eines Amerikaners, der sowohl in der Politik als auch in der Diplomatie eine hohe Stellung bekleidete, war sie an einen ehemaligen russischen Legationssekretär verheiratet. Es war ein äußerst schwieriger Fall. Der Gatte dieser hochachtbaren Dame war in zweifelhafte Geschäfte verwickelt worden, hatte Weib und Kinder in Paris zurückgelassen und sich nach München gewandt, in der Hoffnung, dort eine dunkle Geschichte, die ans Tageslicht gekommen war, wieder zu vertuschen. Er war ergriffen und in das Gefängnis abgeliefert worden, von wo aus er seiner Gattin telegraphierte, sie möge ihm unverzüglich nachreisen. Augenscheinlich verfolgte er dabei den Gedanken, daß sie bei ihrem Eintreffen in München auch eingekerkert werden und ihre Familie sich dadurch genötigt sehen würde, ihnen mit den erforderlichen Geldern beizuspringen, um sie aus der Haft zu befreien. Der erste Teil seines Programms gelangte auch zur Ausführung. Seine Frau wurde, kaum in München eingetroffen, verhaftet und überschüttete nun von dort aus unseren Staatssekretär und mich mit verzweiflungsvollen Telegrammen und Briefen. Sie hatte ihre kleinen Kinder in Paris zurückgelassen und litt um sie Todesqualen. Nach weitläufigen Unterhandlungen gelang es mir durch die Vermittlung des russischen Gesandten, der mir zugestand, daß sein Landsmann einer der größten Lumpen wäre, die auf der Welt umherliefen, der Dame ihre Freiheit wiederzugeben. Leider bewirkte ich damit, daß auch ihr sauberer Gatte aus dem Gefängnis entlassen werden mußte; da er jedoch bald darauf starb, hat er nicht mehr viel Unheil anrichten können.

Von den beglaubigten Gesandten war Baron Nothomb aus Belgien, bekannt als der „Vater der konstitutionellen Freiheit Belgiens“, der

Altersstufe nach der erste. Er war ein äußerst interessanter alter Mann, meinem Vorgänger Bancroft sehr zugetan gewesen und infolgedessen auch sehr liebenswürdig gegen mich. Bei Tische plauderte er gern mit mir über vergangene Zeiten und erzählte mir viel Interessantes von Talleyrand, den er persönlich gekannt hatte.

Noch eines anderen Freundes unter den Gesandten kann ich mich rühmen. Es war Herr von Rudhardt, der Vertreter Bayerns. Er und seine Gemahlin waren reizende Leute und ließen es sich damals wohl nicht träumen, welche Katastrophe ihrer harrte, als er Bismarcks Wege kreuzte. Darüber berichte ich in dem Kapitel über Bismarck.

Einen anderen guten Freund besaß ich in Herrn von Nostiz-Wallwitz, dem Vertreter des Königreichs Sachsen, der einmal dem amerikanischen Unterrichtswesen einen wichtigen Dienst geleistet hat. Zwei oder drei junge Damen, von denen die eine zurzeit in Amerika an der Spitze einer der ersten Hochschulen für Mädchen steht, lagen damals in Leipzig ihren Studien ob. Ich hatte ihnen Empfehlungen an einige der dortigen Professoren mitgegeben, und was ich über ihr Studium, ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Auftreten zu hören bekam, war in jeder Beziehung achtungswert. Eines Tages bekam ich ein ganz verzweifeltes Telegramm, ebensolche Briefe, und gleich darauf erschienen die Damen in eigener Person in der Gesandtschaft. Es war zu einer Katastrophe gekommen: Die sächsische Regierung hatte durch einen Erlaß alle weiblichen Studenten von der Universität ausgeschlossen. Meine Landsmänninnen beschworen mich, alles aufzubieten, um ihnen zu helfen. Es fiel mir sofort ein, daß mein Kollege von Nostiz-Wallwitz ein Bruder des sächsischen Premierministers sei. Ich machte ihm also meine Aufwartung. Anfänglich äußerte er seine Verwunderung, daß man es Frauen gestatte, die Säle einer deutschen Universität zu betreten. Als ich ihm jedoch verschiedene Briefe der beiden Professoren Curtius und Ebers vorwies, die sich auf weibliche Studenten bezogen, verflüchtigte sich sein Konservativismus. Er folgte meinen Darlegungen mit großem Interesse, und ich hatte die Genugtuung, daß der Erlaß geändert wurde. Allen Damen, welche die Universität bereits besuchten, wurde gestattet ihre Studien dort zu beenden; neue wurden indessen nicht mehr aufgenommen. Glücklicherweise ist das jetzt auch schon anders geworden, so daß nicht nur in Leipzig, sondern beinahe in allen anderen deutschen Universitäten weiblichen Studenten der Zutritt offen steht.

Ungemein spaßhaft war es, zuweilen den sarkastischen Reden einiger alter Diplomaten zuzuhören. Sie standen schon so lange im öffentlichen Leben und hatten so viel von dessen Schattenseiten zu sehen bekommen,

daß sie aller Illusionen verlustig gegangen waren. An einem Ballabend bei dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, einem Feste, das überaus glänzend verlief und jedermann Anregung bieten mußte, lauschte ich der Unterhaltung, welche von zweien dieser alten Herren in einer Ecke des Saales geführt wurde. In einer der europäischen Hauptstädte war es bei einer Versammlung zu ganz albernen Demonstrationen gekommen. „Das kommt von der großen Lüge unseres Zeitalters, die jetzt überall als Wahrheit gilt; von jener Theorie, daß die Mehrheit der Menschen klug sei. Es ist aber eine Tatsache, und schon die Geschichte lehrt es uns, in der Neuzeit noch mehr als im Altertum, daß alle Menschen Dummköpfe sind", sagte Baron Jauru, der Vertreter Brasiliens. „Was Sie da sagen, ist ganz wahr", stimmte der dänische Gesandte de Quade ihm bei; „nur ist es noch nicht die volle Wahrheit. Die konstitutionellen Regierungen stützen sich außerdem noch darauf, daß alle Menschen gut seien; sie sind aber schlecht, durch und durch schlecht." „Ich bin ganz Ihrer Meinung", entgegnete Jauru, „die Menschen sind Dummköpfe und Spitzbuben." Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, eine Einwendung zu machen. Ich zitierte Lincolns Ausspruch: „Man darf sagen, ein Teil der Menschen bestehe aus Dummköpfen; man darf sagen, daß alle Menschen eine Zeitlang dumm sind; man darf aber nicht sagen, daß das ganze Menschengeschlecht aus Dummköpfen zusammengesetzt sei!" Damit hatte ich ihnen ihre gute Laune wiedergegeben und verließ sie nun in heiterer Stimmung, über die goldene Wahrheit meines Landsmannes philosophierend.

Ganz besonders interessierten mich die Gegensätze, die ich in meinen beiden Kollegen aus dem äußersten Osten verkörpert fand. Ich kannte den japanischen Gesandten Aoki schon von früher und traf ihn jetzt wiederum in Berlin. Wie alle japanischen Diplomaten, die ich kennen gelernt habe, war er ein überaus gebildeter Mann. Auf dem ersten Diner, das mir zu Ehren gegeben wurde, hielt er eine ganz vorzügliche Rede in deutscher Sprache, hätte sich aber ebenso fließend französisch oder englisch ausdrücken können. Im Gegensatz zu ihm stolzierte Li Fong Pao, der chinesische Gesandte, ein Mandarine, stets in seiner chinesischen Tracht daher, mit Zopf und allem, was dazu gehört. Er konnte, obgleich er klug war, sich nur mit Hilfe eines Dolmetschers verständigen, der beinahe ebenso schwer zu verstehen war, wie der Gesandte selbst.

Die Japaner scheinen also, wie alle übrigen Nationen, außer der unsrigen, ihre Leute auf den diplomatischen Dienst vorzubereiten und ihnen im internationalen Recht, in modernen Sprachen, Geschichte usw. eine vortreffliche Erziehung zuteil werden zu lassen. Die Chinesen und

auch wir in Amerika tun nichts dergleichen. Ich muß jedoch hinzufügen, daß neuerdings einige Symptome bei ihnen auf einen Wechsel schließen lassen. Eine der vorzüglichsten Reden auf der Friedenskonferenz im Haag wurde von einem jungen sehr sympathischen chinesischen Attaché gehalten. Er sprach ein etwas eigenartiges Französisch, aber nichts spricht mehr für die Trefflichkeit seiner Gedanken und seiner Ausdrucksweise, als daß einige ältere Konferenzmitglieder ihm nachher ihre Bewunderung aussprachen. Die Fähigkeiten des chinesischen Gesandten Wu in Washington sind auch dazu angetan, Zeugnis dafür abzulegen, daß China es gelernt hat, seine Interessen im Auslande zu vertreten.

Das bringt mich auf etwas anderes. Im Jahre 1880 erfuhren wir durch die Zeitung, daß die Gemahlin des chinesischen Gesandten in Berlin sich soeben in China eingeschifft hätte, um zu ihrem Gatten zu reisen. Dieses Ereignis schien allgemein zu interessieren, denn Telegramme meldeten ihre Ankunft in Suez, dann in Marseille, in Köln und zu guter Letzt auch in Berlin. An dem Abende, an dem sie bei Hofe empfangen wurde, war das ganze diplomatische Korps versammelt, um ihr Erscheinen zu erwarten. Plötzlich öffneten sich die großen Flügeltüren, und der chinesische Gesandte mit seiner Gemahlin trat ein. Er von gedrungener Statur, in vollem Glanze seines Mandarinenranges; sie ein kleines feingliedriges Geschöpf in einem überaus prächtigen chinesischen Kostüm, mit trippelndem Gang, wozu ihre kleinen Füße sie zwangen; hinter ihnen ein langer Schweif von Sekretären, Dolmetschern usw., viele von ihnen in chinesischer Tracht, einige aber auch europäisch gekleidet. Nachdem wir alle durch Se. Exzellenz den Chinesen der Rangstufe gemäß der Dame vorgestellt waren, holte er auch die Sekretäre seiner Gemahlin herbei und machte sie mit seinen Kollegen bekannt. Einer von diesen Herren war ein schöner, junger Mann, augenscheinlich ein Europäer, in einer ganz wunderbaren mit goldenen Borten und Schnüren verzierten Hoftracht. Als der Gesandte mir den jungen Sekretär in deutscher Sprache vorstellte, setzten wir unsere Unterhaltung in dieser Sprache fort, bis er ganz plötzlich in die englische überging. „Ich sehe nicht ein, warum wir nicht englisch miteinander sprechen sollen, Mr. White?“ sagte er. „Ich habe an der Rochester Universität studiert, wo Ihr Freund Anderson Rektor war, und stamme aus Waterloo im Westen New Yorks.“ Wäre er von der Decke herab mir in den Schoß gefallen, ich wäre nicht mehr erstaunt gewesen. Weder Waterloo, ein im Aufblühen begriffenes Städtchen an der Newyorker Zentral-Eisenbahnlinie und nicht weit entfernt von der Stadt, in der ich lebte, noch die Universität Rochester mit allen

ihren großen geistigen Kapazitäten schien mir geeignet, ein so glanzschimmerndes Wesen hervorzubringen. Auf meine Frage erfuhr ich, daß er in Amerika graduiert worden und dann mit Missionaren nach China übergesiedelt war, wo man seine Dienste für den Staat in Anspruch genommen habe. Es ist mir eine große Freude hier sagen zu können, daß ich ihn seitdem noch wiederholt in Berlin, in Petersburg und im Haag getroffen habe, und daß er sich als ein intelligenter und durchaus patriotisch gesinnter Mann bewährt hat. Seinen Pflichten China gegenüber treu, trotzdem aber auch der Interessen der Vereinigten Staaten eingedenk, hat er beiden Ländern in einem Falle einen großen Dienst geleistet.

Jeder diplomatische Vertreter, der Sinn für öffentliche Angelegenheiten hat, wird auch außerhalb des diplomatischen Korps Verbindungen anknüpfen und z. B. sicherlich den Verkehr mit den Angehörigen des deutschen Kaiserhauses und den Mitgliedern des Reichstages sehr anregend und interessant finden. Deutsche Staatsmänner stehen verdientermaßen hoch in Ansehen, und jeder Diplomat sollte alle seine Beziehungen und alle seine Mittel anwenden, von ihnen zu lernen. Natürlich auch von Menschen, die anderen Gesellschaftskreisen angehören. Mein Bekanntenkreis erstreckte sich ungemein weit. In meinen Aufzeichnungen finde ich Bruchstücke von Unterredungen mit Bismarck, Camphausen, Delbrück, Windthorst, Bennigsen, Georg von Bunsen, Lasker, Treitschke, Gneist und vielen anderen. Sie alle zu benutzen und in dieses Buch aufzunehmen, würde zu viel Raum beanspruchen; ich schreibe darum hier nur das nieder, was mir in der Erinnerung gerade passend scheint.

Männer von Bedeutung in Berlin

und an anderen Orten (1879–1881)

Mein Bekanntenkreis in Berlin erſtreckte ſich bis in Regionen, in die nur wenige meiner Kollegen hineingedrungen ſind. Ich verkehrte ſowohl mit Mitgliedern der Berliner Univerſität, als auch mit anderen hervorragenden Männern der Wiſſenſchaft, mit Künſtlern und mit Literaten.

Mit größter Verehrung blicke ich, während ich dieſes hier niederſchreibe, auf drei Generationen von Berliner Profeſſoren zurück: die erſte 1855—1856, während meiner Studienzeit in der preußiſchen Hauptſtadt; die zweite während meiner Dienſtzeit als Geſandter 1879—1881; die dritte während ich als Botſchafter dort lebte, 1897—1902.

Die zweite dieſer drei Generationen ſcheint mir die bedeutendſte. Es war ein hervorragender Kreis von Männern. Einige von ihnen kannte ich ſchon von meiner Studentenzeit her, allen voran Lepſius, den berühmten Ägyptologen dieſer Periode, deſſen Vorleſungen mich begeiſterten, und deſſen liebenswürdige Vortragsweiſe jeden entzückte, der ihn hörte.

Ernſt Curtius, der bedeutende Hiſtoriker und Griechenfreund, hatte auch etwas ſehr Anſprechendes. Er war damals gerade mit dem Studium der Pergameniſchen Denkmäler beſchäftigt, welche die deutſche Regierung durch einen diplomatiſchen Schachzug der türkiſchen Regierung abgenommen und von Kleinaſien in das Berliner Muſeum überführt hatte. Auch befaßte er ſich mit den Ausgrabungen in Olympia, vor allem mit den dort aufgefundenen Skulpturen. Auf einer Abendgeſellſchaft bei Hofe war er ſehr melancholiſcher Stimmung. Als ich verſuchen wollte, ihn aufzuheitern, erzählte er mir mit zitternder Stimme, Bismarck hätte ein Veto gegen Zahlung noch weiterer Gelder für die Olympia-Ausgrabungen eingelegt. Gegen Ende der Feſtlichkeit aber kam er noch einmal mit ſtrahlendem Geſicht auf mich zu und ſagte mir voller Freude, alles ſei wieder in Ordnung; er habe dem Kaiſer ſein Leid geklagt, und der hochdenkende alte Herr habe ihm verſprochen, die Mittel für die Ausgrabungen aus ſeiner eigenen Schatulle zu bezahlen.

Auch Rudolph Gneiſt, die größte Autorität ſeiner Zeit für römiſches Recht und die Verfaſſung Englands, war mir bekannt. Er hatte

auf Vorschlag Kaiser Wilhelms das Schiedsrichteramt zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien in Sachen der Grenzlinie im Nordwesten übernommen und zu unseren Gunsten entschieden. In Anerkennung seiner Bemühungen sandte ihm die amerikanische Regierung eine große Bibliothek von historischen Werken über Amerika, dazu einen ganzen Pack amerikanischer Staatspapiere. Meine erste Aufgabe als Gesandter war die Überreichung dieser Bücherssammlung. Damit begann eine meiner wertvollsten Bekanntschaften.

Ganz besonders schätzte ich die intimen Beziehungen zu von Sybel und Droysen, zweier sehr bedeutenden Professoren an der Universität, die über moderne Geschichte lasen. Jeder von ihnen war ein hervorragendes Talent. Eines Tages, als ich gerade Lanfreys Geschichte Napoleons beendet hatte, die ich damals sowohl, als auch noch heute für eines der packendsten und lehrreichsten Werke des neunzehnten Jahrhunderts halte, machte von Sybel mir im Vorübergehen einen Besuch, und ich fragte ihn um sein Urteil über das Buch. Er antwortete mir: „Man sollte das Buch nicht Geschichte nennen; es ist eine Rhapsodie." Kaum war er fort, als Droysen zu mir ins Zimmer trat. Ich stellte ihm dieselbe Frage, und er rief die Arme weit ausgebreitet: „Ja, das ist doch noch Geschichte! Ein geniales Werk! Eines der Bücher, die Licht in eine dunkle Zeitepoche werfen! Das Buch wird ewig fortleben!"

Professor Herman Grimm stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes. Die Götter, die er anbetete, waren Goethe und Emerson; aber er war nicht imstande, es ihnen gleich zu tun, wenn es galt, sich über die kleinen Freuden und Leiden des Lebens hinwegzusetzen. Wenn ihn jemand zu Tisch einlud, war es sehr möglich, daß er statt eines Dankes die Frage zu hören bekam, wie das Eßzimmer erleuchtet würde: mit Gas, mit Öl oder mit Wachskerzen; ob die Lampen niedrig oder hoch angebracht wären; welche Hauptgerichte serviert würden usw. Von der Beantwortung dieser Fragen hing es ab, ob er die Einladung annahm oder ablehnte. Als ich eines Abends bei ihm speiste, war ich ganz bezaubert über die Erscheinung seiner Gattin; ich glaubte noch niemals einer solchen Frau, die beinahe einem höheren Wesen glich, begegnet zu sein. Ihr Wesen, ihre Unterhaltung waren geradezu bezaubernd. Als ich einem der anderen Gäste, diesen Eindruck schilderte, antwortete man mir: „Ist das ein Wunder? Sie ist die Tochter von Goethes Bettina, an die er die ‚Briefe an ein Kind' richtete."

Noch einen anderen Historiker möchte ich hier nennen, Treitschke, der auch als Reichstagsmitglied von großer Bedeutung war. Er war ein Mann, der sich nach allen möglichen Richtungen hin betätigte und sicherlich

hätte amüsant sein können, wäre er nicht stocktaub gewesen. Man hätte dicht neben ihm eine Pistole abschießen können, er würde nichts davon gemerkt haben. Wo er auch war, stets hatte er einen Block Papierstreifen und einen Bleistift bei sich als Hilfsmittel für die Unterhaltung. Im Reichstage hatte er neben seinem Platze einen Stenographen, der die Reden für ihn niederschrieb.

Einige sehr interessante Belehrungen in bezug auf historische und aktuelle Fragen wurden mir in Berlin zuteil durch Du Bois-Reymond, den bekannten Biologen. Er stammte von den Hugenotten ab, war aber trotzdem vielleicht der größte Franzosenhasser Deutschlands. Die Details, welche er mir über die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich unter Ludwig XIV. gab, waren ungemein lehrreich. Er wies dabei auf die zahlreichen unschätzbaren geistigen Stützen hin, die Deutschland mit den Hugenotten von Frankreich übernommen hatte, und nannte mir Männer wie Savigny, den hervorragenden Juristen, Ravené, eine kaufmännische Kapazität und eine Menge anderer bedeutender Leute, die wie er ihre französischen Namen beibehalten hatten; auch führte er mir eine Reihe von Hugenotten an, die ihre französischen Namen gegen deutsche eingetauscht haben. Dann kam er auf die Vorteile zu sprechen, die auch anderen Ländern aus diesem Verdikt erwachsen wären und überschüttete schließlich Frankreich mit bitteren Vorwürfen, wie es seine Intoleranz nun schon zweihundert Jahre lang so teuer bezahlen müsse.

Interessant, wenn auch in anderem Sinne, war die Bekanntschaft mit zwei Größen auf naturwissenschaftlichem Gebiete: Helmholtz und Hoffmann. Auf einer Festlichkeit bei Hofe erzählte Hoffmann mir von einem Erlebnis, das er in Schottland gehabt hatte. Spät abends in Glasgow angekommen, wollte er am Sonntag morgen Professor William Thompson, jetzigem Lord Kelvin, seinen Besuch abstatten und klingelte an dessen Türe. Das Dienstmädchen, das ihm aufmachte, antwortete auf seine Frage, ob der Professor zu Hause wäre: „Ganz sicher nicht, Sir!" „Könnten Sie mir wohl sagen, wo ich ihn sprechen könnte?" entgegnete Hoffmann. „In der Kirche, Sir, wo Sie auch sein sollten", war die Antwort.

Meine Bekanntschaften mit Gelehrten beschränkten sich aber nicht nur auf Berlin; auch in Leipzig, Halle, Gießen, Heidelberg und anderen Universitätsstädten trat ich in solche Beziehungen. In meinem Lieblingsfache imponierte mir ganz besonders der Historiker Professor Oncken. Er war ein ganz vorzüglicher Lehrer, und ich habe des öfteren Amerikanern, die Geschichte studierten, den Rat gegeben, ein Semester in Gießen zuzubringen, um seine Darlegung historischer Ereignisse kennen

zu lernen. Was den Vortrag anbelangt, habe ich in Deutschland, und abgesehen von Laboulaye am Collège de France, Seelye in Cambridge (England) und Goldwin Smith an der Cornell-Universität, auch in der ganzen Welt keinen bedeutenderen Redner auf historischem Gebiete gehört.

Ganz besonders fesselten mich auch verschiedene Literaten, von denen ich Berthold Auerbach, dessen entzückende „Dorfgeschichten" damals viel gelesen wurden, am genauesten kennen lernte. Er war mit Bayard Taylor persönlich bekannt gewesen und vererbte seine Freundschaft zu diesem auf meine Person. In heitere Gespräche vertieft, haben wir oftmals den Tiergarten miteinander durchwandert, und sein sonniges Temperament sorgte so manches Mal für Heiterkeit in meinen Räumen. Als er eines Tages von einer langen Ferienreise heimkehrte, fragte ich ihn: „Es hat Sie wohl sehr gefreut, der Enthüllung des Spinoza-Denkmals im Haag beiwohnen zu können?" „Gefreut?" entgegnete er. „Bewahre, weit davon entfernt! Es war ein trauriges, erbärmliches Vergnügen." „Was Sie sagen! Warum denn?" „Renan, Kuno Fischer und meiner Person war die Aufforderung zugegangen, bei der Enthüllung des Denkmals Ansprachen zu halten. Als wir jedoch zur Stelle waren, erfuhren wir, daß holländische Schulmeister, Calvinisten und jüdische Rabbiner schon zu ihren Herden geredet und das Gericht des Himmels auf die Stadt herabgefleht hatten, falls sie es zuließe, daß man diesem gottverfluchten Atheisten ein Denkmal setze. Die Obrigkeit sah sich genötigt, durch Militär den Pöbel zu hindern, das Denkmal zu zerstören und uns zu steinigen. Können Sie sich vorstellen, daß man diesen „Gottbetrunkenen Menschen", der uns nur neue Beweise von Gottes Existenz gegeben hat und Gott in allem und jedem sah, einer derartigen Gesinnung beschuldigte?"

Julius Rodenbergs Gesellschaft war mir gleichfalls sehr sympathisch; seine „Bilder aus dem Berliner Leben" sind das Beste, was ich in dieser Art gelesen habe. Es bot sich mir aber auch oft Gelegenheit, mit verschiedenen Künstlern in Berührung zu kommen, von denen ich besonders Ludwig Knaus hoch schätzte. Zum erstenmal begegnete ich ihm kurz nach meiner Ankunft in Berlin bei Gelegenheit eines großen Diners. Als die Gäste mit dem neuen amerikanischen Gesandten bekannt gemacht wurden, bemerkte ich unter ihnen auch einen kleinen, freundlichen, bescheiden aussehenden Mann, den man mir als „Herr Knaus" vorstellte. Es kam mir nicht in den Sinn, in diesem kleinen Mann den über ganz Europa berühmten Genremaler zu suchen; da ich aber doch einige Worte an ihn richten mußte, sagte ich: „Sie sind wohl ein Verwandter des berühmten Malers?" Er errötete tief, schien

ganz verwirrt und antwortete: „Maler bin ich; berühmt, das weiß ich nicht.“ Das war der Anfang einer Freundschaft, die sich bis auf den heutigen Tag bewährt hat. Ich bin Zeuge der Entstehung und Vollendung der meisten seiner Bilder gewesen. Vor allem bewundere ich das Gemälde „Hinter den Kulissen“, aus dem wir psychologisch und philosophisch eine Lehre ziehen können, und das uns versinnbildlicht, wie häufig bittere Tränen hinter lärmender Fröhlichkeit versteckt liegen. Es ist ein im höchsten Grade drolliges und doch packendes Bild. Ich war der Hoffnung, es würde nach Amerika kommen; aber nachdem es zum Entzücken aller in vielen Städten Deutschlands ausgestellt worden war, ging es in den Besitz der Dresdner Königlichen Galerie über.

Sehr angenehm war der Verkehr mit Carl Becker. Seine „Krönung Ulrichs von Hutten“ — jetzt in Köln — von dem ich mit seiner Genehmigung eine Kopie besitze, scheint mir eines der bedeutendsten historischen Kunstwerke. Das Gemälde weist einige Köpfe auf, unter anderem auch das eines finster blickenden Kardinals. Als ich eines Tages in Beckers Haus eine Studie zu diesem Kopfe betrachtete, sagte er: „Dieser Bischof ist eigentlich nur ein ganz einfacher Kirchendiener in einer alten Kirche in Venedig, trotzdem in seiner Erscheinung der würdevollste katholische Geistliche, der mir je begegnet ist.“ Die musikalischen Abende im Beckerschen Hause waren damals und zur Zeit meines späteren Aufenthalts in Berlin als Botschafter mein größtes Entzücken. Mit großem Vergnügen denke ich auch an jene Abende im Schloß zurück, an denen Knaus und Becker in Auerbachs und meiner Gesellschaft, nachdem die Hauptzeremonien vorüber waren, die zahlreichen Säle und Galerien durchwanderten und uns auf die Schönheiten und charakteristischen Merkmale verschiedener alter Gemälde und Porträts aufmerksam machten. Ganz besonders lange hielten wir uns jedesmal in einer Galerie auf, an deren Wänden die Porträts aller Bräute hingen, welche im Laufe der letzten drei Jahrhunderte von den Hohenzollern heimgeführt waren.

In diese Zeit fällt auch meine Freundschaft mit Anton von Werner. Er hatte auf allerhöchsten Wunsch der Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie zu Versailles beigewohnt, um diese erhebende Szene mit seinem Pinsel der Nachwelt zu überliefern. Ich erkundigte mich bei ihm, ob die Inschrift auf dem Schild an dem Karnies der Spiegelhalle „Passage du Rhin“, welche eine der gröbsten Gewalttätigkeiten Ludwig XIV. Deutschland gegenüber verherrlichte, sich wirklich an der Stelle befand, die er ihr in seinem Bilde angewiesen hatte. Sie erschien mir eine geradezu verhängnisvolle Vorbedeutung für die Wiedervergeltung. Er bejahte die Frage.

Adolph Menzel, den größten Genius der modernen deutschen Kunst, lernte ich durch merkwürdige Umstände näher kennen. Er war ein kleines Männchen, kaum vier Fuß hoch, mit einem ganz gewaltig großen Kopf, wie man das an seiner Büste in der Berliner Nationalgalerie sehen kann. Als ich ihm eines Abends bei Hofe vorgestellt wurde, sagte ich zu ihm: „In Amerika bin ich Dozent für Geschichte, Herr Professor; aber von allen historischen Werken, die ich je in Händen hatte, haben Ihre Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen mich am meisten gelehrt." Das verhielt sich buchstäblich so, denn es gibt in ihrer Art keine genialeren und treffenderen Werke, als diese Holzschnitte, die eine ganze Flut von Licht über jene große Zeit ausströmen. Daraufhin lud Menzel mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen, welcher Einladung ich einige Tage darauf auch Folge leistete. Hier bot sich meinen Blicken eine äußerst interessante Ausstellung einiger seiner eigenartigen Schöpfungen. Rechts vom Eingang sah ich ein großes herrliches Bild, eine Gruppe von Friedrichs Generälen darstellend, in ihrer Mitte er in eigener Person. „Das Bild ist beinahe vollendet", sagte ich. „Es ist unfertig und wird niemals beendet werden", entgegnete mir Menzel. „Aus welchem Grunde?" fragte ich, worauf er erwiderte: „Sicher ist manches dran ganz gut gemacht. Aber es stellt die Beratung Friedrichs mit seinen Generälen am Vorabend der Schlacht bei Leuthen dar. Vor einem so entsetzlichen Kampfe, bei welchem es sich um die Existenz des Vaterlandes handelte, einem Kampfe, der, wie jene Männer wußten, den meisten von ihnen das Leben kosten könne, dürfen diese nicht solche Gesichter aufsetzen."

Wir traten an ein anderes Bild. Es stellte die Kirche auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin dar; an der einen Seite, auf einem Gerüst, sieht man eine Reihe Särge, über und über mit Kränzen und Blumen bedeckt; im Vordergrunde gaffendes Volk in wundervoller Ausführung. Bis auf einen kleinen Fleck war dieses Gemälde vollendet. Deshalb sagte ich: „Dieses Bild werden Sie aber zu Ende führen?" „Niemals", entgegnete er. „Es stellt die Bestattung der Aufständischen von 1848 dar. Bis hierher" — er legte den Finger auf die unfertigen Flecken, — „glaubte ich an das was ich malte. Als ich jedoch hier angelangt war, sagte ich mir: ‚Es hat keinen Zweck, — Deutschlands Einigkeit wird nie aus Straßenkämpfen hervorgehen!' Ich werde nie wieder daran malen."

Wiederum gingen wir weiter. Da stand ein ganz vollendetes Gemälde, die bekannte Szene, wie Friedrich der Große irrtümlich ein österreichisches Quartier im Schlosse zu Lissa betritt, wo er kaum der Gefahr entging, gefangen genommen zu werden. „Endlich ein fertiges

Bild", sagte ich. „Ja", antwortete mir Menzel. „Aber der Mann, der mich damit beauftragte, wird es nie erhalten." Ich merkte, daß hier besondere Ursachen vorliegen mochten und fragte nach dem Grunde. „Das Bild wurde im Auftrage des Herzogs von Ratibor, des Besitzers des Schlosses, gemalt", entgegnete Menzel. „Als ich es beendet hatte, kam er zu mir, um es sich anzusehen, war aber anscheinend mit meiner Auffassung nicht einverstanden. Offenbar wünschte er etwas im großen, melodramatischen Stil. Ich entgegnete kein Wort, worauf er mich, als wir uns das nächste Mal begegneten, fragte: „Nun, warum schicken Sie mir nicht mein Bild?" „Das Bild gehört mir, Hoheit!" „Wenn Sie es in meinem Auftrage malten, gehört es doch mir", erwiderte er. „Ich behalte es trotzdem, Ew. Hoheit wird es nie bekommen", war meine Antwort.

Den größten Genuß verschafften mir die Besuche solcher Orte, die sich durch irgend eine Denkwürdigkeit eine bleibende Stätte in der Geschichte gesichert hatten. Das Studium der Geschichte Deutschlands, dem ich in früheren Jahren eifrig obgelegen, hat diesen Sinn in mir geweckt. Berlin Sonnabend abends zu verlassen und den Sonntag in einem dieser kleinen Städtchen zuzubringen, war ein herrliches Vergnügen. Die Führerrolle übernahm bei der Gelegenheit gewöhnlich Friedrich Kapp, ein geistvoller Historiker, außerhalb seines Berufes aber einer der heitersten und umgänglichsten Menschen.

Eine lange Pilgerfahrt galt dem geheimnisvollen Oberammergau. Hier fanden wir eine Unmenge von aus allen Weltgegenden zusammengeströmten Menschen vor. Wer unter freiem Himmel saß, auf den Plätzen unserer Loge gegenüber, wurde von dem strömenden Regen durchnäßt, desgleichen viele von den Mitwirkenden auf der Bühne. Ich war als Spötter hingereist und reiste als Gläubiger wieder ab. Von einer Szene hatte ich ganz besonders vermutet, daß sie die Zuschauer zum Lachen reizen würde, nämlich wie Jonas aus dem Rachen des Walfisches hervorkommt. Es herrschte aber eine andächtige Stille. Wie gebannt saßen wir da von 9 Uhr morgens bis um halb ein Uhr und nach einer Pause wiederum von halb zwei Uhr bis um halb fünf. Den Hauptreiz bildete es, daß die Darsteller tief durchdrungen waren von den Rollen, welche sie verkörperten. In ihrer Darstellung lag nichts von jener unbestimmten, sentimentalen Religionsschwärmerei, durch die mich die Parsivalaufführung in Bayreuth, einige Jahre darauf, trotz der wundervollen Ouvertüre, so sehr enttäuschte.

Nach dem Schluß der Vorstellung unterhielt ich mich mit einigen der Hauptdarsteller und fand sie sehr liebenswürdig und interessant. Dem „Christus" gab ich den Auftrag, mir einen Bilderrahmen zu

schnitzen, und seine Arbeit hat mich sehr befriedigt. Mit dem Judas hatte ich eine längere Unterhaltung. Ich suchte ihn in seiner Werkstatt auf, um zwei geschnitzte Holzstatuetten bei ihm zu bestellen. Bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm, er müsse wie in den Passionsspielen des Mittelalters, auch den doppelten Lohn erhalten; man glaubte damals dem Judas dieses Entgelt, um des Schimpfes willen, der ihm mit der Überweisung dieser Rolle angetan wurde, schuldig zu sein. Der Oberammergauer Judas aber lachte freundlich und entgegnete, er wäre es zufrieden, den anderen gleichgestellt zu werden, fügte jedoch hinzu, daß dem Judas gegenüber auch noch heute solche Gefühle vorherrschten. „Erst vor einigen Wochen wurde die Tür meiner Werkstatt aufgemacht, eine Bauerfrau von jenseits der Berge trat herein und blickte mir starr in das Gesicht. Auf meine Frage nach ihrem Begehr antwortete sie: „Ich habe euch gestern beim Spiel gesehen und mich verlangt danach, euch noch einmal ins Gesicht zu schauen. Ihr seht meinem Mann so ähnlich. Er ist tot. Er war auch ein sehr schlechter Mensch."

Dazwischen durfte ich auch, nachdem ich beim Staatsministerium um Urlaub eingekommen war, meine Ausflüge etwas weiter ausdehnen. Vor allen Dingen machte ich eine Reise nach Frankreich. Damals war Grévy Präsident der Republik. Einige Jahre vorher hatte ich ihn mit großem Geschick vor Gericht plädieren hören. Bei meiner Vorstellung im Élysée bewies er jedoch, als wir auf die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu seinem Vaterlande zu sprechen kamen, eine weit geringere Geschicklichkeit. Er ging sehr bald auf unsere Handelsinteressen über und meinte in einem gewissermaßen vorwurfsvollen Tone: „Vous nous inondez de vos produits." Darauf konnte ich ihm nur antworten, daß dieses Überschwemmen mit amerikanischen Erzeugnissen sicherlich beiden Nationen Vorteil bringen dürfte, was er schließlich, wenn auch widerstrebend, zugeben mußte.

Viel mehr angezogen fühlte ich mich durch seinen Minister des Äußern, Barthélemy-Saint-Hilaire, der nicht nur Gelehrter und Staatsmann, sondern auch ein edler Charakter war. Wir sprachen über meine Reisepläne, die sich bis auf das südliche Frankreich erstreckten. Als ich ihm erzählte, daß ich meinen ältesten Sohn dorthin geschickt hätte, weil man sich meiner Ansicht nach in Orange, Arles, Nimes und vielen anderen Städten dieses Gebietes eher eine Vorstellung von dem Einfluß Roms machen könnte, als in Italien selbst, variierte er dieses Thema in sehr lehrreicher Weise.

Nachdem unsere Unterhaltung sich der Politik zugewandt hatte, sprach er ein Langes und Breites über Bismarck und Moltke, wobei er den Namen des letzteren einsilbig aussprach. Er erzählte mir,

Bismarck für seine Person wäre während der abscheulichen Friedensunterhandlungen sehr liebenswürdig gegen Thiers gewesen. Hätte er seinen Willen durchsetzen können, so wäre wohl eine höhere Entschädigungssumme, sagen wir sieben Milliarden, verlangt worden, dafür aber Elsaß-Lothringen französisch geblieben. Aber „Moltke" wäre nicht dazu zu bewegen gewesen. Der Minister fügte noch hinzu, Bismarck hätte „Moltke" den Vorwurf nicht ersparen können, den Frieden durch die Forderung dieser Provinzen zu schwer gemacht zu haben. Saint-Hilaire verweilte auch lange bei dem stehenden Heere, dem drückenden Vermächtnis Deutschlands, das zu übernehmen Frankreich sich aus politischen Gründen genötigt sähe. Auch schien er (Dezember 1880) fest davon überzeugt, daß es nur zu bald zu einem internationalen Kriege kommen würde.

Zum Diner bei meinem alten Freund Millet, der die zweithöchste Stellung im Ministerium des Äußern bekleidete, traf ich mit einigen interessanten Franzosen zusammen. Die größten Sympathien flößte mir Ribot ein. Er hatte, nachdem er sich schon durch philosophische Studien einen Namen errungen und in der Kammer von sich reden gemacht, wohl schon damals die Absicht, bis zu jener Stellung hinaufzuklimmen, die er späterhin bekleidete. Seine Frau, eine Amerikanerin, war ganz besonders liebenswürdig.

Es ist ein Jammer, daß ein Land, das solche Männer sein eigen nennt, nicht durch diese selbst über die ganze Welt bekannt geworden ist, sondern durch eine Reihe von Romanschriftstellern und Dramatikern, die schmutzige Geschichten in Umlauf setzen, von Journalisten, die sensationelle Lügen erfinden und von Politikern, die unter dem Einfluß atheistischer Demagogen oder klerikaler Intriguen stehen. Schreiend, wimmernd, quiekend, wie eine Schar böswilliger ungezähmter Affen, die sich in ihrem Käfig gegenseitig an den Schwänzen reißen, fallen diese Leute über ihr Vaterland her und verunglimpfen es. Einige von ihnen beobachtete ich zu Versailles in der Nationalversammlung, wie sie sich damit vergnügten, als Possenreißer aufzutreten. Es stimmte mich traurig, die vornehmen Elemente dieser Versammlung durch so minderwertige Kreaturen in den Hintergrund gedrängt zu sehen.

Auch Herrn von Lesseps Bekanntschaft zu machen bot sich mir eines Tages auf einem Diner Gelegenheit. Heute noch halte ich ihn für einen bedeutenden und rechtschaffenen Mann, trotz aller Verdächtigungen, womit die Schandtaten anderer seine letzten Tage verdunkelten. Unter anderen Betrachtungen über mein Vaterland, sagte er mir auch, daß er Salt Lake City besucht hätte und die Gewaltpolitik den Mormonen gegenüber für einen Mißgriff halte. Darin hatte er meinem

Gefühl nach auch vollkommen recht. Vor Jahren schon erklärte mir Bischof Tuttle von der protestantischen Episkopalkirche, der jahrelang in Salt Lake City gewirkt hatte, eine duldsame Politik, die es in Ruhe abwarten würde, daß die Kultur ihren Einfluß auf die Mormonen ausübe, sei die einzig richtige.

Am folgenden Sonntag, wie auch schon an dem vorhergehenden, besuchte ich die Predigt des Père Hyacinthe; das einzige aber, was mir von ihr in Erinnerung geblieben, ist eine sehr glückliche Anwendung von Voltaires Ausspruch über das heilige Römische Reich: Ni Saint, ni Empire, ni Romain.

In dem Salon von Frau Edmond Adam, die bekannt als Feuilletonschriftstellerin und als Deutschenhasserin ist, wurde ich einer ganzen Reihe von Literaten vorgestellt, die in ihrem Hochmut die Sterne zu verdunkeln meinten, inzwischen aber schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Ganz besonders erinnere ich mich an Emile de Girardin, den sogenannten Grand Emile, der Verleger, Deklamator und Intrigant in einer Person war, der sich damit brüstete, daß er Frankreich und dem französischen Volke täglich eine neue Idee zum Geschenk mache. Seine geschwätzige Lebhaftigkeit scheint mir am passendsten ausgedrückt durch das amerikanische Sprichwort: „Geschäftig wie eine Biene in einer Teertonne." Etwas gab es allerdings, was man ihm als Verdienst anrechnen könnte: er hatte es verstanden, seine erste Frau, die hochbegabte Delphine Gay, so zu inspirieren, daß sie von seiner Größe überzeugt war. Es war eine hübsche Geschichte über diese Inspiration im Umlauf. In dem Revolutionsjahr 1848 sprachen einige hochangesehene Männer bei Frau Girardin vor und äußerten ihre Besorgnis über die Fortschritte dieser törichtsten aller Umstürzungen. Frau Girardin nahm eine überaus feierliche Miene an, wies mit der Hand nach oben und sagte dann: „Messieurs, il y a un là — haut, qui veille sur la France!" Die Herren waren tief gerührt über dieses gläubige Gemüt, bis die folgenden Worte es ihnen klar machten, daß Madame nicht dem Allmächtigen ihr ganzes Vertrauen schenkte, sondern ihrem großen Emile, dessen Studierzimmer sich grade über ihrem Salon befand.

Dabei fällt mir ein, daß ich während meiner Studienzeit in Paris der Beerdigungsfeierlichkeit dieser talentvollen Dame beigewohnt habe, und daß mir unter der Menge wohlbekannter Persönlichkeiten ganz besonders Alexander Dumas aufgefallen war. Er war ein großer breitschultriger Mann, mit einem Negerkopf, dicken Lippen und krausem Wollhaar. Er schien es darauf abgesehen zu haben, gesehen zu werden, und trug diese harmlose Eitelkeit stets so offen zur Schau,

daß sein berühmter Sohn von ihm sagte: „Mein Vater ist so eitel, daß er imstande wäre, in Livree auf seinen eigenen Kutschbock zu steigen, nur damit die Leute denken sollten, er könnte es sich leisten, einen Neger als Diener zu haben."

Auf dem Wege südwärts hielt ich mich in Bourges auf und war entzückt über das eigenartige Mauerwerk der Krypta daselbst. Wie die Erbauer der Kathedralen im Mittelalter mit ihren geringen Hilfsmitteln es ermöglichten, solche Kunstwerke aufzuführen, ist und bleibt für alle Zeit ein Rätsel. In den Vereinigten Staaten gibt es heutzutage keinen einzigen Gewerbszweig, der etwas diesem Ähnliches zustande bringen könnte, gar nicht zu reden, von dem Grabgewölbe Heinrichs VII. im Westminster oder der King's College-Kapelle in Cambridge.

Von hier aus besuchten wir die Kirche in Brou bei Lyon, die ganz herrlich ist und Monumente enthält, die beinahe noch schöner sind, als die Kirche selbst. Ein Blick genügte jedoch, um mir zu sagen, daß Matthew Arnold sein reizendes Gedicht geschrieben hatte, ohne je diesen Ort besucht zu haben. Auf dem Wege nach Nizza blieben wir in Turin, und hier an Silvio Pellicos Grabhügel fielen mir so manche Aussprüche aus seinem schönen, kleinen Buch ein, die dem Leben erst einen Reiz zu verleihen scheinen.

Ich hatte einen ganzen Haufen Empfehlungsschreiben an hervorragende Italiener mitbekommen. Zwar war ich äußerst begierig, sie mir zu Nutze zu machen, meine Reisemüdigkeit warf jedoch alle meine Pläne um, so daß ich mich ganz plötzlich in Genua entschloß, umzukehren, an die Riviera zu gehen und in Nizza mein Standquartier aufzuschlagen. Hier traf ich mit vielen interessanten Leuten zusammen, von denen die Mehrzahl den amerikanischen Kolonien und dem Kriegsschiffe Trenton angehörte, das ganz in der Nähe bei Villafranca vor Anker lag. Gleich nach meiner Ankunft überbrachte mir Leutnant Emery eine Einladung Admiral Howells auf das Schiff. Einige Tage darauf bemerkte ich am Hafen ein sehr schön ausgestattetes großes Boot, das Jemanden zu erwarten schien. Trotzdem mir wohl ahnte, es wäre für mich bestimmt, ignorierte ich es und schloß mich einer amerikanischen Gesellschaft an, die in einer Dampfbarkasse demselben Ziele zustrebte. So befand ich mich schon an Bord, ehe der Admiral sich der Unterlassungssünden in seinem Programm bewußt geworden war. Um sein Gewissen zu beruhigen, wiederholte ich meinen Besuch einige Tage darauf, wurde dieses Mal mit dem gebührenden Pomp bis an die Fregatte geleitet und dort mit Salutschüssen und den Ehrenbezeugungen, die einem Gesandten der Vereinigten Staaten zukommen,

empfangen. Auf dem Schiff fand ich es ganz herrlich; aber trotzdem der Admiral mich auf das Liebenswürdigste einlud, meinen Besuch recht bald zu wiederholen, konnte ich mich doch nicht entschließen, zum zweiten Male Anlaß so vieler Mühen und so großen Lärms zu sein.

Von allen Bekanntschaften, die ich damals in Nizza anknüpfte, interessierte mich bei weitem am meisten ein junger Amerikaner von ungefähr 14 Jahren, der mir einer der begabtesten, hochsinnigsten und vielversprechendsten Jünglinge zu sein schien. Leider wurden die Hoffnungen Vieler durch seinen frühen Tod zerstört. Der Knabe war der junge Leland Stanford. Er war der Ehrgeiz seines Vaters und seiner Mutter gewesen und die große Universität Palo Alto ist vielleicht das schönste Denkmal, das Eltern jemals ihrem Kinde gestiftet haben.

Auf einer anderen Urlaubsreise nach Italien lernte ich gleichfalls eine Reihe interessanter Menschen kennen, unter anderem in Florenz den Syndikus Ubaldino Peruzzi, einen Nachkommen der berühmten Peruzzi aus dem Mittelalter und einen der wenigen noch lebenden Zeitgenossen Cavours. Er war ein geistreicher Plauderer, aber das Lob, das er dem amerikanischen Gesandten in Rom, Judge Stallo aus Cincinnati, spendete, klang mir am besten von allen seinen Worten. Er erzählte mir, daß auf einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten, die kürzlich stattgefunden hatte, Judge Stallo sich durch die Eleganz, mit der er sich sowohl in der italienischen, als auch in der englischen und französischen Sprache auszudrücken wußte, vor allen Übrigen ausgezeichnet, ja, daß er sich schließlich bei der Abfassung eines Protokolls sogar der lateinischen Sprache bedient hätte.

In Florenz knüpfte ich ein Freundschaftsband mit Professor Villari, einem der Senatoren des Königreichs, der die Geschichte von Florenz geschrieben hat und der Biograph Savonarolas ist. Diese Freundschaft hat mir seitdem so manchen Florentiner Aufenthalt verschönt und erstreckte sich nicht allein auf seine Person, sondern auch auf die seiner liebenswürdigen Frau.

Dabei fällt mir ein, daß mir infolge der vermeintlich falschen Aussprache des Namens dieses berühmten Mannes eines Tages in Rom eine seltsame Zurechtweisung zuteil wurde. In der ewigen Stadt und auch in anderen italienischen Städten hatte ich zu verschiedenen Zeiten zufällig einen jungen Professor der Harvard-Universität, ein aufstrebendes Licht, zu treffen Gelegenheit. Eines Morgens war ich in der bekannten Buchhandlung von Löscher & Co. am Korso mit einem umfangreichen Bücherkauf beschäftigt. Wiederum tritt dieser

Herr in den Laden, macht sich daran, die Titel der von mir gewählten Bücher durchzusehen und freute sich in den meisten Bekannte wiederzutreffen. „Hier ist der neueste Band von Villaris Geschichtswerk", sagte ich darauf zu ihm, das Buch hinüberreichend, wobei ich den Namen des Autors mit Betonung der ersten Silbe ganz richtig aussprach. Der Herr Professor nahm mir das Buch aus der Hand, schien aber sehr in Gedanken vertieft, schlug noch einmal den Titel auf und sagte dann beinahe feierlich: „Ja, Villari ist ein vorzüglicher Schriftsteller", wobei er den Akzent nachdrücklich auf die zweite Silbe legte. Ich nahm diese Verbesserung geduldig hin und schwieg. Eine so unbedeutende Begebenheit wäre freilich kaum wert, sie in seinem Gedächtnis aufzubewahren, handelte es sich nicht um eine gewisse Nichtachtung, die Professoren unseres Landes häufig den Angehörigen der ein oder zwei ältesten Universitäten überhaupt zuteil werden lassen.

In Rom fühlte ich mich vor allen Dingen durch Marco Minghettis Persönlichkeit angezogen. An anderer Stelle berichte ich über eine Unterredung, die ich mit diesem Manne hatte.

Meine Erinnerungen an meinen ersten Berliner Amtsaufenthalt haben vor allen Dingen Bismarck und die beiden großen Herrscher zum Mittelpunkt, die nun dahingegangen sind, sowohl der alte Heldenkaiser Wilhelm I., als auch die Verkörperung des Ideals eines Monarchen, der Kronprinz, später Kaiser Friedrich III.

Beide Fürsten waren von Charakter liebenswürdig, der zweite aber ungleich bestrickender. Ich hatte des öfteren die Freude ihm zu begegnen und mit ihm über verschiedene Angelegenheiten zu plaudern; die interessanteste Unterhaltung führte ich jedoch mit ihm, als ich ihm auf der amerikanischen Fischerei-Ausstellung in Berlin als Führer zu dienen hatte.

Es war sein inniger Wunsch, die Fischzucht und das Fischereiwesen an der Nordküste Deutschlands auf eine höhere Stufe zu bringen, und diesem Wunsche verdankte die Ausstellung ihre Entstehung. Eines Tages schickte er den Staatssekretär des Äußern zu mir mit der Frage, ob es nicht möglich wäre, die Vereinigten Staaten zur Veranstaltung einer Fischerei-Ausstellung zu veranlassen, und zur Mitsendung der wundervollen Sammlungen der Smithsonian Institution und der Fisheries Institution von Wood's Holl. Es war eine schwierige Frage, die man schon einmal, vor meiner Zeit, und zwar ohne Erfolg angeschnitten hatte. Man hatte damals von hoher Stelle aus Washington geantwortet, daß der Kongreß nicht gewillt sei, die Kosten zu übernehmen, und daß von einer Übersendung der Sammlungen schon

gar nicht die Rede sein könne. Ich versprach mein Möglichstes zu tun. Es fiel mir ein, daß Fernando Wood aus New York, Präses einer Abteilung im Finanzministerium, und Gouverneur Seymour, der jetzt auf seinem Ruhesitz in Utica lebte, Parteigenossen waren und daß Seymour sich ganz besonders dafür interessiert hatte, den Fischbestand in den Gewässern des Staates New York auf eine höhere Stufe zu bringen. Daraufhin übersandte ich dem Ex-Gouverneur einen Bericht über die ganze Angelegenheit und ersuchte ihn, diesen ungekürzt Herrn Wood zukommen zu lassen. In demselben Sinne schrieb ich an den Senator Conkling. Zu meiner großen Genugtuung trug ich den Sieg davon. Der Kongreß übernahm die Kosten und die Sammlungen der Smithsonians wurden unter Kontrolle von Brown Goode, dem für diesen Zweck geeignetsten Mann auf der ganzen Welt, nach Europa geschickt. Der Kronprinz war sehr erfreut über Alles, was er zu sehen bekam, bewies für das Geringste ein ganz hervorragendes Verständnis und erhielt auf alle seine Fragen, dank dem Beistande Goodes, Antworten, die ihn befriedigen konnten. Die amerikanische Ausstellung wurde mit dem großen vom Kaiser gestifteten Preise, einer silbervergoldeten Vase beehrt, die jetzt im Nationalmuseum in Washington aufbewahrt wird.

Mit regem Interesse verfolgte der Kronprinz alle Ereignisse, welche die Vereinigten Staaten betrafen. Ich entsinne mich lebhaft, daß er sich eines Tages nach der Brücke in Brooklyn erkundigte und seine Verwunderung darüber äußerte, daß es möglich gewesen war, eine so lange Brücke mit nur zwei Pfeilern herzustellen. Es war leicht, ihm klar zu machen, daß die Niagarabrücke, unsere erste Hängebrücke, wegen der natürlichen Höhe der Ufer ganz ohne Pfeiler auskommen konnte, die Brooklyn-Brücke aber, die sowohl Kriegsschiffe als auch Handelsschiffe von größtem Kaliber passieren lassen mußte, derselben durchaus bedurfte.

Mehrmals bewies der Kronprinz sowohl meiner Familie als auch mir sinnige Aufmerksamkeiten, und die Nachricht von seinem Hinscheiden betrübte mich tief und aufrichtig. Für Deutschland war sein Tod ein herber Verlust; kein moderner Herrscher glich so wie er Marc Aurel.

Kaum weniger liebenswürdig und gütig war der damals regierende Kaiser Wilhelm I. Ganz selbstverständlich war ihm von allen meinen Vorgängern Bancroft am lebhaftesten im Gedächtnis geblieben. Bei Hofe war seine erste Frage gewöhnlich: „Wie geht es Ihrem Vorgänger?“ und ich wußte stets, daß er Bancroft damit meinte. Als ich ihm erzählte, der alte Herr, der beinahe in dem Alter des Kaisers

war, hätte sich ein neues Pferd gekauft, auf dem er fleißig Spazierritte unternähme, lachte der Kaiser herzlich und schilderte mir lebhaft, wie er meinen Vorgänger mit seinem langen, weißen Bart im Tiergarten zu Pferde gesehen hätte. Sehr gern erinnere ich mich meiner letzten Unterredung mit ihm, als ich mein Abberufungsschreiben zu überreichen hatte. Es war in Babelsberg, dem Landsitz des Kaisers bei Potsdam. Auf seinen Wunsch mußte ich nach der Zeremonie bei ihm bleiben, und die Art, wie er über die verschiedensten Angelegenheiten mit mir plauderte, zeugte von einem reichen und menschenfreundlichen Gemüt. Unter anderem erkundigte er sich sogar danach, wo meine Familie den Sommer verlebt hätte; ich erzählte ihm, wir hätten in einem Hotel in der Nähe des Parks und Schlosses von Wilhelmshöhe bei Kassel Wohnung genommen. Ich sagte ihm ferner, daß wir einstimmig der Meinung gewesen wären, er hätte Napoleon gegenüber sehr großmütig gehandelt, als er ihm dieses herrliche Schloß mit der wundervollen Umgebung als Gefängnis anwies. „Er war mir aber auch sehr dankbar dafür und hat mir das schriftlich gegeben", entgegnete der Kaiser sehr ernst. „Übrigens ist Wilhelmshöhe keineswegs das schönste Schloß in Deutschland", fuhr er fort, worauf ich erwiderte: „Majestät sind vollkommen im Recht, ich habe das Würzburger Schloß gesehen!" Der Kaiser lachte herzlich und sagte: „Ich sehe, daß Sie es herausgefunden haben! Ja, ja, die alten Fürstbischöfe verstanden zu leben." Tatsache ist, daß manche Fürstbischöfe des achtzehnten Jahrhunderts ihre Einkünfte dadurch bedeutend schmälerten, daß sie sich Nachahmungen von Schlössern bauen ließen, wie des von Versailles. Das prächtige Schloß in Würzburg ist eine Nachahmung von Wilhelmshöhe. Dann fuhr der Kaiser zu fragen fort: „Mit welchem Schiff gedenken Sie nach Amerika zurückzufahren?" „Mit Ew. Majestät schönstem Schiff der Handelsmarine, mit der „Elbe", antwortete ich. Nun wollte er Näheres über dieses Schiff erfahren und ich erzählte ihm, wie wundervoll es ausgestattet und daß es das erste größere Schiff des Norddeutschen Lloyd sei. „Ja", antwortete er, „was heutzutage auf dem Gebiete des Schiffbaues geleistet wird, ist großartig. Erst heute Morgen hatte ich einen Brief von meinem Sohn, dem Kronprinzen, der dasselbe Thema behandelt. Er ist in Osborn und hat soeben ein großes englisches Kriegspanzerschiff besichtigt. Es soll ganz herrlich sein, kostet aber auch eine Million Pfund." Jetzt reckte der Kaiser die Arme in die Höhe und fuhr dann mit erhobener Stimme fort: „Wir können das nicht leisten, wir können es nicht!" Nachdem wir noch eine ganze Weile geplaudert hatten, reichte der Kaiser mir die Hand und sagte: „Auf Wiedersehn!" So schieden wir

voneinander, Jeder nun ſeinen eigenen Weg der Ewigkeit entgegen zu wandern.

Auch die übrigen Abſchiedsworte, die mir zuteil wurden, waren ſehr ſchmeichelhafter Art. Die Preſſe widmete mir einen ſehr liebenswürdigen Nachruf, und kurz vor meiner Abreiſe von Berlin gaben Mitglieder des Reichstages, der Kaufmannſchaft, der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte mir zu Ehren ein Diner im großen prächtigen Saale des Kaiſerhofes. Gneiſt, Camphauſen, Delbrück, Georg von Bunſen und noch viele andere gedachten meiner mit freundlichen Worten und alle dieſe Erinnerungen zuſammen bilden einen Schatz, deſſen ich mein Leben lang nicht verluſtig gehen kann.

Meine Erinnerungen an Bismarck

Es war auf einer meiner ersten Reisen durch Mitteldeutschland, ungefähr um die Zeit, als der deutsch-französische Krieg zum Ausbruch kam, als ich zum erstenmal, wenn auch nur ganz flüchtig, den späteren Reichskanzler, den damaligen Grafen Bismarck, zu Gesicht bekam. Auf der Station der Kissinger Verbindungsbahn angelangt, bemerkten wir eine große Ansammlung von Menschen, die außerhalb der Barriere standen und alle auf einen Waggon hinstarrten, den man im Begriff war unserem Zuge anzufügen. Als auch ich jetzt meine Blicke dorthin richtete, erkannte ich die Züge und die Hünengestalt des bekannten preußischen Staatsmannes. Er stand auf der Höhe seiner Mannesjahre und sah im Kreise seiner Familie, seiner Frau und seiner Kinder kernig gesund, frisch und munter aus. Im Stationsgebäude schien man ganz genau zu wissen, wonach er sich sehnte, denn kaum war der Waggon vorgefahren, als Kellner auch schon mit gewaltigen Krügen schäumenden Bieres herbeieilten. Bismarck ergriff sofort zweie und stürzte deren Inhalt in einem Zug hinunter, wie es schien mit großem Behagen. Ein dicker Bauer, der hinter mir stand, konnte seine Bewunderung nach dieser Leistung nicht länger zurückhalten; mit tiefer, schleppender Stimme rollte er mit sich selbst redend die Worte heraus: „A—a—a—ber, er sieht sehr—r—r gut aus!" Auch ich fühlte mich überrascht von diesem guten Aussehen. Die Kissinger Quelle hatte dem großen Mann entschieden gut getan, denn er schaute um sich wie ein kampfbereiter Titan.

Meine persönlichen Beziehungen zu ihm begannen mit dem Jahre 1879, als er als Kanzler des Deutschen Reiches den Gesandten der Vereinigten Staaten Amerikas bei sich empfing. Als ich sein Arbeitszimmer betrat, erhob er sich von seinem Sitz, und ich glaubte, abgesehen von Abraham Lincoln, noch nie eine solche Riesengestalt gesehen zu haben. Mit ihm zu gleicher Zeit erhoben sich zu beiden Seiten zwei große schwarze Hunde, die Reichshunde; als er mir mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand entgegenstreckte, schienen auch sie mich freundlich willkommen zu heißen.

Seine ersten Worte waren, daß ich für die Pflichten, welche ein Gesandtenposten mit sich brächte, ein verhältnismäßig junger Mann wäre, worauf ich ihm mit der abgenutzten Redensart antwortete, die Zeit heile diesen Fehler leider nur zu schnell. Im Anschluß daran bewegte sich unsere Unterhaltung anfänglich in alltäglichen Bahnen, bis sie sich schließlich solchen Angelegenheiten zuwandte, welche die Interessen unserer beider Länder berührten.

Wie noch heute, so schwebten schon damals eine ganze Reihe von Streitfragen zwischen beiden Nationen. Es handelte sich vor allem um solche junge Deutsche, die in militärpflichtigem Alter nach Amerika ausgewandert und lange genug dort geblieben waren, um sich das Staatsbürgerrecht zu sichern, und die dann in ihre Heimat zurückkehrten, um sich nur der Vorrechte beider Länder zu erfreuen, frei von irgendwelchen Verpflichtungen. Diesen Leuten war Bismarck gar nicht freundlich gesinnt. Das zeigte er mir sowohl damals als auch in einer viel späteren Zeit; nur wurden damals seine strengen Anschauungen gemildert durch den Staatssekretär von Bülow, den Vater des jetzigen Reichskanzlers, einen der einsichtigsten Menschen, die ich je gekannt habe. Die abfällige Meinung, welche Bismarck über jene Ausreißer hegte, hinderte ihn jedoch nicht an großen Sympathien für die in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen, die gute Amerikaner geworden waren, ihrem Vaterland aber trotzdem ein warmes Interesse bewahrt hatten. Er äußerte sich in der liebenswürdigsten Weise über diese Leute, die, wie er sagte, das Bindeglied zwischen beiden Nationen bildeten. Vor allem, meinte er, wären die Deutschen in den Vereinigten Staaten viel lenksamer als ihre Brüder in der Heimat. Revolutionäre Anschauungen würden drüben gemildert, Radikale würden konservativ. Das Wort „Einigkeit" (Union) übe einen großen Reiz auf sie aus und hätte in zweifacher Weise seinen wohltätigen Einfluß bewiesen: die Vereinigten Staaten Amerikas hätten den Deutsch-Amerikanern das einige Deutschland schätzen gelehrt; andererseits lasse sie die so lange schmerzlich empfundene Uneinigkeit in Deutschland jede Uneinigkeit in ihrer neuen Heimat als verwerflich ansehen.

Die Unterhaltung ging nun auf allgemeine Dinge über, und nach einem zweiten freundschaftlichen Händedruck und so manchen liebenswürdigen Versicherungen nahm ich Abschied. Einige Tage darauf erhielt ich eine Einladung zum Mittagessen, worüber ich um so mehr erfreut war, weil es kein offizielles, sondern ein Familiendiner war, zu dem nur einige intime Freunde aus dem Ministerium und dem Reichstage geladen waren. Auf der Einladungskarte stand ausdrücklich,

der Frack wäre nicht erwünscht, und als ich in Begleitung des Herrn von Schlözer, des damaligen deutschen Gesandten in Washington, mich in das Palais begeben hatte, erblickte ich sämtliche Herren im schlichten Gesellschaftsanzug. Die Tafelrunde machte einen patriarchalischen Eindruck. An der Spitze der Tafel saß der Fürst, durch einen Platz von ihm getrennt, seine Gemahlin; mir aber wurde der Sitz zwischen ihnen angewiesen, so daß ich das Glück genoß, mit beiden sprechen zu können. Die nächsten Plätze nahmen verschiedene andere Gäste ein, dann folgte eine lange Reihe von Familienmitgliedern, Freunden und Beamten, die unter dem Fürsten arbeiteten und ihm nahe standen.

Die Unterhaltung lag ganz bei Bismarck und nahm sehr bald eine äußerst interessante Wendung. Er fragte mich, ob die Absicht, New York zur ständigen Hauptstadt der Nation zu machen, jemals ernstlich in Erwägung gezogen worden wäre. Ich verneinte das und sagte ihm, sowohl Philadelphia als auch New York wären bei Beginn unserer nationalen Erhebung vorübergehend zur Hauptstadt erwählt gewesen. Aber es sei die Ansicht fest eingewurzelt, eine Residenz dürfe kein Handelsplatz sein, und die beiden Städte seien wieder als Hauptstädte abgesetzt worden. Washington wäre nicht nur der Mittelpunkt unserer Staaten, sondern auch eine kunstsinnige Stadt, die sich wahrscheinlich niemals Handelsinteressen hingeben würde. Zum Schluß zitierte ich noch Jeffersons Worte: „Große Städte sind große Plagen". Der Fürst entgegnete mir, daß unsere Staatsmänner sehr weise gehandelt, die Franzosen aber einen großen Fehler damit begangen hätten, als sie ihre Nationalversammlung von Versailles wieder nach Paris zurückversetzten. Der Bau des menschlichen Körpers weise darauf hin, wie die Anordnungen im politischen Körper getroffen werden müßten; wie das Gehirn in strenger Absonderung und in einer gewissen Entfernung von den Körperteilen gehalten würde, denen die physischen Arbeiten zugewiesen sind, so sollte auch das Gehirn des Volkes sorgfältig behütet und nicht mitten in das Getriebe einer Handels-Hauptstadt verlegt werden. Ich stimmte ihm bei, meinte jedoch, der Hauptfehler des gesetzgebenden Körpers in Frankreich wäre wohl in seiner Zusammensetzung zu suchen. Ich hätte sowohl früher in Paris als auch später in Versailles in den Kammersitzungen die Beobachtung gemacht, daß die Abgeordneten es liebten, mit beißendem Spott übereinander herzufallen und ihren Witz aneinander auszulassen. „Die Amerikaner und die Engländer sind viel zu phlegmatisch, um auf dem Kongreß oder im Parlament nach schlagfertigen Witzen oder spitzfindigen Redensarten zu haschen", fuhr ich fort; „sie gleichen mehr grobkörnigem Kanonenpulver, das sich nur allmählich entzündet, so daß die Explosionen

nicht allzu plötzlich stattfinden, während die Franzosen wie Pirschpulver leicht Feuer fangen, aber bald verpuffen, wenn es auch dabei bisweilen zu entsetzlichen Explosionen kommt." Der Fürst gab mir recht, blieb jedoch dabei, daß der Fluch der französischen Kammersitzungen die Gewalttätigkeiten des Pariser Pöbels wären, insbesondere jenes Pöbels, der sich während der Beratungen auf den Galerien aufhielte. Der gröbste Fehler, den ein beratender Körper begehen könne, wäre der, zu den Galerien zu reden. Der Pöbel dort oben nähme stets zwischen dem Lande und dem gesetzgebenden Körper Stellung und wäre buchstäblich als eine zwischen den Interessen des Landes und der beratenden Versammlung aufgerichtete Scheidewand anzusehen. Diesem Vergleich konnte ich nur von Herzen beistimmen.

Hier muß ich anfügen, daß damals die in den allerletzten Jahren ausgebildete abgeschmackte Einrichtung der französischen Nationalversammlung noch nicht zur vollen Blüte gelangt war. Bei wichtigen Anlässen nämlich sind die beiden Häuser von einer Zuhörermenge von 15—20000 Menschen umringt, auf den Galerien wogt eine dichte Volksmenge, lärmt und schreit, sucht die Abgeordneten aus ihrer Position zu verdrängen, sie zu überschreien und ihnen Ratschläge zu geben. Da müht sich denn die Versammlung unter den größten Schwierigkeiten stundenlang ab, zu beraten und Beschlüsse zu fassen.

Als wir bald darauf zu den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte übergingen, erwähnte ich Jules Simons Werk über das Thierssche Verwaltungssystem. Bismarck sagte darauf, Thiers hätte während der Friedensunterhandlungen in Versailles einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er hielte ihn für einen treuen Patrioten, der ihm damals wie ein Römer unter Byzantinern vorgekommen wäre. Dieses Urteil setzte mich in Erstaunen. Gab es je einen Mann, den man als Bismarcks entgegengesetzten Pol ansehen mußte, so war es sicherlich Thiers. Ich hatte ihn als Historiker erprobt, als Staatsmann beobachtet und auch gesellschaftlich mit ihm verkehrt, aber er erschien mir in allen Lagen und erscheint mir auch heute noch als einer der größten Missetäter an dem eigenen Vaterlande, die Frankreich in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts geboren hat, — und das will viel sagen. Seine Politik bestand darin, jedes Regierungssystem, das er vorfand, in Mißachtung zu bringen, damit seine Trümmer ihm als Piedestal dienten. Bewies er auch eine ganz besondere Geschicklichkeit, wenn er gegen das Elend zu Felde zog, daß er selber angerichtet hatte, so war sein ganzer Lebenslauf trotzdem ein Fluch. Mit seiner „Geschichte der französischen Revolution" hauchte er dem Schlimmsten, was die Legende von der Revolution erzählte, neues Leben ein und verhalf besonders der Zer-

störungswut zu einem neuen Glorienschein; mit seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" und in seiner „Überführung der Leiche Napoleons nach Frankreich" hat er der Legende der Napoleoniden neue Lebenskraft verliehen. Als die Königin von Frankreich im Jahre 1848 gezwungen wurde, die Tuilerien zu verlassen, war sie vollkommen im Recht, wenn sie Thiers den Vorwurf machte, er hätte die konstitutionelle Monarchie von 1830 unterminiert, und niemand war eifriger bemüht, die deutschfeindliche Stimmung, welche schließlich zum deutsch-französischen Kriege führte, zu schüren und zu nähren als er.

Thiers trug mit seinen Schriften, Reden und Intrigen nicht nur dazu bei, daß im Jahre 1830 die Herrschaft der Bourbonen zusammenstürzte und Louis Philipp 1848 die Regierung niederlegen mußte, sondern förderte auch den Zusammenbruch der zweiten Republik im Jahre 1851, und des zweiten Kaiserreichs im Jahre 1870. Wäre er am Leben geblieben, er hätte es mit der jetzigen Republik nicht besser gemacht. Louis Blanc, ein Umstürzler anderer, in Frankreich sehr ververbreiteter und ebenso schlimmer Art, die nur zu zerstören, aber nicht wieder aufzubauen vermag, sagte mir, Thiers Macht stecke in seinem Schöntun mit den gedankenlosen, naiven Torheiten des Mittelstandes; jeder Narr in Frankreich riefe, wenn Thiers geredet hätte: „Mais voilà mon opinion!"

Was einen so tiefen Eindruck auf Bismarck gemacht hatte, war sicherlich nur Thiers Gewandtheit bei den Unterhandlungen, denn die Aufzeichnungen verschiedener Beamten, die inzwischen veröffentlicht wurden, lassen erkennen, daß seine Ansicht über Thiers im übrigen durchaus nicht mit dem oben angeführten Urteil im Einklang steht.

Im Laufe der Mahlzeit kamen wir auch auf das Kapitel Reisen zu sprechen. Nachdem der Fürst uns einige seiner Erlebnisse auf verschiedenen Kreuz- und Querfahrten durch Europa geschildert hatte, empfahl ich ihm Amerika als ein für ihn noch neues Forschungsgebiet. Scherzweise spielte ich auf die Stadt, die seinen Namen führt, an, riet ihm, seine Familie mitzunehmen und, nach Besichtigung der größten Sehenswürdigkeiten in den Vereinigten Staaten, auf dieser Weltumsegelung auch den Samoanischen Inseln einen Besuch abzustatten, über welche ich ihn erst vor kurzem im Reichstage sprechen gehört hatte. Nach einigen humoristischen Ergänzungen dieses Planes sagte Bismarck, er hätte in jungen Jahren eine wahre Leidenschaft für das Reisen gehabt. Nach seines Vaters Tode wäre er jedoch gezwungen gewesen, seine Zeit vollständig der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Späterhin hätten seine politischen Verbindlichkeiten ihn daran verhindert, umherzureisen, und jetzt wäre seine Wanderlust eingeschlummert

und an ihre Stelle das Verlangen getreten, behaglich im Kreise seiner Familie auszuruhen.

Der Fürst sprach das Englische so korrekt, daß ich mich bewogen fühlte, ihn zu fragen, wie lange er sich in England aufgehalten hätte, worauf er mir antwortete: „Nur sehr kurze Zeit, — im ganzen etwa zwei oder drei Tage." Er war zu zwei verschiedenen Malen ganz flüchtig drüben gewesen; das erstemal vor vielen Jahren — ich glaube, er sagte im Jahre 1842 — das zweitemal während der Weltausstellung im Jahre 1862. Englands landschaftliche Reize hatten ihn sehr begeistert, und er meinte, er würde, hätte das Schicksal es gewollt, sich als englischer Gutsbesitzer sehr glücklich gefühlt haben. Darauf erwähnte er etliche Engländer. Lord Dufferin, der tags zuvor bei ihm gespeist hatte, nannte er den mäßigsten Menschen, den er kenne, weil er nur Wasser mit einem kleinen Zusatz von Wein tränke. Ich sprach von der auffallenden Verschönerung, welche England im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre erfahren habe, eine Verschönerung, die zu beobachten ich mehrfach Gelegenheit gehabt hatte. Als ich äußerte, England gliche von Jahr zu Jahr immer mehr einem Garten, meinte der Fürst, eine derartige Umwandlung würde keinem verständigen Engländer gefallen, da ein Volk mit den Erzeugnissen eines Gartens ernähren, eine Armee mit Pflaumenkuchen satt machen hieße.

Im Anschluß daran verweilte Bismarck des längeren bei der Tatsache, daß England um seines täglichen Brotes willen immer mehr in Abhängigkeit von anderen Ländern, insbesondere von den Vereinigten Staaten geraten sei, worauf die Unterhaltung sich der Landwirtschaft zuwandte. Der Fürst erzählte uns mit überraschender Offenheit, sein Vater hätte sehnlichst gewünscht, er solle Geistlicher werden, um einer Pfründe willen; sie habe, wenn ich mich recht erinnere, 1500 Taler betragen, die der Familie erhalten bleiben sollte. Diese Bemerkung gab nun Anlaß zu einer sehr drolligen Unterhaltung zwischen ihm und der Fürstin, in der diese sich auszumalen versuchte, wie das Leben ihres Gatten sich unter solchen Verhältnissen gestaltet hätte. Der Fürst sagte darauf lachend: „Du meinst gewiß, als Prediger wäre ich ein besserer Mensch geworden?" Seine Gattin entgegnete, daß es sehr unhöflich wäre, wollte sie etwas Derartiges behaupten. „Ich glaube nur, du wärest viel glücklicher geworden", fügte sie dann noch hinzu.

Bismarck äußerte sich auch in sehr liebenswürdiger Weise über meine beiden Vorgänger, Bayard Taylor und Bancroft, aber ganz besonders freundlich gedachten sowohl er als auch die Fürstin ihrer Beziehungen zu Motley. Der Fürst erzählte von ihrem gemeinsamen

Aufenthalt in Göttingen und in Berlin und von den Besuchen, die Motley später nach Berlin geführt hatten, wo er dann jedesmal sein Gast gewesen wär. Die Fürstin sagte, besonders ein Thema hätte einen herrlichen Anlaß gegeben, Motley zu necken, seine Novelle „Merrymount", die unterdrückt worden war. Motley hätte sich bei diesen Neckereien sehr schlagfertig gezeigt, bei Gelegenheit seines letzten Besuches aber, als man ihn zu arg in die Enge trieb, erklärt, die ganze Geschichte wäre eine Mythe, er hätte diese Novelle niemals geschrieben.

Nach Schluß der Tafel wurde die ganze Gesellschaft auf die Terrasse hinter dem Hause genötigt, von wo aus man einen Blick auf den Park hatte, in dem der Fürst seine bekannten nächtlichen Spaziergänge ausführte. Man servierte Kaffee und Zigarren; Bismarck wurde eine Pfeife gebracht, an deren langem hölzernen Stiel sich ein dicker Porzellankopf befand. Es war ein massives Ding. Der Fürst sagte, sich quasi entschuldigend, daß, wenn andere Leute auch Zigarren und Zigaretten rauchten, er der Pfeife treu geblieben sei, trotzdem, wie man ihm erzählt hätte, auf der Weltausstellung in Philadelphia eine große deutsche Tabakspfeife mitten unter Tomahawks, Skalpiermessern und anderen barbarischen Reliquien aufgehängt gewesen sei. Von Zeit zu Zeit stopfte der Diener die Pfeife von neuem, während Bismarck, ohne sich stören zu lassen, in der Unterhaltung über die verschiedenartigsten Angelegenheiten fortfuhr. Wir sprachen zuerst über amerikanische und deutsche Interessen, dann über südamerikanische Verhältnisse und schließlich über die Streitigkeiten zwischen Chile und den anderen Staaten. Von den Chilenen sprach Bismarck mit großer Hochachtung und meinte, daß sie wahrhaft schätzenswerte Eigenschaften an den Tag legten.

Über den Schiffbau, wenigstens über die Hauptpunkte, besaß der Kanzler, soweit ich bemerken konnte, eingehende Kenntnisse. Die Überlegenheit der russischen Schiffe schob er dem Umstande zu, daß das dortige Holz sich besser eigne, als irgendein anderes. Die amerikanischen Schiffe, meinte er, wären aus minderwertigem Holz erbaut und ihr Ansehen hätte infolgedessen gelitten.

Unter den Gästen befand sich auch Lothar Bucher, den Bismarck in Zeiten, die nun vergangen sind, gehängt hätte, wenn er sich seiner hätte habhaft machen können, der aber jetzt Bismarcks zweite Hand war. Als wir miteinander das Haus verließen, sagte Bucher: „Nun, was halten Sie von ihm?" Ich antwortete: „Er scheint mir noch um ein Bedeutendes größer, als ich es erwartete." „Ja", sagte Bucher, „und ich bin einer von denen, die lange und schwer leiden mußten, um ihn überhaupt möglich zu machen." „Der Erfolg ist aber der Mühe wert,

nicht so?" entgegnete ich. „Der Erfolg überragt die Mühe um ein Unendliches", war seine Antwort.

Mein nächster Besuch bei Bismarck hatte einen ganz eigenartigen Grund. Eines Tages erschien auf der Gesandtschaft ein gewisser William D. Kelly aus Pennsylvanien, dem es um eine Unterredung mit Bismarck über den Zolltarif und über Doppelwährung zu tun war, Fragen, die damals ganz aktuell waren. Ich antwortete Herrn Kelly, es wäre viel leichter eine Unterredung mit dem Kaiser zu vermitteln, als mit dem Kanzler, daß ich aber mein Möglichstes tun wollte. Ich schrieb dem Fürsten einige Zeilen, orientierte ihn über Kellys Person und sagte ihm, er wäre Senior im Dienste des Unterhauses und dessen Vertreter in bezug auf das Schutzzollsystem und die Goldwährung. Ich schrieb ihm ferner, daß Kelly den dringenden Wunsch hege, mit Autoritäten in Deutschland über diese Fragen zu verhandeln, und daß der Fürst bei seinem regen Interesse daran eine kurze Unterredung vielleicht nicht zurückweisen würde. Darauf erhielt ich die sehr freundliche und zustimmende Antwort: „Bringen Sie mir Herrn Kelly auf jeden Fall, — und zwar um 4 Uhr." Wir stellten uns pünktlich ein, wurden augenblicklich vorgelassen und sehr freundlich empfangen. Als wir Platz genommen hatten, sagte der Fürst: „Es ist mir ungemein peinlich, aber der neugewählte preußische Ministerrat will in zwanzig Minuten hier eine Sitzung abhalten, und ich habe das Präsidium." Der Sinn dieser Worte war einleuchtend, darum steuerten wir sofort auf unser Ziel los, wobei ich nur Ohr war, um desto mehr in mich aufnehmen zu können. Schon nach wenigen Minuten waren die beiden in den Zolltarif vertieft und kamen bei gleichen Grundgedanken trefflich miteinander aus. Gleich darauf kam die Goldwährung an die Reihe, und auch über diese Frage waren sie einer Meinung. Bemerkenswert waren die Vorwürfe, zu welchen der Kanzler sich denen gegenüber berechtigt glaubte, die seine Ansicht nicht teilten. Er schien davon überzeugt, daß alle auf Ehre haltenden Mitglieder des Reichstages ihm als dem Oberhaupt der politischen Gewalt des Reiches in allen Dingen untertan sein müßten. Die Fragen waren schon von den verschiedensten Standpunkten aus beleuchtet worden und im Nebenraume hörte ich die Stimmen der sich versammelnden Herren vom Ministerium; darum erhob ich mich, um mich zu verabschieden. Der Fürst aber, dem sowohl an der Darlegung seiner eigenen Anschauungen, als auch an denen Kellys sehr zu liegen schien, wehrte es mir und sagte: „Nein, nein, die können warten." Die neuen Minister warteten infolgedessen, und die Beweisführung über Zolltarif und Währung nahm einen immer lebhafteren Verlauf. Nachdem wiederum 15 oder 20 Minuten ver-

strichen waren, erhob ich mich von neuem, aber Bismarck sagte: „Wir haben durchaus keine Eile! Kommen Sie, wir wollen einen Spaziergang machen."

Wir erhoben uns und gingen in den Garten. Während der Fürst seine Militärmütze herunterlangte, betrachtete ich zwei große Photographien, die mit Unterschriften versehen an der Wand hingen: die eine von Beaconsfield, die andere von dem Könige Viktor Emanuel. Unter dem Porträt des Königs las ich die Worte: „Al mio caro cugino Bismarck. Vittorio Emanuele." Der Fürst folgte meinen Blicken und sagte: „Er redet mich Vetter an, weil er mir seinen Annunziataorden verliehen hat." Diese Bemerkung überraschte mich. Ich konnte es nicht fassen. Sollte dieser größte Mann Europas darauf Gewicht legen, daß er das Bändchen des Annunziataordens in das Knopfloch stecken konnte, und daß irgend ein König „Vetter" zu ihm sagte oder nicht? Es schien mir, als wäre er aus höheren Gefilden in die Ebene herabgestiegen; als wir aber in das Freie hinaustraten und in den Laubgängen des Parkes auf und ab wandelten, schwang er sich wieder zu seiner geistigen Höhe empor. Nachdem die Ursachen der Entwertung des Silbers in Deutschland bis in die kleinsten Einzelheiten erörtert waren, sagte Kelly plötzlich: „Wenn es aber Ihre Absicht war, beide Metalle im Umlauf zu halten, Durchlaucht, warum ließen Sie es zu, daß das Silber entwertet wurde?" „Sehen Sie", entgegnete Bismarck, „ich hatte damals den Kopf sehr voll, und weil alle Welt mir sagte, Camphausen und Delbrück wären Finanzgenies und mit diesen Fragen ganz vertraut, überließ ich ihnen die Sache. Leider machte ich nur zu bald die Erfahrung, daß sie, wie der Bauer sagt, nur heißes Wasser in ihren Kochtöpfen hatten." Nun begann er uns die Fehler aufzudecken, welche diese und andere Herren begangen hatten, ehe er ihrer Politik Halt gebieten konnte. Die Seitenhiebe, welche Bismarck bei dieser Gelegenheit etlichen Personen versetzte, deren Ideen ihm nicht paßten, waren meist voller Humor, bisweilen aber auch sehr sarkastisch. Nachdem wir so einige zwanzig Minuten im Garten auf und ab gegangen waren, während ich unausgesetzt der Herren gedenken mußte, die ihres Vorsitzenden harrten, bestand ich ernstlich darauf, daß wir gingen, worauf der Fürst uns bis an das Tor geleitete und sich dort von uns verabschiedete.

Auf dem Heimwege sagte ich zu Kelly, der, wie ich wußte, des öfteren für Zeitungen schrieb: „Natürlich werden Sie, was Sie auch nach Amerika berichten mögen, sich sehr vorsehen müssen, keine Namen zu nennen." „Das wird mir selbstverständlich niemals einfallen", entgegnete er. In seinem Eifer, dem Schutzzollsystem und der Doppel-

währung dienstbar zu sein, vergaß er leider diese Vorsätze nur zu bald. Vierzehn Tage darauf kam ein Kabelbericht über diese Unterredung, in dem alle Äußerungen Bismarcks über seine Mitarbeiter mit deren Namen auf das genaueste wiedergegeben waren. Natürlich äußerte ein großer Teil der deutschen Presse Entrüstung darüber, daß der Kanzler zu einem Fremden in solcher Weise über hochangesehene deutsche Männer sprechen könnte, die er als seine Mitarbeiter hätte in Schutz nehmen müssen und die dem Vaterlande große Dienste leisteten. Die Kellyaffäre wurde in jenen Tagen überall besprochen und machte sehr böses Blut. Kaum war ich wieder zur Ruhe gekommen, als ich vom Staatsministerium in Washington benachrichtigt wurde, man beabsichtige einen hervorragenden amerikanischen Finanzmann nach Berlin hinüberzusenden; gleichzeitig wurde ich beauftragt, diesem zu einer Audienz bei dem Reichskanzler zu verhelfen, zwecks einiger Abreden in bezug auf die Doppelwährung. Ich muß bekennen, daß mir in Anbetracht der Kellyaffäre vor dieser Aufgabe schauderte. Zum Glück befand sich Bismarck damals gerade in Kissingen, wo er geschäftliche Angelegenheiten strengstens von sich abhielt. Nachdem er zurückgekehrt war, übersandte ich ihm ein Schreiben mit der Bitte, diesem Spezialvertreter Amerikas eine Audienz zu gewähren. Darauf erhielt ich ein sehr liebenswürdiges Gegenschreiben, in welchem der Kanzler sein Bedauern darüber ausdrückte, durch rückständige Geschäfte so in Anspruch genommen zu sein, daß er die Bitte ausspräche, ihn gütigst zu entschuldigen; der Finanzminister und etliche andere Herren vom Ministerium hätten jedoch den Auftrag erhalten, den amerikanischen Vertreter zu empfangen und alle Einzelheiten eingehend mit ihm durchzunehmen. Das wäre ja nun ganz schön und gut gewesen; wie blieb es aber mit meinem Auftrag? Ich fühlte mich verpflichtet, noch einmal zu schreiben und meine Bitte etwas eindringlicher zu wiederholen. Hierauf erfolgte eine Antwort, durch welche die ganze Sache erledigt wurde: Der Kanzler bedauere mit Arbeiten überbürdet zu sein, und den Herrn nicht empfangen zu können; er würde sich jederzeit freuen, den amerikanischen Gesandten bei sich zu sehen, müßte es jedoch im Augenblick ablehnen, irgend einer nicht beglaubigten Persönlichkeit eine Audienz zu bewilligen.

Darauf war natürlich nichts weiter zu sagen, und der Amerikaner war darauf angewiesen, sich mit dem zu begnügen, was er in den Unterredungen mit verschiedenen Ministern in Erfahrung bringen konnte.

Herr Kelly behauptete späterhin als Entschuldigung, es wäre in seiner Korrespondenz ganz besonders darauf angekommen, der ganzen Welt kund zu tun, in welcher Weise der große Kanzler sich über eine so

gewichtige Angelegenheit geäußert hätte. Wie der Ausgang bewies, hatte Kellys Übereifer seinen Zwecken nur geschadet; denn es ist keine Frage, daß, wäre die Unterredung zwischen dem Kanzler und dem amerikanischen Finanzvertreter zustande gekommen, Deutschland den Versuch gemacht hätte, eine ständige Doppelwährung einzuführen.

Alljährlich, während meines Aufenthaltes in Berlin, lud Bismarck am Geburtstage des Kaisers das diplomatische Korps zu sich zu Tisch. Die Tafel war damals, wie auch jetzt noch, in dem großen Saal des Reichskanzlerpalais gedeckt, — demselben Saal, in welchem der Kongreß nach dem russisch-türkischen Kriege tagte. Die Festlichkeit gipfelte darin, daß der Kanzler sich gegen Ende des Diners von seinem Sitz erhob und nach einer kurzen französisch gesprochenen Rede die Gesundheit aller Häupter jener Staaten ausbrachte, die an der Tafel vertreten waren. Hierauf folgte das Wohl auf den Kaiser, ausgebracht von dem Senior des diplomatischen Korps, und gleich darauf kam die Pause, während welcher Kaffee und Zigarren serviert wurden. Sehr überraschend war es, daß, als Bismarck sich erhob, um zu reden, die Köpfe beider dänischer Doggen zu seinen beiden Seiten auf dem Tisch erschienen; ihre Mienen waren aber so ernst und feierlich, daß sie der Würde des Augenblicks tatsächlich keinen Abbruch taten. Im Rauchsalon pflegten die Gäste sich in Gruppen zusammenzufinden, und jeder bemühte sich, möglichst in der Nähe unseres Gastgebers einen Platz zu erhalten. Bei einer dieser Gelegenheiten bat der Fürst mich, den Versammelten Aufschluß über den großen Erfolg zu geben, den Karl Schurz in Amerika erzielt hatte. Ich erklärte ihnen darauf, daß vor der Wahlkampagne, in der Schurz eine so große Rolle spielte und aus welcher Lincoln als Präsident hervorging, über die Sklaverei stets entweder vom konstitutionellen oder vom philantropischen Gesichtspunkte aus verhandelt wurde: die Redner suchten entweder zu beweisen, daß die Sklaverei nicht im Einklange mit den Grundsätzen unseres Staates stände, oder daß sie ein Verstoß gegen die Humanität wäre. Schurz hingegen hätte diese Frage von einem neuen, philosophischen Standpunkte aus behandelt. Er hätte nicht nur bewiesen, daß die Sklaverei den amerikanischen Freiheitsideen feindlich gegenüberstehe und ein großes Unrecht wäre, dessen man sich den Sklaven gegenüber schuldig mache, sondern auch dargelegt, welcher Schimpf mit ihrer Billigung dem Lande im allgemeinen und den Sklavenstaaten im besonderen zugefügt würde. Ich fügte noch hinzu, daß Schurz stets alle öffentlichen Angelegenheiten philosophisch behandelt hätte, sehr redegewandt und allezeit aufrichtig sei. Bismarck hatte mir aufmerksam zugehört und sagte dann: „Als Deutscher bin ich stolz auf Karl Schurz.“ Das war ein bedeutsames

Zugeständnis, denn Bismarck hätte Schurz 1848 oder 1849, wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, aufknüpfen lassen.

Die Ansichten, welche der Kanzler bei solchen Gelegenheiten zum besten gab, waren meist humoristischer Art. Besonders schien es ihm Vergnügen zu bereiten, Erinnerungen an solche Männer in seinem Gedächtnis aufzufrischen, die sich im öffentlichen Leben Europas hervorgetan hatten. Es wäre kaum möglich gewesen, liebenswürdiger und leutseliger zu sein; daß der Fürst aber auch einen anderen Ton anschlagen konnte, hatte einer meiner Kollegen, kurze Zeit nach meiner Ankunft in Berlin, zu erfahren Gelegenheit gehabt. Dieser Kollege war Herr von Rudhardt, der diplomatische und parlamentarische Vertreter Bayerns. Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl als eines hochgewachsenen, temperamentvollen Mannes; seine Frau war eine große Schönheit und sehr liebenswürdig. Eines Tages also hielt dieser Herr im Reichstage eine Rede oder gab ein Votum ab, das Bismarcks Mißfallen erregte, und begab sich gleich darauf in das Palais des Reichskanzlers zu einem der sogenannten parlamentarischen Frühschoppen. Als der Minister, seine Frau am Arme, auf den Fürsten zutrat, überschüttete dieser ihn mit den heftigsten Vorwürfen, rügte sein Betragen mit den schärfsten Ausdrücken und drohte, seinem königlichen Herrn darüber Bericht zu erstatten. Der Diplomat verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen, fuhr sofort nach Hause und kam bei seiner Regierung um seine Entlassung ein. Alle Bemühungen Kaiser Wilhelms, ihn zu besänftigen, waren vergeblich, und bald darauf wurde er als Gesandter nach Petersburg versetzt. Der Auftritt in Berlin schien ihn jedoch in verhängnisvoller Weise beeinflußt zu haben; er verlor sehr bald darauf seinen Verstand und mußte, nach dem was ich zuletzt über ihn erfahren habe, in eine Irrenanstalt gebracht werden.

Ein anderes Mal hatte ich zu beobachten Gelegenheit, wie der Kanzler, der im Verkehr mit Leuten, die ihm sympathisch waren, so liebenswürdig war, gegen solche auftreten konnte, die seine Pfade kreuzten.

Auf einer Soiree bei dem Herzog von Ratibor, dem Präsidenten des Herrenhauses, fragte dieser mich: „Ich bemerkte Sie heute in der Diplomatenloge. Unsere Verhandlung muß Sie sehr gelangweilt haben?" Ich antwortete ihm, sie hätte mich ungemein interessiert, worauf er mir ins Ohr flüsterte: „Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit dorthin, da sollen Sie etwas wirklich Interessantes zu hören bekommen." Natürlich war ich zu der bestimmten Stunde auf meinem Platze, sehr gespannt, um welche interessante Angelegenheit es sich handeln würde. Schon glaubte ich, der Herzog hätte sich geirrt, da alles seinen gewöhnlichen

Gang ging, als plötzlich von einem der tonangebenden preußischen Minister ein Gesetzentwurf eingereicht wurde. Der Minister gehörte einer der angesehensten Familien Deutschlands an, war einer der charmantesten Männer und stand in hoher Gunst bei dem Kaiser und dem Kronprinzen, nachmaligem Kaiser Friedrich. Der Entwurf wollte eine unbedeutende Erweiterung des Wahlrechts in bezug auf die Wahl gewisser höheren Beamten. Auf die Frage, die aus dem Hause laut wurde, ob Fürst Bismarck den Entwurf billige, antwortete der beantragende Minister bejahend. Der Fürst wäre freilich durch Krankheit verhindert gewesen, an den beratenden Sitzungen teilzunehmen, hätte aber wiederholt gezeigt, daß er nicht entgegenstehe, so daß an seiner Zustimmung kein Zweifel sei. Jetzt erhob sich einer der anderen Herren und verwahrte sich ganz energisch gegen diese Auffassung. Er erklärte sich im Besitz direkt entgegengesetzter Informationen und verlas ein von dem Fürsten selbst herrührendes Schreiben, aus dem hervorging, dieser wolle nicht nur nichts mit dem Gesetzentwurf zu schaffen haben, sondern mißbillige ihn durchaus. Auf die Minister, die Bismarcks Schweigen für eine Zustimmung gehalten hatten, wirkten diese Worte wie ein Donnerschlag. Die den Entwurf befürwortet hatten, erkannten sofort, daß sie in eine Schlinge gegangen waren. Wie ganz allgemein angenommen wurde, war die Krankheit des Fürsten nur eine Kriegslist und der so plötzlich erhobene Einspruch darauf berechnet, die dadurch kompromittierten Minister unmöglich zu machen. Vor allen Dingen jedoch hatte Bismarck verhindern wollen, daß der den Entwurf beantragende Minister durch dessen Annahme eine gewisse Popularität erreiche. Dieser reichte sofort seine Entlassung ein und wurde durch einen andern ersetzt, von dem der Kanzler annahm, er würde sich seinen Ideen nicht entgegenstellen.

Der große Staatsmann ließ leider nicht selten den Schwächen seines Charakters freien Lauf. Aus einer Reihe solcher Fälle mag nur angeführt werden, welche Behandlung Bismarck dem Reichstagsabgeordneten Eduard Lasker angedeihen ließ, der, wenn auch Israelit, doch nicht eine der typischen Charaktereigenschaften seiner Rasse besaß. Eine lange Reihe von Jahren hatte Lasker dem Staate wichtige Dienste geleistet. Aus Reichtum und Macht schien er sich nichts zu machen, lebte sehr schlicht und widmete sich nur solchen öffentlichen Angelegenheiten, die seiner Meinung nach gemeinnützige waren. An dem Krach, welcher dem deutsch-französischen Kriege folgte, waren eine Menge Kapitalisten, Bankiers und Gründer beteiligt, auch solche, die seiner Rasse angehörten, aber er machte darin keinen Unterschied. In seiner bekannten Rede, in welcher er mit so scharfen Worten die Ungeheuerlichkeiten und die

Verworfenheit dieser Periode geißelte, schonte er weder Juden, Heiden, noch Christen und erwarb sich das große Verdienst, sein Vaterland von diesem Lug und Trug zu befreien. Auch in vielen anderen Fragen hat er sich um das deutsche Volk verdient gemacht und Bismarck wichtige Dienste geleistet. Als Lasker jedoch gegen Ende seiner staatlichen Laufbahn die Politik des Reichskanzlers hin und wieder durchkreuzte, schien er es mit diesem vollständig verdorben zu haben.

Die Eröffnung der Northern-Pacific-Bahn bot Lasker Gelegenheit, als einer der geladenen Gäste nach Amerika hinüberzufahren. Leider erkrankte er dort und starb ganz plötzlich in New York auf der Straße, während eines Spazierganges. Man veranstaltete eine prächtige Leichenfeier. Karl Schurz und mir wurde die Aufgabe, in der Synagoge, die in der fünften Avenue gelegen ist, Ansprachen zu halten; wir waren gern dazu bereit, weil wir uns sagten, daß dieser verdienstvolle Mann einer solchen Ehrenbezeugung durchaus würdig war.

Auf der nächsten Session des Kongresses wurde beschlossen, der deutschen Regierung eine Beileidskundgebung anläßlich des Verlustes eines so hervorragenden Dieners des Staates zukommen zu lassen. Der Beschluß wurde einstimmig angenommen, in dem guten Glauben, man würde ihn in Deutschland als einen Freundschaftsbeweis aufnehmen. Aber es kam anders. Bismarck behandelte diese Beileidsbezeugung mit der größten Nichtachtung und schickte sie, ohne sie der Regierung übermittelt zu haben, wieder zurück. Damit schien er der amerikanischen Nation verstehen zu geben, daß sie sich in Angelegenheiten gemischt hätte, die sie nichts angingen. Für einige Zeit rief das in Amerika bittere Gefühle hervor; glücklicherweise wurde die Angelegenheit aber bald wieder beigelegt.

Zu den auffallenden Erscheinungen in Bismarcks Charakter gehörte auch seine Abneigung gegen alle Feierlichkeiten. Außer bei dem ersten großen Empfang zu Ehren der goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelms I. und der Galavorstellung im Opernhause einige Tage darauf, war er bei keiner einzigen Hoffestlichkeit zugegen. Seine Abwesenheit wurde stets damit entschuldigt, daß sein enormes Körpergewicht und seine vorgeschrittenen Jahre es ihm nicht gestatteten, so lange stehenden Fußes zu verweilen, wie das bei solchen Gelegenheiten von den Anwesenden verlangt wird. Auch bei den Festlichkeiten, die zu Ehren des jetzigen Kaisers stattfanden, des Sohnes des damaligen deutschen Kronprinzen, erinnere ich mich nicht den Fürsten bemerkt zu haben. Der Gedanke an den „Fackeltanz" mag freilich auch viel dazu beigetragen haben, ihn zu dieser Zurückhaltung zu veranlassen. Bei dieser Zeremonie haben die Minister des Königreichs Preußen im Weißen

Saal des Königlichen Schlosses in vollem Hofstaate, mit flammenden Fackeln und bei den Klängen einer feierlichen Musik, der Braut oder dem Bräutigam gemessenen Schrittes bei einem Reigen voranzuschreiten. Zuerst tritt die Braut an den Fuß des Thrones hinan und wird dort von dem Kaiser begrüßt; er macht einen Rundgang mit ihr, und kehrt zu seinem Sitz zurück. Nun folgt der Bräutigam, schreitet mit der Kaiserin den Saal ab und führt sie zum Thron zurück. Die Braut wendet sich jetzt dem im Range höchsten Fürsten zu, bei der Gelegenheit, welcher ich beiwohnte, dem Prinzen von Wales, jetzigem König Eduard VII., der Bräutigam aber der nächsten Fürstin und sofort, bis alle Vertreter der verschiedenen Herrscher Europas an dieser seltsamen Zeremonie teilgenommen haben. In dieser Weise müssen alle Minister, von denen etliche schon an achtzig Jahre alt sind, etwa sechzigmal diese Runde machen und es ist leicht begreiflich, daß Bismarck es vorzog, sich dieser Kraftanstrengung zu entziehen.

Von Zeit zu Zeit wurde Berlin oder auch das ganze Reich durch die Nachricht in Aufregung versetzt, der Kanzler wäre krank oder mißgestimmt und bestände darauf, sein Amt niederzulegen. In solchen Fällen begab sich der alte Kaiser gewöhnlich persönlich in das Palais in der Wilhelmstraße, nötigte in seiner gütigen, herzlichen Art den großen Staatsmann das Bett zu verlassen, stellte seine gute Laune wieder her und veranlaßte ihn, auf seinem Posten zu verharren. Als ich eines Tages, gleich nach einem derartigen Vorfall, zufällig Rudolph Gneist begegnete, der eine Zeitlang in sehr nahen Beziehungen zu Bismarck stand, erkundigte ich mich bei diesem, was die eigentliche Ursache dieser Verstimmung wäre. „Ach", antwortete mir Gneist, „er hat wieder einmal zu viel Kiebitzeier gegessen." Diese Antwort stand damit in Verbindung, daß Verehrer des Reichskanzlers in Jever an der Nordsee ihm jedes Jahr zu seinem Geburtstag einen großen Korb Kiebitzeier zu übersenden pflegten, die der Kanzler leidenschaftlich gern aß. Diese Delikatesse soll freilich nicht leicht verdaulich sein.

Gneist erzählte mir bei dieser Gelegenheit noch eine andere Geschichte, die sich auf Bismarcks Liebhabereien dieser Art bezieht. Gneist hatte sich um Amerika verdient gemacht: Als erster Professor für römisches Recht an der Universität hatte er eine Abordnung amerikanischer Studenten mit einer Ansprache in Berlin willkommen geheißen; als Mitglied des Reichstages, des preußischen Abgeordnetenhauses und als Stadtverordneter von Berlin hatte er reisenden Amerikanern viel Entgegenkommen bewiesen, und als Vertreter des Kaisers bei dem Schiedsgericht über die Grenzregulierung zwischen den Vereinigten Staaten und England, hatte er als gerechter Richter zu unseren Gunsten

entschieden. Zum Dank hatte die amerikanische Kolonie Gneist an einem unserer „Thanksgiving dinners" als Ehrengast eingeladen. Neben seinem Teller stand eine Flasche „Domdechanei", ein schwerer Wein, an dem man sich leicht berauschen kann. Gleich nachdem wir uns zu Tisch gesetzt hatten, sagte Gneist zu mir mit einem bedeutsamen Lächeln: „Das ist eine Flasche von demselben Wein, den ich Bismarck geschickt habe, der ihm aber nicht sonderlich bekommen ist." „Inwiefern?" fragte ich. „Ich traf den Fürsten eines Tages und erkundigte mich nach seiner Gesundheit", fuhr Gneist fort. „Ich fühle mich ganz miserabel", habe Bismarck erwidert, „ich kann weder essen, noch schlafen." „Ich werde Ihnen etwas schicken, was dem abhelfen wird", meinte Gneist, „ich habe gerade eine Sendung ‚Domdechanei' erhalten und bitte, Ihnen ein Dutzend Flaschen widmen zu dürfen. Bei Tisch täglich ein paar Gläschen ersetzen die besten Stärkungsmittel und werden Ihnen sicherlich gut tun." Einige Zeit darauf traf Gneist den Fürsten abermals und fragte, wie ihm der Wein bekommen wäre. „Gar nicht", entgegnete Bismarck, „mir ist danach schlechter, denn je." „Wieviel haben Sie davon getrunken?" fragte ihn Gneist. „Genau so viel, wie Sie mir geraten haben, einige Flaschen täglich zum Diner", antwortete der Fürst.

Bismarcks unausgesetzter Kampf mit körperlichen Beschwerden war wirklich tief ergreifend. Eines Tages fragte er mich, wie ich es anstelle, in Berlin Schlaf zu finden. Auf meine Erklärung entgegnete er: „Nachts, wenn es ganz still in Berlin ist, kann ich niemals schlafen; aber sobald das lärmende Leben erwacht, so um 4 Uhr morgens, schlummere ich ein und das muß dann für den ganzen Tag ausreichen."

Nur zu oft zeigte es sich, daß nicht nur der Kaiser und die deutschen Behörden unter Bismarcks Gesundheitszustand zu leiden hatten, sondern daß auch das diplomatische Korps, ich selbst mit einbegriffen, damit rechnen mußte.

Der Fürst war Amerikanern, vor allen den diplomatischen Vertretern Amerikas gegenüber von ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Er machte darin nur einmal eine Ausnahme, und die galt meinem Nachfolger, freilich um einer Ursache willen, die keinem von beiden zur Last gelegt werden kann. Daß die Amerikaner im allgemeinen Bismarck sympathisch waren, hat er in reichem Maße bewiesen; davon können Abeken, Sydney Whitman und Moritz Busch Zeugnis ablegen. Busch übermittelt uns, daß der Kanzler den General Sheridan und noch so manche andere amerikanische Militärpersonen sehr gern in dem Hauptquartier zu Versailles gesehen habe, während einige dort unnötig verweilende deutsche Fürsten ihm ein Dorn im Auge gewesen seien.

Nur gab es, wie ich schon vorhin angeführt habe, etwas, das dem Fürsten viel Ärger bereitete, das „Sichdrücken vom Dienst", wie er es zu nennen beliebte, einzelner Deutsch-Amerikaner. Eines Tages erhielt ich ein Schreiben von einem jungen Mann, der seinen Fall in folgender Weise schilderte: Er hätte seinen Geburtsort in Elsaß-Lothringen kurz vor dem Erreichen des militärpflichtigen Alters verlassen, um nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Dort wäre er geblieben, wenn auch nicht lange genug, um die englische Sprache zu erlernen, jedenfalls so lange, bis er naturalisiert werden konnte, und dann wäre er sofort wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Hier wäre er sofort verhaftet worden und schriebe mir nun aus dem Gefängnisse, um mir seine Hochachtung vor der amerikanischen Flagge, seinen Stolz über seine amerikanische Staatsangehörigkeit darzulegen, und seinen Herzenswunsch, in Deutschland leben zu dürfen. Ich schrieb sofort an das Auswärtige Amt, daß ich in diesem Fall auf den von Bancroft abgeschlossenen Vertrag zurückkommen müsse, in jedem Falle aber auf dessen Sinn, den die deutsche Regierung bisher auch stets anerkannt hätte. Darauf erhielt ich die Antwort, daß der Vertrag als vor der Annexion Elsaß-Lothringens abgeschlossen, sich nicht auf diese neuen Provinzen bezöge, der junge Mann infolgedessen als Deserteur behandelt werden müsse. Ich erwiderte darauf, die Schlußfolgerung des Ministers sei zwar berechtigt, aber bisher doch noch niemals geltend gemacht worden, und die Regierung habe in nicht weniger als acht Fällen den Bancroft-Vertrag auch auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt. Ich fügte ferner hinzu, daß der mit der Entscheidung betraute Minister in einem Fall sogar die Absicht verlauten gelassen habe, den Vertrag auch auf diese neuen Provinzen auszudehnen.

Aber gerade in dieser Periode, gleich nach dem Tode des Grafen Bülow, der in solchen Angelegenheiten viel entgegenkommender war, verfolgte der Reichskanzler die seltsame Methode, deutsche Diplomaten aus den verschiedensten Hauptstädten Europas für eine begrenzte Zeit an das Auswärtige Amt zu berufen. — Diese Herren waren im allgemeinen überaus liebenswürdig. In meinem Fall hatte ich aber mit einem zu unterhandeln, der von einem kleinen Hofe Deutschlands kam und jünger an Jahren war, als die meisten seiner Vorgänger. Zu meiner großen Überraschung ging er über alle Beweisführungen, die ich vorbrachte und auch darüber ganz flüchtig hinweg, daß ein früherer Staatssekretär sich geneigt gezeigt hatte, den Bancroft-Vertrag auch auf Elsaß-Lothringen zur Anwendung zu bringen. Er war durchaus höflich, ging auf alle meine Begründungen ein, als ob er ihnen zuzustimmen beabsichtigte, schloß jedoch stets mit einem

„aber" — und ließ die Sache auf sich beruhen. Es schien, als wäre er gelähmt. Die Quelle dieser Schwierigkeit hatte ich bald herausgefunden. Es war nur zu begreiflich, daß Bismarck der Ansicht war, ein junger Mann, der buchstäblich die deutsche Fahne gerade dann im Stich gelassen hatte, als er sich ihr stellen mußte, müsse exemplarisch bestraft werden. Seine eigenen Söhne hatten im Heer gestanden und sich in das Schlachtgetümmel stürzen müssen, in dem der eine von ihnen sogar gefährlich verwundet wurde. Alle dem wollte dieser junge elsässische Israelit sich durch einen Trick entziehen, der dem Fürsten verabscheuungswürdig schien. Daß der Kanzler in dieser Angelegenheit zu guter Letzt persönlich das entscheidende Wort sprach, bietet die einzige Erklärung dafür, daß der Staatssekretär mir niemals eine direkte Antwort zu geben vermochte. Der Fall wurde von Tag zu Tag ernster. Das Gesetz war freilich auf Bismarcks Seite; der junge Mann war aber Amerikaner, und der Gedanke, ein amerikanischer Staatsbürger würde im Gefängnis festgehalten, hatte nichts Angenehmes für mich und, wie ich mir lebhaft vorstellen konnte, auch nicht für meine Landsleute jenseit des Wassers. Ich dachte an das stolze Wort „civis Romanus sum" und an dessen Anwendung auf diesen Fall. Meine Lage war ganz besonders schwierig, weil ich dem Staatsministerium keine genaue Meldung zukommen lassen konnte. Es waren verschiedene Privatbriefe an die Öffentlichkeit gelangt, und ein so bedeutender Diplomat wie George P. Marsh wäre durch einen solchen beinahe gestürzt worden. Auch mein Vorgänger Bayard Taylor hätte beinahe in ähnlicher Weise Schiffbruch gelitten und später verwickelten entwendete und veröffentlichte Briefschaften meinen Nachfolger in Streitigkeiten mit Bismarck und machten sein ferneres Wirken in Deutschland unmöglich. Ich faßte mich darum bei meiner ersten Meldung an das Staatsministerium möglichst kurz, das heißt, ich machte nur die Anzeige, daß ein naturalisierter Amerikaner aus Elsaß-Lothringen als Deserteur verhaftet wäre und daß die Gesandtschaft alles eingeleitet hätte, ihm wieder zu seiner Freiheit zu verhelfen. Mich weiter auszulassen, hätte die Gefahr mit sich gebracht, daß die Affäre Reportern, die mit Sensationsnachrichten ihr Leben fristeten, in die Hände fallen konnte. Dann wäre man in Amerika mit Schmähungen über die deutsche Regierung und Bismarck hergefallen, und ich wußte ganz genau, daß dann der eiserne Kanzler dem jungen Israeliten erst recht schlimm mitspielen würde.

Ernst wie der Fall war, schien es mir schwerlich das Richtige, um meine Entlassung einzukommen. Hätte ich es getan, man hätte meine Handlungsweise auf beiden Seiten des Atlantischen

Ozeans getadelt. Deshalb beschloß ich dem Beispiel des alten Mannes in meinem Schulbuche zu folgen, der, ehe er Steine nach den Jungen in seinem Obstbaum schleuderte, sie mit Torf und Gras bewarf. Ich kam telegraphisch in Washington um Urlaub ein, besuchte aber noch vor meiner Abreise einige meiner Herren Kollegen vom diplomatischen Korps, die einen großen Verkehr hatten und gern plauderten, machte sie mit den Hauptpunkten des Falles bekannt und sagte ihnen, ich machte mich aus dem Staube, um mich zu amüsieren; in einem Lande, in dem Verträge und Abmachungen so wenig berücksichtigt würden, hätte ein amerikanischer Gesandter nichts zu suchen. Am nächsten Tage reiste ich an die französische Riviera. Die Reise war, da ich Stationen in Köln und Aachen machte, leicht zu überstehen und schon als ich das Hotel in Paris betrat, überreichte man mir ein Telegramm: „Ihr Mann in Elsaß-Lothringen ist frei!" Augenscheinlich hatte der Reichskanzler sich wohler gefühlt und den Fall infolgedessen milder angesehen. Während meines ganzen Aufenthaltes in Berlin hat man mir aber in diesen Angelegenheiten nie wieder Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So streng, hart und unbeugsam Bismarck auch sein konnte, so besaß er doch im Grunde ein sehr weiches Gemüt. Da es aber weder in der Macht einer Nation, noch einer Regierung lag, ihm Verwarnungen zukommen zu lassen oder ihn zu bändigen, auch die Presse gar keinen Einfluß auf ihn ausübte, so habe ich während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Deutschen Reiches so manche seltsame Ereignisse zu beobachten Gelegenheit gehabt. Es war allgemein bekannt, das der Kanzler Rußland freundlich gesinnt war; tatsächlich gab er damals mehr als einmal Erklärungen ab, die einigen der westlichen Mächte die Ansicht beibrachten, er sei zu sehr bereit, der russischen Politik im Osten Konzessionen zu machen. Dennoch waren seine Beziehungen zu dem Fürsten Gortschakoff, dem damaligen russischen Kanzler, nicht die besten, und nach dem Berliner Kongreß führte die Enttäuschung Rußlands zu weiteren Unfreundlichkeiten, vom Zaren an bis in die verschiedensten Kreise der Gesellschaft. Man hatte in Deutschland allgemein das Gefühl, es wäre gefährlich, dergleichen übel zu nehmen, und ein Staatsmann von anderem Schlage als Bismarck würde sich dieser Angriffe gewehrt oder versucht haben, sie abzuschwächen. Nicht so Bismarck; er zahlte mit gleicher Münze und ließ lange Zeit keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den Beweis zu liefern, daß die Tage, an denen Deutschland vor seinem mächtigen Nachbarn zu Kreuze kroch, vorüber waren. Schließlich wurde das so arg, daß Artikel, welche bittere Wahrheiten enthielten, ja bisweilen sogar gehässig waren, das einzige zu sein schienen, was die vom Reichskanzleramt beeinflußte Berliner

Presse russischen Staatsmännern und Mitgliedern des russischen Kaiserhauses als Willkommen zu bieten hatte.

Eines Morgens, als ich die Zeitung aufschlug, welche besonders Bismarcks Organ war, fand ich einen Artikel, der Rußlands Defizit betraf und ganz besonders beißend, ja geradezu giftig war. Mir kam sofort der Gedanke, in der Fremdenliste nachzusehen, was für Persönlichkeiten hoher Herkunft in Berlin angekommen sein möchten und entdeckte auch, daß der russische Thronfolger, nachmalige Kaiser Alexander III. eingetroffen war und sich einige Tage hier aufzuhalten gedachte.

Als Bismarck den berühmten Ausspruch tat: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt", verstand er darunter nur solche Deutsche, die an Charakter ihm selber gleich waren. Furchtlosigkeit war der Hauptzug in seinem Charakter schon in der Kindheit; sie hat ihn auch bis in sein spätestes Alter in keiner Lebenslage im Stich gelassen. Seine Kundgebungen in der Presse waren mir bisweilen sehr interessant. Es war nicht schwer, in so manchen Leitartikeln und anderen Aufsätzen seinen Einfluß zu erkennen. Ich besitze etliche Manuskripte solcher Blätter. Jede Seite ist in zwei Spalten geteilt; die eine enthält die Arbeit des zu diesem Zweck engagierten Zeitungsschreibers, die andere ist von der Hand des Kanzlers mit zahlreichen Ergänzungen versehen, die dem Artikel stets eine größere Klarheit und Schärfe verleihen.

Eine der mannigfachen Angelegenheiten, welche damals zwischen dem Reichskanzler und mir verhandelt wurden, ist vielleicht wert hier angeführt zu werden, da sie neuerdings Anlaß zu Streitigkeiten zwischen einem deutsch-amerikanischen Journalisten und Bismarcks hauptsächlichem Biographen gab.

Eines Morgens saß ich ganz niedergeschlagen an meinem Arbeitstisch, der mit amtlichen Schriftstücken, Notizen, Briefen und noch allerlei nebensächlichen Schriftstücken überhäuft war, als Lothar Bucher mir seine Karte hineinschickte. Selbstverständlich wurde alles übrige beiseite geschoben, denn Buchers Besuche waren niemals Höflichkeitsvisiten. Er war der Pilotfisch für den Wal, und sein Besuch bedeutete „geschäftliche Angelegenheiten".

Kaum hatte Bucher das Zimmer betreten, als er auch schon damit herauskam: der Reichskanzler wünsche zu wissen, ob die Vereinigten Staaten sich England und Deutschland in dem Vorgehen gegen Chile und Peru anschließen würden, um den Schädigungen Einhalt zu gebieten, welche der zwischen den beiden südamerikanischen Staaten entbrannte Krieg den Handelsbeziehungen dieser drei Nationen zufügte.

Meine Antwort lautete, daß die Vereinigten Staaten sich zu einem derartigen Zweck überhaupt keiner anderen Macht anschließen könnten. Unsere Regierung täte in diesem Fall am besten, allein für sich zu handeln. Die Bemühungen anderer Mächte würde sie nicht durchkreuzen, wenn diese selbständig zu Mitteln griffen, augenblicklichen Notständen abzuhelfen. Keinenfalls aber dürfe sie in solchen Angelegenheiten gemeinsame Sache mit anderen Staaten machen. Um noch klarer zu sein, zitierte ich einige Worte aus Washingtons Abschiedsrede, dem Evangelium jedes Amerikaners, die den Sinn haben, daß jedes Bündnis mit fremden Mächten ein Hemmschuh ist. Dann fügte ich noch hinzu, meine Regierung würde jedem Vorgehen europäischer Mächte, das zu einer Beschlagnahme südamerikanischen Landes führen könnte, ganz energisch entgegentreten, wobei ich Bucher auf die amtlichen Berichte John Quincy Adams und die Darlegungen des Präsidenten Monroe hinwies.

Bucher schien über meine Erklärung ganz verblüfft zu sein, aber ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, ob seine Überraschung aufrichtig oder nur Komödie war. Er schien es für ganz unmöglich zu halten, daß wir uns auf solche Gründe stützen und daß so gesucht sentimentale Begriffe materielle Interessen in den Hintergrund drängen könnten, Interessen, die in dem Krieg zwischen den beiden südamerikanischen Republiken, — einem Kampf zwischen Papageien und Affen, — so bedenklich gefährdet wurden. Als Bucher fortfuhr, meine Antwort für unverständlich zu halten, entgegnete ich ihm darauf: „Was ich Ihnen hier darlegte, sind feststehende Grundsätze der auswärtigen Politik Amerikas; als Beweis will ich hier in Ihrer Gegenwart ein Kabeltelegramm nach Washington aufsetzen, das ich Ihnen nebst der Antwort zu lesen geben werde." Darauf zeigte ich Bucher das ausgefüllte Kabelformular, das in kurzen Worten den Vorschlag des Reichskanzlers enthielt, und er verabschiedete sich. Gegen abend erhielt ich die Antwort, buchstäblich eine Wiederholung der meinigen. Ich ließ sie meinem Versprechen gemäß Bucher übersenden, und damit war die Sache abgetan. Weder Deutschland noch England haben, so viel ich weiß, je wieder an unseren Grundsätzen zu rütteln versucht. In einem amerikanischen Journal schrieb man vor kurzem, Bismarck hätte in seinen letzten Lebensjahren einmal die Äußerung getan, Clevelands politischer Standpunkt in bezug auf eine Beschlagnahme südamerikanischen Landes durch europäische Mächte wären ihm etwas ganz Neues. Darauf antwortete Poschinger, der bedeutende Bismarck-Biograph, in einer Weise, die meine Hochachtung vor dem deutschen Amt nur zu steigern vermag. Es ist aus seiner Antwort zu ersehen, daß er in den Archiven dieser Behörde eine ganz ausführliche Wiedergabe sowohl meiner Unterredung

mit Bucher, als auch einen Bericht über deren Ausgang vorgefunden hat. Seine Ausführungen waren so genau, daß ich einige Phrasen und nebensächliche Zwischensätze, die ich inzwischen vergessen hatte, sofort als meine Worte wieder erkannte. Die Existenz solcher Protokolle ruft in uns tatsächlich den Kinderglauben an das große Buch des Lebens wach, in dem unsere Taten und Werke aufgezeichnet werden, um am jüngsten Tage über uns Gericht zu halten.

Bismarcks Rolle im Reichstage war für einen Ausländer vielleicht das interessanteste, was er aus Bismarcks Leben beobachten konnte.

Die Reichstagssitzungen finden in dem großen Saale des Reichstagsgebäudes statt; die Volksvertreter nehmen ziemlich zwanglos die Plätze vor dem Präsidentenstuhle ein. Die Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen — der Bundesrat — sitzen auf einer erhöhten Estrade an den Seitenwänden des Saales links und rechts vom Präsidenten. Rechts von diesem, einige Schritte von ihm ist der Platz des Reichskanzlers und rechts von diesem die der andern Minister. Vor dem Präsidentensitz, um eine Stufe niedriger, steht die Tribüne, von der aus die Mitglieder des Hauses in der Regel zu der Versammlung sprechen.

Ich hatte das Glück, Bismarck bei vielen wichtigen Gelegenheiten reden zu hören. Die Art, wie er sprach, unterschied sich in allem von andern Rednern. Er trug stets die kleine Uniform eines preußischen Generals, und wenn er sich erhob, machte seine Riesengestalt einen imposanten Eindruck. Die ersten Worte, die er sprach, enttäuschten. Immer wieder Luft schöpfend, schien er den Zusammenhang nicht finden zu können, schien vom Thema abzuschweifen oder mit einem gewissen peinlichen Bewußtsein nach Gedanken Ausschau zu halten und seine Worte aneinanderzureihen. Er war voller Unruhe, fuchtelte mit den Armen, strich seinen Schnurrbart, zupfte an seinem Rock oder machte sich mit dem Papier zu schaffen, das vor ihm auf dem Pult lag. Er keuchte, prustete, zappelte, stellte Behauptungen auf, für die er keine Beweise zu finden schien und denen die Pointe fehlte; bis er ganz plötzlich mit einer Tatsache herausprudelte, die so prägnant war, das sie wie ein Blitz seine ganze Politik klarlegte; oder einen Ausspruch tat, so kühn, so gewagt, daß die Gegenpartei wie gelähmt dasaß; oder einen Vergleich wählte, so treffend, daß er bis in die untersten Schichten des Volkes drang und eine elektrisierende Wirkung ausübte. Nachdem er dann abermals eine Weile den Faden verloren zu haben schien, kam eine ganz fließende, deutlich und klar gesprochene Beleuchtung historischer Tatsachen, die den Stempel der Überzeugung an sich trug. Dann folgte vielleicht eine ganz schlichte, scharfe Beweisführung, die nicht selten mit einem wuchtigen Hieb in Gestalt von Anschuldigungen oder

Verweisen endete, die er seinen Gegnern in das Gesicht schleuderte. Dann kamen wohl persönliche Rückerinnerungen an die Reihe, die der Kanzler reichlich mit kaustischen Randbemerkungen oder bitterem Spott würzte, kleine Abschweifungen, in denen jene wundervollen Geistesfunken über ganz Deutschland sprühten, die sich in dem Herzen jedes echten Deutschen festgesetzt haben. Ich habe viele begabte und so manche ganz hervorragende Redner reden hören, niemals jedoch einen, der in dem Maße wie Bismark seine Feinde zu zermalmen und das ganze Land mit sich fortzureißen verstand. Diese Beredsamkeit beschränkte sich indessen nicht nur auf seine Worte, sie entströmten seiner Persönlichkeit; ihn an seinem Ministerpult zu sehen, mit ernster Miene vor sich hinblickend oder aufhorchend zu dem Redner aufsehend, machte schon an und für sich einen tiefen Eindruck.

Zweimal war es mir auch vergönnt, Moltke sprechen zu hören, beide Male über Militärangelegenheiten. Man konnte sich kaum etwas Schlichteres und Offeneres denken, als das Auftreten dieses Soldatenhelden. Als er sich erhob, machte er den Eindruck eines hochaufgeschossenen, hageren, gutmütigen Schulmeisters aus Neu-England. Sein Platz befand sich ganz vorn mitten unter den Volksvertretern, dem Platze Bismarcks auf der Estrade gerade gegenüber. In einer seiner Reden hörte ich die berühmten Worte, Deutschland müsse fünfzig Jahre lang auf einen Angriff Frankreichs gefaßt sein. Er sprach äußerst selten, faßte sich stets sehr kurz und sagte mit ruhigen, scharf pointierten Worten nur gerade das, was zu sagen er für seine Pflicht hielt, weder mehr noch weniger. So mochte Cäsar geredet haben. Bismarck aber legte dann, wie ich beobachtete, seinen langen Bleistift aus der Hand und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit jedem seiner Worte.

Ein interessantes Beispiel für Beredsamkeit, die sich auch durch Schweigen kundzugeben vermochte, hatte ich an Bismarck zu beobachten Gelegenheit, als eines Tages sein Gegner Windthorst, als Vertreter der Katholiken und anderer Oppositionsparteien, das Wort ergriff. Windthorst war ein Mann von winziger Statur, sogar kleiner von Wuchs als Thiers, beinahe ein Zwerg. An jenem Tage schien er, zu Beginn einer langen sehr eindringlichen Rede, Bismarck unterstützen zu wollen. Seine ersten Worte waren scherzhaft gemeint.

Er sagte im wesentlichen: „Man hat mir gesagt, daß, falls wir mit dem Reichskanzler zusammengehen, wir als zweite herauskommen." Jetzt richtete Bismarck den Kopf auf, wandte sich dem Redner zu und blickte ihn aufmerksam an. Das ganze Auditorium schien gespannt die beiden Gegner zu beobachten. „Nur wird der Kanzler sehr früh aufstehen müssen, wenn er uns in dieser Sache überlisten will," fuhr

Windthorst fort. Das ganze Haus brach über die Blicke, mit welchen die beiden Helden sich musterten, in schallendes Gelächter aus. Unwillkürlich mußte man an einen bissigen Bullenbeißer denken, der von einem kläffenden Terrier angefallen wird.

Bismarcks Verhältnis zu seiner Familie, worüber ich schon einige Worte gebracht habe, als ich meinen Besuch in seinem Hause schilderte, hätte kaum herzlicher, schlichter und freundlicher sein können. Seiner Frau war er innig zugetan, auf seine Söhne, die Grafen Herbert und Wilhelm und auf die Gräfin Rantzau, seine Tochter, offenbar sehr stolz. Diese hinwieder brachten ihm eine wahrhaft rührende Verehrung und Hingebung entgegen. Wie hoch auch die Kampfeswogen sich draußen türmen mochten, im Kreise seiner Familie war der Kanzler von „Blut und Eisen" der liebevolle, heiter blickende Gatte, Vater und Gastgeber.

Es war auf einer Reise nach Bremen, als ich auf der Station Schönhausen Bismarck zum letztenmal erblickte. Er ging langsamen Schrittes, auf seinen Stock gestützt, von dem Eisenbahnzuge auf seinen Wagen zu. Es machte den Eindruck, als würde sein Leben nicht mehr lange währen, aber Dr. Schweningers treue Pflege verlängerte diese Frist, so daß der Fürst, als ich achtzehn Jahre später wieder nach Berlin kam, noch unter den Lebenden weilte. Auf meine respektvolle Empfehlung hin sandte er mir damals einen freundlichen Gruß und sprach die Hoffnung aus, sich binnen kurzem wohl genug zu fühlen, mich zu empfangen. Aber er war schon ein todkranker Mann und schloß bald darauf seine Augen für immer. Mit ihm wurde der größte Mann Deutschlands seit Luthers Zeiten den Lebenden entrissen.

Als Gesandter in Rußland

1892 – 1894

Nachdem ich von meinem Gesandtenposten in Deutschland nach Amerika zurückgekehrt war, widmete ich mich vier Jahre lang meinen Rektorpflichten an der Cornell-Universität. Dann legte ich dieses Amt nieder und benutzte meine Zeit, soweit es mir irgend möglich war, zu Studien und Studienreisen, die meinem Buche „History of the Warfare of Science with Theology“ zugute kamen, an dem ich gerade schrieb. Das Jahr 1892 war herangebrochen und mit ihm kam mir eine Überraschung. Ich hatte einmal mit Theodor Roosevelt, Cabot Lodge, Sherman Rogers, und noch einigen andern dem Präsidenten Harrison im Weißen Hause einen Besuch gemacht. Dabei wurde in freundschaftlicher Weise besprochen, welche Reformen im Zivilstaatsdienst ein jeder von uns vorschlagen würde, um das Defizit in der Verwaltung wieder auszugleichen. Machte Präsident Harrison damals mit seinen scharfsichtigen und leicht faßlichen Bemerkungen auch einen sehr tiefen und sympathischen Eindruck auf mich, so wäre es doch das Letzte gewesen, was mir hätte in den Sinn kommen können, daß er mich für einen Gesandtenposten ausersehen hatte. Hochgestellte Beamte haben in der Regel keine vorteilhafte Meinung von Leuten, die ihre Ansichten abfällig beurteilen oder ihnen gute Ratschläge geben wollen; das hatte ich aber mit allen Fähigkeiten, die mir zu Gebote standen, dem Präsidenten gegenüber getan. Nicht gering war darum meine Überraschung, als er mir im Jahre 1892 den Posten eines Gesandten in St. Petersburg anbot.

Auf meinem Weg dorthin blieb ich einige Tage in London und begegnete dort verschiedenen bekannten Persönlichkeiten. Vor allem entsinne ich mich eines Lunch bei Lord Rothschild, mit dem ich ein sehr interessantes Gespräch über die Behandlung führte, welche den Juden in Rußland zuteil würde und die ihn tief niederzudrücken schien. Er sprach mit außerordentlichem Nachdruck über ihre Lage und behauptete, die Hauptursache der Judenverfolgungen in Rußland müsse darin gesucht werden, daß sie mäßig, umsichtig und sparsam seien. Was den

Vorwurf anbeträfe, daß sie den Bauernstand ausplünderten, so folgten sie darin nur dem Beispiel der Quäker in England, die auch landwirtschaftliche Maschinen anschafften und diese für sich arbeiten ließen. Mit Wuchergeschäften gäben sie sich viel weniger ab, als viele Christen. Die öffentliche Meinung sollte es zu verhindern suchen, daß die Judengesetze von Jahr zu Jahr verschärft würden. Beiläufig sagte er auch, daß europäische Geldmächte gegen Rußland eingenommen seien, und meinte, Alexander II. wäre liebenswürdig und gerecht gewesen, Alexander III. aber stände den großen Fragen seines Landes ganz fremd gegenüber, wäre auch vollständig unter dem Druck der Kirche.

Ich muß gestehen, daß ich bei der Revision dieses Kapitels (1905) im höchsten Grade darüber erstaunt bin, daß, wie ich aus anscheinend glaubwürdigen Quellen erfahre, das Haus Rothschild im Augenblick eine große Anleihe vermittelt, die Rußland in den Stand setzt, in bezug auf Japan, China, Armenien, Finnland, Polen, die baltischen Provinzen und die jüdische Bevölkerung wieder in der gewohnten Weise vorzugehen. Keine Maßnahme in der ganzen Welt kann so antisemitisch wie diese sein.

Einige Tage darauf sprach Sir Julian Goldschmidt bei mir vor. Ich muß bekennen, daß dieser Mann einen viel nachhaltigeren Eindruck auf mich gemacht hat, als der Chef des berühmten Hauses Rothschild. Goldschmidt hatte nichts von einem Parvenu, einem geadelten Millionär an sich, sondern schien mir von Kopf bis zu Fuß ein Gentleman zu sein. Er drückte mir sein tiefes Mitgefühl mit den einer so schmählichen Bedrückung unterworfenen Juden in Rußland aus. Er beklagte die Vergewaltigungen, denen sie insbesondere in bezug auf die Wehrpflicht ausgesetzt sind; er verurteilte es scharf, daß man die russischen Juden im Laufe der Zeit immer mehr und schließlich ganz und gar von allen Berufszweigen ausgeschlossen und sie in Moskau aller ihrer Besitztümer beraubt hätte. Sie hätten dort binnen wenigen Tagen die Stadt verlassen müssen, ohne ihr Vermögen flüssig machen zu können.

In Paris hatte ich in bezug auf meinen neuen Posten eine ungemein fesselnde Unterredung mit dem Vicomte de Vogué, dem bekannten Akademiker, der so viel über Rußland geschrieben hat. Sowohl er, als auch Struve, der russische Gesandte in Washington, von dem ich die Empfehlung an den Vicomte hatte, waren durch ihre Heiraten mit der russischen Familie Annenkoff verwandt. Auch infolge seiner ehemaligen diplomatischen Beziehungen zu Rußland war Herr de Vogué mit den russischen Verhältnissen so vertraut, daß er mir die interessantesten Aufschlüsse zu geben vermochte. Ein Ereignis, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war Renans Leichenbegäng-

nis, das von dem Collège de France aus stattfand. Ich wohnte der Feier in unseres Gesandten Coolidge Begleitung bei. Es wurden vorzügliche Reden gehalten und nach französischem Geschmack war die Zeremonie sehr feierlich und prunkvoll.

Zum Diner bei Herrn Coolidge hatte ich meinen Platz neben der Herzogin de la Rochefoucauld, einer reizenden Amerikanerin, einer Tochter des ehemaligen Senators Mitchell von Oregon. Der Herzog schien ein stiller, männlicher, junger Offizier zu sein, der sich voller Eifer den Pflichten seines Standes widmete. Es kostete jedoch Mühe, den Abkömmling des großen Herzogs in ihm zu erkennen, des Freundes Washingtons und Ludwigs XVI., der während der französischen Revolution und unserer Unabhängigkeitskämpfe so edle Gesinnungen an den Tag gelegt hat.

In Berlin traf ich an der Tafel unseres Gesandten einige alte Bekannte aus meiner Studienzeit in Yale, und außer diesen auch Virchow, Professor von Leyden, Paul Meyerheim, Carl Becker und Theodor Barth. Auf der russischen Botschaft unterhielt ich mich mit dem Grafen Schuwalow über die Angelegenheit des Beringsmeeres; er stimmte darin vollkommen mit mir überein, daß die Interessen der Vereinigten Staaten und Rußlands in dieser Frage identisch wären.

Siebenunddreißig Jahre seit meinem ersten Aufenthalt in Rußland waren verflossen, als ich am vierten November 1892 wieder in St. Petersburg eintraf. Selbst in diesem Lande, wo alles so langsam vorwärts schreitet, waren inzwischen Veränderungen eingetreten. Dazu muß man vor allem die bis zur Grenze führende Eisenbahn rechnen. Auf meinen früheren Reisen hatte die Fahrt sieben Tage und sieben Nächte in einer engen Postkutsche in Anspruch genommen; jetzt war sie in einem Tage und zwei Nächten in einem äußerst bequemen Wagen leicht zu überwinden. Bei meinem ersten Besuch bestand der ganze Schienenweg in Rußland mit Ausnahme der Bahn, die einige Meilen lang von der Residenz nach Gatschina führte, aus der Linie von Petersburg nach Moskau. Bei diesem zweiten Besuch hatte sich das Eisenbahnnetz über das ganze Reich ausgebreitet und man baute bereits an einer Bahn in Sibirien, die bis nach China und bis zum Stillen Ozean führen sollte.

Trotzdem machte sich auch hier überall der lähmende Einfluß des Regierungssystems geltend. Leute, welche die amerikanischen Bahnen unter die Kontrolle des Staates zu stellen wünschen, sollten nach Deutschland und Rußland gehen und sich dort davon überzeugen, was bei solch einem System herauskommt. Die Mängel in Deutschland springen lebhaft genug in die Augen; das Publikum muß Wagen benutzen, die

in so hohem Grade jeder Bequemlichkeit ermangeln, daß man in Amerika darüber empört sein würde. Bei der russischen Verwaltung dagegen ist es erstaunlich zu beobachten, wie trotz dieser in verhältnismäßig kurzer Zeit vollbrachten Ausdehnung des Eisenbahnnetzes die Atmosphäre des Landes jede Energie lahm zu legen scheint. Während meines Aufenthaltes in Petersburg bereiste ich die Strecke von dort nach Berlin zu sechs oder acht verschiedenen Zeiten; aber trotzdem es nur diesen einen Schnellzug gab, habe ich nie mehr als zwanzig oder dreißig Passagiere zählen können. Da diese Linie 120 Millionen Menschen auf der einen Seite mit 200 Millionen auf der anderen verbindet, so scheint der schwache Verkehr erstaunlich, besonders wenn man überlegt, daß in den Vereinigten Staaten bei einer Bevölkerung von kaum 80 Millionen Menschen auf fünf großen Hauptlinien mehrere Expreßzüge am Tage über den ganzen Kontinent rollen.

Abgesehen von den Verkehrsmitteln waren in Rußland keine bahnbrechenden Veränderungen vorgegangen. Petersburg war freilich gewachsen; in den Vorstädten waren neue Straßen angelegt und auf dem Kai bei der alten Admiralität waren längs der Newa auf einer langen Strecke schöne Gebäude aufgeführt worden. Das war aber auch die einzige bemerkenswerte Veränderung, da der berühmte Newsky-Prospekt, diese endlos lange Straße, noch immer wie schon vor Jahren an beiden Seiten seine mit Stuck beworfenen stillosen Häuserreihen hatte. Seit vierzig Jahren war keine neue Verbindung über die Newa entstanden; immer noch gab es nur die eine Brücke, die sich über den Fluß spannte. Der Personen- und Warenverkehr wurde während der eisfreien Zeit des Jahres mit Booten bewerkstelligt, stockte im Frühling aber oft tagelang, wenn das Eis nicht mehr tragfähig war.

Die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft war allerdings eine Veränderung; sie machte sich jedoch nicht allzusehr bemerkbar. Der Muschik war allem Anschein nach das geblieben, was er vorher gewesen. Als unser Zug sich Petersburg näherte, erinnerten mich die Bauern in ihren Schafspelzen, ihrer rund geschnittenen Haartracht und ihren stupiden Gesichtern so lebhaft an meinen ersten Einzug, daß ich kaum eine Woche darüber vergangen glaubte. Überall spürte man das Unterdrückungssystem, das ich unter Nikolaus I. kennen gelernt hatte. Unter Alexander II. hatte eine etwas liberalere Politik gewaltet; jetzt war aber wieder eine Reaktion eingetreten, die mit ihrem Druck alle Versuche, die Verhältnisse aufzubessern, hemmte und lähmte. Allerdings in einer Beziehung fand ich einen gewaltigen Umschwung zum Besseren. Während meines Aufenthaltes in Petersburg zu Zeiten Nikolaus I. und Alexanders II. schwirrten die bittersten Anklagen gegen den

Hof in der Luft, wegen Betrügereien und Schwindelgeschäften, die den höchsten Angehörigen des Kaiserhauses zur Last gelegt wurden. Jetzt hörte man nirgend dergleichen. So engherzig und in vielen Dingen beschränkt Alexander III. auch sein mochte, er war jedenfalls ein ehrlicher Mann und hatte sich vorgenommen, dieser Wirtschaft, welche die Regierung seines Vaters und Großvaters in Mißkredit gebracht hatte, ein Ende zu machen.

Nachdem ich, wie es sich gehört, im Auswärtigen Amt meine Aufwartung gemacht hatte, wurde ich drei Tage später von den zuständigen Beamten, dem Fürsten Soltykow und Herrn de Koniar in einem Extrazug nach Gatschina geleitet und dort vom Kaiser empfangen. Ich fand ihn, obgleich viel zurückhaltender, als seinen Vater, — sehr sympathisch und offenherzig. Da es uns beiden gleich antipathisch schien, vorher einstudierte Redensarten auszutauschen, ließen wir uns in ein Gespräch über einige interessante Fragen ein. Den größten Teil der Zeit unterhielten wir uns über solche Angelegenheiten, die sich auf die Hochseefischerei im Beringsmeer bezogen. Gegenüber den Freibeutern, die dort ihr Wesen treiben, schien er ganz auf dem Standpunkt zu stehen, den Amerika einnimmt, denn er charakterisierte sie mit den Worten: „Ces poachers-là!“ — wobei er sich des englischen Ausdrucks bediente, trotzdem wir unsere Unterhaltung französisch führten. Auch stimmte er nicht nur meiner Ansicht vollkommen bei, daß die russischen und amerikanischen Interessen hier die gleichen seien, sondern führte dies in sehr durchdachter Weise noch weiter aus.

Der Kaiser brachte das Gespräch auch auf die Weltausstellung in Chicago und äußerte sich sehr lobend über die Anlage und die Durchführung im allgemeinen. Wenn sie auch, meinte er, in einzelnen Abteilungen, so in der Kunst, den europäischen Ausstellungen vielleicht nachstehen werde, so dürften andere Abteilungen alle übrigen Ausstellungen bei weitem übertreffen. Als ich ihm die Hoffnung aussprach, Rußland möge auf dieser Ausstellung glänzend vertreten sein, dankte er mir auf das liebenswürdigste und sagte, das wäre auch sein innigster Wunsch.

Unter den mannigfachen damaligen Eindrücken ist einer als besonders eigenartig in meiner Erinnerung haften geblieben. In dem Wartezimmer traf ich den griechisch-katholischen Erzbischof von Warschau in purpurner Robe, den gleichfarbigen Hut mit einem auffallend schönen Kreuz aus Diamanten geschmückt. Im Gespräch mit ihm erfuhr ich, daß er einige Jahre als Missionar in China gewesen war. Aus seinen Worten hörte man heraus, daß er ein äußerst gebildeter Mann war. Als ich ihm erzählte, daß einer unserer früheren Bischöfe, Dr. Boone,

bei der Übersetzung einer chinesischen Ausgabe der Heiligen Schrift auf Schwierigkeiten hinsichtlich eines entsprechenden Ausdrucks für das Wort „Gott" gestoßen sei, entgegnete mir der Erzbischof: „Natürlich, denn der Chinese hat keinen Begriff von der Existenz eines solchen Wesens."

Gegen Ende meiner Audienz bei dem Kaiser erwähnte ich dieses Gespräches mit dem Erzbischof und gratulierte dem Monarchen zu diesem gebildeten und frommen Diener der Kirche, worauf er sagte: „Sie sprechen also russisch?" Ich verneinte das und nun fragte er: „Wie haben Sie sich denn mit dem Erzbischof verständigt?" Als ich darauf antwortete: „Er sprach französisch", schien der Kaiser sehr überrascht. Das war erklärlich, denn die Geistlichkeit in Rußland bildet die einzige Ausnahme von der Regel, daß die Russen die französische und andere fremde Sprachen besser sprechen und fleißiger üben, als irgend eine andere Nation.

Nachdem ich entlassen war, geleitete man mich durch eine Reihe von Sälen, die mit Teppichen, Porzellan, Schnitzereien, Porträts und anderen Kunstgegenständen ausgestattet waren, zu einer Audienz bei der Kaiserin. Die Gemahlin Alexanders III. war von schlanker Gestalt, sehr anmutig, hatte ein sehr sympathisches Gesicht und ein liebenswürdiges Wesen. Sie half mir sofort über alles Peinliche hinweg, indem sie mich englisch anredete, hielt mich auch viel länger zurück, als ich erwarten durfte. Die Kaiserin lenkte das Gespräch ebenfalls auf die Ausstellung in Chicago und erzählte mir, sie selbst hätte Einiges aus ihrem eigenen Besitz dorthin geschickt. Auch erwähnte sie in sehr freundlicher Weise des Rev. Dr. Talmage aus Brooklyn, der mit einem der Schiffe herübergekommen war, die Gaben für die in Rußland durch die Hungersnot Betroffenen gebracht hatten. Dann ging sie auf die Charaktereigenschaften der Amerikaner und der Russen über, erörterte, in welcher Hinsicht sie einander ähnlich waren und in welcher nicht, sprach von verschiedenen Angelegenheiten von lokalem Interesse und war in jeder Beziehung leutselig und liebenswürdig.

Der Eindruck, welchen der Kaiser damals auf mich gemacht hatte, vertiefte sich während meines Aufenthaltes in Petersburg immer mehr. Er war entschieden ein sehr fester Charakter, leider aber in streng vorgeschriebenen, unheilvollen Grenzen; — rechtschaffen, von einer innigen Liebe zu seiner Familie beseelt, durchdrungen von den Pflichten, die er seinem Volke schuldete, und von der Verantwortlichkeit dem Allmächtigen gegenüber. Immer mehr trat es zutage, daß seine politischen und religiösen Anschauungen beschränkt waren, und daß das Verbrechen, dem sein Vater zum Opfer fiel, ihn in die Arme der Reaktion

zurückgestoßen hatte. Sowohl bei Hofe, als auch bei anderen Gelegenheiten ertappte ich mich sehr oft dabei, daß ich ihn beobachtete und daß meine Gedanken sich mit ihm beschäftigten. Ich sagte mir dann: Du bist rechtschaffen, weichherzig, pflichtgetreu, und doch will es das Schicksal, daß du eine Welt voll Elend über dein Land bringst. Mit deiner unbegrenzten physischen Kraft und deiner Hünengestalt kannst du noch fünfzig Jahre leben, und diese ganze lange Zeit wirst du nur darauf sinnen, mit aller Gewalt die Flut zurückzuhalten, mit welcher die Kraft des Gedankens die Dämme Rußlands zu zerreißen droht; nach dir aber kommt die Sündflut! Nicht das geringste Anzeichen wies damals darauf hin, daß seine Tage gezählt waren.

Bald wurde ich auch dem Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Nikolaus II. vorgestellt. Er schien ein freundlicher, junger Mann, aber einige seiner Bemerkungen setzten mich sehr in Erstaunen und enttäuschten mich. Im Jahre vorher hatte die in einem großen Teile von Rußland chronische Hungersnot einen akuten Charakter angenommen. Typhus und Cholera waren ihr Gefolge, hatten sich in ungeheuerlicher Weise verbreitet und viele Opfer verlangt, ebenso wie im Mittelalter im Westen Europas. Aus den Vereinigten Staaten waren große Sendungen an Geld und Getreide gekommen, und da während des Jahres nach meinem Eintreffen in Petersburg immer wieder neue Gebiete von der Hungersnot überfallen wurden, schickte man mir von Philadelphia aus abermals 50000 Rubel, um sie dort zu verteilen. Ich begann nun mit dem Thronfolger ein Gespräch über dieses Thema im allgemeinen und bezog mich darauf, daß er Präses des Hilfskomitees wäre. Er erwiderte mir, das seit der Ernte im letzten Herbst keine Not mehr bestehe und daß von einer Hungersnot keine Rede sein könne. Diese Worte wurden in einer so leichtfertigen und gleichgültigen Manier hingeworfen, daß ich im höchsten Grade erstaunt war. Tatsächlich trat die Hungersnot, wenn auch nicht so ausgedehnt wie im Jahre zuvor, in dieser Zeit viel heftiger und nachhaltiger auf, weil die Bauern in Finnland und in den mittleren Gebieten des Reiches gar nicht darauf vorbereitet waren. Im Winter hatte das Volk fast überall das Zuchtvieh schlachten müssen und alles verbrannt, was es irgend entbehren konnte. Aus Finnland wurde mir Brot gebracht, das aus Farrenkräutern bereitet war, eine Nahrung, die Pferden oder anderem Vieh zu geben ich für eine Schmach angesehen hätte. Seine Kaiserliche Hoheit, der Erbe des Thrones, schien aber von alledem nicht einmal eine Ahnung zu haben.

Als Erklärung dafür wurde mir später von Personen erzählt, die ihm von Kindheit nahe gestanden hatten und ihn ganz genau kannten,

daß der Hauptzug seines Charakters absolute Gleichgültigkeit seiner Umgebung gegenüber sei, gleichviel ob Menschen oder lebloſe Gegenstände. Er habe trotz seiner großen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit noch nie in seinem ganzen Leben irgend eine tiefere Gemütsbewegung verraten. Diese Behauptung wurde durch alles, was ich bei Hofe an dem Thronfolger zu beobachten Gelegenheit hatte, nur bestätigt. Teilnahmlos schien er bald hier, bald dort umherzugehen, wobei er in freundlicher Weise bald mit dem einen, bald mit dem andern sprach, wenn ihm Reden gerade bequemer als Schweigen schien, im übrigen jedoch absolut gleichgültig gegen alles, was um ihn her vorging, war.

Nach seiner Thronbesteigung sagte mir jemand, der mehrfach Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten und in solchen Dingen ein Urteil besaß: „Er kennt weder sein Land noch sein Volk, und wenn es nicht unumgänglich notwendig ist, geht er überhaupt nicht aus dem Hause.“ Daraus erklärt sich in gewissem Grade die Unvollständigkeit seines Programms für den Friedenskongreß im Haag und für den japanischen Krieg, der, während ich diese Zeilen durchsehe, soviel Elend und Schmach auf Rußland gehäuft hat.

Jeder Vertreter eines fremden Staates in einer europäischen Hauptstadt muß den Angehörigen des regierenden Hauses vorgestellt werden. Infolgedessen machte auch ich den Großfürsten und Großfürstinnen des russischen Hofes meine Aufwartung. Die interessanteste Persönlichkeit in diesem Kreise schien mir der alte Großfürst Michael. Im allgemeinen wird er, und jedenfalls mit Recht, nächst seinem älteren Bruder Alexander II. als der Beste von der ganzen Schar angesehen. Dieses Ansehen wird noch um ein Bedeutendes erhöht, wenn man ihn mit seinem ihm im Alter folgenden Bruder, dem Großfürsten Nikolaus vergleicht. Von diesem behauptete man, daß sein Auftreten in dem Kriege mit der Türkei nicht nur unpatriotisch, sondern sogar unmenschlich grausam gewesen wäre. Ein Offizier der russischen Armee schilderte mir einst das Elend seiner Soldaten in diesem Kriege und sagte mir, sie hätten barfuß gehen müssen. Als ich ihn darauf fragte, wo man die Stiefel gelassen hätte, antwortete er: „In den Taschen des Großfürsten Nikolaus.“

Michael unterschied sich jedenfalls auffallend von seinem Bruder; er war weder hochmütig noch gleichgültig gegen andere menschliche Kreaturen, sondern gütig und pflichtgetreu. Eines Tages stimmte er mich ganz wehmütig. Ich sagte ihm, das letzte Mal hätte ich ihn gesehen, als er, von dem Kriegsschauplatz aus der Krim im Frühling des Jahres 1855 nach Petersburg heimkehrend in Begleitung seines

Bruders Nikolaus vom Bahnhof nach dem Winterpalais fuhr. Im selben Augenblick schossen ihm die Tränen in die Augen und flossen ihm längs der Backen hernieder. Er entgegnete mir: „Ja, das war eine traurige Fahrt. Mein Vater", — er meinte den Kaiser Nikolaus — „telegraphierte, unsere Mutter wäre sehr leidend, sehne sich nach uns, und verlangte, wir sollten an ihr Krankenbett eilen. Auf dem Wege dahin kam uns die Nachricht von ihrem Tode."

Von den Großfürsten der nächsten Generation, den Brüdern Alexanders III., machte Wladimir auf mich den tiefsten Eindruck. Er war entschieden der kräftigste von allen Brüdern, ein echter Romanow, breit, groß, kräftig und muskulös wie sein Bruder, der Kaiser. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter; ich erinnere mich, daß er von James Gordon Bennet, den er auf einer Segelregatte kennen gelernt hatte, als von „meinem Freund" sprach.

Auch der Großfürst Alexei, der Großadmiral, war ein echter muskulöser Romanow. Er erinnerte sich, wie es schien, mit Vergnügen seiner Erlebnisse in den Vereinigten Staaten, trotz des „verdammten Catacazy imbroglio", der es dem Präsidenten Grant verwehrte, ihm irgend eine Gastfreundschaft im Weißen Hause zu erweisen, was den Kaiser Alexander, seinen Vater, so sehr geärgert hatte.

Die Damen der kaiserlichen Familie waren insgesamt sehr liebenswürdig. Eine von ihnen, eine sehr schöne und hochgebildete Dame, eine geborene sächsische Prinzessin, überraschte mich eines Tages durch eine ihrer Bemerkungen. Es fügte sich in der Unterhaltung, daß ich die Hauptstadt Sachsens, Dresden, erwähnte, worauf sie mir sagte, es wäre ihr innigster Wunsch gewesen, die Hauptstadt ihres Landes kennen zu lernen, man hätte es ihr jedoch niemals gestattet. Sie sprach mit mir über die deutsche Literatur, und als ich bemerkte, ich hätte tags zuvor einen Brief von Professor Ebers erhalten, sagte sie: „Wie sind Sie zu beneiden, daß Sie mit solchen Leuten verkehren können! Wie glücklich würde es mich machen, Professor Ebers kennen zu lernen!" Das sind die Leiden der Königswürde!

In der Zwischenzeit stattete ich auch meinen Kollegen vom diplomatischen Korps meine Besuche ab und fand sie genau so interessant und liebenswürdig, wie ein jeder Diplomat sein muß. Doyen war der deutsche Botschafter, General von Schweinitz, eine Idealgestalt für solch einen Posten, reich an Erfahrungen, von edlem Charakter, aber energisch und streng trotz aller Güte. Als Botschafter in Wien hatte er die Tochter eines Kollegen, des amerikanischen Gesandten John Hay, meines alten Freundes und Mitarbeiters an der amerikanischen Historial Association, als Gattin heimgeführt. Das gab unseren Beziehungen

ein freundschaftliches Gepräge. Sein offener, gerader Sinn ist mir in mehr als einer schwierigen Gelegenheit von großem Nutzen gewesen.

Sir Robert Morier war der Botschafter Englands. Auch er war ein sehr energischer Charakter, aber die Liebenswürdigkeit des Generals von Schweinitz ging ihm vollständig ab. Er war groß von Statur, barsch und konnte zuweilen so brüsk auftreten, daß man ihn beinah brutal nennen mußte. Wenn es erforderlich war, jemanden einzuschüchtern, nahm man es als ganz selbstverständlich an, daß er es mit Wonne tun würde. Man erzählte sich von ihm eine Geschichte, die, ob nun wahr oder nicht, jedenfalls geeignet ist, seinen Charakter zu kennzeichnen. Er hatte eine Zeitlang am portugiesischen Hofe den Gesandtenposten gehabt. Im Verlauf einer Uneinigkeit mit dem portugiesischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geriet dieser in Zorn und sagte: „Sir, offenbar sind Sie kein portugiesischer Kavalier!" Worauf Morier kaltblütig erwiderte: „Nein, Gott sei Dank, das bin ich nicht: wäre ich's, ich hätte mich schon an meiner Mutter Brust umgebracht."

Hier ist vielleicht die passendste Gelegenheit, von einem Siege zu erzählen, den Morier für England über die Vereinigten Staaten gewann. Es wäre für mich einigermaßen demütigend, darüber zu berichten, käme nicht ganz offenbar die Niederlage auf Rechnung der Versäumnis anderer. Wenn ich jetzt, wo es an der Zeit ist, dieses Stück Geschichte an die Öffentlichkeit bringe, so tue ich es nur in der Hoffnung, daß es beim Kongreß der Vereinigten Staaten dazu beitragen möge, der Stellung seiner Vertreter eine festere Grundlage zu geben, als er das bisher für nötig erachtet hat.

Wie schon erwähnt, waren die Angelegenheiten im Beringsmeere damals eine der wichtigsten Fragen, mit denen ich mich in meiner Amtstätigkeit zu befassen hatte. Die Vereinigten Staaten besaßen dort eine ausgedehnte und blühende Seehundsfell-Industrie, die eifrig gepflegt wurde und eine Quelle reicher Revenuen für unsere Regierung war. Die Tiere wurden auf den Pribylowinseln, wo sie sich herdenweise im Sommer sammeln, nach sorgsamer Auslese und mit der größten Schonung unter Aufsicht von besonders dazu beauftragten Leuten getötet. Man vermied jede Grausamkeit und hielt darauf, daß die Anzahl der Tiere sich eher vermehrte als verminderte. Nun ist es eine Eigentümlichkeit der Seehunde, daß sie im Herbst gen Süden ziehen, um im Frühling in großen Scharen längs der Küste von Alaska wieder zurückzukehren. Auch pflegen die Weibchen während ihres Aufenthaltes auf den Inseln weite Ausflüge auf eine Entfernung von ein- bis zu zweihundert Meilen nach den an Fischen reichen Sandbänken

zu unternehmen. Die Rückkehr dieser Scharen aus dem Süden und die Beutezüge der Weibchen nach Fischen nutzten die kanadischen Seeräuber aus; ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht metzelten sie die Tiere in der grausamsten und verschwenderischsten Weise im Wasser nieder; so schmolzen die Herden in schreckenerregendem Maße zusammen, und eine vollständige Ausrottung war zu befürchten. Unsere Regierung suchte dem energisch vorzubeugen und es gelang ihr auch etliche Boote dieser Seeräuber wegzukapern; nun aber fühlte sich England wohl aus politischen Gründen bewogen, sich zum Verteidiger dieser kanadischen Seeräuber aufzuwerfen und ihnen mit allen Kräften beizustehen. Da brachte die Regierung der Vereinigten Staaten, um ihr Recht durchzusetzen, die Streitfrage vor ein Schiedsgericht, und das trat denn auch zu bestimmter Zeit in Paris zusammen. Inzwischen hatte man im Winter 1891 auf 92 auch von England aus eine Kommission eingesetzt, die dem Schiedsgerichte eine naturwissenschaftlich sachliche Darstellung der Frage vorlegen sollte; schwerlich ist je ein Gutachten mehr darauf angelegt worden, jemanden irre zu führen, als dieser Bericht. Wissenschaftlich falsche Tatsachen sollten den Absichten des englischen Vertreters in Paris dienen. Wenngleich mir nun die Annahme widerstrebt, daß die englischen Behörden in London dieses Vorgehen angeordnet oder es stillschweigend gutgeheißen hätten, ist es dennoch nicht mehr als recht und billig, daß ich hier konstatiere, daß sowohl in diesem Fall, als auch später bei der Venezuela-Affäre*) englische Beamte zu den verwerflichsten Kniffen und Ränken gegriffen haben. Da auch die russischen Inseln beträchtlich unter ähnlichen Seeräubern zu leiden gehabt hatten, begab sich eine Kommission englischer Sachverständiger zu dem russischen Gouverneur und preßte ihm auf höchst unredliche Weise ein schriftliches Attest ab. Der Gouverneur war ein von Charakter sehr ehrenwerter Mann, hatte ein gutes Beobachtungsvermögen und hatte sich so mit dem Leben der Seehunde recht vertraut gemacht; als Laie freilich, denn die wissenschaftliche Schulung fehlte seinen Kenntnissen ganz. Da er nun noch die englische Sprache auch nur unvollkommen beherrschte, nutzten die Herren das aus, soufflierten und ließen ihn sagen und unterzeichnen, was ihnen paßte. So enthielt der Bericht gerade nur, was für die englische Sache sprach, so verschwieg er alles, was gegen sie zeugen mußte.

Die Angaben, welche der Gouverneur unterzeichnet hatte, waren so widersinnig und verkehrt, daß die russische Regierung daran Anstoß

*) Siehe das Kapitel über die Venezuela-Kommission, das über die falsche Vorspiegelung handelt, zu welcher englische Beamte bei dieser Gelegenheit in dem Bericht an das Parlament ihre Zuflucht nahmen.

nahm und ihn nach St. Petersburg zurückberief, um sie einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Eine endlose Reise war es von den sibirischen Inseln über Japan, San Francisco, New York bis nach St. Petersburg. Hier war es mir dann vergönnt, mit Hilfe eines russischen Sachverständigen eine Rücksprache mit dem Gouverneur zu nehmen, und da stellte es sich denn heraus, daß die von ihm unterzeichneten Angaben mit seinen Erfahrungen und Ansichten größtenteils in direktem Widerspruche standen. Den neuen Bericht schickte ich nun nach Paris an die Vertreter der amerikanischen Interessen und hoffte, daß sie die ganze Angelegenheit in das rechte Licht rücken würden. Zu gleicher Zeit wurde auch der Bericht der amerikanischen Sachverständigen, die an das Beringsmeer geschickt waren, dem Schiedsgericht in Paris ausgehändigt. Diese Sachverständigen waren die Doktoren Mendenhall und Merriam, beide in ihrem Fach hochangesehene Gelehrte. Ihr Gutachten bestätigte später bis in die kleinsten Einzelheiten nach eingehenden Studien auf den Inseln und an den benachbarten Seen ein anderer Gelehrter, Dr. Jordan, der Rektor der Stanford-Universität, der in Amerika, vielleicht in der ganzen Welt, die größte Autorität auf diesem Gebiete ist. Er, ein Schüler und Freund des berühmten Naturforschers Agassiz, hätte es niemals über sich gebracht, wissenschaftlich falsche Aufstellungen zu machen, gleichviel, welche politische Tragweite sie auch haben mochten.

Nun aber zu einer anderen Auffassung dieser Angelegenheit. Vor meiner Abreise nach Petersburg hatte ich in Washington den Staatssekretär und etliche andere maßgebende Persönlichkeiten über die Frage zu Rate gezogen und auf meiner Durchreise in Berlin auch mit dem Grafen Schuwalow darüber verhandelt. Alle diese Herren stimmten mit mir darin überein, daß sich bei der Schutzfrage der Seehunde die Interessen Rußlands und die der Vereinigten Staaten begegneten. Da erschien es denn merkwürdig wunderlich, daß das russische Auswärtige Amt mit tatkräftigen Sympathien für die Bemühungen der Vereinigten Staaten, das beiden Nationen zugefügte Unrecht nicht zu dulden, zurückhielt. Wie schon gesagt, teilte auch der Kaiser die Ansichten des Ministeriums in Washington und des Grafen Schuwalow. Er war durchaus auf unserer Seite, verurteilte die kanadischen Seeräuber und betonte ausdrücklich, daß die Interessen der Vereinigten Staaten und Rußlands in dieser Frage identisch wären, und verwahrte sich ganz energisch gegen die Übergriffe, welche sich die Engländer in den nördlichen Gewässern, unseren beiden Nationen gegenüber, herausnahmen.*)

*) Siehe die ausführliche Wiedergabe dieser Unterredung am Anfang dieses Kapitels.

Alles lief glatt ab, bis ich mich in der Angelegenheit an das Auswärtige Amt wandte. Hier stellten sich mir Schwierigkeiten in den Weg, die mir in der ersten Zeit denn doch unverständlich waren. Der Zar Alexander III. lag in Livadia im Sterben, Herr von Giers, der Minister des Äußern, ein Mann von edlen Charaktereigenschaften, in Zarskoje Selo auf dem Totenbette. Das Ministerium wurde inzwischen von einem Untersekretär verwaltet, der vorher eine kurze Spanne Zeit russischer Gesandter in Washington gewesen war und dort nicht besonders glücklich operiert hatte. Als Gehilfe war ihm ein anderer Untersekretär beigegeben, dem die asiatischen Interessen Rußlands im Auswärtigen Amte unterstanden. Mein Fall war ernst, und ich war fest entschlossen, bei dem geringsten Anlaß mich an Morier persönlich zu wenden. Ich hatte bei verschiedenen Gelegenheiten in strittigen Fragen seine Partei ergriffen, und ich dachte gar nicht daran, daß er sich, falls ich ihm nur die Sache in richtiger Weise klar machte, auf einen entgegengesetzten Standpunkt stellen könnte. Wenn wir uns in den Vorzimmern des Auswärtigen Amtes begegneten, begrüßten wir uns stets sehr freundlich, da aber der Vertreter Amerikas nur beglaubigter Gesandter, der Englands hingegen Botschafter war, hatte Morier natürlich den Vortritt. Einige unwesentliche Vorteile, die dieser Vortritt mit sich brachte, kannte ich schon damals, über andere freilich gewann ich erst im Laufe der Zeit die richtige Klarheit.

Noch nicht lange Zeit vorher hatte ich die Entdeckung gemacht, daß Sir Robert Morier auf die obengenannten hohen Persönlichkeiten im Auswärtigen Amt und überhaupt auf alle russischen Beamten einen unbegrenzten Einfluß ausübte. Sie schienen nicht nur vor ihm zu zittern, sondern zu ihm aufzublicken wie „die Augen der Dienerin zu der Hand ihrer Herrin". Jetzt wurde mir auch die Tatsache klar, die unser Staatsministerium so lange in Verwirrung gebracht hatte — ich erkannte, daß Rußland nicht gemeinsame Sache mit uns machte, trotzdem wir uns zugleich für die Russen schlugen. Nichtsdestoweniger setzte ich den Kampf fort, wanderte immer wieder auf das Ministerium und versuchte alles, was mir nur irgend möglich war.

Inzwischen war das Schiedsgericht in Paris zusammengetreten und hielt seine Sitzungen ab. Eifrigst bemühten sich die Vertreter Amerikas ihrem Lande zu seinem Recht zu verhelfen. Dieses Recht war auf unserer Seite, und alles sprach dafür, daß sich die Wagschale zu unseren Gunsten neigen würde. Dabei war eine Lebensfrage, wie breit die Zone für die Seehunde rund um unsere Inseln festgelegt werden würde.

Die Vereinigten Staaten wiesen darauf hin, daß die kanadischen

Seeräuber die Weibchen in einer Entfernung von ein- bis zu zweihundert Meilen von den Inseln hinschlachteten, und wollten dann das Töten der Tiere innerhalb dieser Zone verboten sehen. Den Engländern war es wiederum darum zu tun, den Umkreis möglichst zu beschränken, und sie traten denn auch für ein Maximum von höchstens zehn Meilen ein. In diesem Augenblick begann Sir Robert Morier in Petersburg den Vermittler zu spielen. Nur er und die damaligen Vorgesetzten des russischen Auswärtigen Amtes hatten und konnten von diesem seinem Manöver eine Ahnung haben. Mit den Hilfsmitteln, die ihm seine Regierung zur Verfügung stellte, brachte er unter Mitwirkung der obengenannten stellvertretenden russischen Beamten einen Vertrag mit England zustande, demzufolge die russische Regierung sich mit einem Zonenkreis von dreißig Meilen rund um die Inseln zufrieden gab. Dieses Faktum wurde den englischen Vertretern beim Schiedsgerichte gerade im passendsten Moment durch den Telegraphen übermittelt und platzte, wie einer der Richter mir einige Zeit darauf erzählte, wie eine Bombe mitten in die Verhandlungen hinein.

So späte traf die Nachricht ein, daß es unmöglich war, eine hinreichende Erklärung für diese Kursschwenkung Rußlands zu finden; energisch suchte unser Vertreter gegen ihre Verbreitung anzukämpfen; aber die englischen Juristen beeilten sich, die Tatsache dem Schiedsgericht sofort mitzuteilen, und nun meinte dieses, es wäre ein äußerst großmütiges Entgegenkommen, wenn man uns 60 Meilen im Umkreis gewährte, das Doppelte von dem, was Rußland von England gefordert hatte. In Wirklichkeit waren die Verhältnisse auf den russischen Seehundsinseln genau dieselben wie auf den amerikanischen, gleichwohl aber hatten die damit betrauten Beamten nicht nur diese Tatsache, sondern zugleich auch die Interessen ihres Vaterlandes vollständig außer acht gelassen. Ohne dem amerikanischen Gesandten auch nur den leisesten Wink zu geben, daß sie die Absicht hätten, ihre Interessen, die auch die Interessen der Vereinigten Staaten waren, zum Opfer zu bringen, verhandelten sie heimlich mit dem englischen Botschafter und ließen einen so grausamen Verrat an uns zu. Ein Zonenkreis von sechzig Meilen, so lautete der Schiedsspruch. Welch eine unsinnige Entscheidung! Ein blühender Industriezweig war untergraben, ja vernichtet! Die Vereinigten Staaten hatten außerdem aber nicht nur die Unkosten zu tragen, die das Schiedsgericht mit sich brachte, sondern auch noch an Strafgeldern Hunderttausende von Dollars zu zahlen. Jetzt aber will ich auf den Hauptpunkt zurückkommen, der mich allein veranlaßt hat, diese alte Geschichte hier wieder aufzufrischen. Wie war es möglich, daß England diesen Sieg davontragen konnte? Woran lag

das? Darauf zu antworten ist ganz einfach. Es lag daran, daß in Petersburg nicht Beweise entschieden, sondern nur Einfluß. Sir Robert Morier hatte, wie man sich ausdrückt „Schwein" gehabt. Seine Regierung hatte ihm, als ihrem Vertreter, alle Mittel zur Verfügung gestellt, ihm völlig freie Hand gelassen, in dieser Angelegenheit wie in allen ähnlichen; die amerikanische Regierung aber beschränkt ihre Bevollmächtigten allzusehr. Der englische Vertreter war „Botschafter", ihm stand ein großes, vornehmes, elegant ausgestattetes Heim zur Verfügung, in dem er seine Gäste aufnehmen und sie im größten Stil bewirten konnte, so daß die hochgestelltesten Beamten des russischen Reiches es für eine Ehre ansahen, dort zu verkehren. Die amerikanischen Vertreter waren einfach „Gesandte", hatten, so lange man zurückdenken kann, nie ein Haus besessen, ja sie verfügten nicht einmal über einen Raum, in dem sie etwaige Gäste hätten aufnehmen können. Sie mußten sich mit Wohnungen begnügen, die zufällig in irgend einem Stadtteil leer standen, einmal in schlechterer, einmal in besserer Lage, wie es sich gerade traf, ja sie hatten diese sogar auf eigene Kosten auszustatten. So konnte es ihnen auch niemals gelingen, auch nur ein Zehntel von dem Einfluß zu gewinnen, der in Rußland so allmächtig ist, und den der englische Botschafter so gut auszunutzen verstand.

Wichtiger aber noch war es, daß der englische Botschafter auch noch die erforderlichen Mittel besaß, seinen politischen Einfluß geltend zu machen. Die amerikanischen Gesandten hatten sie nicht. Sie sahen sich überall behindert und beschränkt. Der englische Botschafter hatte einen ganzen Stab routinierter Sekretäre und Attachés um sich, fein geschulte und vorzüglich weiter gebildete, ganz ausgezeichnete Diplomaten, die in der russischen Gesellschaft als Fühlhörner für England tätig waren. Zum ersten Sekretär gar hatte er keinen Geringeren, als Henry Howard, jetzt Sir Henry Howard, Gesandter im Haag, einen der genialsten, bestgeschultesten und erprobtesten Diplomaten Europas. Der amerikanische Vertreter mußte damals mit einem einzigen Sekretär auskommen, der, wenn er auch sehr tüchtig und begabt war, doch als Volontär nur wenige Monate auf seinem Posten blieb. Allerdings hatte ich mir eine sehr schöne und bequeme Wohnung zu verschaffen gewußt und sah die obersten Beamten des russischen Ministeriums und des diplomatischen Korps häufig an meinem Tisch, wofür ich freilich im Laufe des Jahres mehr als das Doppelte meines Gehaltes opfern mußte; aber mein Einfluß, war im Vergleich zu dem, den Sir Robert Morier ausübte, gleich Null. Diesem standen alle Hilfsmittel zu Gebote, er war seit vierzig Jahren ununterbrochen im Dienste seines Landes tätig, hatte Erfahrungen und wußte nur zu genau, an wen er sich wenden mußte,

und wie er das anzufangen hätte. Seine Macht machte sich in Petersburg in der mannigfachsten Weise fühlbar: alle Angestellten des Auswärtigen Amtes vom höchsten bis zum niedrigsten sahen es für etwas ganz selbstverständliches an, daß man mit dem englischen Botschafter auf gutem Fuß stehen müsse, und bemühten sich um ihn. Sie kannten seinen Einfluß und sagten sich, man müßte Freundschaft mit ihm halten, sie schätzten es als eine ganz besondere Ehre von Sir Morier zum Diner geladen zu werden, und ihre Familienmitglieder drängten sich zu seinen Bällen und Soireen. Er bedeutete eine Macht. Die eben beleuchtete Angelegenheit, welche für die Vereinigten Staaten so bedeutsam war, wurde nicht durch schlagende Argumente zu Fall gebracht, sondern durch die Macht gesellschaftlicher und anderer Einflüsse, die in allen Hauptstädten Europas, ganz besonders aber in Petersburg eine so gewichtige Stimme haben. In gewissem Grade sind diese Schwierigkeiten inzwischen wohl dadurch abgeschwächt worden, daß unsere Gesandtschaft in eine Botschaft umgewandelt worden ist; da wir aber noch immer kein Haus besitzen, sind die gröbsten Unzulänglichkeiten geblieben. Den Vereinigten Staaten wird in keiner Weise die Chance geboten, irgend welche Erfolge zu erringen, und in Fällen, wo sie sich mit den anderen großen Mächten der Erde zu messen haben, werden sie bei ihrem jetzigen schäbigen System auch nie welche zu verzeichnen imstande sein. Die anderen Staaten sorgen dafür, daß ihre Vertreter gut situiert sind, die Vereinigten Staaten lassen das ganz außer acht. Die Vertreter der anderen Mächte sind glücklich, wenn sie auf ihrem Posten bleiben und sich als Diplomaten zu Meistern ausbilden können. Die Vertreter der Vereinigten Staaten, die gewöhnlich mit unzureichenden Wohnräumen vorlieb nehmen müssen, die ihre Stellung im Vergleich zu der anderer Staaten unbefriedigend finden und an Mitteln viel mehr verbrauchen, als die Höhe ihres Salärs beträgt, sind gewöhnlich herzlich froh, wenn sie nach einem kurzen Zeitraum irgend einen Grund ausfindig machen können, wieder abzudanken. Ganz besonders oft hat sich das in Petersburg wiederholt. Dort ist die Dienstzeit unserer Vertreter stets sehr kurz gewesen. Einige von ihnen haben drei oder vier Jahre dort ausgehalten, die meisten aber nur eine viel kürzere Spanne Zeit. Ein Gesandter blieb nur drei oder vier Monate dort, ein anderer gar nur vier Wochen. Dieser Wechsel der amerikanischen Vertreter wurde schließlich so auffällig, daß der Zar eines Tages in der Unterhaltung mit einem unserer Diplomaten darüber eine Bemerkung machte und ihm sagte, er hoffe, der neue Gesandte würde länger auf seinem Posten bleiben, als seine Vorgänger es zu tun pflegten. Die Handlungsweise der russischen Be-

hörde in der Beringsmeer-Affäre, welche so bezeichnend ist für die große Politik, welche England bei der Befestigung seines diplomatischen, politischen und gesellschaftlichen Einflusses verfolgt, hat unserer Regierung Summen gekostet, die hingereicht hätten, in jeder Hauptstadt Europas ein eigenes Haus zu beschaffen und jedem Vertreter Amerikas einen ganzen Stab von geschulten diplomatischen Mitarbeitern zu halten. Es ist mir nicht ganz leicht gefallen, diese Affäre hier so klar auseinander zu setzen, trotzdem ich für meine Person nicht im geringsten dafür verantwortlich zu machen bin. Ich glaube auch nicht, daß irgend jemand mir einen Vorwurf daraus machen wird, jedenfalls ebensowenig, wie man Lord Roberts, den englischen General, im letzten südafrikanischen Kriege zur Verantwortung hätte ziehen dürfen, wenn man ihn mit unzureichenden Mitteln, unzweckmäßiger Equipierung und einem an Stärke dem Gegner unterlegenen Heere nach Transvaal hinübergesandt hätte. Ich bin auch durchaus kein „Querulant", denn ich war genau davon unterrichtet, was ein Vertreter der Vereinigten Staaten im Auslande zu erwarten hat, und fühlte mich darum nicht enttäuscht. Meine Empfindungen sind einfach die eines amerikanischen Staatsbürgers, der sein politisches Leben hinter sich hat, unparteiisch darauf zurückblickt und die offene Wahrheit sagen darf.

Ich habe diese Angelegenheit hier nur in der Hoffnung zur Sprache gebracht, daß sie ihren Teil dazu beitragen möge, verständige Männer, die in Amerika im öffentlichen Leben stehen, und insbesondere den Kongreß der Vereinigten Staaten zu veranlassen, den Vertretern Amerikas an jedem der wichtigeren Plätze der Welt zu einem eigenen Hause oder wenigstens zu den nötigen Repräsentationsräumlichkeiten zu verhelfen, wie sie den Vertretern anderer großer Mächte und vieler kleiner Staaten schon längst zu Gebote stehen. Sollte ich mit dem, was ich hier zur Sprache gebracht habe, diesen Erfolg erzielen, so soll es mir wirklich einerlei sein, welcher Kritik meine Person dabei unterworfen wird.

Beziehungen zu russischen Staatsmännern

1892 – 1894

Ich komme auf Sir Robert Morier zurück. Zwischen seiner Familie und der eines meiner Vorgänger hatte es einmal kleine Reibereien gegeben, die den gesellschaftlichen Verkehr zwischen seiner Botschaft und unserer Gesandtschaft eine Zeitlang ernstlich zu gefährden schienen.

Als ich den Gesandtschaftsposten in Petersburg übernahm, ignorierte ich das vollständig; dadurch gelang es mir, unsere persönlichen Beziehungen sehr befriedigend zu gestalten. Sir Morier hatte an den verschiedensten Plätzen Europas sehr wichtige Stellungen bekleidet und war mit vielen sehr hervorragenden Männern seines und anderer Länder eng befreundet. In Grant Duffs „Memoiren" las ich, Moriers intimster Freund wäre Jowett gewesen, der ehemalige Direktor des Oriel College in Oxford. Jetzt stand Sir Morier am Ende seiner Laufbahn; der Sieg, den er in der Beringsmeer-Angelegenheit errungen hatte, war der letzte, dessen er sich erfreuen durfte. Kurz darauf traf ich ihn bei einem Empfang im Winterpalais; mühsam schleppte er sich die Treppe hinauf, nahm an der Spitze des diplomatischen Zirkels Stellung und verabschiedete sich entschuldigend, nachdem er mit dem Zaren einige Worte gewechselt hatte. Es war das letztemal, daß ich ihm begegnete, bald darauf kehrte er nach England zurück und starb. Sein Nachfolger, Sir Frank Lascelles, jüngst mein Kollege in Berlin, war ein ganz anderer Charakter. Seine Umgangsformen hatten etwas ungemein Gewinnendes; seine Erfahrungen waren reich und interessant. Denn in Paris hatte er während der Herrschaft der Kommune einen ersten Posten bekleidet, zuletzt war er in Teheran gewesen. Unsere Beziehungen gestalteten sich denkbar freundschaftlichst, und so sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie allen übrigen Vertretern Englands läßt man es auch ihm nie an etwas fehlen, wenn es gilt, eine Absicht, die Großbritannien gerade verfolgt, zu erreichen, und so wird auch er sicherlich seinem Vaterlande zu großen Erfolgen verhelfen, freilich wird er sie auf andere Weise erringen als sein Vorgänger.

Botschafter von Frankreich war Comte de Montebello. Das war entschieden ein sehr befähigter Mann, aber sein Wesen bestrickte weniger, als man das im allgemeinen von französischen Diplomaten erwartet. Der türkische Botschafter Husny Pascha hatte, wie die meisten diplomatischen Vertreter der Türkei, die ich kennen gelernt habe, sich recht beliebt zu machen verstanden; nichtsdestoweniger war seine Stellung sehr schwierig; er hatte im russisch-türkischen Krieg mitgekämpft und es da mit ansehen müssen, wie sein Vaterland gerade noch im letzten Augenblick nur durch die erfolgreiche Vermittelung des Berliner Kongresses vor der schimpflichsten Demütigung, wenn nicht vollständigen Vernichtung bewahrt blieb. Den größten Kummer bereitete ihm der religiöse Fanatismus des Zaren. In Rußland ist es üblich, jede offizielle Feier mit einem Gottesdienste einzuleiten. Von dieser Zeremonie wurde nun Husny Pascha ausgeschlossen, da seine Religion ihn zwang, den Fez auf dem Kopfe zu behalten, der Kaiser das aber nicht dulden wollte. Mir ist es immer unverständlich geblieben, daß er diese bescheidene Kopfbedeckung in der Kirche nicht leiden mochte, an den Hüten der Damen und den Helmen der Militärs aber gar keinen Anstoß nahm.

Etwas sehr Anziehendes hatte auch der italienische Botschafter Marochetti, der Sohn des bekannten Bildhauers. Er hatte von seinem Vater einige künstlerische Fähigkeiten geerbt und widmete sich mit Vorliebe diesem Talente. Darum nahm man auch allgemein an, daß seine Rückberufung dem Umstande zuzuschreiben war, daß seine diplomatische Tätigkeit unter seiner Liebhaberei zu leiden hatte.

Der österreichische Botschafter Graf Wolkenstein war in vielen Fällen der zuverlässigste Ratgeber; mehr als einmal ist mir in schwierigen Lagen sein Rat von unschätzbarem Werte gewesen. Denn er war an allen Höfen Europas bekannt und wußte bei jedem Fall ganz genau, an wen man sich wenden und wie man das anstellen mußte.

Unter den beglaubigten Gesandten war der Vertreter Hollands, van Stoetwegen, ein ebenso zuverlässiger Ratgeber. Er war gescheit, verständig und liebenswürdig, hatte aber eine sehr scharfe Zunge, die ihm schließlich denn auch seinen Posten kostete. Eines Tages ließ er mir gegenüber Bemerkungen fallen, die sehr tiefen Eindruck auf mich machten. Ich hatte ihm gesagt: „Soeben habe ich meiner Regierung einen Bericht eingeschickt, in dem ich auch meinem Skeptizismus bezüglich eines in Aussicht stehenden europäischen Krieges Ausdruck verliehen habe. Als ich vor elf Jahren nach Berlin kam, da behaupteten alle gescheiten Leute, in wenigen Monaten würde der Krieg ganz

Europa durchtoben. Im Frühling hieß es: ‚Im Herbst bricht der Krieg los!‘ Im Herbst hieß es: ‚Im Frühling.‘ Nun sind Jahre darüber hingegangen, und noch deutet kein Anzeichen auf Krieg. Täglich hören wir dieselben Prophezeiungen, aber lange schon lernte ich nicht mehr an sie glauben. Ausgeschlossen ist ein Krieg natürlich nicht, aber mehr und mehr wird er mir unwahrscheinlich.“ Van Stoetwegen antwortete: „Ich glaube, Sie haben recht. Ich benachrichtige meine Regierung genau in demselben Sinne. Tatsache ist, ein Krieg ist heutzutage nicht mehr das, was er in früheren Zeiten war: er bringt in jeder Hinsicht viel größere Gefahren mit sich, und diese Gefahren mehren sich von Tag zu Tag. Wenn sich in alten Zeiten irgend ein gekröntes Haupt in seinen Rechten verletzt fühlte oder Kampfgelüste verspürte, stürzte es sich frohen Mutes in einen frischen, fröhlichen Krieg. Siegte so ein Herrscher, war es gut, wenn nicht, so suchte er Zeit zu gewinnen, um die Scharte wieder auszuwetzen, — ungefähr so, wie es ein Boxer macht, wenn er im Faustkampf beim ersten Ausfall ein blaues Auge davonträgt; — nach kurzer Zeit war der Schaden wieder gut gemacht, und alles lief glücklich ab. Heutzutage liegen die Verhältnisse anders, heute ist es nicht mehr ein einfacher Kampf, aus dem man mit einem blauen Auge davon kommt oder schlimmstenfalls einige Narben für das Leben davonträgt, heute ist es ein Kampf, in dem Nationen miteinander um Tod und Leben ringen. Aus einem Faustkampf ist ein Gemetzel in einem dunkeln Raume geworden, in dem eine Unzahl von Kämpfern mit vergifteten Dolchen aufeinander einsticht. Hat der Kampf begonnen, kann man unmöglich bestimmen, wie er ausgehen wird, wie viele mit dem Leben davonkommen werden; nur das eine ist sicher: alle werden schwer verletzt, viele von ihnen aber für das Leben verstümmelt. In unserer modernen Zeit ist ein Krieg nicht nur für jeden Staatsmann eine heikle Frage, sondern auch für den Monarchen selbst und erst recht für die Gesellschaft. Das wissen Monarchen wie Staatsmänner, und darum haben sie, so kampflustig sie auch zuweilen sein mögen, vor dem Krieg doch alle eine heilige Scheu.“

Aus ganz anderen Gründen interessierte mich der Vertreter Serbiens, Pasitch. Er verfügte über sehr elegante Umgangsformen und war nach seiner Unterhaltung zu urteilen ein geistreicher Mann. Einige Jahre vorher war er wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden, dann aber bald darauf Premierminister geworden. Später, als er wieder in Belgrad war, schwebte er abermals in Lebensgefahr, weil man ihn der Anteilnahme an dem Komplott gegen den König Milan beschuldigte, jenem Komplott, dem das zweite Attentat auf das Leben des Königs auf dem Fuße folgte. Seine Verteidigungsrede vor dem

Richterstuhl, die (jüngst) im Druck erschienen ist, war eine eines Staatsmannes würdige Leistung und bestärkte meine Überzeugung von seiner Unschuld.*)

Die Vertreter des äußersten Ostens waren beide ungemein interessante Persönlichkeiten, aber wie überall trat auch bei ihnen der gleiche Unterschied zutage. Der Chinese war ein Mandarine, der sich nur mit Hilfe eines Dolmetschers verständigen konnte, — der Japaner war seinen Kenntnissen nach ein Vertreter des Westens, ein hochgebildeter Mann, der sowohl die russische als auch die französische Sprache vollkommen beherrschte. Sein Nachfolger, dem ich auf dem Friedenskongreß im Haag begegnete, sprach außerdem noch ein vorzügliches Englisch.

Auch unter den Sekretären und Attachés befanden sich einige sehr bedeutende und talentvolle Männer, allen voran der erste englische Botschaftssekretär Henry Howard, jetzt Sir Henry Howard, Gesandter im Haag. Er und seine Gemahlin, eine Amerikanerin, gehörten zu den angenehmsten Erscheinungen in der diplomatischen Gesellschaft. Diesem Kreise stand am nächsten der bayerische Sekretär Baron Guttenberg, den ich später des öfteren in Berlin traf. Als ich mich mit ihm über meinen Besuch in Würzburg unterhielt und es beklagte, daß die dortige herrliche romanische Kathedrale dadurch entstellt worden wäre, daß man das ganze Innere mit nackten Engelsgestalten „vollgepflastert" und das wundervolle mittelalterliche Schnitzwerk durch solches in Weiß und Gold im Stile Louis XV. ersetzt hätte, sagte er: „Ich kann Ihnen da nur recht geben, trotzdem der Bischof, der das verschuldet hat, ein Verwandter von mir war."

Im Verkehr mit den Herren von der russischen Regierung empfand ich den Vorteil wohlmeinender freundschaftlicher Gesinnungen, wie sie in Rußland überall einem Vertreter der Vereinigten Staaten vom Kaiser an bis zu jeder Behörde herab entgegengebracht werden. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß man in geschäftlichen Angelegenheiten der amerikanischen Botschaft gegenüber ein besonders beschleunigtes Tempo eingehalten hätte; im Gegenteil war mir im Verkehr mit den russischen Behörden nichts so unerträglich wie das übliche Verschleppungssystem. Abgesehen davon aber wurde uns gegenüber bei allen Gelegenheiten ein so liebenswürdiger Ton angeschlagen, daß mir meine Aufgabe als Vertreter Amerikas dadurch bedeutend erleichtert wurde.

*) Er wurde schuldig befunden, aber, statt zum Tode verurteilt zu werden, nur einer entehrenden Strafe unterworfen; andere hingegen hatten das Attentat mit dem Tode zu büßen.

Ich halte es aber für meine Pflicht, hier ernstlich davor zu warnen, dem geflügelten Worte, — „entkleide einen Russen, und du findest einen Tartaren" — das solange als politisch-ethnologisches Axiom galt, irgend welchen Glauben beizumessen. Mit demselben Rechte könnte man sagen: „entkleide einen Amerikaner, und du findest einen Indianer". Die russischen Beamten, mit denen Ausländer in Berührung kommen, sind gesellschaftlich hochgebildete Männer und unterscheiden sich in der Regel in keiner Weise von solchen, wie man sie im übrigen Europa an diesen Behörden trifft. Aber der Vertreter einer fremden Macht steht nicht nur mit dem Minister des Äußern und den Beamten des Auswärtigen Amtes in geschäftlichen Beziehungen, sondern auch mit den übrigen Ministern des russischen Reiches, dem Finanzminister, dem Kriegsminister, dem Marineminister, dem Justizminister, dem Minister des Innern und mit den städtischen Behörden der Stadt Petersburg. Und da muß ich nun sagen, daß viele dieser Männer, ja die Mehrzahl, als Menschen wie als Beamte äußerlich ihren Kollegen, die ich in anderen Städten Europas kennen gelernt habe, in keiner Beziehung nachstanden. Beharrten sie auch gelegentlich, wenn unsere Interessen und die ihres Landes verschiedene Wege gingen, eigensinnig bei ihren Forderungen und hielten sie auch an anderen politischen Prinzipien fester als wir, so fühle ich mich doch verpflichtet, zuzugeben, daß die Art und Weise, in der sie das taten, über alle Kritik erhaben war. Zu gleicher Zeit aber drängt es mich, auch die Überzeugung auszudrücken, die sich mir im Laufe der Jahre immer mehr aufdrängte, daß die so allgemein verbreiteten Anschauungen von den hohen geistigen Fähigkeiten, von der Kraft und der Umsicht der russischen Staatsmänner ganz unbegründet sind. Und hinzufügen muß ich, daß sie und ihre Familien jedem gesellschaftlichen Einflusse zugänglich sind. Ein Vertreter einer fremden Macht, der hier gesellschaftlichen Umgang pflegt und ihn auszunutzen versteht, kann da seinem Lande größere Dienste leisten und viel mehr ausrichten als ein anderer mit noch so geschickten diplomatischen Verhandlungen. Nirgends in der Welt bewahrheitet sich so grausam wie gerade in Rußland Oxenstiernas Wort an seinen Sohn: „Zieh nur hinaus, mein Sohn, und sieh, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird." Wenn man sich vergegenwärtigt, was eine energische Hand aus Rußland machen könnte, wieviel unermeßliche Möglichkeiten Jahr für Jahr einfach unbeachtet übersehen werden, dann kann man sich unmöglich der Überzeugung wehren, daß die landläufige Vorstellung von der Genialität der russischen Staatsmänner auf ganz schwankem Grunde ruht. Tatsächlich hat die Geschichte Rußlands seit Katharina der Großen keinen ein-

zigen bedeutenden Staatsmann ersten Ranges, der russischer Herkunft gewesen wäre, zu verzeichnen, aber auch keinen einzigen zweiten oder dritten Ranges, wenn man von Nesselrode und Nikolaus I. absehen will. Denn es wäre unsinnig, wollte man den Fürsten Gortschakoff um seiner stilistischen Elaborate willen für einen hervorragenden Kanzler halten. Das bekannte geflügelte Wort, das über ihn im Umlauf war, trifft sicherlich zu: „C'est un Narcisse qui se mire dans son encrier."

Ihn einen großen Staatsmann zu nennen in einer Zeit, in der Cavour, Bismarck, Lincoln und Seward lebten, ist einfach lächerlich. Wenn die Bildung in Rußland in den letzten vierzehn Jahren überhaupt einen Aufschwung genommen hat, so ist das entschieden nicht das Werk seiner Staatsmänner. Denn die Luft, die von Rußlands autokratischem System aus weht, ist der Tod jeder Größe.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist das Verdienst einer Politik, deren Vertreter Nikolaus I. war. Alexander II. war es vergönnt, sie durchzusetzen; aber daß sie überhaupt durchgeführt werden konnte, ist einzig und allein das Werk Miljutins, Samarins, Tscherkaskys und anderer untergeordneter Staatsmänner, die niemals hätten in die Reihen der ersten Diener des Staates aufrücken können. Das ist meine feste Überzeugung, die sich auf die Erfahrungen und Studien eines halben Jahrhunderts stützt, aber sie ist auch das unparteiische Urteil gar vieler anderer, die noch mehr als ich Gelegenheit hatten, Rußland länger aufmerksam zu beobachten. Das beweist zunächst das Ministerium des Äußern. Vor beinahe hundert Jahren verglich Napoleon Alexander I. und seinen Stab mit den „Griechen des Byzantinischen Kaiserreiches". Man nannte das damals eine Lästerung; nichtsdestoweniger scheint das Ministerium des Äußern seit jener Zeit, wo dieses Lästerwort ausgesprochen ward, alle seine Kraft daran gesetzt zu haben, es reichlich wahr zu machen. Es existieren Kanzleien und Behörden in der Welt, auf deren Wort man bauen und sich verlassen kann. Wer wollte behaupten, daß das russische Ministerium des Äußern der letzten fünfzig Jahre sich zu diesen rechnen darf? Das einzige, wessen es sich rühmen kann, ist Verschlagenheit, und die hat schließlich niemals zu etwas geführt; mit all seiner Schlauheit schoß das Ministerium des Äußern immer „zu kurz".

Weiter beweisen das die der Welt mit Trompetenstößen verkündeten Friedensvorschläge Nikolaus II. Als die Staaten im Haag zusammentraten, um die Absichten des Zaren zu verwirklichen, stellte es sich heraus, daß alle seine Ideen planlose Hirngespinste waren, daß ihnen keine ernsteren Studien zugrunde lagen, daß man nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen, daß die russische Regierung buch-

stäblich nicht einen Finger gerührt hatte, um den Beweis zu liefern, ihr selbst wäre es Ernst, mit gutem Beispiel voranzugehen. Nur den hohen Charaktereigenschaften und dem großen Geschick M. de Martens und zweier seiner Gehilfen war es zu verdanken, daß das russische Ministerium damals nicht seines ganzen Prestiges verlustig ging. Hätte ein großer Mann an der Spitze des Staates gestanden, er würde dem Zaren den Rat gegeben haben, 200 oder 250000 Mann aus dem stehenden Heere zu entlassen und sie in anderer nützlicher Weise zu beschäftigen; das wäre doch ein Beweis gewesen, daß es Rußland Ernst wäre, und daß es mit gutem Beispiel voranzugehen beabsichtigte. Mit solchen Maßnahmen wäre nicht nur das Friedensgezeter beschwichtigt worden, Rußland hätte damit auch, ohne selbst irgend welche Gefahr zu laufen, mit Reformen den Anfang gemacht, denen sich ganz Europa mit Freuden würde angeschlossen haben. Leider existierte im Ministerium kein einziger Mann, der einsichtig genug gewesen wäre, solche Ratschläge zu geben, und energisch genug, um die erforderlichen Maßnahmen durchzusetzen. Das „Ducken" unter die mächtige Faust der Kriegspartei und ein klein wenig die Furcht, des militärischen Prestiges verlustig zu gehen, trugen den Sieg davon.

Und weiter beweisen meine Ansicht die Zustände in der Armee und der Marine. Wenigstens in diesen beiden glaubte man Rußland gut gewappnet. Hatten in hundert Jahren die leitenden Kreise des Staates nicht das Volk auf eine höhere geistige und moralische Stufe zu bringen sich bemüht, hatten sie nicht die reichen Schätze, die in dem Boden Rußlands stecken, an das Tageslicht zu fördern sich bestrebt, so hatten sie doch wenigstens alle Kraft daran gesetzt, das Reich zu Lande und zur See kriegstüchtig zu machen. Tatsächlich ist das seit Jahren die einzige Sorge aller gebildeten Russen der leitenden Kreise gewesen, und der Zar und die Großfürsten gingen darin voran. Aber in Drill und Paraden bestand alles; Kräftigung des Landes durch Erziehung des Volkes, Förderung einer starken industriellen Entwicklung als Basis für eine kräftige Land- und Seemacht, das schienen überflüssige Dinge zu sein. Der traurige Ausgang solcher Maßnahmen bietet der Welt seit 1815 zum drittenmal ein warnendes Beispiel.

Man könnte mir auf alle diese Beschuldigungen hin entgegnen, daß die Befreiung der Leibeigenen wenigstens ein Fortschritt gewesen wäre. Ich habe mich lange in Rußland aufgehalten vor und nach der Befreiung der Leibeigenen, ich will auch die edlen Beweggründe Alexander II. und seinen Mitarbeitern nicht abstreiten, aber erklären muß ich denn doch, daß die reaktionäre Partei

seine edelsten Absichten durchkreuzte, und daß von einem Unterschied in der Lage des russischen Bauern vor und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nur wenig, wenn überhaupt etwas zu spüren ist.

Für meine Ansicht spricht schließlich das sinnlose Vorgehen gegen Finnland. Die ganze Geschichte ist einfach ungeheuerlich, Posse und Trauerspiel zu gleicher Zeit! Finnland ist gerade der Teil des Reiches, der am besten entwickelt ist, hinsichtlich seiner Bildung steht es auf einer höheren Stufe als alle übrigen Provinzen Rußlands. Finnland war auch das zarentreueste Land. Weder der Nihilismus, noch der Anarchismus hat hier je Boden gewonnen; trotzdem ist es möglich, daß sich im ganzen großen russischen Reiche kein Finger rührt, um jenen blind eifernden Patrioten und Pfaffen entgegenzutreten, die den Zaren nicht nur verleitet haben, seinen Schwur zu brechen, sondern auch jede Petition, die sich ihm zu nähern wagte, des Hochverrates zu beschuldigen, Finnland unter ihre Füße zu treten, die Finnen zu vergewaltigen und zu beschimpfen, die besten Männer zu verbannen und deren Eigentum zu beschlagnahmen; ihrer Presse einen Maulkorb anzulegen, ihre Richter zu maßregeln und damit das ganze Land auf jene Stufe herabzudrücken, auf welcher das übrige Rußland steht.

Als ich das erstemal zur Zeit des Krimkrieges in Petersburg lebte, hatte ich Gelegenheit, finnländische Bauern zu beobachten, die ihren Dienst bei den Kanonierbooten verrichteten. Sie waren eifrig, gewissenhaft, und man konnte an ihrem guten Willen gar nicht zweifeln. Während meines zweiten Aufenthaltes in Rußland verlebte meine Familie die heißen Sommermonate in Helsingfors, der Hauptstadt Finnlands, die an der Stelle liegt, wo der finnische Meerbusen sich gegen das Baltische Meer hin aufschließt. Meine Sympathien für das finnische Volk wuchsen hier mehr und mehr; alles, was ich hier sah und hörte, erregte mein Interesse. Helsingfors besaß eine der bedeutendsten Universitäten Europas, eine herrliche Volksbibliothek, prachtvolle Gebäude, und die ganze Stadt machte einen so sauberen, freundlichen und zivilisierten Eindruck, wie ich das in keiner Stadt Rußlands bemerkt habe. Alexander I. hatte Finnland mit Rußland vereinigt und mit dem heiligsten Schwur sich dafür verbürgt, daß dem Lande seine eigene konstitutionelle Regierung erhalten bleiben sollte. Dieser Schwur war bisher auch noch treulich gehalten worden, und die Erfolge waren über das ganze Großherzogtum zu spüren. Während in Rußland minderwertiges Papiergeld in Umlauf war, zahlte man in Finnland mit Gold; während in Rußland alle öffentlichen Angelegenheiten einer Willkürherrschaft unterworfen waren, überraschten in Finnland die glänzenden Erfolge verständig prüfender Verwaltungsorgane; während

der russische Bauer beinahe, wenn nicht genau auf derselben Stufe stand, wie die rohen asiatischen Barbaren, war der finnische Bauer, — schlicht und rechtschaffen wie er war — sowohl in moralischer als in religiöser Beziehung ihm weit überlegen. Schmerzlich ist es, daß die Maßnahmen, die damals befürchtet wurden, jetzt tatsächlich ergriffen worden sind. Finnland dem übrigen Rußland gleich zu machen, scheint beschlossene Sache zu sein. Es ist noch nicht lange her, da erging man sich überall in den lebhaftesten Sympathiebezeugungen für die armen von England bedrückten Buren in Südafrika; die Lage, in welcher sich Finnland befindet, ist viel ernster und beklagenswerter. Das kleine Herzogtum hat sich mit allen Kräften zu wehren gesucht, jetzt scheint es aber eingesehen zu haben, daß man mit zwei Millionen Finnen gegen die brutale Gewalt von 120 Millionen Russen nicht aufkommen kann. Bei den Kämpfen in Südafrika konnte man sich damit trösten, daß trotz alledem die Buren der nächsten oder übernächsten Generation die Vorteile eines so freiheitlich entwickelten Regierungssystems genießen würden, wie es ihre eigene Republik ihnen nie hätte schenken können. Finnland hingegen muß seine Verfassung hinopfern, um sich unter die Gewalt roher Satrappen zu beugen. Eifrig sind sie jetzt schon am Werke. Alles wird „russifiziert"; der gesetzgebende Körper der finnländischen Verfassung wird abgesetzt; die Universität wird auf dasselbe Niveau gebracht wie Dorpat, das auch einst eine deutsche Universität war und heute so wertlos ist wie jede andere russische Lehranstalt. Der reine schlichte Protestantismus der Bevölkerung wird durch den Fetischismus der griechisch-katholischen Kirche ersetzt. Es ist das traurigste Schauspiel unserer Zeit. Die früheren Herrscher, mochten sie oft auch danach ein Gelüste spüren, wagten doch nicht ihren Schwur zu brechen; der jetzige Herrscher, ein Schwächling auf dem Throne, läßt, weil er indifferent, sorglos und absolut unfähig ist, die Zügel der Regierung fest in seine Hand zu nehmen, die reaktionäre Partei seiner Umgebung willkürlich schalten und walten. Seine Dynastie, vielleicht gar er selbst, wird die Folgen zu tragen haben, das kann ich ihm prophezeien. Von jeher hat die Geschichte davon Zeugnis abgelegt, daß solche Verbrechen nicht ungeahndet bleiben. Liegt hier doch ein viel größeres Verbrechen, als die Teilung Polens, vor! Polen hatte sein Schicksal selbst heraufbeschworen, während die Finnen das zarentreuste Volk des ganzen Reiches war. Nicht einmal Moskau war Rußland und dem regierenden Herrscherhause treuer ergeben. Der junge Monarch, dessen Schwäche so fürchterliche Zustände verschuldet hat, beschwört die Vergeltung des Himmels auf sein Haupt und auf das seiner Nachfolger herab. Die Romanows werden noch

an sich erfahren müssen, „daß es in der Welt eine Macht gibt, die höher als die unsere und allgerecht ist". Den Habsburgern und ihren Trabanten ward diese Erkenntnis, als ihre Herrschaft in Italien ein schmähliches Ende nahm. Das Haus Valois mußte der Vernichtung anheimfallen, um die Schrecken der Bartholomäusnacht zu sühnen; die Dynastie der Bourbons erlosch in der französischen Revolution, nachdem sie die Hugenotten vertrieben und ein Ludwig XIV. und XV. grundlos ihr Land in blutige Kriege verwickelt hatten. Beide Napoleons traf das Racheschwert, als sie sich an den heiligsten Menschenrechten vergriffen, und die Vereinigten Staaten verwüstete als Strafgericht für das „Sklavenflüchtlingsgesetz" der Bürgerkrieg, der beinahe eine Million Menschenleben und alles in allem 10000 Millionen an Geld kostete.

Als ich mit dem jungen Fürsten, der damals noch nicht auf dem Throne saß, mich unterhielt und sah, wie sehr er in seinem eigenen Reiche ein Fremdling war, wie er gar nicht einmal davon unterrichtet war, daß die Hungersnot ein zweites Jahr furchtbar in verschiedenen großen Bezirken seines Landes wütete, — da tönten mir wie schon so oft Oxenstiernas Worte an das Ohr: „Zieh' nur hinaus mein Sohn, und sieh', mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird."

Es ist ein schmerzliches Erkenntnis, das ich hier aussprechen muß, daß Nikolaus II. von allen Herrschern Europas Karl IX. von Frankreich am ähnlichsten ist; jenem Karl IX., der sich unter dem Einfluß seiner Familie, männlicher und weiblicher Verwandten, unter dem Einflusse von Höflingen und Priestern dazu hergab, das Blutbad der Bartholomäusnacht gutzuheißen.

Daß die Strafe auch Nikolaus II. und sein Haus treffen wird, ist nur zu sicher.*)

Während ich diese Zeilen durchsehe, bietet sich der Welt abermals ein Schauspiel, das derselben Schwäche und Torheit seinen Ursprung verdankt. Denn der Konflikt mit Japan hätte bequem und befriedigend in einigen Vormittagsstunden durch ein paar Männer beigelegt werden können, deren Fähigkeiten das Durchschnittsmaß nicht einmal zu überschreiten brauchte. Aber die herrschende Partei beschwor einen der grausamsten Kriege herauf, welchen die Geschichte je gesehen hat, einen Krieg, dessen Ausgang, wie es scheint, Rußland noch den ärgsten Demütigungen aussetzen wird.

Auch in den baltischen Provinzen ist Rußland in derselben Weise

*) Das Obige wurde geschrieben, als man von dem Kriege mit Japan und der Ermordung Bobrikows, Plehwes und anderer noch keine Ahnung haben konnte. Meine Prophezeiung scheint noch früher in Erfüllung zu gehen, als ich dachte.

vorgegangen wie in Finnland. Die „Russifizierung", die dort schon seit etlichen Jahren vorgenommen wird, ist ebenso verwerflich, ebenso unklug und wird sicherlich ebenso unheilvolle Folgen nach sich ziehen.

Der erste russische Staatsmann, mit dem ich zu tun hatte, war der Minister des Auswärtigen, Herr von Giers. Aber er war ein todkranker Mann. Ich sprach ihn verschiedene Male außerhalb seines Dienstes in Zarskoje Sselo und er flößte mir große Achtung ein. Besonders eingehend ließ er sich über die „Entente" zwischen Rußland und Frankreich aus und behauptete, sie wäre nicht eines Krieges wegen, sondern in friedlicher Absicht eingeleitet worden. „Sagen Sie Ihrer Regierung", sagte er unter anderem, „daß Rußland, je enger es sich mit Frankreich verbindet, desto mehr seinen Einfluß dahin geltend machen wird, Frankreich von einem Kriege zurückzuhalten.

Ein anderes Mal äußerte sich Giers über die Unsinnigkeit kriegerischer Erfolge, und nahm besonders auf die letzten Kämpfe zwischen Rußland und der Türkei Bezug. Er schilderte mir Rußlands traurige Erfolge, sprach von der Undankbarkeit der Völker, die Rußland von dem Türkenjoche befreit hätte und beklagte es bitter, daß in diesem Krieg Unsummen verschwendet worden wären, die man viel vernünftiger zur Besserung der Lage der Bauern im Innern des Landes hätte anwenden können. Der Minister sprach mit einer Kraft der Überzeugung, wie sie nur Sterbende haben, und ich hatte das Gefühl, daß er es aufrichtig meinte. Zu gleicher Zeit jammerte es mich, daß unter dem herrschenden System ein solcher Mann in Rußland niemals Aussicht haben kann, seine Ideen zu verwirklichen. Mag es ihm heute gelingen den autokratischen Herrscher für sie zu begeistern, so gewinnen schon morgen durch den Einfluß von Großfürsten, Frauen, Priestern und Hofschranzen die entgegengesetzten die Herrschaft.

Die beiden Herren vom Ministerium des Äußern, mit denen ich ferner direkt zu verhandeln hatte, waren der stellvertretende Minister Schischkin, der früher in Washington einen Posten bekleidet hatte, und der Vorsitzende der asiatischen Abteilung, Graf Kapnist. Beide waren im Verkehr sehr liebenswürdige Leute; aber bald, zuerst bei Gelegenheit der Seehundsjagd im Beringsmeer, ward es mir klar, daß sie ihre eigene Politik verfolgten, die von jener, welche die Interessen des Landes im Auge hatte, total verschieden war. Peter der Große hätte sicher beide geköpft.

Als der Mächtigste unter den unmittelbaren Ratgebern des Zaren galt der Finanzminister von Witte. Es schien eine zwingende Gewalt von ihm auszugehen. Was man sich in der Welt von seinem Emporkommen gewöhnlich erzählte, klingt sehr seltsam. Als Alexander III. und seine

Familie in ihrem Extrazug bei Borki verunglückten, wurden viele Leute aus seinem Gefolge getötet; ganz allgemein nahm man an, und die Überlebenden teilten diese Meinung, daß der Katastrophe ein Komplott der Nihilisten zugrunde läge. Nun füllten sich die Gefängnisse mit subalternen Eisenbahnbeamten, und unter ihnen befand sich auch Witte, der damals Vorsteher der Eisenbahnstation in Borki war. Bei der Untersuchung bewies dieser simple Stationsvorsteher so viel Scharfsinn und natürlichen Verstand, daß man auf ihn aufmerksam wurde, ihn beförderte und in das Finanzministerium versetzte, bis daß er schließlich dessen Chef wurde. Seine Verwaltung der russischen Finanzen zeugt für seine Fähigkeiten; er half dem Reiche aus dem Sumpf des wertlosen Papiergeldes heraus, und gab ihm mit der Goldwährung eine feste Grundlage. In nähere Beziehungen trat ich zu Witte, als er durch meine Vermittlung den Vereinigten Staaten ein Darlehen in Gold anbot, um uns in den Stand zu setzen, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, welche die Geldwährungsfrage uns bereitete. Er offenbarte mir, daß Rußland viele Millionen amerikanischer Adlerdollars in seinem Reichsschatze hätte und der russische Reservefonds ungefähr 600 Millionen in Gold betrüge.

Das einzige, was bei dieser Offerte herauskam, war, daß man mich beauftragte, Witte den Dank des Präsidenten zu übermitteln und ihm zu sagen, es existiere kein Gesetz, das uns ermögliche, sein Anerbieten anzunehmen. Des Präsidenten Wunsch ging dahin, eine Anleihe auf den Markt zu bringen, durch welche die Regierung in Washington nur gegen Hinterlegung von Staatspapieren das erforderliche Gold beschaffen könnte.

Ein andermal traf ich mit Witte zusammen, als ich ihm den Rabbi Krauskopf aus Philadelphia vorzustellen hatte, der über die Frage mit ihm Rücksprache zu nehmen wünschte, in welcher Weise eine Schar von Israeliten, die in den westlichen Gebieten des Reiches interniert war, auf Grundlage eines Fonds, der zu diesem Zweck von ihren Glaubensgenossen in Amerika aufgebracht werden sollte, in weniger bevölkerte Distrikte angesiedelt werden könnte. Wittes Ausführungen waren liberal und staatsmännisch gedacht. Leider aber krankten seine Theorien an einem wesentlichen Irrtum, dem Irrtum, den die altrussische Auffassung nährt, der auch der Autokratie zugrunde liegt, daß nämlich der Staat seine Arme nach allem ausstrecken und alles unter seine Flügel nehmen müsse.

Es gelang ihm mehr und mehr die Eisenbahnen zu verstaatlichen, so daß Verwaltung und Betriebsleitung in den Händen der Regierung jetzt zentralisiert sind.

Sein Vorgänger im Finanzministerium, Wischniegradsky, war in dieser Beziehung ganz anderer Meinung. Diesen interessanten und hochgebildeten Mann hatte ich einige Jahre vorher in Paris zur Zeit der großen Weltausstellung kennen gelernt. Damals war er der Leiter der technischen Akademie in Moskau. Als ich ihm jetzt begegnete, war er aus dem Finanzministerium ausgetreten. Bei einem Besuche, den ich ihm gelegentlich abstattete, sagte ich zu ihm: „Sie werden Ihre sibirische Eisenbahn gewiß mit geringeren Kosten herstellen können, als es uns bei dem Bau unserer Kontinentalbahn möglich war. Sie haben es direkt mit dem Fond der Regierung zu tun und haben es nicht nötig, so vielen Leuten zu einem Vermögen zu verhelfen, wie wir." Wischniegradskys Antwort kam mir sehr überraschend. Er sagte: „Daß eine Regierung imstande ist, den Bau einer Bahn mit geringeren Kosten zu bewerkstelligen, wage ich sehr zu bezweifeln; aber auch wenn die Kosten sich höher stellten, würde ich Privatgesellschaften den Vorzug geben. Ich halte es politisch für richtig, den Säckel von Privatleuten zu füllen; Kapitalisten sind es, die Rußland jetzt nur zu dringend nötig hat. Was können solche Leute mit ihrem Gelde anfangen? Sie können es weder aufessen, noch vertrinken, folglich werden sie es in Unternehmungen stecken, die, wenn sie Zinsen tragen sollen, den Bedürfnissen des Volkes entsprechen müssen. Auf diese Weise werden Kapitalien viel besser verwertet und ausgenutzt, als auch der tüchtigste Finanzminister es je zustande bringt."

Daß Wischniegradsky mit dieser Ansicht recht hatte, haben die Ereignisse in Rußland hinlänglich bewiesen. Doch ich komme nun zu Herrn von Witte zurück. Ganz unverständlich erschien es den meisten unbeteiligten Beobachtern, als der jetzige Kaiser diesen Mann von seiner Stellung im Finanzministerium entband, um das er sich so große Verdienste erworben hatte, ihn gewissermaßen ausrangierte und ihm einen Posten in einer jener Staatsbehörden verlieh, deren Aufgabe es vor allen Dingen ist, entlassenen Würdenträgern eine ruhige Sinekure zu bieten. Aber genauer betrachtet, war daran gar nichts Auffallendes. Witte hatte kein größeres Verbrechen begangen, als Turgot und Necker, die wie er ihr Vaterland zu retten beabsichtigten und dabei die Entdeckung machten, daß die Prinzen, Prinzessinnen und Günstlinge des bedauernswerten Ludwig XVI., die ihre Hände zu tief in den Staatssäckel steckten, zu zahlreich und mächtig waren, um sich kontrollieren zu lassen.

Für Frankreich hatte Neckers Entlassung den Ruin des Landes zur Folge, Wittes Entlassung hätte für Rußland dieselben Folgen nach sich gezogen, hätte ihn nicht, während ich diese Zeilen überlese, der Zar wieder zurückberufen.

Ohne Frage ist Fürst Khilkoff, der nach meiner Abreise zum Minister des Eisenbahn- und Wegebau-Departements ernannt wurde, ein sehr tatkräftiger Mann, aber kein Beamter ist imstande das zu leisten, was eine Privatgesellschaft zu leisten vermag, wenn sie ihre Kapitalien dazu verwendet, Unternehmungen ins Leben zu rufen, die der ganzen Bevölkerung Nutzen bringen.

Weiterhin nahm ein Staatsmann, dessen Arbeitsfeld auf einem ganz anderen Gebiete lag, mein volles Interesse in Anspruch — ein Staatsmann, der im Lande eine Macht bedeutete, der nur die des Herrschers gleichkam, der dafür so viel Haß auf sich gezogen hatte, wie sonst kein Russe in unsern Tagen, der ehemalige Erzieher des Kaisers, und, wenn er es auch dem Titel nach nicht war, doch in Wirklichkeit der Minister der geistlichen Angelegenheiten, Pobedonoszew. Von allen Theorien, die in unserem modernen Zeitalter aufgestellt werden, sind Pobedonoszews Theorien die reaktionärsten und damals wie auch noch heutigen Tages streckt er seine allmächtige Hand bis an die äußersten Grenzen des Reiches, um diese Theorien durchzusetzen. Wie man auch über seine Fähigkeiten urteilen mag, seinen Patriotismus kann ihm niemand abstreiten. Obgleich alle meine Ansichten denen Pobedonoszews durchaus zuwiderlaufen, hat mich doch selten ein Mann so interessiert wie er. Ich widme ihm deshalb in diesem Buche ein eigenes Kapitel.

Dann existierten damals dort noch eine ganze Reihe sogenannter Staatsmänner, denen ich aber ganz andere Gefühle entgegenbrachte. Zu diesen gehörte auch der Minister des Innern. Auf nichts konnte man sich weniger verlassen, als auf sein Mienenspiel. Stets schien er dem Fragesteller recht zu geben und doch folgte er nur einem einzigen Grundsatze, dessen Schöpfer er war, und der bestand darin, nie etwas zu tun, das man vielleicht lassen konnte. Er erschien mir immer wie eine riesige Qualle, die scheinbar eine Mission zu erfüllen hat, bei näherer Untersuchung aber ganz widerstandslos und schlüpfrig ist. Sein System hieß augenscheinlich: „keine Betätigung, keine Verantwortlichkeit", und diese Art der Tätigkeit oder vielmehr Untätigkeit scheint in Rußland sehr verbreitet zu sein.

Eines Tages hatte ich dieses Beamten wegen, der glücklicherweise inzwischen seiner Stellung enthoben und den Nichtstuern im russischen Reiche zugesellt worden ist, einen sehr peinlichen Auftritt, der ihn mir im richtigen Lichte zeigte. Zwei Amerikanerinnen, hochgebildete Damen, die den ersten Gesellschaftskreisen angehörten und mit den besten Empfehlungen versehen waren, hatten sich eine Zeitlang in Petersburg aufgehalten und in meinem Hause und in anderen Familien einige sehr interessante Persönlichkeiten der russischen Gesellschaft kennen gelernt.

Von hier aus waren sie nach Moskau gereist, hatten sich eine Zeitlang dort aufgehalten und dann ihre Reise über Warschau nach Wien fortgesetzt. Als ich eine Woche darauf spät abends nach Hause zurückkehre, finde ich von den Damen ein angsterfülltes Telegramm vor, in dem sie mir melden, sie wären an der österreichischen Grenze angehalten und fünf Meilen ins Land zurück, in ein kleines, schmutziges Nest geschickt worden. Ihr Gepäck wäre ihnen vorausgeeilt; in dem kleinen Dörfchen aber gäbe es keinen Bankier, so daß ihr Akkreditiv keinen Heller wert sei; an dem ganzen Unglück könnte nur der Paß oder irgend eine ganz alberne Formalität schuld sein, da sie überzeugt wären, in Petersburg und Moskau alle nötigen „visés" erhalten zu haben. Obwohl der amerikanische Konsul in Warschau ihnen gesagt hätte, diese seien genügend, um über die Grenze zu gelangen, wären sie von einem kleinen russischen Grenzbeamten angehalten worden, weil ihnen das „visé" von der Warschauer Polizei fehlte.

Am nächsten Morgen begab ich mich schon in aller Frühe zu dem Minister des Innern, legte ihm den Fall vor, klärte ihn über die Damen auf, sagte ihm, welche Empfehlungsbriefe sie mitgebracht, und welche Persönlichkeiten sie in meinem Hause getroffen hätten, versicherte ihm, daß sie über jede politische Verdächtigung erhaben wären und ersuchte ihn, ein Telegramm abzusenden, das seine Ermächtigung zu ihrer Abreise enthielte. Seine Dienstfertigkeit war übertrieben. Nichts in der Welt könnte ihm größere Freude bereiten, als mir gefällig zu sein, waren seine letzten Worte und obwohl mir ein gewisses Etwas in seinem Gebaren nicht ganz geheuer schien, zweifelte ich doch nicht daran, daß er die erforderlichen Schritte tun würde. Inzwischen war viel kostbare Zeit verstrichen, da erhielt ich abermals ein Telegramm von den Damen, aus dem ich ersah, daß der Minister keinen Finger gerührt hatte. Ich begab mich wiederum auf das Ministerium und wurde in derselben quallenmäßigen, liebenswürdigen Weise wie vorher mit allerlei Ausflüchten empfangen. Jetzt hatte ich die Situation begriffen und begab mich sofort zu dem Stadthaupt von Petersburg, dem General von Wahl, obgleich diese Affäre eigentlich gar nicht zu seinem Verwaltungsressort gehörte. General von Wahl, ein energischer, charakterfester Mann, tat sogleich die erforderlichen Schritte, und man ließ die Damen ziehen.

Wie ich das schon mehrfach an Leuten erfahren hatte, die Rußland bereisten, kehrten auch diese Damen, trotzdem, daß sie von ihrem Aufenthalte äußerst befriedigt gewesen waren, als erbitterte Russenfeinde nach Amerika zurück.

Um noch etwas über Herrn von Wahl hinzuzufügen, so haben seine

trefflichen Eigenschaften inzwischen die entsprechende Belohnung gefunden: vom Zaren erhielt er den Posten eines Gouverneurs in einer der Provinzen Rußlands, von den Anarchisten eine Bombe, die ihn töten sollte, ihn indessen nur verwundete.

Unter den russischen Beamtenkreaturen, das heißt Leuten, die jede Mühe scheuen, jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen suchen, haben viele Angehörige des russischen Reiches zu leiden. So erging es auch einem vornehmen Russen, der aus einer der besten Familien des Reiches stammte. Er interessierte sich ganz besonders für den Obstbau und wünschte sehnlichst Moskau und Petersburg mit den köstlichen Früchten zu versorgen, die er auf seinen weiten Plantagen in den südlichen Provinzen kultivierte. Er erzählte mir, er hätte es wiederholt versucht, aber die Beamten zuckten die Achseln und scheuten sich vor der Mühe. Endlich hätte er sie nach langem Hin- und Herreden dazu gebracht, ihm einen Güterwagen zu stellen, und ihm zu versprechen, die Ladung in kürzester Zeit nach Petersburg zu transportieren; aber, obgleich die Reise eigentlich nur drei oder vier Tage in Anspruch nähme, hätte der Transport tatsächlich etliche Wochen gedauert, und die Früchte wären natürlich alle verfault. Als ich ihm von den Obsttransportzügen in Amerika erzählte, welche die herrlichsten Früchte Kaliforniens über unseren ganzen Kontinent verteilen, sie bis an unsere Häfen am Atlantischen Ozean befördern, und es ermöglichen, die Märkte in London damit zu versorgen, hat er beinahe geweint. Auch hierin erblicke ich nur die Folgen einer Verstaatlichung der Eisenbahnen. Tatsächlich findet man auf dem Tische eines amerikanischen Handwerkers in der kleinsten Stadt Amerikas schönere und kostbarere Früchte als auf der Tafel der reichsten und vornehmsten Leute in Petersburg; und das liegt nur daran, daß in unserem Lande einige wenige unternehmende Leute, die diese Transporte leiten, ihre Ehre darin suchen, dem Publikum zu Diensten zu sein, während in Rußland ein Heer von Staatsbeamten alles, was ihnen Mühe und Arbeit macht, so weit wie möglich von sich weist.

Ein anderer Schicksalsgenosse war ein sehr tatkräftiger Mann, der sich einst überall durchgesetzt hatte, schließlich aber ganz entmutigt war. Er zeigte mir etliche Proben wertvoller Metalle aus verschiedenen Teilen des Reiches, und beklagte bitter, daß niemand sich dazu verstehen wollte, die Schätze an das Tageslicht zu befördern. Es war ganz klar: der Minister grübelte bei dieser, wie bei so vielen anderen Angelegenheiten nur darüber nach, wie die Sache „nicht anzugreifen" wäre. Wie so mancher andere Beamte fürchtete auch er, daß große Unternehmungen, wenn man sie unterstützte, einen so gewaltigen Maßstab annehmen

könnten, daß daraus der Verwaltung Schwierigkeiten erwachsen würden, und daß es infolgedessen viel bequemer wäre, sie in ihren gemäßigten Grenzen zu erhalten.

Doch gab es von diesen Leuten, die in ihrem öffentlichen Amte nur um ihre Bequemlichkeit besorgt waren, auch einige nennenswerte Ausnahmen. Abgesehen von Herrn von Witte, der der hervorragendste unter ihnen war, war es vor allem ein zweiter, der inzwischen eine traurige Berühmtheit erlangte, und der eben, wo ich diese Zeilen durchsehe, von Mörderhand gefallen ist. Dieser Beamte war Herr von Plehwe, der, als ich ihn kennen lernte, einen niedrigen Beamtenposten in einer untergeordneten Behörde bekleidete, aber, wie es mir schien, seinem Vorgesetzten, Herrn von Dournowo, die schwierigsten Arbeiten abnahm. Als wir mehrmals die Statuten verschiedener amerikanischer Versicherungsgesellschaften in Rußland miteinander durchzusehen hatten, machte sein Scharfblick, seine Intelligenz, und seine Zuvorkommenheit einen sehr vorteilhaften Eindruck auf mich. Im höchsten Grade war ich daher erstaunt, daß er sich als Minister als ein so verbitterter, grausamer und dabei kurzsichtiger Reaktionär entpuppte. Die ganze Welt verstummte über die mörderischen Greueltaten, die in Kischineff an den Juden verübt wurden, und die Plehwe leicht hätte verhüten können, und etwas Grausameres und zu gleicher Zeit Kurzsichtigeres als sein Vorgehen gegen Finnland, ist in der Geschichte, seitdem Ludwig XIV. das Edikt von Nantes widerrief, nicht wieder dagewesen. Ich kann es mir nur damit erklären, daß er sich in der Gunst der reaktionären Partei, die ihren Druck bis auf den heutigen Tag auch auf den Zaren ausübt, festzusetzen wünschte, und daß er diesen Weg einschlug, nur um zur höchsten Macht zu gelangen. Er machte das treueste, glücklichste Land des Reiches elend und rebellisch, er vernichtete den Patriotismus, er verletzte das Gerechtigkeitsgefühl, die höchsten Interessen und heiligsten Gefühle des finnischen Volkes, und fiel von der Hand eines Rächers, der, als er den Feind seiner Heimat vernichtete, auch dem Glücke seiner Heimat einen verhängnisvollen Schlag versetzte.

Während jeder vorurteilsfreie Amerikaner vieles, was er in Rußland zu sehen bekommt, mißbilligen muß, gibt es dort aber eines, das ihm die höchste Bewunderung abnötigt, etwas, worin der Russe dem Amerikaner weit voraus ist; das ist die Tatsache, daß dem Russen sein Nationalbewußtsein über alles geht. Diese Wertschätzung, mag man über sie denken, wie man will, ist das Resultat von jahrhundertelangen Kämpfen, von Blutvergießen und Geldopfern, und die Russen meinen, daß der Preis zu teuer bezahlt und der Schatz zu köstlich ist, um vergeudet und verschachert zu werden. Wenn man hingegen sieht,

wie das Staatsbürgertum der Vereinigten Staaten, das millionenmal höher geschätzt werden sollte, als das russische, an Tausende und Abertausende auf das Freigebigste verschleudert wird, an Menschen, die gar nicht fähig sind, es zu schätzen und es in einer Weise verwenden, daß es bisweilen die Republik zu vernichten droht; wenn man sieht, wie das Recht, dieses Staatsbürgertum zu vergeben, von den Politikern der betreffenden Distrikte der alleruntergeordnetsten Klasse von Beamten überlassen wird, noch dazu ohne irgendwelche Legimationen, ohne irgendwelche Beobachtung des Gesetzes; wenn man beobachtet, wie es von minderwertigen, höchst unfähigen Menschen ausgenutzt wird, die Europa nur deshalb den Rücken kehren, um amerikanischer Staatsbürger zu werden, dann aber Amerika wieder im Stich lassen, um nun der Pflichten gegen beide Staaten ledig zu sein; wenn man beobachtet, wie oft die amerikanischen Staatsbürgerrechte zu Schurkenstreichen ausgebeutet werden, dann hat man nur das eine Gefühl: In dieser Beziehung steht Rußland dem Ideale näher als wir.

Tatsächlich wird bei uns, wenn es sich auch um ein noch so unbedeutendes kaufmännisches Unternehmen handelt, die Staatsbürgerehre den anderen Interessen hintangesetzt; diese Ehre, für die so viele Leib und Leben geopfert haben. Kein Kaufmann, und sei es der kleinste Krämer, wird einen Teilnehmer in sein Geschäft aufnehmen, ohne seine Fähigkeiten geprüft zu haben. Das amerikanische Staatsbürgerrecht hat solche Sicherheitsmaßregeln nicht nötig. Es ist entwürdigt und entwertet worden, so daß viele, die es früher hochhielten, es jetzt verachten und verspotten. Vor dieser Schande wenigstens hat sich Rußland bewahrt.

Männer aus verschiedensten Klassen und Ständen in Rußland (1892—1894)

Ganz besonders interessierte mich eine Abteilung der Staatsverwaltung, welche als „Ministerium für allgemeine Aufklärung" bekannt ist. Graf Delyanoff war sein Chef. Nun ist Delyanoff sicher ein gebildeter Mann, nur schien mir der Name seines Ministeriums falsch gewählt. Denn ihm lag eher die Pflicht ob, die Aufklärung unter dem Volke zu verhindern als sie zu verbreiten. Das Prinzip in Rußland ist eben folgendes: man hebt eine geringe Anzahl von Leuten auf eine gewisse Höhe der Bildung, die sie befähigt, spezielle Aufgaben zu lösen, hält aber sonst jede allgemeine Bildung nieder. Infolgedessen ist der russische Bauer der unwissendste und hilfloseste Mensch in der ganzen Christenheit.

Ein großer Teil russischer Patrioten hat nun offenbar die Neigung, diesen Mangel an Bildung zum Verdienste zu erheben und dem Volke Haß gegen alle, die es besser haben und klüger sind, einzuimpfen. Wie so manche Franzosen die Engländer hassen und viele in den unkultivierten, vernachlässigten Regionen unserer Staaten Neu-England verabscheuen, ist es in breiten Schichten Rußlands Mode, alles Deutsche, insbesondere die baltischen Provinzen, mit verächtlichen, scheelen Blicken zu betrachten.

Während meines Aufenthaltes in Rußland verlieh ein junger Russe auf einer Abendgesellschaft, an der nur Offiziere und Beamte teilnahmen, dieser Antipathie in folgender Weise Ausdruck: „Ich hoffe, es wird nicht mehr allzulange dauern, dann haben wir mit diesen Deutschen im Dienste aufgeräumt, sie sind der Fluch unseres Landes." Einer der Anwesenden, ein junger Amerikaner, der wegen seiner Offenheit bekannt war, fragte sofort: „Wie wollen Sie das machen? Ich habe beobachtet, daß man hier zu verantwortlichen Posten niemals Russen, sondern stets Deutsche verwendet. Vertraut der Zar, wenn er in die Manöver geht, seine persönliche Sicherheit etwa einem Russen an? Nein, dazu ist General Richter, ein Deutscher aus den baltischen Provinzen, ausersehen. Wagt Se. Majestät sich in Petersburg dem

Schutz eines Russen anzuvertrauen? Nein, da ist's Herr von Wahl, der Stadthauptmann, ein Deutscher, der ihn schützt und hütet." In dieser Weise zählte der junge Amerikaner noch eine ganze Reihe von deutschen Balten her, die allesamt gerade die verantwortlichsten Posten bekleideten. Zum Schluß fügte er hinzu: „Gäbe man einem von Ihnen den Auftrag, das Leben des Kaisers zu schützen, Sie vergäßen ihren Kaiser, sobald Sie ein hübsches Mädchen sähen und liefen ihrer Schürze nach, davon sind Sie selbst ebenso überzeugt wie ich."

General Richter und Herr von Wahl waren mir bekannt; — es waren Männer, vor denen man Respekt haben mußte: klug, eifrig, pflichtgetreu. Sah man den Kaiser bei Revuen, so war General Richter dicht hinter ihm. Waren ihre Majestäten in der Oper oder an irgend einem anderen öffentlichen Orte, so sah man, wie in ihrer unmittelbaren Nähe Herr von Wahl kein Auge von ihnen verwandte. Heute könnte der junge Amerikaner noch hinzufügen, daß man, als es galt, Port Arthur zu verteidigen, abermals einen Deutschen, nämlich General Stoessel, dazu auserwählte, dessen Heldenmut die ganze Welt ebenso pries, wie einst den des deutschen Generals Todleben, der sich im Krimkriege seine Lorbeeren holte.

Mit einem Russen freilich hätte unser junger vorlauter Amerikaner sicher eine Ausnahme gemacht. Das war der allgemein hochgeachtete Graf Woronzoff-Daschkoff. Als ich ihn eines Tages aufsuchte, um ihm die Gaben der Amerikaner zur Linderung der Hungersnot zu übergeben, machte seine rückhaltlose Rechtschaffenheit einen tiefen Eindruck auf mich; ihm war die peinliche Aufgabe zugefallen, dem althergebrachten Diebs- und Räuberunwesen im Winterpalais Einhalt zu tun.

Einer der interessantesten Russen, die mir begegneten, war General Annenkoff. Da sein Schwager, der russische Gesandte Struwe in Washington, mir eine Empfehlung an ihn mitgegeben hatte, traten wir uns näher. Er hatte sich bei dem Bau der Transkaukasischen Bahn besonders hervorgetan, aber seine größte Tat war die Annexion der Bucharei. Diese Geschichte, so wie sie mir ein Mitglied seiner Familie erzählte, ist wirklich spaßhaft.

Man baute gerade die Bahn durch die Wüste. Der General hatte die Oberaufsicht über die großen Massen der Bahnarbeiter. Da sah er eines Tages, wie eine Reiterschar im Sturm gerade auf ihn zubrauste. Sie machte dicht neben ihm Halt, und ihr Führer gab sich ihm als einen Sohn des jüngst verstorbenen Emirs der Bucharei zu erkennen. Die anderen Söhne hatten sich des Thrones zu bemächtigen gesucht, indem sie sich gegenseitig nacheinander ums Leben brach-

ten, dieser jedoch hatte es für klüger gehalten, sich um seiner Sicherheit willen zu den Russen zu flüchten. Annenkoff faßte den Fall richtig auf, machte sich mit seinem Gast an seiner Seite mit einer großen Abteilung seiner Reiterei auf den Weg nach der Bucharei, bahnte sich durch alle Hindernisse einen Weg, verhalf dem jungen Prinzen zu seinem Throne und machte ihn zu einem russischen Satrapen. Von dem Besuch dieses Prinzen in Petersburg erzähle ich ein anderes Mal. Daß Annenkoff während meines Aufenthaltes in Petersburg nicht gut angeschrieben war, konnte man nicht übersehen. Man erzählte sich, er wäre mit großen Wasserbauten betraut worden, um den Bauern während der Hungersnot Arbeit zu verschaffen, hätte sie aber nicht zur Zufriedenheit ausgeführt. Der genauere Beobachter aber sah, daß das nicht der einzige Grund sein konnte. Augenscheinlich waren seine Gesinnungen zu liberal, zu vorgeschritten, und in diesem Wespennest von Intrigen, das sich im Winterpalais festgesetzt hatte, war ihm sein Ehrgeiz übel bekommen.

Ganz besonders angezogen fühlte ich mich durch Galkin Wraskoy. Dieser Mann sann Tag und Nacht darüber nach, wie das russische Gefängniswesen zu verbessern sei. Und fraglos war eine Verbesserung wünschenswert; nur mußte ich mir sagen, daß, wenn in Rußland ein Beamter dieser Aufgabe sein ganzes Leben opfert, wenn da eigens eine Behörde sich der Verbesserung des Gefängniswesens widmet, daß da die russische Regierung doch nicht so unbarmherzig grausam verfahren kann, wie man es sich oft im Westen Europas erzählt.

Interessant fand ich auch den Grafen Orloff Dawidoff. Ich traf ihn beim General Annenkoff, als er eben von Chicago zurückgekehrt war. Da unterhielt ich mich mit ihm denn über seine Erlebnisse auf der Weltausstellung. Auf meine Frage, was ihm in Amerika am meisten amüsiert hätte, antwortete er, ein sonntägliches geistliches Konzert in einer Kirche in Colorado Springs, bei dem die Walzer von Strauß und Offenbachs komische Couplets die Hauptnummern gewesen und von dem Auditorium wie geistliche Musik andächtig aufgenommen worden wären.

Wenn ich nun von literarischen Genüssen reden soll, so war ich ganz begeistert von den Vorträgen, die vom Fürsten Galitzin über französische Dramen veranstaltet wurden. Als bedeutenden Historiker lernte ich Professor Demetrieff, den mir Pobedonoszew vorstellte, schätzen. Ich hatte gerade Bilbassoffs „Leben der Kaiserin Katharina" gelesen. Ich stellte an Demetrieff einige Fragen über dies Werk, da erzählte er mir, daß Katharinas Sohn, Kaiser Paul, nach ihrem Tode Rostopschin die Sichtung ihres schriftlichen Nachlasses übertragen, und

daß dieser darin ein verschlossenes Kästchen mit Briefschaften gefunden hätte, welche die Kaiserin scheinbar ganz besonders sorgfältig aufzubewahren pflegte; dieses Kästchen enthielt auch ein Schreiben Orloffs mit genauen Details über die Ermordung ihres Gatten Peters III. Der Brief stellte im wesentlichen folgendes fest: Als Orloff und seine Komplicen Peter III. auf seinem Wege nach Petersburg, wo er Katharina gefangen zu setzen, wenn nicht gar hinrichten zu lassen gedachte, festzunehmen suchten, setzte er sich zur Wehr und ward im Handgemenge getötet. Diesen Brief, so fügte Professor Demetrieff hinzu, zeigte Kaiser Paul seinen Söhnen Alexander und Nikolaus, die ihm später auf dem Throne folgten, und sprach dankbar davon, daß der Tod Peters III. nicht vorsätzlich ausgeführt und ihre Großmutter folglich nicht des Mordes zu beschuldigen wäre.

Das erinnert mich an etwas ähnliches. Als ich bei meinem ersten Besuche in Petersburg auf meinen Spaziergängen häufig an dem alten Palais Kaiser Pauls vorüberkam, war da immer eine ganze Fensterflucht sorgfältig verhängt; sie gehörten zu den Zimmern, in welchen man den Zaren Paul ermordete, um seinem Sohne und seiner ganzen Familie das Leben zu erhalten.

Der vielseitigste Russe, den ich kennen gelernt habe, war entschieden Fürst Sergius Wolkonsky; als Dramatiker, Schauspieler, Feuilletonist, Redner, Vorleser bewies er die gleiche Meisterschaft. Auf einem Festmahle, das mir zu Ehren kurz vor meiner Abreise von den an der Ausstellung in Chicago beteiligten Russen veranstaltet wurde, wurde ich einigermaßen verlegen, als die betreffenden Reden in russischer Sprache, die ich nicht genügend beherrschte, gehalten wurden, um mir darüber klar zu werden, in welchem Sinne ich darauf zu antworten hätte; plötzlich bemerkte ich, daß der Vorsitzende Minister Delyanoff dem jungen Fürsten Sergius einen Wink gab, worauf dieser sich mir in bescheidener Weise näherte und mir in vorzüglichem Englisch mit wenigen Worten den Inhalt sämtlicher Reden, seiner mit eingeschlossen, wiederholte. Die Reden und Ansprachen, welche Wolkonsky in Chicago gehalten hatte, waren ganz hervorragend, und die Vorlesungen über russische Literatur, die er in einem anderen Jahre an der Cornell-Universität, in Washington und in anderen Städten hielt, hätten dem Collège de France Ehre gemacht. Dieser junge Mann sprach außer seiner Muttersprache fließend und ohne jeden Dialektfehler englisch, französisch, deutsch, italienisch und noch viele andere Sprachen.

Wenn es mir um einen Gedankenaustausch mit namhaften Männern der Wissenschaft zu tun war, dann besuchte ich das Quartier

latin. Ich traf da in dem Hause des Universitäts-Professors Woikoff einen großen Kreis sehr berühmter Gelehrten. Unter ihnen fesselte mich ganz besonders Admiral Makarow. Vor kurzem kam die Nachricht, daß er als Befehlshaber der russischen Flotte bei Port Arthur gefallen sei; ein Torpedoboot hatte sein Admiralsschiff mit fast der ganzen Mannschaft zum Sinken gebracht. Ich war ihm häufig begegnet, damals im Universitätsviertel wie später in Washington, und rechnete ihn zu den wenigen wirklich hochachtbaren Russen. Nachdem er sich im Türkenkriege als Befehlshaber durch seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit einen Namen gemacht hatte, widmete er sich vollständig der wissenschaftlichen Seite seines Berufes. Sein kolossaler Eisbrecher hat sich in den verschiedensten Gewässern der nördlichen Zone vorzüglich bewährt; neuerdings galt sein Hauptinteresse der Aufstellung einer umfassenden schematischen Übersicht der ozeanischen Gewässer nach Luft- und Meeresströmungen. Wie Makarow mir die Sache bescheiden überzeugend klar zu machen verstand, da schien mir das eine der glänzendsten Leistungen der induktiven Methode seit Bacon zu sein. Mit Senator Semenow und Fürst Gregor Galitzin führte ich sehr interessante Gespräche über ihre Reisen in Asien, und die umfassenden Kenntnisse und die große Bescheidenheit des Chemikers Mendeléjeff, der heute als Autorität gilt, flößten mir die größte Bewunderung ein. Da Männer der Wissenschaft, wenn sie kein hohes Amt bekleiden, in Rußland nicht hoffähig sind, freute es mich sehr, daß man diese Gelehrten in vielen Kreisen des Adels zu schätzen wußte; einen hübschen Beweis erlebte ich eines Tages in meinen eigenen Räumen. Es fand ein Diner statt, an dem auch ein junger Russe vornehmer Herkunft teilnehmen sollte, und da bereitete mir die Tafelordnung, die unter den obwaltenden Umständen eine sehr wichtige Rolle spielte, einige Schwierigkeiten. Zu guter Letzt wandte sich meine Frau an den betreffenden Edelmann und fragte ihn, wie er sich zu dieser Frage stelle. Seine Antwort machte ihm alle Ehre. Er sagte: „Ich würde mich schämen in Mendeléjeffs Gegenwart, der in der ganzen Welt als eine Zierde Rußlands gilt, den Ehrenplatz einzunehmen und kann Sie nur dringend bitten, ihm den Ehrenplatz einzuräumen."

Die Petersburger Gesellschaft hatte auch eine ganze Reihe interessanter Frauen aufzuweisen, deren Empfangsabende eine große Anziehungskraft besaßen; tatsächlich ähnelten sie dem herrschenden Tone nach in vieler Beziehung den Salons des ancien régime.

Eine dieser Damen, die Fürstin Wolkonsky, wußte alle Leute, die kein leeres Geschwätz liebten, für sich zu begeistern; infolgedessen

traf man in ihrem Hause die bedeutendsten Männer Petersburgs und hörte die interessantesten Erörterungen.

Neben ihr kam noch die Frau des österreichischen Gesandten, die Gräfin Wolkenstein, die ich vor Jahren in Berlin als Gräfin Schleinitz, als Gattin des preußischen Oberhofmeisters, flüchtig kennen gelernt hatte, in Betracht. An den Empfangsabenden dieser Damen hörte man die berühmtesten Männer über die interessantesten Fragen diskutieren, und in den Salons einer dieser Damen wurde auch jenes Gespräch geführt, das ich in meiner „History of the Warfare of Science" wiedergegeben habe, und das den Ursprung der Legende von den Wunderkuren behandelt, die der Priester Johann von Kronstadt an dem Erzbischof von Petersburg vollführt hat.

Einen vielgesuchten Sammelpunkt der Gesellschaft bildete auch das Haus des Generals Ignatieff, des ehemaligen Botschafters in Konstantinopel, der infolge der Gewissenlosigkeit, mit der er den Krieg mit der Türkei heraufbeschworen hatte, den Beinamen „Mentir Pascha" erhalten hatte. Seine Gemahlin war die Tochter von Kutusow, dem Hauptgegner Napoleons im Jahre 1812. Wie sie die Ereignisse in ihrer Jugendzeit darzustellen wußte und von ihrem Aufenthalt in Konstantinopel erzählte, das konnte bisweilen hinreißend sein.

In diesem Hause begegnete ich eines Tages der Fürstin Urussow; sie erzählte mir, Kaiser Alexander habe einst zu ihr gesagt: „Ich wünschte, jeder Mensch könnte sich Sardous Schauspiel ‚Thermidor' ansehen; er könnte daraus lernen, was Revolutionen zu bedeuten haben". Darauf habe sie, die Fürstin, ihm geantwortet: „Revolutionen sind schon lange vorher, ehe sie ausbrechen, vorbereitet". In diesem philosophischen Ausspruch steckte für mich ein heilsames Stück Wahrheit; jeder russische Herrscher sollte ihn sich zu Herzen nehmen.

Ganz besonders anmutig war die junge Fürstin Radziwill. In einem ihrer Gemächer hing ein Porträt von Balzac, das gleich nach seinem Tode gemalt und vorzüglich getroffen war. Das veranlaßte die Fürstin, mir sehr interessante Einzelheiten über ihre Tante zu erzählen, die Frau von Hanska, an die Balzac seine berühmten Briefe gerichtet und die er schließlich heimgeführt hatte. In diesem Hause begegnete ich auch einer anderen sehr vornehmen Dame, deren Bekanntschaft ich auf ziemlich seltsame Weise machte. Als ich einmal eines Nachmittags bei Henry Howard, dem ersten Sekretär der englischen Botschaft, vorsprach, erblickte ich unter einer Menge anderer Besucher auch eine große, schlicht gekleidete Dame, der ich noch nie begegnet war. Man stellte mich ihr vor, und ich unterhielt mich, ohne ihren Namen verstanden zu haben, noch eine ganze Weile mit

ihr. Ich erfuhr, daß sie sowohl in Australien als auch in Kalifornien gewesen und über das nordamerikanische Festland nach New York gereist war. Die Schilderung ihrer Reiseerlebnisse fesselte mich sehr. Einige Zeit darauf sah ich die interessante Reisende bei der Fürstin Radziwill wieder, und da erfuhr ich erst, daß sie die englische Herzogin von Buckingham war. Eines Tages unterhielt ich mich mit der Fürstin und ihren Gästen über die kostbaren Schätze der Kaiserlichen Bibliothek, besonders über die wundervolle Autographensammlung, die unter anderem ein Schreibheft Ludwig XIV. aus seiner Kinderzeit enthielt, das den Beweis lieferte, wie man schon dem Kinde beizubringen bemüht war, daß es ein Autokrat wäre, der sich vor niemandem zu verantworten brauchte. Auf der einen Seite des Heftes lautete die Vorschrift folgendermaßen:

„L'hommage est du aux Roys, ils font ce qu'il leur plaist. —
Louis."

Der junge Souverän, der auf solche Weise erzogen wurde, hatte diese Worte sechsmal mit seiner Kinderhandschrift kopiert und sich, wie es schien, sehr anstrengen müssen, um gerade zu schreiben und die Zwischenräume möglichst gleichmäßig einzuhalten. Meine Beschreibung veranlaßte die Fürstin, mich darum zu bitten, ihr und ihrer Freundin einige Schätze dieser Bibliothek zu zeigen. Ich erklärte mich mit Freuden dazu bereit, ging zu dem Direktor, stellte den kommenden Nachmittag für unseren Besuch fest und begab mich zur gegebenen Zeit zu den Damen, um sie abzuholen.

Tags zuvor hatte ich zwei sehr kluge, gebildete Amerikanerinnen getroffen und auf ihre Frage, welche Sehenswürdigkeiten ich ihnen zu besichtigen empfehlen könnte, sie ganz besonders auf die kostbaren Schätze der Kaiserlichen Bibliothek aufmerksam gemacht. Diese Empfehlung war die Ursache eines eigentümlichen Intermezzos.

Als wir an dem Tore, das zur Bibliothek führt, angekommen waren, war ich sehr überrascht, daß man gar keine Anstalten getroffen hatte, uns zu empfangen; man schien unser Kommen tatsächlich gar nicht erwartet zu haben. Denn eine ganze Weile verstrich, ehe der Direktor und einige seiner Beamten sich blicken ließen. Was diesem eigentümlichen Gebaren zugrunde lag, erfuhr ich jetzt nur zu bald.

Die beiden Amerikanerinnen waren, ohne sich etwas dabei zu denken, zwei Stunden vorher in der Kaiserlichen Bibliothek erschienen. Da sie sich auf den amerikanischen Gesandten berufen hatten, hatte man als selbstverständlich angenommen, daß sie die Fürstin Radziwill und deren Freundin, die Herzogin von Buckingham, wären. Alle

Schätze waren ihnen bereitwilligst vorgelegt worden, und erst bei unserer Ankunft erkannten die Beamten ihren Irrtum.

Die amerikanische Kolonie in Petersburg war damals nur sehr klein. Deshalb freute es mich stets, wenn von Zeit zu Zeit bekannte Landsleute auf ihren Wanderfahrten bis dorthin verschlagen wurden; ganz besonders willkommen war mir eines Tages ein gewisser Herr Prince, der in früheren Jahren lange als amerikanischer Konsul in Petersburg gelebt hatte. Prince war Neu-Engländer und hatte, wie diese alle, eine scharfe Zunge; was er mir von meinen Vorgängern zu erzählen wußte, machte mir viel Vergnügen. Vor allem muß ich an eine Geschichte denken, die von einem ehemaligen Senator der Vereinigten Staaten handelte, der im Jahre 1840 als Gesandter nach Rußland geschickt worden war. In den Archiven der Gesandtschaft fanden sich einige Schriftstücke vor, die davon zeugten, daß Enthaltsamkeit nicht gerade die Haupttugend dieses Herrn war. Da fand sich im Archiv ein ganzer Stoß Briefe, in denen der Gesandte sich durch seinen Sekretär entschuldigen ließ, einer „plötzlichen Indisposition" wegen verhindert zu sein, die Geschäfte im Auswärtigen Amt zu erledigen.

Prince erzählte mir, daß der Kammerdiener dieses Gesandten, ein Irländer, eines Tages ganz unglücklich zu ihm auf das Konsulat gekommen wäre und gesagt hätte: „Ich bleibe nicht mehr bei meiner Exzellenz! Ich habe ihn satt!"

„Worüber haben Sie sich denn zu beklagen?" fragte ihn Prince.

„Sehen Sie", entgegnete der Mann. „Heute morgen dachte ich mir, nun ist es aber Zeit, daß Se. Exzellenz wieder einmal aus dem Bett herauskommt. Er war die ganze Woche fast alle Tage betrunken und lag fast immer zu Bett. Ich ging also ganz freundlich auf ihn zu und sagte: ‚Wünschen Exzellenz eine Tasse Kaffee?' Da sprang er auf und gab mir einen Schlag in das Gesicht. Jetzt packte ich ihn beim Kragen, hob ihn in die Höhe, schleppte ihn über das Zimmer bis an den Spiegel, zeigte ihm sein entstelltes Gesicht und fragte ihn: ‚Schauen Sie einmal: Schicken sich solche Augen für eine Exzellenz? Für einen beglaubigten Gesandten?'"

Zu einer der interessantesten Erinnerungen an meine Vorgänger gehörte ein Brief, den ich auch in den Archiven fand. Er stammte aus dem Jahre 1832 und war von James Buchanan abgefaßt, der nacheinander Senator, Gesandter in London, Staatssekretär und Präsident der Vereinigten Staaten gewesen war. Es war ein freundliches Schreiben an irgend eine amtliche Persönlichkeit in unseren Staaten und lautete folgendermaßen: „Es ist mir äußerst peinlich, Ihnen mit-

teilen zu müssen, daß sowohl Ihre Briefe an mich, als auch meine an Sie, sowie alles, was durch die Post zwischen uns hin und her befördert wird, außer von uns auch noch von anderen gelesen wird. So war's mit Ihrem letzten Brief an mich, und so wird sich's wahrscheinlich mit diesem wiederholen. Können Sie sich so etwas vorstellen! Welch eine Gemeinheit von einer Beamtenkreatur, Privatbriefe aufzubrechen, um sie zu lesen! Können Sie sich etwas Schimpflicheres denken? Was für ein Schweinehund das sein muß!" In diesem Stil ging es weiter, bis Buchanan dann folgendermaßen schloß: „Dieser Kerl begnügt sich aber nicht nur damit, unsere Briefe zu lesen, er ist auch ein Fälscher! Er fälscht die Siegel, und es tut mir nur leid, ihm das Zeugnis ausstellen zu müssen, daß seine Imitation unseres Adlers ein jammervolles Federvieh ist."

Ob diese Arzenei bei dem Beamten eine heilsame Wirkung getan hat, habe ich leider nicht erfahren können.

Ein amerikanischer Gesandter in Petersburg hat eine ganze Reihe Schwierigkeiten zu überwinden, die schon am ersten Tag mit dem Suchen nach passenden Räumlichkeiten ihren Anfang nehmen. Tatsächlich war es schon damals für einen Gesandten eine schwierige Aufgabe in der russischen Residenz gut ausgestattete Wohnräume aufzufinden. Seitdem die dortige Gesandtschaft aber in eine Botschaft umgewandelt worden ist, haben sich diese Schwierigkeiten noch erheblich gesteigert. Ich für meine Person hatte verhältnismäßig weniger darunter zu leiden, weil ich besonders vom Glück begünstigt war und über reiche Privatmittel verfügte. Aber viele meiner Kollegen waren in nicht so glücklicher Lage. Während jede andere fremde Macht ihren Vertretern ein bequem gelegenes, zweckentsprechendes, standesgemäß eingerichtetes eigenes Haus oder wenigstens gemietete Wohnräume zur Verfügung stellt, die leicht erkenntlich und leicht aufzufinden sind, muß der amerikanische Gesandte sich mit Räumlichkeiten begnügen, wie sie ihm der Zufall gerade in den Weg führt: bald muß er im Parterregeschoß wohnen, bald hoch oben, nahe dem Himmel. Und das Resultat ist natürlich, daß das russische Publikum die Vertreter Amerikas denen der übrigen Staaten nicht gleichstellt.

Während ich dies hier schreibe, erhalte ich die Nachricht, daß der jetzige Gesandte keine anderen passenden Räume zu finden imstande war als solche, deren Preis sein Salär bedeutend überstieg; die Hausbesitzer waren miteinander überein gekommen, den reichen Amerikanern, denen es doch nicht darauf ankommen könnte, ihre Wohnungen nicht unter einem von ihnen festgesetzten enormen Mietspreis abzugeben. Ich will hier nur kurz bemerken, daß unsere Regierung sich

damit eines groben Mißgriffs schuldig macht und komme an anderer Stelle wieder auf diese Frage zurück.

Diplomatische Streitfragen zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland gab es viele arg verdrießliche. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die uns damals aus der Beringsmeer-Affäre erwuchsen, war es noch eine ganze Reihe anderer Angelegenheiten, die uns erheblich zu schaffen machten. Zu diesen gehörten vor allen Dingen die Meinungsverschiedenheiten, welche sich bei den Grundbesitzrechten und Handelsvergünstigungen in den Buchanan-Handelsverträgen geltend machten, ferner die Unterhandlungen mit den russischen Firmen über die Weltausstellung in Chicago, die Wahrnehmung der Interessen von amerikanischen Staatsbürgern russischer Herkunft und dann namentlich von Israeliten, die nach Rußland zurückgekehrt waren, weiter die Beobachtung der Interessen von amerikanischen Lebensversicherungs-Gesellschaften im russischen Reiche, die Beilegung von Religionsstreitigkeiten auf Alaska und den Inseln im Stillen Ozean und nicht zum wenigsten die Ergänzungen der Auslieferungsverträge zwischen beiden Staaten, nämlich die Aufnahme von Sicherheitsklauseln für rein politische Verbrecher.

Vor allen Dingen machten uns die Angelegenheiten der Israeliten viel zu schaffen. Einige dieser Fälle erregten meine volle Teilnahme, und darum reichte ich auf besonderen Wunsch des Staatssekretärs Gresham nach eingehenden Studien eines Tages ihm einen ganz genauen Bericht über diese Verhältnisse ein. Es war das ausführlichste amtliche Schriftstück, das ich je abgefaßt habe. Um den Umfang meines Berichtes zu entschuldigen, schrieb ich unserem Staatssekretär, ich könne natürlich nicht erwarten, daß er Zeit finden würde, den Bericht ganz zu lesen, ich hätte mehr die Absicht gehabt, damit dem Staatsministerium einen guten Dienst zu leisten. Nach einiger Zeit erhielt ich ein sehr freundliches Antwortschreiben, der Sekretär hätte meinen Bericht mit vielem Interesse gelesen und dankte mir herzlich für meine Bemühungen. Nun handelt es sich freilich um eine sehr heikle Frage; nichtsdestoweniger hat man in Rußland bei ihrer Erledigung grobe Fehler begangen. Es gibt dort mehr Israeliten als auf der ganzen Welt; gesetzlichen Bestimmungen zufolge werden sie jedoch auf einen schmalen Landstrich zusammengedrängt, der an der Westgrenze liegt und früher zu Polen gehörte. Da hier ein geradezu ungeheuerlicher religiöser Fanatismus in Blüte steht, so sind sie furchtbaren Ausschreitungen ausgesetzt. Ganz besonders peinlich ist aber die Lage, in welcher sich die jüdischen Rabbiner befinden; und die Folgen sind gleich verdrießlich, für Rußland wie für unsere Staaten. Die

Auswanderer, die aus diesen Provinzen zu uns hinüberkommen, sind das minderwertigste Volk der ganzen Welt. Sie taugen wirklich gar nichts, und alle Bestrebungen edel gesinnter Glaubensgenossen in den Vereinigten Staaten, die Mißstände zu beseitigen, haben bis auf den heutigen Tag noch keinen befriedigenden Erfolg gehabt.

Selbstverständlich mangelte es auch nicht an den üblichen amerikanischen Abenteurern, politisch oder geschäftlich verkrachten Existenzen, und auch nicht an solchen, die sich für Amerikaner ausgaben, um den Schutz des Sternenbanners in Anspruch zu nehmen. Wie während meines Aufenthaltes in Deutschland suchte man auch hier in Rußland die amerikanischen Staatsbürgerrechte in geradezu schamloser Weise auszunutzen. Es war genau die alte Geschichte. Russische Auswanderer, nicht gerade von der wünschenswertesten Sorte, waren nach den Vereinigten Staaten übergesiedelt. Hier hatten sich die größtenteils sehr unwillkommenen Ankömmlinge nur gerade so lange aufgehalten, um sich die Staatsbürgerrechte zu sichern, ja in einigen Fällen wußte man sich diese Rechte auch schon vor Ablauf der gesetzlichen Frist durch irgend ein Schwindelmanöver zu verschaffen.

Dann kehrten diese Amerikaner nach Rußland zurück und suchten dann nur die Rechte beider Staaten zu genießen, ohne sich um ihre Pflichten zu kümmern.

Die meisten Fälle waren äußerst verdrießlich; und das hat seinen guten Grund. Vor allen Dingen ist es das in hohem Grade verwickelte russische Gesetz, das den Vertretern der Vereinigten Staaten große Hindernisse in den Weg stellt. Man könnte sich versucht fühlen, auf diese Gesetze das Urteil anzuwenden, welches König Jakob über Bacons „Novum Organum" fällte: „Sie sind in der Tat so dunkel wie Gottes Wege!" Die russische Gesetzessammlung ist aus Bestimmungen zusammengesetzt, die teils veraltet, teils ganz außer Brauch gekommen sind; aus Ukasen und Kontre-Ukasen, ministeriellen Erlassen und Kontre-Erlassen, polizeilichen Maßregeln und Kontre-Maßregeln, und außerdem aus einer endlosen Reihe von Suspensionen, Modifikationen und Ausnahmen.

Die zweite Schwierigkeit machte mir folgende Tatsache. Der Buchanan-Vertrag von 1832, welcher amerikanischen Staatsbürgern, die sich in Rußland aufhalten, scheinbar alle erdenklichen Vergünstigungen zusicherte, wurde allmählich in einer Weise umgemodelt, daß der lumpige Rest tatsächlich wertlos war. Wie aller Welt bekannt, legt Rußland gar kein Gewicht darauf, an irgendwelchen Verträgen festzuhalten.

In dieser Hinsicht besteht zwischen Rußland und Deutschland ein

gewaltiger Unterschied. Mit Deutschland haben wir sorgfältige Verträge geschlossen, die Gesetze sind gut bekannt, und ein amerikanischer Vertreter fühlt festen Grund unter seinen Füßen. Aber in Rußland, wo nichts fest steht, kann ein Vertreter sich nur nach den Grundbestimmungen des internationalen Rechts, nach seinem gesunden Menschenverstande und seiner persönlichen Überzeugung richten.

Eine ganz eigenartige Aufgabe während meines letzten Aufenthalts in Petersburg war es, das Heranrücken der Cholera, insbesonders von Persien her, zu überwachen. Zu diesem Zwecke waren sehr gute Anstalten für telegraphische Informationen getroffen, so daß ich täglich vom Auswärtigen Amt aus über den Verlauf der Epidemie in Kenntnis gesetzt werden und dem Staatsministerium in Washington meinen Bericht einsenden konnte. In alten Zeiten hatte Rußland, um sich vor großen Epidemien zu bewahren, zum Aberglauben seine Zuflucht genommen, erst jetzt waren die obersten Behörden dahinter gekommen, daß man sich anderer Mittel und Wege bedienen müsse. Die Maßnahmen, die nun getroffen wurden, waren umfassend und erfüllten vollkommen ihren Zweck. Im Mittelpunkte der Städte wurden „Sanitätskolonnen" eingerichtet, die sich aus Beamten der Medizinalabteilung, des Geniekorps und der Polizei zusammensetzten; diese überwachten jeden letzten Winkel der Stadt und zwangen, mit außerordentlichen Vollmachten versehen, das schmutzigste Volk, ihr Haus und Gehöft zu säubern und rein zu erhalten. Man errichtete großartige Hospitäler und Laboratorien, und von einer dieser Anstalten aus, an der ein ehemaliger Student der Cornell-Universität eine wichtige Stellung bekleidete, erhielt man mich stets auf dem laufenden. Auf meinen Ausflügen, die ich drei- oder viermal wöchentlich nach unserem Sommersitze in Finnland unternahm, war ich im höchsten Grade überrascht über die umfassenden Vorsichtsmaßregeln, die man auf den finnländischen und anderen Bahnen getroffen hatte: In sechs verschiedenen Sprachen waren Bekanntmachungen über Verhütung der Cholera erlassen; Desinfizierungsmittel waren überall zur Hand; Sitze und Gepäcknetze in den Wagenabteilen waren mit Ledertuch bedeckt und wurden oft desinfiziert, auf den Hauptlinien hatte man Krankenwagen eingestellt und außerdem auf jeder Station zur Aufnahme von Kranken Baracken errichtet, die mit allem nötigen reichlich versehen waren. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln erreichte die Zahl der Cholerakranken in der Mitte des Monats Juli eine gewaltige Höhe, und die Zahl der Sterbefälle belief sich täglich auf ungefähr Hundert.

Auch Tschaikowsky fiel der Cholera zum Opfer, der berühmte Komponist, ein genialer Mensch und edler Charakter, dessen Bekannt-

schaft mir in New York Andrew Carnegie vermittelt hatte. Während eines Diners hatte er aus einer Karaffe, die auf der Tafel stand, ein Glas Wasser getrunken und war am nächsten Tage eine Leiche. Diesen Fall ausgenommen, gehörten die Cholerakranken, wenigstens soweit ich es beobachten konnte, sämtlich den niederen Klassen an. Obwohl man überall bekannt gemacht hatte, es wäre dringend anzuraten, nur abgekochtes Wasser zu trinken, und obwohl einige ums öffentliche Wohl besorgte Leute dem Volk sogar Samowars und sonst alles nötige zur Herstellung von Tee zur Verfügung gestellt hatten, konnte man aus der Antwort, die ein Bauer gab, als man ihm gekochtes Wasser zu trinken empfahl, ersehen, welche Begriffe unter dem Volk verbreitet waren. Dieser Bauer antwortete: „Wäre es Gottes Wille, daß wir gekochtes Wasser trinken sollen, er hätte die Newa abgekocht."

Meine Erinnerungen an Pobedonoszew

Als ich im Jahre 1892 meinen Posten in St. Petersburg antrat, war ich auf eines Mannes Bekanntschaft am meisten gespannt. Das war Konstantin Pobedonoszew. Viele Jahre hatten englische und amerikanische Blätter es sich angelegen sein lassen, Pobedonoszew der Bigotterie, der Grausamkeit und Heuchelei, wie jedes scheußlichen politischen Verbrechens zu beschuldigen. Aber zunächst blieb nur die Tatsache, daß Pobedonoszew unter Alexander III. die einflußreichste Persönlichkeit im ganzen Reiche gewesen war, und daß er, obgleich er nur den Titel „Oberprokurator des Allerheiligen Synods" trug, doch in staatlichen Angelegenheiten nicht weniger allmächtig war, als in seinem rein geistlichen Ressort.

Die Geschichte seiner Laufbahn erzählt man sich folgendermaßen: Als der älteste Sohn Alexanders II., der Großfürst Nikolaus, der ganz ähnliche Charaktereigenschaften wie sein Vater hatte, an der Riviera gestorben war, war der nächste Erbe des Thrones sein Bruder Alexander. Dieser Großfürst, ein tüchtiger wortkarger Soldat, wurde seiner Rechtschaffenheit und Geradheit wegen von allen, die mit ihm in Berührung gekommen waren, geschätzt und hoch geachtet. Freilich hatte man niemals in ihm den zukünftigen Thronfolger gesehen und ihn deshalb schlicht und recht wie einen Soldaten erzogen. Von Natur besaß er nur wenige von den Talenten und Gaben, die seit Katharinas Zeiten bei den Erben der russischen Monarchie traditionell waren. Infolgedessen wurde es notwendig, diesem Soldaten in möglichst kurzer Zeit eine Erziehung zuteil werden zu lassen, die ihn mit den Aufgaben der hohen Stellung, die sich ihm so plötzlich eröffnet hatte, vertraut machte. Und zu seinem Erzieher wurde ein Professor der Universität Moskau ausersehen, der sich als Jurist und Theologe hervorgetan hatte, ein sehr charakterfester Mann, der den nationalrussischen Ideen gegenüber den westeuropäischen treu ergeben war: Konstantin Pobedonoszew.

In den letzten stürmischdunklen Tagen seines Lebens hatte Alex-

ander II. den General Loris-Melikow zu seinem ersten Ratgeber erwählt, einen Armenier, scharfsinnig wie seine Rasse, dabei von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, Rußland zu einer modernen Politik und einer modernen Entwicklung zu verhelfen. Seine Erfolge sind aller Welt bekannt. Seinem Einflusse und dem anderer Ratgeber, warmer Patrioten wie Milutin, Samarin und Tscherkasky ist es zu verdanken, daß Alexander II. den Leibeigenen im ganzen Reiche (20 Millionen an der Zahl) die Freiheit schenkte, daß er einen Plan bestätigte, der ihnen Grundbesitz und Eigentum verschaffen sollte, daß er in den verschiedenen Provinzen seines Reiches eine Selbstverwaltung einsetzte, die lokalgerichtlichen Institutionen verbesserte, die Gerichtsverhandlungen nach westlichem Muster umwandelte; die harten Maßregeln gegen die Juden milderte, und daß er alles vorbereitete, um an seinem folgenden Geburtstage dem Lande eine Verfassung zu geben.

Den Nihilisten aber war das noch immer nicht genug. Was sie eigentlich noch mehr verlangten, läßt sich schwer bestimmen. Es ist mehr als zweifelhaft, ob Rußland damals schon auf der Bildungsstufe angelangt war, um den Vorteil der Institutionen, zu denen Alexander II. sich verstanden hatte, zu genießen. Aber die Leiter der anarchistischen Bewegung, die das törichte Gelüste spürten, von dem Baume schon an demselben Tage, an den sie ihn gepflanzt hatten, Früchte zu ernten, beschlossen den Tod des Zaren, — die Ermordung des größten Wohltäters, den Rußland je besessen, des größten, den die Menschheit je gekannt hat. Es war wohl das größte Verbrechen gegen die Freiheit und Unabhängigkeit, das je begangen worden ist; denn es vernichtete alle Hoffnungen, alle Wünsche und alle Sehnsucht eines Volkes von mehr als 100 Millionen auf Generationen und abermals Generationen hinaus.

Ihm folgte der eisern feste, junge Soldat Alexander III. auf dem Throne. Von wohlunterrichteter Seite wird erzählt, Loris-Melikow habe beim ersten Ministerempfange, in der festen Zuversicht, der junge Souverän werde in kindlicher Ehrerbietung die liberale Politik, der sein Vater sein Leben gewidmet habe, fortsetzen, dieser Meinung ganz offen Worte verliehen, und die Versammelten, auch der Kaiser selbst, habe ihm zugestimmt. Plötzlich aber sei ein langer, hagerer, gelehrt ausschauender Mann aus der Mitte der Versammlung hervorgetreten und habe anfangs in schlichter Weise, bald darauf jedoch mit großer Beredsamkeit eine ganz andere Meinung geäußert. Wenn man den Chronisten jener Zeit glauben darf, so hat Pobedonoszew dem Kaiser damals gesagt, daß alle sogenannten liberalen Ideen, auch die einer Konstitution eitel Blendwerk seien; daß solche Institutionen, wenn sie

auch für das westliche Europa passend sein möchten, sich nie und nimmer für Rußland eigneten; daß die Verfassung dieses Reiches seit undenklichen Zeiten der autokratische Wille sei, der sich nur dem Allmächtigen gegenüber zu verantworten hätte; daß in Rußland keine andere Verfassung möglich sei; daß keine andere den Traditionen, den Gesetzen, den Prinzipien der hunderundzwanzig Millionen, die unter russischem Zepter stünden, entspräche; daß sich die sogenannte konstitutionelle Freiheit in anderen Ländern schon längst als eine Absurdität erwiesen hätte; daß der Sozialismus, der Nihilismus, der Anarchismus mit ihren Anschlägen und Bomben sich schon überall in schreckenerregender Weise gezeigt hätten, daß alle Herrscher der Welt durch Attentate bedroht seien; daß die hervorragendsten Präsidenten gerade in liberal regierten Staaten, wo freisinnige Institutionen sie hätten schützen müssen, ermordet worden seien; daß das autokratische Prinzip der Regierung aufrecht erhalten bleiben müsse und daß dieses Prinzip als wirkliche Macht nur in Rußland gelte.

Man sagt, diese Rede habe den Sieg in sich getragen. Die unmittelbare Folge war die, daß Loris-Melikow zurücktrat — er starb bald darauf —; daß Pobedonoszew in die Reihe der Männer aufrückte, denen der Kaiser bereitwilligst sein Ohr lieh, daß die geplante Konstitution unterdrückt wurde, daß Mutlosigkeit jede liberale Bestrebung hemmte und eine fanatische Reaktion seit jener Zeit mit aller Macht Platz griff.

Das war der Mann, den kennen und verstehen zu lernen, ich auf das äußerste gespannt war. Da traf es sich ganz besonders günstig, daß ich vom Staatsministerium den Auftrag erhielt, mit Pobedonoszew über einige sehr delikate Angelegenheiten zu verhandeln. Zunächst handelte es sich um eine Vermittlung zwischen unseren Behörden in Alaska und der griechisch-katholischen Kirche, sodann um die Vertretung Rußlands auf der Weltausstellung in Chicago.

Pobedonoszew wohnte, wie jeder hohe Minister des Reiches in einem Palais, in dem er aber der Pracht, die ihn umgab zum Trotz, alle Gewohnheiten des alten Universitätsprofessors beibehalten hatte. In seinem Empfangszimmer befand sich eine wundervolle Bibliothek und zahlreiche Kunstgegenstände zeigten von einer feingebildeten Geschmacksrichtung. Mit widerstreitenden Gefühlen trat ich ihm gegenüber. Über keinen einzigen Russen hatte ich so Schlimmes hören müssen. Überall war er es, den man für die Verfolgung der römisch-katholischen Kirche in Polen, der Lutheraner in den baltischen Provinzen und in Finnland, der Stundisten in Mittel-Rußland und der über das ganze Reich verstreuten Dissidenten verantwortlich machte. In den englischen Blättern sprach

man von ihm als dem „Torquemada des 19. Jahrhunderts", und dieser Beiname schien auf ihn zu passen. Ich fand in ihm einen liebenswürdigen, freundlichen Herrn, einen Gelehrten, der sehr entgegenkommend mit mir verhandelte und für alle öffentlichen Angelegenheiten ein reges Interesse zeigte. Begegneten sich unsere religiösen Ansichten auch nur in wenigen, wenn überhaupt in einem Punkte, so schien er doch bereit, den Wünschen unserer Regierung, soweit es ihm eben möglich war, nachkommen zu wollen. Das war der Anfang einer meiner interessantesten Bekanntschaften.

Seine gewöhnliche Empfangszeit war Sonntag abends zwischen 9 und 12 Uhr. Ich habe viele solcher Abende in seinem Studierzimmer bei einem Glase duftenden russischen Tees mit ihm verbracht und freimütig mit ihm alle möglichen Fragen erörtert. Sehr bald erkannte ich, daß die Gründe für seine Handlungsweise, die von der Welt so allgemein verdammt wurde, nicht so oberflächlicher Natur waren, als man annahm. Die Unterdrückungsmaßregeln, die er so streng durchführte, basierten nicht nur auf seinen theologischen Anschauungen, sondern auch auf seiner Überzeugung als Staatsmann.

Als griechisch-katholischer Christ erblickte Pobedonoszew in der herrschenden Reichskirche die ursprüngliche und reinste Gestaltung des Christentums. Verkörperte diese Kirche mit ihrem Ritus, ihrer Kunst, und jeder Einzelheit ihres Gottesdienstes ihm ein Ideal, so beurteilte er sie von demselben Standpunkt aus auch als Staatsmann und sah da in ihr den festesten Kitt für das weite Reich, durch das hin sie verbreitet ist.

Infolgedessen widersetzte er sich naturgemäß allen übrigen religiösen Gemeinschaften im Reiche, weil sie nicht nur seiner Auffassung des Christentums widersprachen, sondern auch politische Spaltungen im Reiche begünstigten. Niemals habe ich ihn bei all den Gesprächen, die wir miteinander führten, ein einziges böses Wort über irgend eine Kirche oder eine religiöse Anschauung äußern hören, die der seinigen widersprach. Trotzdem war es nur zu klar, daß Pobedonoszew Protestanten und Dissidenten gleicherweise als Agitatoren einer Auflösung ansah, die in Westeuropa eine Krisis herbeizuführen drohte, und daß er in der römisch-katholischen Kirche tatsächlich nur ein politisches Werkzeug erblickte, dessen sich eine erbitterte Priesterschar bediente, die dem russischen Reiche und dem russischen Einfluß todfeind war.

Kam das Gespräch auf seine eigene Kirche, so schreckte Pobedonoszew niemals davor zurück, ihre Mängel offen aufzudecken. Ganz fraglos war es sein innigster Herzenswunsch, den Mißbräuchen abzuhelfen, die unter den Geistlichen dieser Kirche eingerissen waren, und

die sich besonders in ihren privaten Verhältnissen geltend machten. Auch hierin ist ein Grund für die Unterdrückungspolitik zu erblicken, die er andern religiösen Gemeinschaften gegenüber anwandte. Jeder einzelne, der sich der herrschenden Kirche entzieht, schmälert das Einkommen der russischen Geistlichkeit und trägt, da ihre Revenuen an und für sich schon ärmlich sind, seinerseits mit Schuld, daß die Geistlichen und ihre Familien in den elenden Verhältnissen bleiben, denen sie zu entreißen Pobedonoszew ernstlich bemüht war. In Widerspruch mit der harten Politik, die Alexander III. gegen die Juden im russischen Reiche anwandte, und die man gleichfalls von keinem anderen als von Pobedonoszew angeregt glaubte, schien Pobedonoszew gegen die Juden als solche ganz tolerant zu sein. Auch hier schien Pobedonoszews Vorgehen nur auf Theorien zu basieren, die er bei vielen Unterredungen mit mir mit aller Energie zu verfechten suchte. Er meinte, daß Rußland, das innerhalb seiner Grenzen mehr Juden beherberge, als die ganze übrige Welt, und das unter ihnen, als einer Organisation, die dem politischen Körper unmöglich anzupassen wäre, schwer gelitten hätte, sich genötigt sähe, zu Unterdrückungsmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen und die Juden zum Schutze seiner ländlichen Bevölkerung zu isolieren.

Während Pobedonoszew in seinen Äußerungen über die Vereinigten Staaten sehr verbindlich war, hielt er die Zivilisation von Westeuropa unbedingt für einen Mißwuchs und wollte über kurz oder lang einen Zusammenbruch dieser Systeme und Institutionen vorausgesehen. Sozialismus und Anarchismus waren seiner Meinung nach nur Symptome einer weitverzweigten politischen und sozialen Strömung, Vorboten einer herannahenden Katastrophe, die bestimmt schien, einer Zivilisation ein Ende zu bereiten, die den orthodoxen Glauben verwarf, damit jede Autorität untergrub, das Gesetz den Launen einer unwissenden Mehrheit überantwortete und, den eigenen Interessen gegenüber blind und unfähig, seine heiligsten Güter zu schützen, die Stimme des Pöbels für die Stimme Gottes hielt. Seiner Meinung nach schien Rußland unter allen anderen Staaten dazu ausersehen, die Idee einer vom Himmel gebenedeieten und von der Kirche geweihten Autorität zu verkörpern, die Ideen eines göttlichen Rechts und ewiger Gesetze zu hüten und zu schirmen.

Über die revolutionären Bestrebungen in Rußland urteilte Pobedonoszew sehr milde. Auch über Loris-Melikoff, den Vertreter jener Prinzipien, die den seinen so kraß gegenüberstanden, entschlüpfte ihm kein Wort der Kritik. Nur ein einziges Mal verriet er in meiner Gegenwart bei einem derartigen Thema eine tiefere Erregung. Als

wir von den Schriften eines in London lebenden russischen Flüchtlings sprachen, sagte er nur: „Er ist ein Mörder!"

In Fragen der allgemeinen Volksbildung schloß sich Pobedonoszew augenscheinlich jenen Ideen an, die in Rußland eine so weite Verbreitung gefunden haben, nämlich: Daß die oberen Klassen, die dazu berufen sind, die Geschäfte des Staates zu leiten, die beste Erziehung genießen sollten, während die große Masse die bescheidene Bildungsstufe nicht zu überschreiten brauche, auf die sie zu stellen es Gott gefallen habe. Von seinem konservativen Gefühle konnte ich mich eines Tages bei Gelegenheit einer Unterhaltung über die Petersburger Droschken überzeugen. Die dortigen Droschkenkutscher sind einfache Bauern und in der Regel sehr gottesfürchtig. Nur in den seltensten Fällen versäumen sie es, ein Kreuz zu schlagen, wenn sie an einer Kirche oder einem Heiligenbild vorüberkommen oder wenn sonst ein Moment ihnen heilig vorkommt. Sie machen einen äußerst malerischen Eindruck, aber ihre Kleidung ist so schmutzig wie ihr Gefährt. Ein erbärmlicheres Vehikel, als die gewöhnlichen Droschken einer russischen Stadt kann man sich schwerlich vorstellen. Deshalb hatte man in Petersburg auch schon Maßnahmen getroffen, dieses System durchgreifend umzugestalten. Pobedonoszew waren diese Ideen ganz unverständlich. Das vorhandene System war national-russisch, und das genügte seiner konservativen Auffassung. Mit ihrer national russischen Kopfbedeckung, ihrem langen Bart- und Kopfhaar, ihren russischen Kaftans und ihrem ehrerbietigen Wesen entsprachen sie vollständig seinen ästhetischen Gefühlen.

Und doch gab es in der Seele Pobedonoszews einen Zwiespalt zwischen den orthodox-konservativen Gefühlen auf der einen, und seinem Stolze auf Rußland auf der andern Seite. Dieser Zwiespalt offenbarte sich mir, als ich von Moskau, wo ich viele Stunden in Leo Tolstois Gesellschaft zugebracht hatte, heimgekehrt war. Als ich ihm von Tolstoi erzählte, zeigte er viel Interesse. Offenbar trennte ihn eine ganze Welt von den Anschauungen des großen Romanschriftstellers, und doch ließ es sich nicht abstreiten, daß er stolz auf seinen Landsmann war. Tolstois Grundsätze schienen ihm naturgemäß verwerflich, nichtsdestoweniger konnte er sich als Gelehrter nicht verschließen, in Tolstoi eine Leuchte Rußlands zu erblicken.

Am rätselhaftesten aber blieb mir Pobedonoszews Vorliebe für die Literatur Amerikas. Er las viel und bevorzugte bei seiner ausgedehnten Lektüre entschieden amerikanische Schriftsteller. Zu seinen Lieblingsschriften gehörten Hawthorne, Lowell und vor allen Emerson. In der Tat merkwürdig, daß dieser „Erzfeind", dieser „Torquemada des 19. Jahrhunderts", dieser Mann, dessen Hand in seinem Vaterlande

mit so eiserner Härte gegen Katholiken, Protestanten und Dissidenten wütete, dessen Name innerhalb und außerhalb der Grenzen des russischen Reiches nur mit Abscheu genannt wird, trotz alledem den Philosophen von Concord zu seinem Lieblingsschriftsteller erwählt hatte. Pobedonoszew erzählte mir, das erste Buch, das er in das Russische übertragen hätte, wäre Thomas a Kempis „Imitatio Christi" gewesen; er schenkte mir auch das lateinische Exemplar, nach dem er die Übersetzung hergestellt hatte, und auch ein Exemplar der von ihm verfaßten Übersetzung. Das nächste Buch, das er bearbeitet hatte, waren, wie er mir sagte, Emersons „Essays" gewesen; und er fügte hinzu, ein Band dieses Schriftstellers habe jahrelang aufgeschlagen auf seinem Studiertische gelegen.

Pobedonoszews Geist fühlt sich, das ist ganz klar, ästhetisch zu der Literatur des Westens hingezogen, während sein religiöses Gefühl sich mit allen Kräften gegen die Ideen eben dieses Westens auflehnt. Eine Erklärung dafür ließe sich vielleicht darin finden, daß er ein Mann von außergewöhnlich hoher wissenschaftlicher Bildung ist. Sicherlich hat er auch ein ausgesprochen literarisches Talent. Ich besitze einige Manuskripte von seiner Hand, darunter das eines Gedichts, das von hoher poetischer Begabung und ungewöhnlicher Sprachbeherrschung zeugt. Obwohl Pobedonoszew mit der englischen und amerikanischen Literatur sehr vertraut ist, konnte er es doch nicht über sich bringen, sich bei der Unterhaltung unserer Sprache zu bedienen. Im Verkehr mit Ausländern ist Französisch sein Vermittlungsidiom. Auf meine Frage, warum er nicht englisch mit mir spräche, antwortete er mir, er hätte diese Sprache nur aus Büchern gelernt und würde sich mit seiner Aussprache sicherlich nur lächerlich machen.

In einigen Petersburger Kreisen schilderte man mir Pobedonoszew als Heuchler, aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: diese Ansicht ist unrichtig. Allerdings zieht er sich alljährlich einige Zeit in ein Kloster zurück, um die strenge Lebensweise der Mönche zu teilen: Ich bin jedoch überzeugt, daß diese Kasteiung einem tief religiösen Gefühl entspringt. Von einem dieser Klosterbesuche brachte er meiner Frau ein schön bemaltes, lackiertes Osterei mit. Ich habe auf meinen Reisen durch Europa häufig Gelegenheit gehabt, Probestücke dieser mittelalterlichen Kunst zu bewundern, aber nirgend habe ich eine Arbeit gefunden, die der dieser Klosterbrüder auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Nichts konnte so seine Zunge lösen, als ein Gespräch über diese von ihm hochgeschätzte Kunst, die noch heutigen Tages in Rußland gepflegt wird. Eines Abends zeigte er mir einige Photographien von neuen Gemälden, die jüngst für die Kathedrale in Kiew angefertigt worden waren, und geriet dabei in einen so heiligen Eifer,

daß er mich davon überzeugen mußte, in wie hohem Grade das Interesse für religiöse Kunst einen Hauptcharakterzug seines Wesens bildete.

In gleichem Maße war Pobedonoszew aber auch für Schönheiten in der religiösen Literatur empfänglich. Indem er mir eines Tages etliche Bücher über den Gottesdienst in der orthodoxen Kirche zu lesen mitgab, schilderte er mir mit begeisterten Worten die Reize einer slawonischen Übertragung der Psalmen und einer slawonischen Hymnensammlung.

Dieselbe ästhetische Seite seiner Natur kam auch bei großen religiösen Zeremonien zum Durchbruch. Verschiedene Male hatte ich Gelegenheit, Messen beizuwohnen, die Pius IX. im Dom von St. Peter und in der Sixtinischen Kapelle zelebrierte; auch war ich in der Charwie in der Osterwoche bei den Zeremonien in den römischen Basiliken zugegen. Damals glaubte ich, es könne in dieser Art nichts Erhebenderes geben. Nichtsdestoweniger hat mich noch nie eine kirchliche Feier so ergriffen, wie während meines ersten Aufenthaltes in Rußland die Zeremonien bei dem Leichenbegängnis des Zaren Nikolaus, und während meines zweiten die Feierlichkeiten bei Gelegenheit einiger Hochzeiten, Beerdigungen und Namenstage am kaiserlichen Hofe. Bei solchen Gelegenheiten kam Pobedonoszew häufig von seinem Platz unter den Ministern auf unsere Seite hinüber, um uns auf die Bedeutung dieser oder jener besonders charakteristischen Züge des Gottesdienstes oder des Gesanges aufmerksam zu machen. Alle diese Anzeichen sprechen dafür, daß religiöse Interessen seiner Seele ein tief gefühltes Bedürfnis waren, und es drängt mich, hier zu bekennen, daß seine Anhänglichkeit an die Kirche einem aufrichtigen Herzen entstammte.

Mit dieser Ansicht stehe ich auch nicht allein da. Ich hatte die Aufgabe, Pobedonoszew einen der bedeutendsten amerikanischen Journalisten vorzustellen, Charles A. Dana, einen Mann, der mit jedem europäischen Staatsmann über alle aktuellen Zeitfragen disputieren konnte. Dana hatte das Glück gehabt, mit vielen hervorragenden Männern in Berührung zu kommen, trotzdem fühlte ich sofort, daß ihm dieser hochbedeutende Russe, — wie er mir später auch zugestand — ganz besonders imponierte. Der Gedankenaustausch dieser zwei großen Geister zeigte Pobedonoszews Eigenart in ganz neuem Lichte und bestärkte mich in meiner Ansicht über die Aufrichtigkeit seiner Gefühle.

Des öfteren unterhielt ich mich mit ihm über das Verhältnis der russisch-griechischen Kirche zu den anderen Kirchen; da machte ich die Beobachtung, daß er nicht aus kleinlich persönlichen Gründen sie nicht mochte. Persönlich wurde er zu meiner großen Überraschung eigentlich nur, als wir auf die griechische Kirche, so wie sie heute in Griechenland

existiert, zu sprechen kamen. Das Urteil, welches ich in diesem Falle von ihm hörte, war in gewissem Sinne von jenem Geiste beeinflußt, der aus den Anhängern der High-church spricht, wenn sie von den Anhängern der Low-church reden. Weil ich wußte, wie sehr es der anglikanischen Gemeinde in Amerika darum zu tun war, in engere Beziehungen zu der dortigen griechisch-russischen Gemeinde zu treten, brachte ich das Gespräch einige Male auf dieses Thema und war nicht wenig erstaunt über die Ansichten, welche Pobedonoszew dabei entwickelte. Vor dieser Unterredung war ich immer der Meinung gewesen, das Haupthindernis einer Vereinigung dieser beiden Abzweigungen von der Mutterkirche wäre in dem „filioque", dieser Klausel im Glaubensbekenntnis von Nicäa, zu suchen. Bekanntlich hält die Kirche des Ostens an dem Glaubensbekenntnis in der ursprünglichen Form fest, — der Form, in welcher der Heilige Geist als vom „Vater" ausgehend betrachtet wird; — während die Kirche des Westens die Worte „und vom Sohne" hinzufügte. Daß die russisch-griechische Kirche sehr zähe an ihrer Auffassung hängt und die Kirche des Westens, Katholiken sowohl als Protestanten, infolgedessen der Gotteslästerung beschuldigt, wußte ich wohl. Nun hatte ich während meines letzten Aufenthaltes in Petersburg eines Tages persönlich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Zweimal hörte ich damals die „Missa solemnis" von Beethoven, das erstemal in Helsingfors, wo ich sie in der großen Aula der Universität von einem herrlichen Chor zu hören bekam. Finnlands Bewohner sind zum größten Teil evangelisch; das Glaubensbekenntnis wurde deshalb in der westlichen Gestaltung wiedergegeben. Selbstverständlich war ich das zweitemal bei einer Aufführung in Petersburg nicht wenig gespannt darauf, wie man sich hier dem berühmten „credo" gegenüber verhalten würde. Unter den Zuhörern befand sich eine ganze Reihe griechisch-katholischer Priester, doch waren auch viele Protestanten und Calvinisten anwesend, und ich wartete nun natürlich voll Ungeduld auf den Zwischensatz, der die strittigen Worte enthält. Zu meiner Verwunderung fiel diese Stelle aber gänzlich fort. Jede Erwähnung über das „Ausgehen" des Heiligen Geistes war augenscheinlich verpönt.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als Pobedonoszew*) mir auf meine Frage, ob die „filioque"-Klausel ein unüberwindliches Hindernis für die Vereinigung der beiden Kirchen bildete, die Antwort gab: „Durchaus nicht, das ‚filioque' ist nur eine Frage der Dialektik. Aber mit welcher Kirche sollten wir uns vereinigen? Mit der High-church,

*) Ich sehe eben in einem Briefe Pobedonoszews, daß er seinen Namen in dieser Weise schreibt.

der Broad-church oder mit der Low-church? Es sind drei verschiedene Körperschaften mit durchaus voneinander verschiedenen Kirchenordnungen, ja mit ganz verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Welche von diesen Kirchen ist die rechtgläubige anglikanische Kirche?" Nun bemühte ich mich, dem Oberprokurator, der als solcher der Vertreter des Kaisers und im Synod die einflußreichste Persönlichkeit ist, dessen Urteil sich Erzbischöfe und Bischöfe beugen müssen, begreiflich zu machen, daß eine Vereinigung auf dem Glauben basieren müsse, der keine Unterschiede kenne; es war jedoch alles vergebens. Er blieb bei seiner ursprünglichen Ansicht, daß eine Einigung unmöglich wäre, bevor ihr nicht eine sichere Basis zugrunde gelegt werden könnte.

Hierauf machte ich Pobedonoszew den Vorschlag, nach England zu reisen, um dort mit maßgebenden Persönlichkeiten Rücksprache zu nehmen. Er entgegnete mir aber darauf, daß es ihm in diesem Leben an der gehörigen Muße zu solchen Vergnügungsreisen fehle; er wäre durch seine Pflichten vollauf in Anspruch genommen.

Im Hinblick auf das Verhältnis, das zwischen uns und der griechisch-orthodoxen Kirche in unserem eigenen Lande besteht, gedachte Pobedonoszew mit sichtlich großer Befriedigung der freundlichen Aufnahme, welche einige russische Bischöfe bei uns gefunden hatten. Er zeigte mir einige Briefe von einem Mitgliede der dortigen griechisch-katholischen Geistlichkeit, in denen dieser seiner Freude über die freundliche Aufnahme bei den Amerikanern Ausdruck verlieh. Sowohl der Erzbischof, wie das in dem Briefe stand, als auch Pobedonoszew schienen sehr darüber belustigt, daß die Amerikaner nach allen möglichen höflichkeitsformeln dem Erzbischof schließlich eine Zigarre angeboten hatten.

Pobedonoszew diskutierte freilich die Möglichkeit einer Vereinigung der „heiligen rechtgläubigen Kirche" mit der anglikanischen, verwahrte sich jedoch gegen jede Art von Propaganda und meinte, die kirchliche Obrigkeit hätte vollauf damit zu tun, für die Ausbreitung und Kräftigung der Kirche im eigenen russischen Reiche zu sorgen. Gleichzeitig erzählte er mir, daß die heidnischen Völkerstämme, die in Asien unter kaiserlicher Herrschaft stünden, dem Mohamedanismus viel zugänglicher wären als dem Christentum, und gab als Ursache dafür an, daß der mohamedanische Glaube viel einfacher wäre als der orthodoxe. Die Idee eines religiösen Kongresses, der auf der Ausstellung in Chicago zusammentreten sollte, war er unfähig zu fassen; darin sah er vielmehr nur eine moderne drollige Neuerung und nahm sie nachsichtig lächerlich auf.

Augenscheinlich hielt Pobedonoszew unsere Nation für eine Art Problem und war vielleicht nur mir gegenüber zu höflich, ihr dasselbe

Verdammungsurteil zu ſprechen wie den weſteuropäiſchen Völkern, die ſich ſeiner Meinung nach hoffnungslos verrannt hatten. Die Bewunderung, welche er Hawthorne, Lowell und Emerſon zollte, ſchien jedoch auch etwas dazu beizutragen, daß die Amerikaner ihm ſympathiſch waren. Als Profeſſor Nortons Ausgabe von Lowells Briefen erſchienen war, brachte ich ihm ſofort ein Exemplar. Das Werk ſchien ganz ſeinen Beifall zu finden, möglicherweiſe, weil es ihm von einer Ziviliſation, einem Leben, Perſönlichkeiten und vielen anderen Dingen berichtete, die von allem, was er bisher geſehen, durchaus verſchieden waren. Auch ſchien Amerika ihm gewiſſermaßen ein Märchenland zu ſein. Zu den ruſſiſchen Zuſtänden kehrte er dann immer wieder zurück, wie zu dem großen Realen in der Welt. Wenn wir uns wie ſo manches Mal über die Lage und die Zukunft der heidniſchen Völkerſchaften in den aſiatiſchen Gebieten des Reiches unterhielten, war es ihm nie um Bekehrungsverſuche zu tun. Hier ſprach er von der Kirche nur als von einem Kulturträger.

Ich entſinne mich eines glänzend geſchriebenen, aber gehäſſigen Aufſatzes, welcher der Feder eines bekannten Nihiliſten entſtammte und vor einiger Zeit in einer engliſchen Zeitſchrift erſchienen war; unter anderen Angaben über dieſen ruſſiſchen Staatsmann enthielt er auch eine Beſchreibung ſeines Lächelns, das als im höchſten Grade unangenehm, ja beinahe abſchreckend geſchildert wurde. Ich wartete beſtändig auf dieſes Lächeln, aber es kam nie. Freilich ſah ich ſo manches Mal ein Lächeln über Pobedonoſtzews Züge huſchen, aber es war das Lächeln eines gütigen Mannes und hatte nichts Abſchreckendes oder Grauſames an ſich.

Die Geſellſchaft alter Freunde aus ſeinen Profeſſorenjahren ſchien Pobedonoſtzew ſehr zu lieben. Einen dieſer Herren brachte er mir eines Tages zu Tiſch. Er war Hiſtoriker und über die Geſchichte ſeines Vaterlandes genau unterrichtet. Wir unterhielten uns über den Charakter Katharinas II. und über ihr Leben. Beide Herren kramten einen ganzen Haufen Kenntniſſe aus, die ein eigenartiges Licht auf einige Ereigniſſe warfen, die erſt von Hiſtorikern der jüngſten Zeit richtig beurteilt werden, wie z. B. die Ermordung Peters III., des Gemahls der Kaiſerin Katharina. Als Pobedonoſtzew mich einmal beſuchte, ſtellte ich ſeinen Standpunkt durch eine Frage auf die Probe, die damals ganz aktuelles Intereſſe hatte. Dabei zeigte ſich mir ſeine Weltanſchauung in einem ganz neuen Lichte.

In Kronſtadt, auf einer Inſel gegenüber der Newamündung, lebt noch heute ein griechiſch-orthodoxer Prieſter namens Pater Johann, der im ganzen ruſſiſchen Reiche in dem Rufe ſteht, Wunder tun zu können.

Dieser Priester ist ein sehr freundlicher Mann mit feinen, durchgeistigten Zügen. Man weiß, daß er für die Armen große Summen empfängt, die er getreulich und selbstlos unter sie verteilt, so daß ihm selbst oft nichts übrig bleibt, als Mangel zu leiden. Nicht nur die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit glaubt an seine Wunderkuren, sondern auch viele andere religiöse Sekten und Gemeinden. Ganz hochgebildete Leute, nicht nur Griechisch-Orthodoxe, nein, auch Katholiken und Anglikaner haben mir hoch und heilig geschworen, daß an diesen Wundern nicht zu zweifeln sei, und haben mir auch eine ganze Reihe schlagender Beweise aufgeführt. Der Ruf, dessen sich Pater Johann erfreut, ist so bedeutend, daß er nach allen Teilen des Reiches gerufen wird, beständig unterwegs ist und während des letzten Krankenlagers des verstorbenen Kaisers sogar nach Livadia beordert wurde. Wo er sich öffentlich zeigt, sammelt sich eine große Menschenmenge um ihn und drängt sich dazu, den Saum seines Gewandes zu berühren. Sein Bild hängt inmitten von Heiligenbildern in Hunderten und Aberhunderten von russischen Wohnungen, von den Palästen der höchsten Herrschaften an bis hinab in die ärmlichste Bauernhütte.

Ich hatte eines Tages ein Erlebnis, das ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, von dem ich aber noch einmal sprechen möchte, weil es auf die Weltanschauung des russischen Staatsmannes ein helles Licht wirft.

Ich war kaum in Petersburg angekommen, da wurde meine Aufmerksamkeit auf die Bilder des Paters Johann gelenkt. Es waren Vervielfältigungen einer photographischen Aufnahme und stellten ein offenes, kluges, gütiges Antlitz dar. Einige waren aber in einer Weise idealisiert, daß sie den schablonenmäßig verfertigten Bildern Jesu von Nazareth täuschend ähnlich sahen.

In einer sehr eleganten Gesellschaft, die in einem Palaste im Norden der Residenz versammelt war, bildeten einst die Wunderkuren des Priesters Johann den Gesprächsstoff. Da ergriff einer der Herren, eine sehr hochgestellte durchaus glaubwürdige Persönlichkeit, das Wort und äußerte sich folgendermaßen: „Diese Wunderkuren haben etwas Verblüffendes! Ich bin nicht so leicht zu überzeugen, aber eine Wunderkur ist wirklich ganz ungeheuerlich und hat sich auch als vollkommen wahr erwiesen. Der verstorbene Erzbischof Isidore liebte Ruhe über alles, und was irgend geeignet schien, Aufsehen und Lärm hervorzurufen, war ihm im höchsten Grade zuwider. Als ihm von den Wundern des Priesters Johann berichtet wurde, ließ er ihn zu sich kommen und befahl ihm ernstlich, von all den Dingen, die, wie er sich ausdrückte, zu seinen vermeintlichen Wunderkuren Anlaß gegeben

hätten, abzulaſſen, da ſie ja doch nur darauf berechnet wären, Aufſehen zu erregen. Damit entließ er den Prieſter. Kaum hatte Pater Johann das Zimmer verlaſſen, als der Erzbiſchof erblindete. Sein Augenlicht erhielt er aber erſt wieder, als er den Prieſter von neuem zu ſich rufen ließ." Auf meine Frage, ob der Erzähler dieſe Tatſachen aus direkter Quelle hätte, antwortete der Herr, daß er freilich nicht perſönlich zugegen geweſen wäre, ſeine Berichterſtatter jedoch abſolut glaubwürdig ſeien. Auch hätte ſich dieſer Fall ſchon als unbeſtrittenes Faktum überall herumgeſprochen.

Einige Zeit darauf brachte ich gelegentlich einer Soiree auf einer größeren Botſchaft das Geſpräch auf dasſelbe Thema. Plötzlich erhob ſich eine hohe militäriſche Perſönlichkeit und ſagte: „Ich glaube durchaus nicht an Wunder, ich bin ſogar eher ſkeptiſch veranlagt, aber die Proben, welche Prieſter Johann abgelegt hat, ſind geradezu verblüffend." Dann fuhr er fort und erzählte, der verſtorbene Metropolit, Erzbiſchof Iſidore, wäre ein Mann geweſen, der die Ruhe liebte und alles Aufſehen nicht leiden mochte; aus dieſem Grunde hätte er den Prieſter Johann rufen laſſen und ihm anbefohlen, den Dingen ein Ende zu machen, die ihn in den Ruf eines Wundermannes gebracht hätten. Hierauf hätte der Erzbiſchof den Arm ausgeſtreckt und den Prieſter entlaſſen. „Pater Johann", ſo fuhr der Offizier fort, „verließ das Zimmer; im ſelben Augenblick war aber auch ſchon der Arm des Erzbiſchofs gelähmt und blieb in dieſem Zuſtande, bis der ſo hart getroffene Prälat den Prieſter von neuem zu ſich beorderte. Durch ſeine Gebete heilte nun Pater Johann den Arm." Außer mir befand ſich noch ein anderer Herr in der Geſellſchaft, der gleichfalls die Geſchichte von der Erblindung mit angehört hatte. Auf unſere beiderſeitige Frage, ob der General ganz ſicher wüßte, daß dieſe Wunderkur ſich wirklich zugetragen hätte, entgegnete jener, daß er ſich nicht berechtigt fühlte, daran zu zweifeln. Er hätte ſie aus dem Munde durchaus glaubwürdiger Perſonen, die in alle Einzelheiten genau eingeweiht wären.

Als ich einige Zeit darauf mit Pobedonoſtzew zuſammentraf, erkundigte ich mich bei ihm, welche Faſſung dieſer beiden Wunderkuren die korrekte wäre. „Keine von beiden", antwortete er mir. „Ich habe den Erzbiſchof Iſidore infolge meiner amtlichen Verpflichtungen bis zu ſeiner letzten Stunde täglich geſehen. Dieſes Ereignis hat ſich niemals zugetragen. Er war weder gelähmt, noch erblindet." Und doch fügte dieſer hervorragende Staatsmann und Kirchengelehrte dann hinzu, hätte ſich auch dieſes Wunder als ein Märchen erwieſen, ſo wüßte er doch von anderen, die nicht weniger wunderbar und trotzdem nicht anzuzweifeln wären. Hierauf berichtete er von einer ganzen Reihe Legenden und

verſicherte mir wiederholt, Prieſter Johann beſäße übernatürliche Kräfte und wäre befähigt, die größten Wunderkuren auszuführen. Seine Worte trugen in ſo hohem Maße den Stempel der Überzeugung an ſich, daß ich mich tatſächlich in das Mittelalter verſetzt glaubte, wo Wunder und Zeichen die natürlichſten Dinge der Welt waren.

Politiſch hat ſich der Einfluß, den Pobedonoſtzew auf Alexander III. ausübte, ſeitdem ich Rußland verlaſſen habe, auch auf Nikolaus II. vererbt. Trotz ſeiner 80 Jahre ſcheint er noch heutigen Tages der Führer der reaktionären Partei zu ſein.

Als während der erſten Wochen des Haager Kongreſſes Graf Münſter in zahlreichen Reden gegen die Friedensbeſtrebungen und vor allem gegen die Idee eines Schiedsgerichtes eiferte, ſuchte er die ganze Veranſtaltung als einen ſchlauen Plan von Pobedonoſtzew, der Deutſchland Ungelegenheiten ſchaffen ſollte, hinzuſtellen. Er behauptete, daß Rußland, das wie immer mit ſeiner Armee im Rückſtande wäre, den Kongreß nur zu dem Zweck zuſammenberufen hätte, um gegenüber ſeinem Rivalen, der in militäriſcher Hinſicht beſſer vorbereitet wäre, Zeit zu gewinnen. Dieſe Behauptung mochte freilich ein Körnchen Wahrheit enthalten; die Motive jedoch, welche den großen Staatsmann veranlaßten, den Kongreß einzuberufen, waren entſchieden nicht darin zu ſuchen, daß er Zeit für die Ausrüſtung des Heeres zu gewinnen hoffte, ſondern darin, daß er Gelder für die Kirche zuſammenzubringen wünſchte. In ſeinem glühenden Verlangen, das Vermögen der Geiſtlichkeit in Rußland zu vermehren und ihnen damit zu erträglichen Lebensbedingungen zu verhelfen, müſſen ihm die Unſummen, die das Heer verſchlang, ein Greuel geweſen ſein, zumal da ſie in Friedenszeiten nur aus dem Grunde verſchwendet wurden, um der Welt den Beweis zu liefern, daß Rußland in ſeiner Rüſtung mit ſeinen Bruderſtaaten auf gleicher Höhe ſtände.

Ich habe immer die Überzeugung gehabt, daß es Pobedonoſtzew war, der den Kongreß veranlaßte, mochte auch Jean de Bloch als Schöpfer dieſer Idee in den Vordergrund geſchoben worden ſein. Daß Pobedonoſtzews Abſichten gute, wenn nicht die beſten waren, iſt ſehr wahrſcheinlich, wenn nicht gewiß.

Andererſeits liegen aber auch die triftigſten Gründe vor, ſeinem Einfluß all das entſetzliche Elend und alle die Greueltaten zuzuſchreiben, die in jüngſter Zeit die Welt erſchütterten. Ganz abgeſehen von Rußlands Politik in Polen und in anderen Gebieten des Reiches wird ſein Vorgehen gegen Finnland in der Geſchichte für alle Zeiten ein Schandfleck bleiben. Ob Pobedonoſtzew dieſe Gewalttätigkeiten, die in der Welt nicht ihresgleichen finden, befürwortet hat, iſt ſchwer zu ſagen;

als sich aber im Jahre 1892 meinen Blicken zum erstenmal die neue griechisch-katholische Kathedrale darbot, die oberhalb Helsingfors auf Finnlands Hauptstadt herabblickt, ein Bau, dessen Dimensionen mit dem kleinen Häuflein der dort lebenden „Orthodoxen" nur schwer in Einklang zu bringen ist, — sah ich zu gleicher Zeit auch die Hand, die diesen Prachtbau altmoskowitischer Kunst zustande gebracht hatte. Unwillkürlich drängte sich mir die Überzeugung auf, daß das nur der Beginn der religiösen Verfolgung der lutherischen Bevölkerung Finnlands wäre und daß diesen nur zu bald politische und militärische Maßregelungen nachfolgen würden. Angesichts Pobedonoszews reaktionären Bestrebungen nahm es mich daher auch nicht im geringsten Wunder, daß man bald darauf von einem Attentat hörte, durch das man seinem Leben ein Ende zu machen versuchte.

Während meines letzten Aufenthaltes in Deutschland besuchte mich Pobedonoszew in meiner Berliner Botschaft. Er war noch immer der Alte, liebenswürdig, freundlich, interessierte sich für alles, was sich auf die Literatur bezog, schien jedoch allen politischen Strömungen des Westens vollständig gleichgültig gegenüberzustehen. Sein liebenswürdiges, etwas gedrücktes Wesen rief mir unwillkürlich den Ausspruch einer sehr intelligenten Dame aus der besten russischen Gesellschaft in das Gedächtnis zurück. Auf meine Bemerkung, ich hätte gehört, Pobedonoszew hätte die Politik satt und sehnte sich nach Ruhe, um sich nur seinen literarischen Interessen zu widmen, entgegnete sie: „Bitte, hören Sie davon auf! Ich habe die Beobachtung gemacht, daß solchen Rücktrittsgerüchten stets ein neuer Anschlag auf dem Fuße gefolgt ist; und gewöhnlich war der noch teuflischer ersonnen als alle, die ihm vorausgingen."

So viel von dem Manne, der in den letzten Jahren durch seine Regierung Rußland politisch dem Ruin entgegengetrieben hat. Pobedonoszew ist ein Problem. Über seinen so bezeichnenden Beinamen: „Torquemada des 19. Jahrhunderts" hat er sich eines Tages mir gegenüber mit freundlichem Lächeln ausgesprochen, in so liebenswürdigem Tone, wie man es kaum glauben sollte. Sein Leben zeigt uns das Bild eines Theologen, eines Staatsmannes und eines Charakters und liefert uns den Beweis dafür, daß so mancher Mann, der von den modernen Historikern für einen Tyrannen, einen Großinquisitor usw. angesehen wird, seine Handlungsweise auf Theorien gegründet haben mag, welche die Welt nicht zu begreifen imstande ist. Ihrer eigenen Überzeugung nach waren solche Tyrannen möglicherweise ebensowenig grausame Menschen, wie ihre mild und tolerant auftretenden Nächsten.

Im Verkehr mit Tolstoi

März 1894

Als ich nach fünfunddreißig Jahren Moskau wiedersah, war mein Erstaunen groß, als ich dort kaum etwas verändert fand. Abgesehen von der neuen russischen Kunstgalerie und dem großen Bazar gegenüber dem Heiligen Tor an der Umfassungsmauer des Kremls schien mir alles genau auf dem Punkte stehen geblieben zu sein, wie ich es zur Zeit der Thronbesteigung Alexanders II. verlassen hatte. Da waren dieselben ungefegten Straßen, dieselbe in Schafsfelle gehüllte Volksmasse, dieselben listig blickenden Bettlerscharen in ihren schmutzstarrenden Lumpen, derselbe verkommene Pöbel, der sich an den Straßenecken vor den Heiligenbildern bekreuzte, dieselben Andächtigen, die im Gebet mit den Köpfen gegen die steinernen Fließen vor den Kirchen schlugen; und über dem allen strahlte, neu wie damals, golden der Turm des Iwan Weliky, schimmerten düster, fremdartig die Kuppeln des Wassili Blaschjeniny und blickten in steinerner Ruhe auf das Getümmel herab. Nur eine einzige Veränderung war hier vorgegangen, die mein Interesse in Anspruch nahm: so lange Rußland zurückzudenken vermochte, weilte zum erstenmal in Moskaus Mauern ein Mann, dessen Name in der Literatur einen Weltruf hatte — Graf Leo Tolstoi.

Noch denselben Abend, an dem ich in Moskau eingetroffen war, begab ich mich in Begleitung meines Sekretärs in das Haus des Grafen, das in einer der Vorstädte lag. Es war der Empfangstag der Familie; als wir eintraten, eilten zwei befrackte Diener auf uns zu, nahmen unsere Pelze ab und stießen die Flügeltüren auf, die in den Empfangsraum führten. Aber welche Überraschung! Dieser Empfangsraum war eine einfache Bauernstube mit roh gezimmerter Holzbekleidung, die nur mit den allerdürftigsten Möbeln und Gerätschaften ausgestattet war. In demselben Augenblicke trat ein hochgewachsener, schlanker Russe auf uns zu, dem man es ansah, daß er geboren war, um zu befehlen, der aber nichtsdestoweniger Bauernkleider trug. Das Haar war zu beiden Seiten der Schläfen herabgekämmt, die lockere Bluse umgürtete ein Lederriemen, und bis an die Knie reichende derbe Stiefel vervollständigten das Kostüm. Das war Tolstoi.

Mit einem selten liebenswürdigen Lächeln trat er auf uns zu und begrüßte uns. Sein Anzug war der eines Bauern, aber sein Auftreten widersprach dem eines solchen durchaus. Statt der demütig gebückten, beinahe kriechend unterwürfigen Haltung, die der russische Bauer durchweg zur Schau trägt, war des Grafen Wesen, wenn auch herzlich, so doch vornehm und imposant. Nachdem er uns freundlich willkommen geheißen hatte, stellte er uns seinen übrigen Gästen vor. Es war eine seltsam zusammengewürfelte Versammlung: Ausländer in schwarzen Gesellschaftsanzügen, Moskauer Professoren in bequemen Kostümen, und eine ganze Menge junger Leute, jedenfalls Studenten, die, wenn sie auch nicht Bauern waren, doch Bauernkleider trugen. Ich beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit, sie schienen jedoch unter dem Bann ihres Meisters zu stehen und brachten nichts hervor, was erwähnenswert gewesen wäre. Sie glichen dem Medium, das der Hypnotiseur in Schlaf versetzt hat.

Die Professoren hingegen waren viel interessanter. Die Universität Moskau hat eine ganze Reihe bedeutender Gelehrten aufzuweisen, von denen etliche an jenem Abend bei Tolstoi erschienen waren. Einer von diesen Herren gehörte der philosophischen Fakultät an, und seine Versicherung, Rußlands philosophische Richtung wäre: „Zurück zu Kant!", interessierte mich ungemein und bot Anlaß zu einem lebhaften Meinungsaustausch. Nach all den mystischen und schwankenden Begriffen, die man sonst in Rußland zu Hause findet, überraschte mich die frische, gesunde Anschauungsweise dieses Gelehrten.

Selbstverständlich bat ich sofort um die Erlaubnis, mich der Frau vom Hause vorstellen zu dürfen, und der Graf war so liebenswürdig, uns durch eine lange Zimmerreihe in einen Salon zu geleiten, der in derselben Weise ausgestattet war, wie jeder moderne Damensalon in Petersburg oder Paris. Hier wurden wir von der Gräfin und den übrigen Damen des Hauses willkommen geheißen.

Dieser plötzliche Übergang aus der Bauernhütte des Herrn in den glänzenden Salon der Herrin war überraschend. Unwillkürlich mußte man an einen Szenenwechsel auf der Bühne denken.

Nach einigen herkömmlichen Phrasen begab sich die ganze Gesellschaft in das Zimmer des Hausherrn, wo an einem langen Tisch aus einer großen messingenen Urne, einem Samowar, der Tee serviert wurde. Obgleich hier zwanzig oder dreißig Gäste versammelt waren, konnte es kaum zwangloser hergehen. Alles war schlicht, freundlich und ungezwungen.

Meine erste Frage galt den von der Hungersnot betroffenen Volksschichten. Diese Frage lag insofern ganz besonders nahe, als unsere

Botschaft mit dem Grafen und seiner Familie über die Verteilung einer Sendung aus den Vereinigten Staaten unter das notleidende Volk korrespondiert hatte. Tolstoi entgegnete mir darauf, daß die Lage der Bauern noch immer sehr beklagenswert wäre; daß sie sämtliches Zugvieh geschlachtet und aufgezehrt, alles irgend Entbehrliche, um sich vor der Kälte zu schützen, verbrannt hätten und sich nun in der größten Not befänden. Auf meine Äußerung, daß die neuen Handelsverträge mit Deutschland den Stand der Dinge vielleicht bessern würden, antwortete der Graf, daß die Verträge kaum eine Abhilfe schaffen könnten, weil nur ein unbedeutender Teil der Landesprodukte in das Ausland ginge. Dies Gespräch brachte Tolstoi auf einige Amerikaner und Engländer, welche die von der Hungersnot heimgesuchten Gebiete bereist hatten. Die Herren waren ihm im allgemeinen alle sympathisch gewesen, ganz besonders aber hatte ihm John Bellows, ein englischer Quäker aus Gloucester, der Verfasser des prächtigen kleinen französischen Diktionärs, gefallen. Daran schloß Tolstoi die Bemerkung, daß er fast in allen Anschauungen mit den Quäkern übereinstimmte; nur tadelte er es, daß sie sich nicht ihrer Besitztümer entäußerten. Dieses wäre der einzige unlogische Punkt in ihrer Lehre, weil Besitz stets eine Gewalt voraussetze, die denselben schütze. Ich bemerkte darauf, daß die Quäkergemeinden in Amerika von einer solchen Gewalt nichts wüßten, daß abgesehen von unserem Bürgerkriege keiner von ihnen je einen Soldaten zu sehen bekäme und daß heutigestags unter hundert Quäkern höchstens einer einen erblickt hätte. „Aber Sie vergessen die Schutzmannschaft", entgegnete mir der Graf darauf. Er zählte eben Schutzleute und Soldaten zu der gleichen Kategorie, die ihre Gewalt benutzt, um das Eigentum zu schützen und die ihm deshalb so verwerflich scheint.

Nun erlaubte ich mir zu bemerken, daß er dann auch das Eigentumsrecht auf geistige Erzeugnisse in seine Anschauung einbeziehen müsse. Darauf war des Grafen Antwort, daß er sich auch durchaus nicht berechtigt fühle, für irgend eines seiner Bücher ein Honorar zu verlangen. Darauf gab ich ihm zu bedenken, daß er damit keinen anderen Zweck erreichen würde, als Verlegern aller Länder Europas und Amerikas, die entweder schon ohnehin vermögend wären, oder sich durch Nachdrucken ein Vermögen zusammenscharrten, Unsummen in den Schoß zu werfen. Meiner Ansicht nach täte er viel besser, wenn er sich seine Werke voll bezahlen ließe, und dann das Geld unter die in seinem Vaterlande dem Hungertode preisgegebenen Bauern verteilte. Tolstois Entgegnung lautete, er folge seiner Pflicht. Aber ich antwortete, es ließe sich darüber streiten, welche Pflicht höher zu veranschlagen wäre.

Es machte mir viel Spaß später einmal aus anderer Quelle zu erfahren, daß die Gräfin einen anderen Standpunkt vertrat und sich in einigen Fällen den Ertrag der Schriften ihres Gemahls gesichert hatte, um ihn im Interesse ihrer zahlreichen Familie zu verwerten. Das machte Tolstois Bemerkung erklärlich, daß Frauen nicht so selbstlos wären wie Männer, daß ein Mann imstande wäre, seine Familie seinen Ideen zu opfern, eine Frau jedoch niemals.

Tolstoi sprach dann weiterhin von dem Interesse, welches er an den Shakergemeinschaften nahm, insbesondere an Frederic Evans. Ganz sicher machte er sich eine falsche Vorstellung von diesen Gemeinden; der Shaker, wie er ihn sich dachte, glich einem wirklichen Libanonshaker so wenig wie ein Adler einer Ente. Seine Ansichten über ihren Einfluß auf die Bevölkerung Amerikas waren geradezu komisch.

Lange sprach er über den religiösen Glauben in Rußland; er war der Ansicht, daß die hier herrschende Kirche ihrer Stellung bald verlustig gehen würde. Ich stellte ihm nun die Frage, wie er sich die Tatsache erklärte, daß der Gottesdienst in den griechischen Kirchen zahlreicher von Männern als von Frauen besucht würde, während in anderen Ländern die Frauen bedeutend in der Mehrzahl wären, und fügte hinzu, meiner Beobachtung nach hätte sich diese Erscheinung in den letzten fünfunddreißig Jahren nur noch mehr ausgebildet. Tolstoi erwiderte mir darauf: „Das ist nur oberflächlich; viel tiefere Gedanken schlummern darunter. Was Rußland nottut, ist Gedankenfreiheit!" Und daran schloß er einige Beispiele an, und erzählte mir unter anderm von einem Ehepaar in Petersburg, dem man die Kinder genommen hätte, um sie einer Fürstin X., ihrer Großmutter, zur Erziehung zu übergeben, nur weil diese der rechtgläubigen Kirche angehörte, die Eltern aber nicht. Ich entgegnete ihm darauf, daß ich die Kinder gesehen hätte, und ihre Großmutter hätte mir gesagt, die Mutter der Kinder wäre eine krasse Atheistin mit nihilistischen Anschauungen. Sie hätte ihren Mann im Stich gelassen und die Kinder in entsetzlicher Weise erzogen, ja sie sogar dazu angehalten, den Schöpfer zu verleugnen und dem Zaren zu fluchen. Der Vater hätte all sein Hab und Gut verteilt und wäre Arbeiter geworden. Infolgedessen wäre sie, die Großmutter, beim Kaiser um die Erlaubnis eingekommen, die Kinder unter ihre Obhut nehmen zu dürfen. Ich fügte dann noch hinzu, daß mir die Kinder im Hause ihrer Großmutter begegnet wären und daß sie frisch und munter ausgesehen hätten. Tolstoi aber blieb dabei, daß die Kinder der Mutter nur genommen wären, weil ihr Glaube nicht der orthodoxen Kirche entsprochen hätte. Meiner Meinung nach befand er sich hier stark im Irrtum, jedenfalls soweit es den Vater

betraf. Daß dieser seinen ganzen Besitz verschenkte, um sich sein tägliches Brot durch seiner Hände Arbeit zu verdienen, war eine Folge der Ideen, welche so beredt von dem Grafen gepredigt wurden. Leider besaß der bedauernswerte Vater nicht wie sein Lehrmeister eine Frau, die seine Prinzipien abzuschwächen verstand.

Tolstoi kam auch auf die Schwierigkeiten zu sprechen, welche den Übersetzern seines Buches „Das Reich Gottes" daraus erwachsen wären, daß sie keinen Verleger dafür hätten finden können. Auf meine Versicherung, daß angesehene amerikanische Verleger sicherlich gern dazu bereit gewesen wären, das Buch in ihren Verlag zu nehmen, entgegnete er, er hätte angenommen, die Ideen, die in diesem Schriftchen entwickelt würden, widersprächen den amerikanischen Anschauungen so sehr, daß eine Veröffentlichung sich dort nicht gelohnt hätte.

Dann kam Tolstoi auf das Thema von der Religion in seinem Vaterlande zurück. Er erzählte mir da als Kuriosum, daß in der Maria Verkündigungskirche im Kreml auf einem religiösen Gemälde auch Sokrates zu finden wäre. Er meinte, irgendein Mönch müßte sich gelegentlich in den Plato vertieft und in seiner Begeisterung auch Sokrates dem Kreise der Vorläufer Christi eingereiht haben. Hierauf entgegnete ich, daß Melanchthons Erklärung von Christi Höllenfahrt die gewesen sei, der Erlöser habe gewünscht, die Bekanntschaft von Sokrates, von Plato, von den besten alten Philosophen zu machen. Ich zog dann zum Vergleich Luthers Auffassung über die Höllenfahrt heran. Luther in seiner drastischen Ausdrucksweise meinte, Christus wäre zur Hölle hinuntergefahren, um seine Sache mit Satan in einem Ringkampf auszufechten. Das brachte Tolstoi auf eine russische Legende von Christi Höllenfahrt. Christus fand den Teufel damit beschäftigt, Ketten zu schmieden. Aber bei der Ankunft des Erlösers barsten die Wände der Hölle; Satan verwickelte sich in seine eigenen Ketten und blieb so tausend Jahre gefesselt.

Mit den Juden, so sagte der Graf, sympathisiere er; nur würden über ihre Unterdrückung übertriebene Nachrichten verbreitet. Er hielt auch Kennans Schilderungen von Sibirien und von der Behandlung der Verschickten an einigen Stellen für übertrieben, wenn auch im wesentlichen für wahrheitsgetreu. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß gewisse Staatsmänner, deren Namen er auch nannte, sich einbildeten, Unterdrückungsmaßnahmen und geistige Knechtung könnten Ende des 19. Jahrhunderts noch irgendwelche Wirkung erzielen.

Dann wandte sich der Graf einigen mißlichen Verhältnissen in seinem Vaterlande zu. Ich bemerkte darauf, daß jedes Land seine Schattenseiten hätte und führte mit dem Hinweise auf Amerika das

bekannte Sprichwort an: „Jedermann weiß selbst am besten, wo ihn der Schuh drückt.“ Nun erkundigte sich Tolstoi bei mir nach dem Lynchsystem in den Vereinigten Staaten und sprach mir sein Entsetzen darüber aus. Hierauf entgegnete ich ihm, daß das Lynchsystem nur die unausbleibliche Folge einer frevelhaften Fahrlässigkeit und einer falsch angewandten Menschenfreundlichkeit in der Handhabung unseres Strafgesetzes in den südlichen und westlichen Gebieten des Landes wäre, wo man deshalb zu der natürlichen Gerichtsbarkeit zurückgekehrt sei und das Gesetz selbst in die Hand nähme. Ich zitierte ihm darauf den tiefsinnigen Ausspruch von Goldwin Smith: „Die amerikanische Lynchjustiz ist weniger ein Beweis der Mißachtung, als vielmehr der Hochachtung des Gesetzes.

Tolstoi fragte mich nun, wo uns denn, abgesehen von diesem Gesetz, in Amerika der Schuh drückte, und ich erzählte ihm, daß das an den verschiedensten Stellen der Fall wäre; daß der schlimmste Druck aber davon herrühre, daß man Leuten politische Rechte einräumte, die sich in ihrer Heimat als verkommene, geistig träge und beschränkte Menschen erwiesen hätten. Wie diese Menschen ihre politischen Rechte in Amerika ausnutzten, daß sei nicht nur ein Schimpf für andere, sondern auch für sie selbst. Zum Beweise erzählte ich ihm, wie ich vor einigen Jahren in Newyorker Mietskasernen eine Unmenge Menschen in kleinen Räumen zusammengepfercht gesehen hätte. Die Wirtsleute, die sie mit Spirituosen versorgten, beuteten diese Leute aus. Frauen und Kinder siechten infolge der schmutzigen Wirtschaft und der unzureichenden Maßnahmen der Lokalbehörden an Typhus, Blattern und anderen epidemischen Krankheiten dahin. Nichtsdestoweniger wäre jeder gleich dabei gewesen, über den, der es gewagt hätte, sanitäre Maßnahmen zu treffen und Ordnung zu schaffen, herzufallen und ihm ans Leben zu gehen. Ich schilderte dem Grafen ferner, wie jene Menschenklasse, die seit Jahren am meisten unter diesen verrotteten Zuständen zu leiden hat, doch durch ihr Stimmrecht ihr möglichstes tut, daß gerade die Leute, die solche elende Zustände aufrecht erhalten, in ihren mächtigen Stellungen bleiben.

Darauf lenkte ich das Gespräch auf den Bau der sibirischen Eisenbahn. Hierfür bekundete der Graf aber nur ein so laues Interesse, daß mein Wissen keine Bereicherung fand.

Auf seine Frage, wann ich Moskau früher einmal besucht hätte, erzählte ich ihm, daß es während des Krimkrieges war. Darauf sagt er: „Damals war ich in Sebastopol und diente während der Belagerung als Soldat.“

Von seinen augenblicklichen Beziehungen zu der Regierung er-

zählte Tolstoi folgendes: Kürzlich habe man ihn zum Ehrenmitglied einer wissenschaftlichen Gesellschaft in Moskau machen wollen, aber die Petersburger Regierung habe diese Wahl hintertrieben. Und er fügte hinzu, jeden Morgen staune er beim Erwachen darüber, daß er noch nicht auf dem Wege nach Sibirien sei.

Beim Abschied schlugen mir der Graf und die Gräfin vor, uns am nächsten Tage in der Tretjakowschen Gemäldegalerie zu treffen. Ich willigte bereitwilligst ein und fand mich pünktlich nachmittags in dieser herrlichsten und größten Gemäldesammlung Moskaus ein, die nur Schätze einheimischer Kunst beherbergt. Der Graf und seine Familie waren in Begleitung einiger Freunde; darunter war eine kleine Schar Studenten, die ebenso wie ihr Lehrmeister Bauernkleidung trugen. Augenscheinlich war Tolstoi in der alten Zarenstadt eine allbekannte Persönlichkeit, denn es folgte ihm, während er mir als Führer diente, ein ganzer Schwarm Menschen, die ihn zudringlich anstarrten.

Der Graf machte mich auf einige moderne Gemälde, die religiöse Stoffe behandelten, in byzantinischer Manier gemalt und für die Kathedrale in Kiew bestimmt waren, aufmerksam und sagte: „Ein eben so schwacher wie undankbarer Versuch die Hühnchen wieder in das Ei hineinzulocken, dem sie kaum entschlüpft sind." Die beiden nächsten Bilder behandelten gleichfalls religiöse Stoffe: das erste stellte Christus und Pilatus dar, jene Szene, wo Pilatus an den Heiland die Frage richtet: „Was ist Wahrheit?" Pilatus hatte der Maler als einen rundlichen, zynischen, heiteren Lebemann aufgefaßt, Christus als einen Wanderprediger, in ärmlichem Gewande mit ungepflegtem Haar, das ihm über das hagere Gesicht fiel; — als einen idealisierten Bauer, den die Polizei aufgegriffen hatte. Dieses Gemälde schien Tolstoi ganz besonders zu fesseln. Es schien ihm das Geheimnis zu verraten, daß in dieser Frage und ihrer Antwort lebt. Die Frage wird denen gestellt, denen auf Erden die Gewalt gegeben ist, die Antwort kommt aus dem Munde der Elenden und Unterdrückten.

Das andere Bild war eine Kreuzigung, die durchaus realistisch aufgefaßt war. Auch nicht das geringste hatte der Maler idealisiert. Es war sogar realistischer als Gebhards Abendmahl in Berlin, so daß es mich anfangs abstieß, obgleich es bei längerem Beschauen faszinierte. Tolstoi schien tief ergriffen. Schweigend stand er lange Zeit davor da, als wenn er darüber nachsänne, was dieses Opfer auf dem Calvarienberge der Welt gegeben hatte. Andere Bilder, die dasselbe Thema behandelten, aber im Stil der alten Meister gemalt waren, hatte er kaum eines Blickes gewürdigt. Dieses Bild des jungen Galiläers, eines bäuerisch aussehenden Mannes, mit reizlosen Zügen, in ärmlichem Ge-

wande, inmitten seiner elenden Gefährten und einer dürftigen Szenerie, das Bild dieses Galiläers, den man zum Tode verurteilt hatte, weil er den Mühseligen und Beladenen das „Reich Gottes" verkündete, schien ihn zu fesseln wie kein anderes. Während Tolstoi mich auf die einzelnen Personen des Gemäldes aufmerksam machte, wurde es mir immer klarer, daß das Mitleid mit der niederen Klasse und das Verlangen, ihren Kummer und ihre Sorgen zu teilen, der letzte Gedanke seines Lebens war.

Darauf führte mich der Graf zu einem kleinen Gemälde hin, das Christus und seine Jünger darstellte, wie sie nach dem Passahmahl in Jerusalem das Haus verlassen. Auch dieses Bild war ganz realistisch gemalt. Die Jünger, einfache Fischersleute, mit groben Zügen und in groben Kleidern, gingen mit schweren Schritten heimwärts, indessen Christus zu den Sternen hinaufschaute und die ihm zunächst Stehenden auf die Schönheiten des gestirnten Firmamentes aufmerksam machte. Tolstoi zeigte für dieses Bild eine ganz besondere Bewunderung und sagte, daß es ihn ergriffe, wie eine wunderbar harmonische Musik; — wie Musik, die zu Tränen rührt, man weiß nicht, warum. Und während Tolstoi bald vor diesem, bald vor jenem Bilde stehen blieb, das ähnliche Stoffe behandelte, ging mir wieder mehr und mehr die Erkenntnis auf, daß das Hinneigen zu jenen, die unter Armut und Not zu schmachten haben, die Leidenschaft seines Lebens ist.

Von jenen Bildern, die keine religiösen Stoffe behandelten, hielt Tolstoi sich längere Zeit nur vor zweien auf. Das erste stellte die Verhaftung eines Nihilisten dar, das zweite die Rückkehr Verschickter aus Sibirien. Beide waren vorzüglich gemalt und beide trugen dieselben Charakterzüge — das Mitleid mit den Armen, ja selbst mit Verbrechern.

Einige hochberühmte historische Gemälde der Sammlung fand Tolstoi übertrieben, ganz besonders: den Tobsuchtsanfall der Großfürstin Sophie im Klostergefängnis, und die Reue Iwans des Grausamen nach der Ermordung seines Sohnes.

Zu meiner Überraschung schätzte Tolstoi gerade wie ich Landschaften weniger als religiöse und historische Gemälde. Ja er war noch einseitiger. Landschaften hatten für ihn nur als Staffage zu irgend einer Szene aus dem menschlichen Leben einen gewissen Wert.

Längere Zeit verweilten wir vor einem schönen Genrebildchen, das eine Bauernfamilie darstellte, die sich um das Sterbelager der Mutter geschart hatte. Ein Kruzifix auf der Brust, war die Ärmste dem Hungertode erlegen. Auch dieses Bild schien einen tiefen Eindruck auf den Grafen zu machen.

Das nächste Kunstwerk, vor dem wir Halt machten, war eine Szene vor Gericht. Den Mittelpunkt bildete eine anscheinend vornehme

Dame, die von den Schergen wohl in ein Klostergefängnis geschleppt werden sollte. Ich erinnerte Tolstoi an Manzonis „Promessi Sposi", aber zu meiner Überraschung schien er von diesem bezaubernden Roman wenig zu wissen. Das Gespräch, das sich an dieses Gemälde knüpfte, führte uns zu Walter Scott. Tolstoi erzählte mir, er hätte diesen Dichter früher sehr gern gehabt, aber schon seit Jahren nichts mehr von ihm gelesen; mit Interesse hörte er dann meine Beobachtung an, die ich als dauernder Verehrer Walter Scotts gemacht hatte, nämlich, daß es so schwer ist, die Jugend dazu zu bewegen, seine Werke zu lesen.

Vor einem Bilde, das Peter den Großen bei seiner verhängnisvollen Begegnung mit seinem Sohne Alexis darstellte, entgegnete Tolstoi auf meine Bemerkung, welch ein Wunder es doch gewesen sei, daß Moskau schon im 17. Jahrhundert einen Herrscher von so hohen Geistesgaben besessen habe, er sei kein Verehrer Peters des Großen. Er wäre zu grausam gewesen, und hätte seinen Opfern mit eigenen Händen Folter- und Henkersdienste geleistet.

Dann hielten wir vor einem Bilde, welches die entsetzliche Hinmetzelung der Strelitzen zum Vorwurf hatte. Ich sagte: solche Bilder zeigen uns, daß die Welt, was die Pessimisten auch sagen mögen, doch vorwärts geschritten ist, wenn auch nur sehr langsam. Um diese Pessimisten zu widerlegen, braucht man nur auf die Vervollkommnung der Strafgesetze hinzuweisen." Tolstoi stimmte mir von Herzen bei und sagte, die Abschaffung der Folterqualen und der Bußstrafen wären jedenfalls als bedeutender Fortschritt anzusehen.

Während eines Meinungsaustausches über die momentane politische Lage in Europa bemerkte ich unter anderem, daß die maßgebenden Persönlichkeiten des diplomatischen Korps in Petersburg für den Augenblick jede Kriegsgefahr für ausgeschlossen hielten, und daß der Zar nach den letzten entsetzlichen Greuelszenen des Balkankrieges, die er selbst mit angesehen hatte, unauslöschliche Abscheu davor in sich spüre. Tolstoi stimmte zu, meinte aber, es erschiene ihm einfach ungeheuerlich, daß der Friede Rußlands und ganz Europas an einem so dünnen Fädchen hängen sollte, wie es der Wille eines einzelnen Sterblichen sei.

Dann gingen wir über die Moskwa, die zugefroren war, dem Kreml zu. Wir sprachen über moderne literarische Erscheinungen. Von französischen Schriftstellern hielt Tolstoi Maupassant für das größte Talent; nur bedauerte er, daß dieser geniale Schriftsteller so sehr demoralisiert wäre, und daß in seinen Romanen die Frauen eine so große Rolle spielten. Auch für Balzac fühlte Tolstoi eine warme Bewunderung, während er für Daudet, Zola und ihresgleichen wenig übrig hatte.

Was die Literatur Amerikas anbetrifft, so erzählte mir der Graf,

Turgenieff hätte ihm gesagt, sie tauge gar nichts, sei weder neu noch originell, sondern einfach ein Abklatsch der englischen. Hierauf entgegnete ich ihm, daß dieses Urteil mir einigermaßen seicht erschiene, daß die amerikanische Literatur naturgemäß eine Abzweigung der englischen sei und auch als solche angesehen werden müsse; daß es daher unsinnig wäre, von der amerikanischen Literatur zu verlangen, sie solle auch in nichts der englischen gleichen, genau so unsinnig, wie wenn man bei einem Apfelbaume nach Orangen ausschauen wollte; daß in der amerikanischen Literatur auch so manches Ursprüngliche und unanfechtbar Schöne hervorgebracht würde; daß sie aber trotz alledem demselben Stamme entsprossen sei, und daß derselbe Saft in beiden rinnen müsse. Und ich verglich dann die Charakteristik der Frau durch alle Angelsachsen, diesseits wie jenseits des Ozeans, von Chaucer bis auf Mark Twain, mit der durch die Franzosen von Rabelais bis auf Zola. Tolstoi entgegnete darauf, seiner Meinung nach schöpfte die amerikanische Literatur ihre Kraft aus althergebrachten angelsächsischen religiösen Anschauungen. Er sprach mir seine Bewunderung für Emerson, Hawthorne und Whittier aus, schien aber diese Schriftsteller ohne Auswahl gelesen zu haben und ihre schönsten Bücher nicht zu kennen. Mit großer Begeisterung sprach Tolstoi von Theodor Parkers Werken und meine persönlichen Erinnerungen an Parker und sein Interesse für Rußland fesselten ihn sehr. Auch William Lloyd Garrison schien ihm aufrichtige Bewunderung einzuflößen, als Schriftsteller wie als Charakter. Mit Longfellow hatte sich Tolstoi gleichfalls vertraut gemacht, während er über Lowell kein bestimmtes Urteil hatte, ihn meiner Überzeugung nach auch mit einem anderen Schriftsteller verwechselte. Von den lebenden Schriftstellern hatte Tolstoi einige Romane von Howell gelesen und Gefallen an ihnen gefunden, nichtsdestoweniger aber sagte er: „Die heutige amerikanische Literatur scheint sich auf hoher See zu befinden und von den tosenden Wogen in den tiefsten Abgrund gerissen zu sein." Im Anschluß hieran kam Tolstoi auf den Klatsch in den amerikanischen Tageszeitungen zu sprechen und erzählte mir von einem Interviewer, der im Auftrage seines Blattes zu ihm gekommen wäre, aber nur eine Auskunft darüber hätte haben wollen, wann er zu Bett ginge, wann er morgens aufstände, welche Kost er bevorzuge usw. Tolstoi meinte, daß Leute, denen solche Nichtigkeiten Vergnügen bereiteten, jedenfalls sehr hohlköpfig sein müßten, fügte jedoch hinzu, daß die westeuropäische Presse auf derselben Stufe stände. Als ich ihn darüber auszufragen suchte, welcher Zweig der amerikanischen Literatur seinem Geschmacke am meisten entspräche, sagte er, daß er einige Veröffentlichungen der Gesellschaft für ethische Kultur in New York und Brooklyn gelesen und

auch an den Werken Felix Adlers viel Geschmack gefunden hätte. Daraufhin fragte ich ihn, welchen amerikanischen Autor er als den bedeutendsten bezeichnen würde und erhielt darauf eine seltsame Antwort, die nicht nur mich überraschte, sondern auch jeden meiner Landsleute in Erstaunen gesetzt hätte. Sollte die ewige Seligkeit nur dem unter all den 80 Millionen Amerikanern zuteil werden, der diesen Namen erraten könnte, wir müßten insgesamt in die Hölle fahren. Dieser größte Schriftsteller Amerikas heißt — Adin Ballou! Augenscheinlich hatten einige philantropische Anschauungen dieses vortrefflichen Geistlichen in Massachusetts und religiösen Kommunisten in Tolstoi eine verwandte Saite berührt; nur so konnte ich mir seine seltsame Antwort erklären.

Am folgenden Tage besuchte mich der Graf in meinem Hotel, worauf wir einen gemeinsamen Spaziergang unternahmen. Als wir miteinander die Straßen durchwanderten, fiel es mir, wie auch schon auf unserem letzten Gange, auf, daß Tolstoi alle Taschen voll Kupfermünzen hatte; und einer großen Schar Bettlern, wie sie in der Gegend des Kremls und auf den großen, freien Plätzen umherlungerten, war es nur zu gut bekannt, daß Tolstoi diese Münzen unter sie zu verteilen pflegte.

Auf eine Bemerkung hierüber äußerte der Graf, seiner Anschauung nach müßte ein jeder, dessen Mittel es irgend erlaubten, seinem Beispiele Folge leisten.

Als Beweis gegen diese Forderung sagte ich ihm, daß es in den Vereinigten Staaten buchstäblich keine Bettler gäbe. Ich hätte nun gern dies Thema noch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus weiter ausgesponnen und ihm beweisen mögen, wie dies tropfenweise, wahllose Almosenspenden nur dem abscheulich unmoralischen System, das über ganz Rußland verbreitet ist, den größten Vorschub leistet; einem System, nach dem Scharen von Männern und Weibern, die imstande wären, für sich selbst zu sorgen und sich schämen sollten zu betteln, sich berechtigt glauben, jeden Vorübergehenden heulend und winselnd um ein Almosen anzuflehen. Ich hatte Tolstoi indessen schon genügend begriffen, um mir zu sagen, daß jede volkswirtschaftliche Beweisführung von ihm abgleiten würde, wie Wasser von dem Rücken einer Ente; deshalb machte ich den Versuch, ihn an einer anderen Stelle zu packen und sagte: „Es gibt in den Vereinigten Staaten tatsächlich keine Bettler, obwohl die Not unter meinen Landsleuten oft größer ist, als an irgend einem anderen Orte der Welt!“ Das gab Tolstoi nun vollkommen zu, meinte jedoch, die Getreideladungen, die Amerika für die von der Hungersnot betroffenen Bauern in Rußland geschickt hätte, stünden mit meinen Behauptungen im Widerspruche. „Jedenfalls ist es bei uns Sitte, Bettlern nur in allerdringendsten Fällen etwas zu geben“, fügte ich hinzu. Dann erzählte

ich ihm von einigen kirchlichen Vereinigungen in Amerika, die große Massen Brennholz anschafften, nur um es heimatlosen Vagabunden, die gesunde Gliedmaßen besäßen, zu ermöglichen, sich durch Holzsägen oder Holzspalten ein Frühstück, ein Mittagbrot, wenn nötig sogar ein Obdach zu verdienen. Ich bewies ihm ferner, daß die Bettelei nicht nur eine Quelle der Volksverarmung, sondern auch für den Bettler selbst entwürdigend sei, weil er sich damit in die Lage bringe, um etwas bitten zu müssen, das er, wenn er seine Kräfte verwertete, mit Fug und Recht fordern könnte. Ich erklärte ihm ferner, es wäre kein erbauliches Schauspiel, wenn ein Graf Tolstoi sich seinen bettelnden und winselnden Landsleuten gegenüber buchstäblich als ein höheres Wesen aufspiele. Diese Auffassung seiner Spenden schien einen tiefen Eindruck auf den Grafen zu machen.

Beiläufig sprach ich Tolstoi auch meine Verwunderung darüber aus, daß er sich nicht öfter auf Reisen begeben habe. Er entgegnete mir darauf, daß er nicht viel davon halte. Freilich hätte er sich einige Zeit im Auslande aufgehalten, auch etliche Jahre in Petersburg gelebt, den übrigen Teil seines Lebens aber hauptsächlich in Moskau und auf dem Lande zugebracht. Je näher ich Tolstoi durch unseren Gedankenaustausch trat, desto mehr mußte ich mich davon überzeugen, daß diese letzte Tatsache die Hauptursache seiner zuweilen befremdenden Eigenart war. Von allen hervorragenden Menschen, die mir je begegnet sind, ist gerade Tolstoi derjenige, der am meisten einer Erweiterung seines Gesichtskreises und einer heilsamen Einschränkung seiner Anschauungen bedürftig wäre. Beides kann man sich jedoch nur im Verkehr mit Leuten aneignen, die in andern Ländern wohnen und in anderen Verhältnissen leben. In Rußland ist dieses Bedürfnis noch fühlbarer, weil sich dort nirgends die Gelegenheit bietet, über wirklich wichtige Fragen zu diskutieren. Ein Volk von 120 Millionen hat kein Organ, in dem Fragen von öffentlichem Interesse erörtert werden dürfen; die Presse bietet dazu keine wirkliche Gelegenheit; in der Tat ist es mehr als zweifelhaft, ob solche Erörterungen in wirklicher Breite und Tiefe auch nur in Privatkorrespondenzen oder im eigenen Hause gestattet würden.

Ich entsinne mich noch sehr wohl, daß während meines ersten Aufenthaltes in Petersburg Leute, die der englischen Sprache mächtig waren, sich ihrer bei Tisch bedienten, nur aus Furcht, die servierenden Dienstboten könnten Spionage treiben.

Diese Bevormundung geht sogar so weit, daß es nur den Angehörigen des diplomatischen Korps oder ganz besonders Bevorzugten gestattet wird, unbeanstandet jedes Buch und jede Zeitung zu lesen, die ihnen gerade behagt, so daß dadurch sogar diese Bereicherung der Anschau-

ungen verpönt ist, und Menschen, denen ein reges geistiges Leben Bedürfnis ist, jede Gelegenheit dazu genommen ist. Wie so manche andere geniale Männer, — und Rußland hat ihrer viele — hat auch Tolstoi nur selten Gelegenheit gehabt, an Gesprächen teilzunehmen, in denen Fragen von allgemeinem Interesse behandelt wurden. Infolgedessen ist sein Urteil vollständig einseitig und in keiner Weise durch einen Gedankenaustausch mit anderen Menschen eingeschränkt worden. Unter solchen Umständen wird jeder Mensch, gleichviel wie edel und begabt er auch sein mag, die Gedanken, die er in sich großgezogen hat, so lange hätscheln und verzärteln, bis sie ihm wie verzogene Kinder über den Kopf gewachsen sind. Ist es dann einmal so weit gekommen, so ist er nicht mehr imstande, einen Fehler oder Irrtum an ihnen zu entdecken und kommt schließlich dahin, sich selbst für absolut unfehlbar zu halten. Diese Beobachtung habe ich an so manchen hervorragenden Russen gemacht. Jeder einzelne hatte sich seine eigenen Theorien zurechtgelegt und sich dann so in sie verliebt, daß er jede andere, die im geringsten von der seinigen abwich, für töricht und irrig ansah.

Hauptsächlich hierauf ist es zurückzuführen, daß sich in Rußland so viele religiöse, soziale, politische und philosophische Glaubensbekenntnisse, Lehren und Sekten gebildet haben. Die eine verlangt die Ermordung der Neugeborenen, um die Seelen der Kindlein zu retten; die andere fordert um des Seelenheils willen die Verstümmlung des menschlichen Körpers; eine dritte möchte die ganze Welt in Feuer und Flammen setzen, eines Wortunterschiedes, eines Buchstabens, eines Meßgewandes, einer Zeremonie oder auch nur eines Fingers wegen, der beim Schlagen des Kreuzes aufgerichtet werden soll, oder nicht. Die sozialen Ideen haben den Nihilismus ins Leben gerufen, der annimmt, einem einzelnen stehe das Recht zu, über das ganze Menschengeschlecht zu Gericht zu sitzen und jeden, der in seinen Anschauungen von der Meinung dieses selbstherrlichen Richters abweiche, zum Tode zu verurteilen.

Die politischen Theorien haben den Monarchen zu einem allmächtigen Selbstherrscher und Vertreter Gottes gemacht und die ganze übrige Welt außerhalb Rußlands dem Satan überliefert, weil sie sich widersetzte, dem göttlichen Prinzip der Autokratie zu huldigen.

Einige philosophische Gemeinschaften verwerfen die erhabensten Schätze, welche Wissenschaft, Literatur und Kunst der Menschheit geschenkt haben und predigen die Rückkehr zum Urzustande.

Lebensanschauungen und Sittengesetze haben Wege eingeschlagen, die alle menschliche Existenz untergraben. Von all diesen Theorien ist jede einzelne die Ausgeburt irgend eines ursprünglichen mehr oder minder kraftvollen Geistes, der durch das Elend, zu dem das Dasein einen jeden

Russen verurteilt, entmutigt, entkräftigt und verbittert, logisch aber ohne die Möglichkeit einer ausgleichenden Diskussion mit anderen Menschen seine Ideen entwickelt.

Nur auf diese Isolierung ist eine Erscheinung zurückzuführen, die mich an Tolstoi so seltsam befremdet hat, die Erscheinung nämlich, daß seiner Liebe zur Menschheit, so groß, so tief gefühlt, so aufrichtig sie ist, doch eine gewisse Geringschätzung innewohnt, mit der er die Ideen, Interessen, Ansichten anderer betrachtet, und eine krasse Unduldsamkeit jedem Gedanken gegenüber, der auch nur im geringsten von seinen abweicht.

Als wir beim Kreml angekommen waren, führte er mich zu der Maria Verkündigungskirche, um mir das Bild von Sokrates auf dem heiligen Gemälde zu zeigen, von dem er mir gesprochen hatte; es war jedoch zu spät. Wir durften nicht mehr eintreten, gingen weiter und begaben uns nach dem Synodalgebäude, um das Dreieinigkeitsbild über dem Tore zu betrachten: eine Kombination dreier Flächen, wie man sie häufig zu Straßenschildern verwandt findet. Sieht man das Bild von der einen Seite an, so erblickt man den Christuskopf mit der Dornenkrone, betrachtet man es von der anderen, so schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube über den Wassern, stellt man sich direkt davor, so schaut einem Gott Vater, ein alter Mann mit wallendem, weißen Bart, in das Antlitz. Was Tolstoi von diesem illustrierten Glaubensbekenntnis hielt, kam bei einer anderen Gelegenheit zur Sprache.

Am folgenden Tage suchte mich der Graf abermals in meiner Wohnung auf. Unsere Unterhaltung wandte sich sofort religiösen Fragen zu. Er behauptete, jeder Mensch wäre religiös und hätte seine eigene Religion; jede Religion ergäbe sich aus dem Begriff, den der Mensch sich von seinen Beziehungen zu seinem Nächsten und den Gesetzen, die seiner Meinung nach das Weltall regierten, mache. Er sagte ferner, daß es in der religiösen Entwicklung der Menschheit drei Stufen gäbe: die Kindheit der Völker, in welcher der Mensch sich einbilde, die Welt sei um seinetwillen geschaffen und gipfele in ihm; die Reifezeit der Völker, die Zeit des nationalen Glaubens, wo jede einzelne Nation ihre Religion für die einzig wahre hielte, die alle übrigen umfasse, wie man das bei den Juden und den Engländern sehen könne; und schließlich der höchste Grad der Vollkommenheit der Völker, wenn der Mensch sich dessen bewußt geworden sei, daß er den Willen des Höchsten zu erfüllen habe und sich nur als ein Werkzeug Gottes ansehe. Er fuhr dann fort und sagte, daß in jeder Religion zwei Hauptelemente enthalten seien, die Täuschung und die Frömmigkeit, und fragte mich über die Mormonen aus, von deren Büchern ihn einige interessiert

hatten. Er meinte, daß die Religion der Mormonen zu zwei Dritteln Täuschung wäre, fügte jedoch hinzu, er gäbe jeder Religion, die einräume, sie hätte ihre Lehre aus der Erde herausgescharrt, den Vorzug vor denen, die da behaupten, die ihrige stamme vom Himmel. Als ich Tolstoi erzählte, ich wäre vor zwei Jahren in Salt Lake City gewesen, sprach er von dem guten Ruf, in welchem die Mormonen in sittlicher Beziehung ständen, und fragte mich, welchen Einfluß ihre Religion auf die dortigen Frauen ausübe. Ich entgegnete ihm darauf, daß man die Mormonen nicht nach ihren jetzigen Erfolgen beurteilen dürfe; daß sie, als Gesamtheit, das arbeitsamste und sittsamste Volk des Staates Utah wären; daß diese Periode jedoch ihre Märtyrerzeit wäre, in welcher der Druck von außen ihre Frömmigkeit zur höchsten Blüte gebracht hätte. Ein endgültiges Urteil würde sich erst später fällen lassen, wenn der Druck nachgelassen hätte, ihr Wissen reifer geworden sei, wenn die Jugend, die jetzt heranwachse, Fragen zu stellen begänne, wenn die Jungen dann miteinander streiten und die Gemeinde in Sekten und Parteien zersplittern würden.

Dieses Gespräch führte uns auf allgemeine Fragen über die Frauen in Amerika, über deren Aussichten und Stellung Tolstoi einiges zu erfahren wünschte. Ich zeichnete ihm in großen Umrissen die Lage der Frauen in Amerika und schilderte ihm, auf welche Weise sich ihre Stellung allmählich entwickelt und gefestigt hätte; erstens durch die Hebung der gesetzlichen Bestimmungen, zweitens durch die Fürsorge, die man ihrer Bildung angedeihen ließe. Zugleich sagte ich ihm, daß im ganzen Osten und in den Südstaaten politische Rechte, soweit ihnen hier welche zugestanden würden, in den letzten 50 Jahren ganz wenig praktischen Wert hätten, ja daß selbst im äußersten Westen, wo man den Frauen zu viel politische Rechte und Pflichten einräumte, diese Vergünstigungen nur selten ausgenutzt würden.

Jetzt schien Tolstoi auf seinem Lieblingsthema angelangt. Er entgegnete mir, man dürfe den Frauen alle anderen Rechte einräumen, nur nicht politische; sie wären absolut unfähig, Politik zu treiben, und alles Übel in der Welt wäre darauf zurückzuführen, daß man den Frauen mehr als nötig Beachtung geschenkt und zu viele Rechte eingeräumt hätte. „Sie brauchen nur auf die Straße hinauszutreten und sich die Bazare zu betrachten", fuhr er fort, „da werden Sie zur Erkenntnis kommen, wohin die Bedürfnisse der Frauen gehen. In Frankreich dreht sich alles um die Frau, sie beherrscht das Leben; die ganze moderne Literatur legt davon Zeugnis ab. Wenn es sich aber um die höchsten Ideale handelt, reicht die Frau nie an den Mann heran. Sie ist nicht so aufopfernd wie er. Männer sind imstande einer Idee ihre

Familie zu opfern, Frauen niemals." Als ich dagegen etwas einzuwenden versuchte, entgegnete Tolstoi, ob ich jemals die Beobachtung gemacht hätte, daß eine Frau fremde Kinder ihren eigenen gleichstellte. Ich mußte das verneinen, führte ihm jedoch Florence Nightingale, Schwester Dora und noch so manche andere an und sprach ihm meine Verwunderung darüber aus, daß er den Frauen weniger Aufopferungsfähigkeit zutrauen wollte, als den Männern. Ich wies ferner auf die Christenverfolgungen im Altertum hin, wo Frauen um ihres Glaubens willen sich im Erdulden von Folterqualen, Demütigungen und selbst dem Tode gegenüber Männern überlegen gezeigt hatten, und fügte noch einige ähnliche Beispiele aus der Zeit der Hexenverbrennungen im Mittelalter hinzu. Darauf entgegnete mir Tolstoi, daß Frauen trotz all dieser historischen Beweise niemals einer guten Sache, die nicht heftig an ihr persönliches Gefühl appellierte, ein Opfer bringen würden, Männer hingegen wohl. Er fügte dann noch hinzu, er hätte höchstens zwei oder drei wahrhaft aufopferungsfähige Frauen kennen gelernt, diese wären aber unverheiratet gewesen. Als ich darauf bemerkte, meine Beobachtungen hätten mich zu ganz anderen Schlüssen geführt, suchte Tolstoi seinen Behauptungen eine andere Wendung zu geben. Er sagte, Frauen klammerten sich stets an die Vergangenheit; die öffentliche Meinung schritte vorwärts, Frauen wären stets geneigt, sich nach jenen Ansichten zu richten, die gestern oder vor einem Jahre maßgebend waren. Weiber und weibisch empfindende Männer klebten an veralteten, widersinnigen Vorstellungen, zu denen er auch die Dreieinigkeit, den Spiritismus und die Homöopathie rechnete. Hierauf entgegnete ich, daß die Frauen dann, wenn wir sie nicht mehr, wie Bischof Dupanloup es ausdrückte, auf dem Schoße der Kirche („sur les genoux de l'église") erzögen, sondern sie im höchsten Sinne des Wortes „erzögen", in Universitäten, große geistige Fähigkeiten entfalten und ein beherrschendes Element bei der Veredelung der Rasse werden würden. Hervorragende Männer hätten durchschnittlich hervorragende Mütter gehabt. Das sicherste Mittel das Menschengeschlecht zur Vollkommenheit zu führen, wäre eine Vervollkommnung der Frau in physischer, in intellektueller und in moralischer Beziehung. Dieser Ideenentwicklung hörte Tolstoi nur mit sehr ungläubiger Miene zu und erwiderte mir darauf, daß seiner Überzeugung nach eine höhere Bildung auf den Charakter der Frau keinen Einfluß haben werde, weil die Frau von Natur aus unlogisch veranlagt sei. Obwohl ich mein möglichstes tat, ihn in seiner Ansicht umzustimmen, und ihm auch einige Frauen als Beweis dafür anführte, daß das weibliche Geschlecht dem anderen an Logik und Schlagfertigkeit nicht nachstünde, blieb er

hartnäckig bei seiner Meinung. Für George Eliot zeigte er hingegen ein lebhaftes Interesse und sagte mir, daß er ihr viel Sympathie entgegenbrächte.

Bei unserem nächsten Gange nahm mich der Graf zur Beerdigung eines Freundes mit. Tolstoi war der Ansicht, der Anblick des Todes müsse eher freudige als trübe Gedanken wecken. Das „memento mori" wäre ein sehr weiser Lehrsatz und der Anblick eines Verstorbenen das beste Mittel ihn in die Tat umzusetzen. Ich fragte ihn, ob er sich über das zukünftige Leben eine Theorie gebildet hätte, worauf er mir antwortete, daß er sich keine bestimmte Vorstellung darüber machen könne. Seiner Meinung nach müsse unsere Form nach dem Tode dahin zurückkehren, woher sie gekommen sei, nämlich von jenseits von Raum und Zeit. „Sie legen damit dem Worte ‚Form' denselben Sinn unter wie Kant?" entgegnete ich ihm darauf. „Ja", erwiderte er, „Raum und Zeit sind keine realen Begriffe."

Als wir im Trauerhause anlangten, war es zu spät geworden. Man hatte den Toten schon fortgebracht, aber viele von denen, die gekommen waren, ihm die letzte Ehre zu erweisen, waren zurückgeblieben und labten sich an den Leckerbissen, die für den „Leichenschmaus" hergerichtet waren. Man wähnte sich bei einem Festgelage. Die Gesichter der Freunde des Hauses, die uns begrüßten, waren gerötet und aufgedunsen, und ein junger Mann in Uniform stürzte, als er die Treppe hinuntergehen wollte, und hätte beinahe das Genick gebrochen.

Tolstoi lehnte es ab, näher zu treten. Auf dem Rückwege äußerte er sich in den schärfsten Ausdrücken über diese barbarische Sitte, die ihm gemein und widerlich vorkam.

Die Szene hatte einen so niederschmetternden Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich seiner trüben Gedanken gar nicht mehr zu entreißen vermochte. Ich machte darum den Versuch, ihn wieder aufzurichten, und erzählte ihm von ähnlichen Gebräuchen, die noch vor wenigen Generationen in einem großen Teil von England und Amerika sehr verbreitet gewesen, mit der zunehmenden Zivilisation aber gänzlich verschwunden wären.

Wie wir durch die Straßen gingen, kamen wir an ein Heiligenbild, vor dem ein Volkshaufen seine Gebete verrichtete. Tolstoi verurteilte diese heidnische Sitte und meinte, Christus würde, wenn er zur Erde zurückkehrte, sehr erstaunt darüber sein, was die Menschen in seinem Namen anbeteten. Er erzählte dann eine Geschichte von einem bekehrten Heiden, der auf die Frage, wie viele Götter er anbetete, geantwortet hätte: „Nur einen, aber ich habe ihn heute morgen aufgegessen." Da zitierte ich ihm jene Worte, die Browning in einem

seiner Gedichte einem sterbenden Bischof in den Mund legt, welcher wünscht: Das heilige Meßgemurmel zu vernehmen, zu schaun, wie man Gott schafft und ißt alltäglich.

Bei diesem Thema erinnerte ich Tolstoi an jene Definition der Religion, die er sich zurechtgelegt hatte, worauf er mir sie noch einmal mit fast denselben Worten wie am Tage vorher wiederholte: „Religion nennt man das Gefühl, das der Mensch hat, wenn er seine Stellung zum Universum, seine Mitmenschen hierbei eingeschlossen, und zu der Macht, die die ganze Welt regiert, betrachtet."

Der Nachmittag schloß mit einem Besuche bei einem Raskolnik oder Altgläubigen. Von allen jüngsten Erlebnissen schien mir dieses das interessanteste zu sein. Die Raskolniken oder Altgläubigen sind eine weit verbreitete Sekte, eine Abzweigung von der Staatskirche, die im 17. Jahrhundert stattfand, als der moskowitische Patriarch Nikon an den lithurgischen Büchern und an der Bibel einige Verbesserungen vornahm. Diese Bücher waren Jahrhunderte hindurch immer wieder abgeschrieben worden, und die greulichsten Irrtümer und Verstümmelungen hatten sich dadurch eingeschlichen. Durch die Nachlässigkeit einiger sorgloser Abschreiber war z. B. der Name „Jesus" ganz entstellt worden, man schrieb ihn mit zwei „e"; in den Text waren rohe unsinnige Vorstellungen hineingetragen worden. Eine Revision schien unerläßlich. Nikon erkannte das, berief einige Gelehrte aus Konstantinopel, und diese brachten eine neue Ausgabe zustande; die neue Ausgabe ereilte jedoch dasselbe Schicksal, das so manche Verbesserungen in dieser Welt finden. Die große Menge, die an den altgewohnten Formen hing, gab ihnen den Vorzug, wie auch noch heutigentags die große Gemeinde der englisch sprechenden Protestanten die Bibel, welche aus der Zeit König Jakobs stammt, der neuen Übersetzung vorzieht, obwohl sich der göttliche Geist in der neuen in weit höherem Maße widerspiegelt. Ein Teil der Priesterschaft empörte sich gegen diese Veränderungen, weigerte sich, sie anzuerkennen und verhetzte das Volk. Der Pöbel wandte sich gegen den Patriarchen Nikon, und schließlich mußte man sogar Militär zu Hilfe rufen. Bei dem Solowetskykloster kam es zu blutigen Kämpfen, und das Resultat war, ein großer Teil der Priesterschaft und des Volkes löste sich von der Staatskirche los. In den Augen der Dissidenten waren eben Nikons Verbesserungen das größte Verbrechen. Zu den religiösen Zeremonien des katholischen Glaubensbekenntnisses gehört auch das Bekreuzigen. Dieses Bekreuzigen war bis auf Nikons Zeiten sehr lässig betrieben worden, weshalb der Patriarch in der Hoffnung, dem Volke dadurch seine Pflichten von neuem in das Gedächtnis zu rufen, die Vorschrift erließ, bei diesem Zeichen statt wie vorher nur

zwei von nun ab drei Finger zu benutzen, und zwar zum Gedächtnis der heiligen Dreieinigkeit Gottes. Die Raskolniken bestanden aber auf der alten Sitte, das Kreuz mit zwei Fingern zu schlagen, und wegen dieser nebensächlichen Streitfrage war man sich mehr feind als wegen aller andern Streitpunkte zusammen. Treulich haben die Dissidenten seit jenen Tagen ihre alten Gebräuche gewahrt. Bei ihren Gottesdiensten benutzen sie die alte Übertragung der Kirchenbücher trotz aller ihrer Mängel, der Name Jesus hat sein zweites „e" behalten, und wenn sie das Kreuz schlagen, so nehmen sie dazu, wie sie es seit Jahren gewohnt waren, nur zwei Finger ihrer Hand. Vor allen Dingen aber schmähen und verfluchen sie den ketzerischen Patriarchen Nikon.

Der Raskolnik oder Altgläubige, zu dem mich Tolstoi führte, war ein sehr begüterter moskowitischer Kaufmann. Er bewohnte eine prächtige Villa außerhalb der Stadt, die von einem großen Park umgeben war. Seine Wohnräume waren mit fürstlichem Glanze ausgestattet, an den Decken befanden sich herrliche Fresken, und die Wände bedeckten die schönsten Gemälde und Bildwerke hervorragender russischer und französischer Künstler. Er war ein gebildeter Mann, besaß eine große Bibliothek und liebte es, bedeutende Männer der Wissenschaft in seinem Hause zu bewirten und Künstler zu unterstützen. Er wußte sich mit seinen fanatisch gesinnten Glaubensbrüdern ebensogut zu stellen wie mit der Regierung und wurde daher in strittigen Fällen gern zum Friedensvermittler erwählt. Wir fanden einen freundlichen, alten Mann mit langem weißen Bart und weißen Haaren, der uns auf das liebenswürdigste begrüßte, und dem es offenbar große Freude machte, uns seine Kunstschätze zu zeigen. Unter den Skulpturen befanden sich einige Originale von Antokolsky, dem größten russischen Bildhauer der Neuzeit. In dem prächtig ausgestatteten Speisesaal, der wohl hundert Personen fassen mochte, machte uns unser Wirt auf einige italienische Landschaften von Smieradsky aufmerksam und führte uns dann in ein Kabinett, in welchem die köstlichsten Schätze des Orients aufgespeichert waren. Kostbare Teppiche bedeckten die Wände und Türöffnungen, waren über die Sessel gebreitet und verhüllten den Fußboden. Schließlich geleitete der Alte uns in seine Hauskapelle, wo auf dem „Ikonostas", — dem Schirm, welcher dem griechischen Ritus gemäß vor dem Altar steht — die Bilder des Heilands und einiger Heiligen in einer von der orthodoxen Kirche abweichenden Weise dargestellt waren, insbesondere was die Fingerhaltung anbetraf.

Ich machte unseren Wirt auf diesen Unterschied aufmerksam, worauf er sofort zu einer Erklärung bereit war. Seine Rede, die anfangs ganz ruhig und sachlich begann, wurde immer lebhafter, bis sie schließ-

lich zum Geschrei ausartete. „Warum machen wir das Zeichen des Kreuzes?" sagte er. „Wir tun das, um uns die Kreuzigung unseres Heilands in das Gedächtnis zu rufen." „Was bedeutet uns die Kreuzigung?" „Das Opfer seiner zwei Naturen, — der göttlichen und der menschlichen." „Wie machen wir das Zeichen?" „Wir machen es folgendermaßen mit zwei Fingern." Was bedeuten die zwei Finger?" Sie bedeuten das zwiefache Opfer des Herrn, das Opfer seiner menschlichen und seiner göttlichen Natur." „Wie machen die Orthodoxen dieses Zeichen?" Der Alte ließ seine Stimme anschwellen und schrie: „Sie machen es mit drei Fingern!" Seine ganze Empörung brach sich plötzlich Bahn, und zitternd und zornbebend fuhr er fort: „Mit drei Fingern! Und bei jedem Mal, wo sie sich bekreuzigen, schlagen sie die Heilige Dreieinigkeit an das Kreuz!" Die Stimme des Alten, die anfangs so milde und freundlich klang, war während der Katechisation, bei der er selbst die Fragen stellte und die Antworten gab, immer stärker angeschwollen, bis er zum Schlusse mit einem Aufschrei endete! Dieser Katechismusunterricht begann so mechanisch, wie etwa ein Knabe den „pons asinorum" hersagt, der Schluß war wie die Weissagung eines Propheten, der das abtrünnige Volk Israel verflucht.

Dieser letzte Ausfall war Tolstoi augenscheinlich zu arg gewesen. Er sagte freilich kein Wort der Entgegnung, schien sich jedoch peinlich berührt zu fühlen und war sichtlich bemüht, sich möglichst rasch zu empfehlen. Der alte Raskolnik geleitete uns, und an der Tür verabschiedete ich mich mit einigen Dankesworten. Tolstoi war verstummt, auch brach er sein Schweigen nicht eher, als bis wir den Park durchschritten hatten, und auf der Straße angelangt waren. Dort wandte er sich mir mit einer heftigen Bewegung zu und sagte mit finsterer Miene: „Der Mann ist ein Heuchler! Er kann das nicht glauben! Wie könnte ein kluger, gebildeter Mensch so etwas glauben! Ganz unmöglich!" Ich bemerkte, daß Theodore Parker einen Unterschied machte zwischen Menschen, die glauben, und solchen, die „glauben, daß sie glauben", und fügte hinzu, daß unser Raskolnik vielleicht zu den letzteren gehörte. Damit hatte ich unseren Gedanken eine andere Richtung gegeben. Tolstoi erzählte mir, er hätte Parkers Biographie gelesen, und zwar bis auf eine Stelle mit großem Genusse. Das eine könnte er jedoch nicht billigen, daß Parker dem flüchtigen Sklaven eine Pistole gegeben und ihm geraten hätte, sich selbst zu verteidigen. Tolstoi verdammte das, weil wir Menschen uns der Bibel nach dem Übel nicht widersetzen sollen. Ich erzählte darauf, welchen Rat ich einst einem liebenswürdigen russischen Studenten der Cornell-Universität, namens Dobrolubow, gegeben hatte, ehe er in seine Heimat zu-

rückkehrte, um dort seinem Berufe als Ingenieur nachzugehen. Mein Rat war der, er möge Buckles System dazu benutzen, durch Telegraphie und Eisenbahnen die Zivilisation in Rußland zu fördern; er möge sich seinem Beruf mit ganzer Seele hingeben und sicher sein, daß er in letzter Linie nur dazu beitrüge, daß es in Rußland licht werde; niemals aber möge er etwas gegen die Regierung unternehmen, weil mit dem Bau von Eisenbahnen Rußlands Aufblühen viel eher gefördert würde, als durch jedes Konspirieren gegen den Staat. Tolstoi erwiderte mir darauf, der Rat wäre vortrefflich gewesen, nur hätte er dem jungen Mann außerdem noch geraten, stets seine Meinung offen zu bekennen, wie sie auch lauten möge. Er fügte hinzu, daß nur auf diesem Wege ein Fortschritt möglich wäre, und daß das größte Hemmnis im Vorwärtsschreiten der Menschheit darin zu suchen sei, daß die Menschen stets ihre Meinung für sich behielten. Ich entgegnete ihm darauf, das ließe sich wohl sehr schön anhören, eigne sich auch für den Grafen Leo Tolstoi, nicht aber für einen jungen Studenten, der in diesem Falle bald an einen Ort versetzt werden würde, wo es ihm unmöglich gemacht würde, seine Ideen zu verbreiten, in irgend ein fernes Bergwerk in einem Winkel Sibiriens, wo ihn Polizisten überwachten. Daran anknüpfend erzählte mir Tolstoi, mit welchen Schwierigkeiten junge Professoren auf den Universitäten zu kämpfen hätten, wie sie ihre Stellung auf das Spiel setzten, wenn sie unverhüllt die Wahrheit sagten. Ich fragte ihn dann, ob sich denn in der russischen Geistlichkeit nirgends freiheitliche Gedanken oder Kundgebungen bemerkbar gemacht hätten. Tolstoi erwiderte mir darauf, gelegentlich hätte wohl mal ein Priester den Versuch gemacht, das orthodoxe Dogma in einer freieren Weise zu lehren, doch hätte sich ein jeder dieser Versuche als unzureichend und machtlos erwiesen.

Von Parker kamen wir auf Lowell. Ich machte noch einmal den Versuch, aus Tolstoi herauszuholen, was er, und ob er überhaupt etwas von diesem Schriftsteller gelesen hätte. Ich merkte bald, daß er keines seiner Werke kannte, weil er sich ganz genau nach seinen Ideen und seinem Wirken erkundigte. Er sagte mir darauf, daß er sich nichts aus Gedichten mache und darin durchaus mit Carlyle übereinstimme, der auch meinte, es hätte noch nie jemand etwas in Verse gebracht, was er nicht besser hätte in Prosa ausdrücken können.

Als wir an einem der folgenden Tage wiederum einen Spaziergang unternahmen, fragte ich Tolstoi, wie und wann seiner Meinung nach in Rußland eine Änderung der Verhältnisse eintreten könnte. Er erwiderte mir darauf, daß er der Meinung wäre, der Wechsel würde sich sehr bald und mit überraschender Gewalt vollziehen. Als ich ihm

darauf entgegnete, ich fürchtete, daß dieser Entwicklungsprozeß nur sehr langsam im steten Wechsel des Fortschritts und Rückschritts vor sich gehen dürfte, wie man das in der Geschichte seit undenklichen Zeiten beobachten könnte, widersprach er dieser Annahme und versicherte mir, der Wechsel würde mit einem Schlage das ganze Reich ergreifen.

Auf dem ganzen Wege folgte uns, wie stets, ein Schwarm von Bettlern, denen Tolstoi seine Kupfermünzen reichte, bis die letzte verteilt war. Das täte er schon seit undenklichen Zeiten, sagte er mir, da er es für seine Pflicht halte, stets zu geben, wenn man ihn darum bäte. Er fügte hinzu, daß er darin so weit ginge, daß er keinem Bittsteller etwas abschlagen könnte, selbst wenn er überzeugt wäre, er kaufte sich nur Branntwein dafür. Er halte es aber in gleicher Weise für seine Pflicht, den Bettler vom Trinken abzuraten und ihm zuzureden, sich sein Brot durch Arbeit zu verdienen. Ich widersetzte mich solchen Anschauungen ganz energisch und kam nochmals auf die Argumente zurück, die ich ihm auf einem unserer früheren Spaziergänge aufgeführt hatte. Ich wiederholte ihm, daß durch solche Almosen zwiefaches Unrecht verübt würde: erstens an dem Bettler selbst, den man im Heucheln und Lügen bestärke, wodurch er sich das zu verschaffen suche, was bei treuer Pflichterfüllung sein gutes Recht wäre; dann an der Gesellschaft, weil man eine arbeitsunlustige Menge ermutige, die Gesellschaft, der sie ihre Kräfte widmen könnten, auszubeuten. Und ich suchte seine Aufmerksamkeit auf die Scharen kräftiger Bettler in Moskau zu lenken. Tolstoi entgegnete mir darauf, daß es nicht darauf ankäme, welche Resultate mit dem Wohltun erzielt würden, sondern, daß man vor allen Dingen die Absicht des Gebers in Betracht ziehen müsse.

Im Anschluß daran erkundigte ich mich bei Tolstoi nach seiner Tageseinteilung und seiner Beschäftigungsweise. Er erwiderte mir, er sei ein Frühaufsteher, schriftstellere oder unterhalte sich mit Lektüre bis um die Mittagsstunde, frühstücke dann, mache ein kurzes Schläfchen und beschäftige sich dann in seinem Garten. Er meinte, das wäre seiner Gesundheit zuträglich, und darin stimmten wir vollkommen überein.

Als wir auf dem Rückwege am Kreml vorbeigingen, und an den in langen Reihen aufgestellten Kanonen vorüberkamen, die im Jahre 1812 den Franzosen abgenommen worden waren, fragte ich Tolstoi, ob er noch immer so niedrig von Napoleon dächte, wie er das in „Krieg und Frieden" zum Ausdruck gebracht hätte. Er entgegnete mir darauf, daß sich seine Meinung womöglich noch verschärft hätte, seitdem er kürzlich ein Buch gelesen habe, das Napoleons Beziehun-

gen zu den Frauen schildert. Dieses Buch habe ihm gezeigt, daß Napoleon das weibliche Geschlecht von dem niedrigsten Standpunkte aus beurteilte. Ich fragte ihn ferner, ob er noch immer Napoleon strategisches Genie abstreite. Das täte er noch, gab er zur Antwort.

An die Existenz eines strategischen Genies könnte er überhaupt nicht glauben und wäre nie imstande gewesen, zu ergründen, was man unter diesem Ausdrucke verstände. „Wie erklären Sie sich denn Napoleons Erfolge?" fragte ich. Tolstoi antwortete: „Durch die Umstände." „Diese Erklärung hat wenigstens den Verdienst, das sie kurz und bündig ist", erwiderte ich darauf.

Tolstoi führte dieses Thema noch weiter aus; er sagte, der Erfolg einer Schlacht wäre stets den Umständen, dem Zufall und dem Glück zuzuschreiben, und berief sich dabei auf Suworow. Er lobte Lanfreys „Geschichte Napoleons" und Taines Werk über das „Kaiserreich" augenscheinlich jedoch nur, weil beide Werke Menschen und Ereignisse verurteilen, die auch er verdammte; Thiers aber traue er nicht.

Als wir an dem Tor anlangten, durch welches Napoleon in den Kreml eingezogen war, verabschiedeten wir uns voneinander und kehrten nach Hause zurück.

Schon verschiedene Male bin ich gefragt worden, ob Tolstoi meiner Meinung nach wirklich ganz aufrichtig wäre, man berief sich dabei stets auf ein Buch, das von einer Dame herausgegeben war, die in nahen Beziehungen zu Tolstois Familie zu stehen behauptete. Diesem Buche gemäß sollte Tolstois ganzes Dasein nichts anderes als eine Komödie sein. Meine Antwort auf diese Frage war stets die, daß ich Tolstoi für den aufrichtigsten und frömmsten aller Menschen hielte, für ein Genie und für einen Mann, der das tiefste Mitgefühl mit seinen Mitmenschen hätte.

Eine Folge dieser Charakterveranlagung sind nun auch Tolstois Ansichten über Kunst und Literatur. Trotz aller ihrer Irrtümer halte ich sie doch für tiefer und zutreffender, als so manche andere hochmodernen.

Da braust zuerst durch alles, was er spricht und schreibt, ein starker, überwältigender, von Herzen kommender Haß gegen die moderne Strömung in Kunst und Literatur. Es tut einem wohl, seinem leidenschaftslosen Sarkasmus zuzuhören, der sich gegen alle die fin de siècle-Schlagwörter wendet, gegen den „Impressionismus", die „Reizbarkeit", gegen die albernen Nichtigkeiten, gegen die „großen Dichter", die in Paris den Schmutz breit treten, gegen die „großen Virtuosen", die mit ihren Konzerten die Nächte in Deutschland zu Schanden machen, und gegen die „großen Maler", die so viel Schmutz auf

ihre Palette legen, als die Polizei es erlaubt. Seine scharfe Verurteilung all der Verkörperungen von Torheiten und Schlüpfrigkeiten, wie wir sie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erlebt haben, und ganz besonders seine Angriffe auf jene Leute, welche die Armut ihrer Ideen unter hohlen und unverständlichen Phrasen zu verbergen suchen, lassen uns hoffen, daß in der kommenden Generation die Stunde für solche Heuchler dahin ist. In seinen Kundgebungen gegen die „Kunst um der Kunst willen"; in seinen Anklagen, sie diene nur der Sinnenlust; in seinem Hohne auf die Kunst, die nur „Kulturmenschen" beurteilen können; in seiner Liebe zu jener Kunst, die nicht nur ein Gefühl von ihrer Macht, sondern auch ihrer Verantwortung hat, die sich selbst in den Dienst großer und würdiger Ideen stellt, die von Mensch zu Mensch spricht, darin ist er einer der größten Lehrer seiner Zeit und der Zukunft. Aus dieser Charakterveranlagung erklären sich aber auch seine unglücklichen Schranken. Aus seiner Verwechslung von Behauptung und Folgerung, und aus seiner kurzsichtigen Betrachtung verschiedener Schöpfungen der Kunst, Literatur und Wissenschaft entsteht eine endlose Verwirrung.

Wer wollte sich des Mißtrauens gegen die Zuverlässigkeit der Kritik eines Mannes erwehren, der mit Verachtung auf die Gemälde Puvis de Chavannes' herabblickt, der eine von Beethovens hehrsten Schöpfungen als „verführerisch" brandmarkt und Shakespeare einen „Skribifax" nennt!

Man kann sich nicht natürlicher geben als Tolstoi: er hat keine Pose, keine Phrasen, keine künstlerischen Redewendungen! Jede Äußerung ist gelassen und ernst. Seine großen Mängel und Irrtümer entspringen, wie ich schon bemerkt habe, seiner isolierten Gedankenentwicklung, sind nämlich die Folge davon, daß er den größten Teil seines Lebens gezwungen war, alle wichtigen Fragen mit sich allein auszumachen, ohne seine Ansichten durch die anderer Menschen klären zu können. So betet er selbstgeschaffene Götter an, oft ganz wesenlose, und blickt auf die Vorstellungen und Ideen aller übrigen Menschen mit Mißtrauen und Verachtung herab. Nur äußerst selten hörte ich ihn während unserer Unterredungen mit warmer Begeisterung von einem seiner Nebenmenschen sprechen, eigentlich nur ein einziges Mal; das war, als er den Rev. Adin Ballou für den bedeutendsten Schriftsteller Amerikas erklärte. All das hat zur Folge, daß Tolstoi, wenn man ihn in die Enge treibt, logisch so spitzfindig wird, daß er eigentlich unlogisch wird, und dann ist er nur zu geneigt, zu Paradoxen seine Zuflucht zu nehmen. Zu Zeiten, wenn wir miteinander umherwanderten, entströmte seinem Munde ein Strom klarster Gedanken, der

aus der tiefsten Tiefe kam; seine Schlußfolgerungen waren dann so zwingend, daß er wirklich inspiriert schien. Ein anderes Mal hingegen stellte er ganz verworrene Theorien auf, und zog so unlogische Schlußfolgerungen, daß ich überrascht ihm ins Antlitz blicken mußte, um mich zu vergewissern, ob er es ernst meinte; aber das trug stets den gleich aufrichtigen Ausdruck, so daß der leiseste Hauch eines Argwohns, er könne etwas aussprechen, was er wirklich nicht glaubte, wenigstens augenblicklich nicht glaube, sich von selbst verflüchtigte.

Kam er auf Moral zu sprechen, dann war sein Gedankenstrom gewöhnlich ein durchsichtiges und klares Gewässer, nur bisweilen trübte sich diese Flut, und dann trieben seine besseren Gedanken wie schillernde Seifenblasen auf der Oberfläche.

Hätte Tolstois Wiege in einem anderen Lande gestanden, mächtig und dauernd hätte er seine Gedankenwelt beeinflußt und seine Politik geleitet; in seinem Vaterlande wird sein prophetisches Wort nur wie der Aufschrei eines Riesen angehört, der gegen die brausenden, feindlichen Wogen im weiten Ozean des russischen Lebens ankämpft:

„Der Schrei des starken Schwimmers im letzten Todeskampf."

Die Entwicklung von Tolstois Gedankenwelt ist augenscheinlich hauptsächlich durch seine Umgebung bestimmt worden. Zwei Jahrhunderte hat es gedauert, ehe Rußland sich langsam aus dem Mittelalter herausarbeitete, vielleicht aus den allergrausamsten Phasen mittelalterlichen Lebens. Rußlands Geschichte in all ihren Einzelheiten ist niederschmetternd, seine Gegenwart entmutigend. Selbst seine Natur ist trostlos: kein Gebirge, kein Hügel! kein Horizont! kein Wechsel im Wald! Ein Land, das den größten Teil des Jahres entweder erstarrt oder verdorrt ist; eine Bevölkerung, deren obere Klassen sich ausschließlich dem Vergnügen hingeben, deren niedere im Aberglauben verkommen; all ihre Lieder und Gesänge melancholische Moll-Akkorde; Unterdrückung jeder Art noch heute im Schwange; keine Rettung in Sicht; und, mit dem Aufschrei des Volkes zu enden: „Gott so hoch und der Zar so weit!"

Und doch brach sich auch in Rußland manches große Talent Bahn und tat Großes. Nur durfte es auf all das Meer von Jammer und Elend in seiner Umgebung nicht schauen noch daran denken, sondern mußte starr seinem hohen Ziele zustreben.

Suworow, Skobelew und Gurko gewannen Schlachten auf Schlachten. Mendelejew setzte die Welt mit seinen Erfindungen in Erstaunen, Derschawin schrieb die berühmte „Ode an Gott", Antokolskys Meißel

ſchuf die Statue von Iwan dem Schrecklichen, Neſſelrode warf die ganze Welt dem Autokraten zu Füßen, Miljutins, Samarins und Tſcherkaskys Einfluß verdankten 20 Millionen Leibeigene ihre Freiheit. Fürſt Chilkoff umſpannte ganz Rußland bis an die äußerſte Grenze Aſiens mit einem Schienennetz, und Herr von Witte lenkte die Finanzen des Reiches in neue Bahnen.

Wird aber in dieſem Lande, wo kein Gedankenaustauſch möglich iſt, ein ſtarker genialer Menſch ſich in abſtrakten philantropiſchen Spekulationen verlieren, bis ſie ihm über den Kopf wachſen und ihn in Feſſeln ſchlagen, ſo iſt das Reſultat, wenn er ein Mann der Wiſſenſchaft iſt, wie Fürſt Kropotkin, einer der begabteſten wiſſenſchaftlichen Denker unſerer Zeit, eine wilde Empörung nicht nur gegen die Zuſtände in ſeinem Lande, ſondern gegen die Ziviliſation im allgemeinen, und eine Ausartung in den theoretiſchen und praktiſchen Anarchismus, der logiſch richtig die Ausrottung des ganzen Menſchengeſchlechtes zum Ziele hat. Iſt er ein vollendeter Staatsmann und Theologe wie Pobedonoſtzew, ſo wird er auf mittelalterliche Theorien zurückgreifen, alle freiheitlichen Gedanken zu knechten, und alle anderen Formen des Chriſtentums, außer den griechiſch-orthodoxen Glauben und Ritus, zu unterdrücken ſuchen. Iſt dieſer Mann einer der größten Schriftſteller wie Tolſtoi, den ſeine angeborene Herzensgüte vor den Extremen des Nihilismus bewahrt, ſo wird er einen hohen Bau aufführen, ſo hoch, daß er bis an die Wolken reicht, und dieſen Bau mit den höchſten Wahrheiten und den gröbſten Irrtümern und Paradoxen anfüllen, bis er einem Turm zu Babel gleicht. Dann erleben wir das Schauſpiel, wie dieſer geniale Mann die ganze Wiſſenſchaft anklagt, und empfiehlt, was er „Wahrheit" nennt; wie er eine Rückkehr zur Natur predigt, in der nur Rouſſeaus Theorien durch eine falſche Auffaſſung des neuen Teſtaments neue Geſtalt gewonnen haben; wie er die Ehe verwirft, ſeinem eigenen glücklichen mit 16 Kindern geſegneten Familienleben zum Trotz; wie er Äſchylos, Dante und Shakeſpeare für minderwertige Geiſter, Adin Ballou hingegen für einen genialen Künſtler hält; wie er Raphael, Michelangelo minderwertigen, unbedeutenden brutalen Künſtlern unterordnet; wie er Beethoven, Händel, Mozart, Haydn und Wagner herabſetzt, ganz unbekannte Muſiker dagegen zum Himmel hebt als die Propheten der Zukunft; wie er Napoleon all ſeiner Größe entkleidet, Kutuſow aber als Ideal eines Feldherrn preiſt; wie er alle Wiſſenſchaft, die uns gerade aus den mittelalterlich verrotteten Zuſtänden in eine beſſere Welt hinausgeführt hat, verachtet, und eine neue „Wahrheit" preiſt, die man von jeher als Vorwand für Blutvergießen und Unterdrückung benutzte.

Das große, langsam fortschreitende Alltagswerk, über Rußland eine bessere Zukunft heraufzuführen, werden ganz andere Männer vollbringen, Männer, die an Tolstois Größe nie und nimmer heranreichen. Seine Paradoxen werden vergessen werden, aber sein gottergebenes Leben, seine edlen Gedanken und seine leuchtenden Ideale werden nach Jahrhunderten einem neuen Rußland immer wieder von neuem Licht und Leben schenken.

Mein Leben als Beamter in Petersburg

1892–1894

Über Tagesereignisse auf dem Laufenden zu bleiben, ist für den Ausländer bisweilen in Rußland unmöglich. Da ist erstens die Zensur, die alle Nachrichten beschneidet. Ausländische Zeitungen werden gewöhnlich, ehe sie die Abonnenten in die Hände bekommen, mit Bimstein oder mit Druckerschwärze bearbeitet, und auf diese Weise ganze Paragraphen oder Artikel unleserlich gemacht. Infolgedessen pflegten unsere Freunde in Petersburg zu uns auf die Gesandtschaft zu kommen, um in unseren Blättern jene Artikel nachzulesen, die in den ihrigen geschwärzt waren, wobei sie bisweilen die überraschendsten Entdeckungen machten, vor allem in Bezug auf die Beschränktheit der Zensoren, die in einzelnen Fällen absolut harmlose Nachrichten ausmerzten, scharfe Ausfälle auf die Regierung hingegen unbeanstandet ließen.

Einen schlagenden Beweis für die Zeitungszensur erlebte ich während meines Sommeraufenthaltes in Helsingfors. Eines Morgens brachte uns unser Hausarzt die Sensations-Nachricht, daß ein großes Panzerschiff auf der Fahrt nach Reval nachts im finnischen Meerbusen gesunken sei. Die Nachricht bestätigte sich. Ein Geschwader von drei Schiffen hatte den Hafen in Kronstadt verlassen, war unterwegs von einer Boe überrascht worden, und als es Morgen wurde, war eines, ein altes Panzerschiff, spurlos verschwunden. Es war mit Mann und Maus untergegangen.

Man debattierte heftig in den Zeitungen über dies Ereignis; in schärfstem Tone sprachen sich mehrere dahin aus, daß man in Kronstadt weiser getan hätte, ein Schiff, das in so schlechtem Zustande wäre, daß es von der ersten Boe in den Grund gebohrt werden könnte, nicht aus dem Hafen zu lassen. Die Sache war ungefähr eine Woche lang durch die Blätter gegangen, als die betreffende Behörde die Presse zur Verantwortung zog und jede weitere Veröffentlichung verbot.

Der Befehl erreichte seinen Zweck, die Artikel unterblieben, und man hörte nichts weiter davon; als ich ein oder zwei Jahre darauf an den Admiral Makarow die Frage richtete, ob man von dem ge-

sunkenen Schiff oder von der Mannschaft je etwas gehört hätte, antwortete er verneinend.

Ungleich strenger waren jedoch die Maßnahmen für die Kontrolle des Gedankens. Die Zensur von Büchern wurde noch viel schärfer und womöglich noch viel törichter geübt. Die obszönsten Bücher vom Pariser Markte waren in jeder größeren Buchhandlung unbeanstandet zu haben, wahrhaft wertvolle und gehaltvolle Werke hingegen wurden ängstlich unterdrückt und zurückgehalten. Gewöhnliche Sterbliche, die in Rußland solche Bücher lesen wollen, bedürfen einer ganz besonderen Genehmigung.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie man praktisch dies System anwandte. Ich schrieb gerade an den letzten Kapiteln meines Buches und bedurfte einiger wissenschaftlicher Werke philosophischen und religiösen Inhalts. In der Überzeugung, ich würde sie, wie in jedem Städtchen Europas, ohne weiteres erhalten, wandte ich mich an die erste Buchhandlung in Petersburg, wo man mir sagte, daß sie mir dank meiner diplomatischen Stellung zur Verfügung ständen; aber erst mußte ich ein schriftliches Gesuch aufsetzen und mit meinem Namen unterzeichnen. Diese Prozedur wiederholte sich etliche Male.

Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daß infolge des Mangels an Öffentlichkeit über brennende Fragen selten getreue Nachrichten zu erlangen sind; durch die Geheimniskrämerei und das Unterdrückungssystem werden vor dem Außerhalbstehenden oft die harmlosesten Tatsachen geheim gehalten.

Weil es in Rußland keine öffentliche Redefreiheit gibt, ist es das Land der Sagen und Mythen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht irgend eine rätselhafte Geschichte zu hören bekäme. Das Märchen von der Wunderkur des Priesters Johann an dem Erzbischof von Petersburg, von der ich in einem anderen Kapitel erzählte, bildet ein schlagendes Beispiel. Aber auch alltägliche Ereignisse wachsen in das Reich der Legende hinein. Zum Beispiel: Eines Tages treffen sich in einem russischen Hause zum five o'clock ein halbes Dutzend Menschen. Einer von diesen Herrschaften sagt: „Wie angegriffen der Kaiser heute bei Hofe aussah." Der nächste meint: „Ja, seine Leber scheint nicht ganz in Ordnung zu sein, er sollte nach Karlsbad gehen." Der dritte fügt hinzu: „Ich glaube, man sollte besonders auf seine Ernährung achten", usw. usw. Dann verabschieden sich diese Leute und zerstreuen sich nach allen Windrichtungen. Kaum sind ein oder zwei Tage vergangen, so hört man in allen Häusern von Petersburg darüber verhandeln, daß man nicht vorsichtig genug mit den Speisen

sei, die dem Kaiser vorgesetzt würden, und daß man sich nicht wundern dürfe, wenn die Nihilisten sich das zunutze machten, um ihm Gift beizubringen. Noch einige Tage später erzählt man sich bereits, ein Nihilist habe den Versuch gemacht, den Kaiser zu vergiften. Das Märchen nimmt von Tag zu Tag größere Dimensionen an, die Einzelheiten werden von Mal zu Mal weiter ausgeführt, bis schließlich alle Zeitungen im westlichen Europa von der entsetzlichen Verschwörung erzählen, die das Leben Sr. Majestät des Kaisers bedroht hat.

Ganz besonders peinliche Situationen erwachsen einem Vertreter Amerikas aus der Leichtgläubigkeit, mit der unsere Landsleute jedes Geschwätz, das sich auf die Knechtung der Menschenrechte in Rußland bezieht, für reine Wahrheit nehmen. Auch mir blieb das nicht erspart. Zum Beweis einige Fälle.

Während meines zweiten Winteraufenthaltes in Petersburg erhielt ich viel Briefe und Depeschen, die sich alle auf einen amerikanischen Staatsbürger bezogen, der, wie man behauptete, aus politischen Gründen zur Verschickung nach Sibirien verurteilt war; und es waren Protestschreiben und Gesuche, die von Hunderten von hochangesehenen Amerikanern unterzeichnet waren, und auch Zeitungen beigefügt, die in scharfen Ausdrücken gegen die russische Regierung loszogen.

Ich zog im Auswärtigen Amt und im Justizministerium Erkundigungungen ein und erfuhr, daß der gemaßregelte Amerikaner vor zwanzig Jahren in Polen gegen Rußland konspiriert, Gelder, die ihm als politischer Agent anvertraut waren, unterschlagen hatte und damit nach Amerika geflüchtet war. Auf die Amnestie hin, die bei der Thronbesteigung des verstorbenen Kaisers proklamiert worden war, war er in die Heimat zurückgekehrt und hatte hier seine alten Schliche wieder aufgenommen. Er war, weil die Amnestie auf jene Kategorie von Verbrechen keine Anwendung gefunden hatte, verhaftet, aber keineswegs verschickt worden. Man dachte auch gar nicht daran, ihn nach Sibirien zu transportieren, den Behörden war es einfach nur darum zu tun, des Geldes, das er gestohlen hatte, habhaft zu werden.

Ein zweiter Fall war typisch. Eines Tages besuchte mich ein sehr angesehener englischer Geistlicher und erzählte mir in großer Aufregung, man hätte einen Amerikaner verhaftet und in das Gefängnis geführt. Ich drang auf sofortige gerichtliche Untersuchung und hörte die Aussage des Mannes, öffentlich wie auch unter vier Augen. Seiner eidlichen Aussage nach war er, wie seine Mutter, aus Alaska gebürtig, sein Vater aber ein Schwede gewesen. Auch behauptete er, noch niemals in Rußland gewesen zu sein. Den Paß, den er vorwies,

und auf den er schwören mußte, hatte er in Washington erhalten. Andererseits waren einige hochgestellte Marineoffiziere vor Gericht erschienen, die eidlich bezeugten, daß er ein ehemaliger Angestellter ihrer Ingenieurabteilung wäre, und daß er von einem Kriegsschiff, das bei Petersburg im Hafen vor Anker gelegen hätte, desertiert wäre. Sehr auffallend war es, daß der Angeklagte die russische Sprache besser beherrschte, als die englische, und über russische Angelegenheiten, für einen Mann, der noch nie in Rußland gewesen sein wollte, ganz unwahrscheinlich vortrefflich unterrichtet schien. Nichtsdestoweniger blieb er dabei, in Alaska geboren zu sein. Alle Anzeichen sprachen stark gegen den Mann, darum führte man ihn wieder ab, um Entlastungszeugen abzuwarten. Aber einige Zeit darauf erfuhr ich, er wäre aus dem Gefängnis geflüchtet, hätte nach seiner Ankunft in New York sich als Märtyrer aufgespielt, einigen Mitgliedern von der Presse Interviews bewilligt und dadurch eine Reihe düster gefärbter Artikel in den Tageszeitungen veranlaßt, die gegen die russische Regierung gerichtet waren.

Ein anderer Fall betraf einen Russen, der sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen hatte. Er belästigte die Instanzen des Staatsministeriums und unserer Gesandtschaft mit Beschwerden gegen den amerikanischen Gesandten, weil dieser Beamte seiner Meinung nach seiner Frau verwehrte, ihm nachzufolgen. Nun hatte der Gesandte tatsächlich alle notwendigen Überfahrtspapiere beschafft, die deutschen Behörden aber wollten der Frau die Reise durch Deutschland nur gestatten, wenn sie sich über ausreichende Mittel ausweisen könnte und dem Staate nicht zur Last fiele; diese Summe konnte oder wollte der Mann ihr nicht schicken, sondern verlangte als sein gutes Recht, daß man ihm, nachdem er in Amerika naturalisiert wäre, seine Frau hinüberexpedierte.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, das russische System entschuldigen zu wollen — im Gegenteil; aber aus internationaler Höflichkeit möchte ich den Amerikanern doch den guten Rat geben, gegenüber Märchen, die von Leuten verbreitet werden, welche angeblich die Opfer eines russischen Despotismus geworden sind, nicht allzu leichtgläubig zu sein, ganz besonders, wenn es sich um solche handelt, die nur Amerikaner wurden, um möglichst schnell wieder nach Rußland zurückkehren und ihr neues amerikanisches Staatsbürgerrecht dazu ausnutzen zu können, um ihre geschäftlichen Konkurrenten zu schlagen. Freilich will ich nicht bestreiten, daß es auch viele verdienstvolle Flüchtlinge gibt; aber wer wie ich die Verpflichtung gehabt hat, Ausweisungspapiere zu kontrollieren, und dabei beobachten konnte, wie Leute, die in New York ein blühendes Geschäft mit Fäl-

schung von Banknoten betrieben, in ihren Briefen die Güte Gottes priesen, der ihrer Arbeit seinen Segen verliehen hätte, der wird es sich zweimal überlegen, ehe er in Klagen mit einstimmt, die von nicht ganz einwandfreien Leuten, die ihrer Religion, ihrer Rasse, oder ihrer politischen Auffassung wegen verfolgt zu werden behaupten, erhoben werden.

Aber nicht nur Russen—Amerikaner bereiten einem Vertreter Amerikas in Rußland Verdrießlichkeiten. Eines Morgens übergab man mir eine Karte mit einem echt amerikanischen Namen. Eine hoch aufgeschossene, hagere Erscheinung mit flachsblondem Haar trat herein und begann sofort auf mich einzureden: „Sir, Sie sind Abgesandter des Präsidenten der Vereinigten Staaten; ich bin ein Abgesandter des Allmächtigen im Himmel. Ich bin berufen, den Zaren zu schützen. Er ist ein guter Mann und wird von Bösewichtern verfolgt, die ihm nach dem Leben trachten. Ich will sein Beschützer sein. Ich will ihm als Mundschenk dienen und sein Gespann lenken." Das Verlangen, dem Kaiser als Rosselenker zu dienen, erschien mir ganz besonders naiv, zumal da sich dicht neben meinem Hause ein Riesenbau, geradezu ein Palast, befand, der nur für die Pferde des Kaisers und für die seines Hofstaates bestimmt war. „Ja", fuhr der Mann fort, „ich will dem Kaiser als Kutscher dienen und ersuche Sie, mich sofort zu ihm zu geleiten." Meine Antwort lautete, daß es sich nicht so ohne weiteres machen ließe, beim Kaiser Zutritt zu erlangen, daß darüber eine beträchtliche Zeit vergehen könnte. Der Amerikaner entgegnete darauf: „Ich verlange ihn augenblicklich zu sprechen! Die Kaiserin hat mich darum gebeten." Auf meine Frage, wann er diese Aufforderung erhalten hätte, antwortete mir der Mann, das wäre an Bord des Dampfers zwischen New York und Hamburg gewesen, wo Ihre Majestät und deren Kinder außer ihm die einzigen Passagiere zweiter Klasse gewesen wären. Darauf entgegnete ich ihm, daß hier sicherlich irgend eine Täuschung vorliegen müsse, da Ihre Majestät nur sehr selten, wenn überhaupt, eine öffentliche Dampferlinie benutzte; daß sie aber jedenfalls noch niemals zweiter Klasse gefahren wäre. Darauf entgegnete mir der Mann, er wäre ganz sicher, daß es nur die Kaiserin gewesen sein könnte, und daß sie ihn angefleht hätte, das Leben des Kaisers zu schützen. Als ich ihn bat, mir das Datum zu nennen, an dem ihm diese Aufforderung zuteil geworden sei, suchte er in seinem Notizbuch nach und nannte mir den Tag. Ich gab nun meinen Beamten den Auftrag, aus den amtlichen Petersburger Blättern die betreffende Nummer herauszusuchen, und wies ihm durch den offiziellen Bericht nach, daß Ihre Majestät an diesem

Tage einigen hohen Beamten Audienz erteilt hatte. Die Antwort, die ich darauf erhielt, brachte mich freilich einen Augenblick vollständig aus dem Gleichgewicht. Der Mann sagte: „Sir, ich bin alt genug geworden, um nicht mehr alles zu glauben, was in den Zeitungen steht."

Ich suchte ihn, so gut ich konnte, zu beruhigen; als er aber in sein Hotel zurückgekehrt war, fing er an zu toben und zu lärmen, goß unter anderem einem Kellner ein Glas Wasser in das Gesicht, so daß ich in der Besorgnis, er könnte sich durch sein lautes Wesen und seine Reden über die Majestäten in ernstliche Ungelegenheiten bringen, mit der Anfrage an den Stadthauptmann von Petersburg herantrat, ob er es nicht für das Beste hielte, den Ärmsten in einem Irrenhause unterzubringen, wo man ihm gute Pflege angedeihen lassen könnte, bis seine Freunde oder Verwandten benachrichtigt wären. Einige Tage darauf hielt eine elegante Equipage vor seinem Hotel, deren Insassen, zwei sehr liebenswürdige Herren, meinen Amerikaner höflich ersuchten, sie zu begleiten. In der festen Überzeugung, es gälte einer Audienz im Winterpalais, willigte er sofort ein und fand sich bald darauf in einem behaglichen Zimmer wieder, wo er auf das beste verpflegt wurde. Als man die Entdeckung machte, er wäre ein hervorragender Klavierspieler, verschaffte man ihm dort ein gutes Instrument, so daß er sich mit musikalischen Studien die Zeit vertreiben konnte und sich in der Idee, er wohne im Winterpalais, um bei der nächsten Gelegenheit zum Kaiser geführt zu werden, äußerst glücklich fühlte. Ich besuchte ihn einige Male und fand ihn fest davon überzeugt, daß er nun bald seine Mission erfüllen könnte. Ungefähr eine Woche darauf schienen ihm jedoch Zweifel zu kommen; er sagte mir, daß er den Russen mißtraue und es jetzt vorziehen würde, sich eines anderen Auftrages zu entledigen, der ihm von dem Kaiser von China zugegangen sei. Als ich bemerkte, daß sich ihm dort so manche Schwierigkeiten in den Weg stellen dürften, entgegnete er, daß er jedenfalls einen Ort wüßte, an dem er gut aufgenommen würde — Marlboroughs Haus in London; die Prinzessin von Wales würde ihn sicherlich herzlich willkommen heißen. Nachdem seine Freunde mir die erforderlichen Mittel übersandt hatten, suchte ich ihn in Petersburg auf ein Schiff zu bringen; leider weigerten sich die dortigen Dampfschiffgesellschaften, einen Geisteskranken an Bord zu nehmen; ich sah mich daher genötigt, ihm meinen Privat-Sekretär nach Helsingfors mitzugeben und ihn von dort aus zu einer Überfahrt zu verhelfen.

Wie ein anderer Herr, der denselben Dampfer benutzte, mir einige Zeit darauf erzählte, hat dieser Amerikaner tagtäglich die ganze Reise-

gesellschaft mit seinem herrlichen musikalischen Talente unterhalten, und nicht einem einzigen von ihnen ist das geringste an seinem Wesen oder in seinen Reden aufgefallen. Wie es schien, hat er über seinem Klavierspiel alle seine hohen Missionen vergessen.

Ganz besondere und unausgesetzte Aufmerksamkeit hatte unsere Gesandtschaft der Ausstellung in Chicago zuzuwenden. Selbstverständlich wünschte ich diesem Unternehmen einen vollen Erfolg; darum war es meine Pflicht, alles, was in meinen Kräften stand, zu tun, um es zu fördern. Die großartigen Entwürfe, die die Bevölkerung von Chicago faßte und nachher so vorzüglich und so energisch durchführte, mußten jeden gebildeten Menschen in Rußland interessieren. Plötzlich machten sich jedoch Bestrebungen geltend, die das ganze Unternehmen leicht in Mißkredit gebracht hätten. Einige sensationslüsterne verdrehte Köpfe, wie sie solchen Unternehmungen stets an der Schleppe zu hängen pflegen, hatten sich von der Leitung der Ausstellung Vollmachten zu verschaffen gewußt und überschütteten nun die amerikanischen Geschäftsträger im Auslande mit Schreiben, ja sogar Instruktionen.

In dem ersten dieser Schriftstücke, das meine Aufmerksamkeit erregte, wurde ich ersucht, die Kaiserin darum anzugehen, ein Buch in der Art einer „Übersicht über das Arbeitsfeld der Frauen in Rußland" zu schreiben. In welcher Weise das ausgeführt werden und welchen Umfang das Buch haben dürfte, darüber waren ganz genaue Vorschriften beigefügt.

In einem anderen dieser Briefe jener Chicagoer Quasi-Beamten wurde ich nicht einmal „gebeten", sondern direkt angewiesen, den Kaiser zu ersuchen, seiner Geschäftsstelle in Chicago einen Bericht über die Lage seines Reiches einzusenden. Daß diese Aufforderung in ihrer Art nicht einzig dastand, konnte ich daraus schließen, daß das Schreiben, welches in meine Hände gelangte, seltsamer Weise an den „König von Holland" adressiert war. Augenscheinlich hatte sich die gewichtige Persönlichkeit, die sich auf der Chicagoer Weltausstellung als Staatssekretär aufspielte, nicht einmal die Mühe genommen, sich zu erkundigen, ob es einen „König von Holland" gäbe und in seiner Begriffsverwirrung die Königin der Niederlande zu einem Könige gemacht.

Bald darauf folgte eine ähnliche Quasi-Anweisung, die sich durch eine andere Art von Verschrobenheit auszeichnete. Das Schreiben begann mit den hochtönenden Worten „die Zukunft eines jeden Staates ist seine Schuljugend" und sagte dann, daß in Chicago im Anschluß an die Ausstellung ein Kongreß aller Schulkinder der Welt stattfinden sollte. Die Quintessenz war, daß ich beauftragt wurde, die russische

Schuljugend zu veranlassen, diesen Kongreß zu besuchen. Selbstverständlich hütete ich mich sorglich davor, derartige Aufträge an ihre Adresse gelangen zu lassen; denn anstatt Beifall zu finden, hätte ich die Ausstellung dem Gelächter des ganzen Reiches preisgegeben. Aber ich erstattete dem Gehilfen des Staatssekretärs, Herrn Quincy, davon Bericht, und dieser machte alsbald dem Treiben ein Ende.

Kommt man nach Rußland, so ist man im höchsten Grade von der Menge talentvoller, bedeutender und eigenartig begabter Männer und Frauen in der russischen Gesellschaft überrascht. Die Ursachen dieser Eigenart berührte ich bereits in dem Kapitel, das über Tolstoi handelt.

Es war nicht nur meine Pflicht, sondern machte mir auch Freude, mit Menschen, deren Bekanntschaft zu machen es sich gelohnt hatte, in regem Verkehr zu bleiben. Waren viele Besuche, die ich abstatten mußte, nur langweilige amtliche Pflichtbesuche, so gab es doch auch eine ganze Reihe anderer genußreicher, die mich sehr befriedigten. In der Regel benutzte ich den Nachmittag nach meinen Bureaustunden dazu, im offenen Schlitten auszufahren, um diese Besuche zu erledigen. Selbstverständlich bekam ich da so manchen Klatsch und manche wertlose Dinge zu hören, von Zeit zu Zeit aber erlebte ich doch auch wieder sehr interessante Stunden.

Der gesellschaftliche Verkehr in den vornehmen russischen Häusern, zu denen die Mitglieder des diplomatischen Korps Zutritt hatten, war lange nicht mehr so lebhaft und luxuriös wie in alten Zeiten. Als Grund dafür gab man an, erstens hätte die Aufhebung der Leibeigenschaft den Besitz des russischen Adels geschmälert, und zweitens sähe es Kaiser Alexander III. nicht gern, daß den Ausländern besondere Aufmerksamkeiten erwiesen würden.

Die glänzendsten Feste, soweit der Kaiser und die Kaiserin dabei beteiligt waren, bildeten die Festlichkeiten im Winterpalais, die am Neujahrstage, der zwölf Tage nach dem unsrigen fällt, ihren Anfang nahmen. Es war ein grandioses Schauspiel. Die weiten Hallen füllten sich mit Militärs und Beamten aus dem ganzen Reich in den prächtigsten Trachten, von denen besonders die Uniformen der verschiedenen Kosakenregimenter, die Rüstungen und Helme der kaiserlichen Garden und die altrussischen Nationalkostüme der Damen eine blendende Wirkung ausübten. Von der Kaiserin an trugen alle Damen ein Kostüm, das in Einzelheiten verschieden gearbeitet war, stets aber das Kakoschnik, einen diademartigen Kopfschmuck, und die buntfarbige Tunika aufwies.

Das nächste große Hoffest im Winterpalais fand am achten Januar,

am Tage der Wasserweihe, statt. Dem diplomatischen Korps und den anderen Gästen wurden zu dieser Gelegenheit die Fensterplätze im Winterpalais gegenüber der Newa eingeräumt, von wo aus man den ganzen Zug übersehen konnte, der sich die Botschafter-Treppe hinab der Newa zu bewegte, wo über einer Öffnung im Eise ein Tempel errichtet war. Sowohl der Kaiser, als auch die Großfürsten und der Erzbischof von Petersburg mit seinen Weihbischöfen nahmen an dieser Zeremonie teil; dabei waren die Gesänge, die aus den Hymnen von Bortniansky ausgewählt waren, ganz besonders feierlich und ergreifend.

Diesen Festen reihten sich im Laufe des Winters die „Hofbälle" und „Palmenbälle" an. Letztere übertrafen an Luxus und Pracht alles, was an irgend einem modernen Hofe geboten wird. Nach der Cour, bei welcher die Majestäten den diplomatischen Zirkel abschritten und an einzelne seiner Mitglieder das Wort richteten, begann der Tanz, der bis gegen Mitternacht dauerte. Mit dem Schlage zwölf öffneten sich die Flügeltüren zu einer großen Halle, die in einen Palmenhain verwandelt war. Die hierzu verwandten Palmen sind ganz besonders schöne, große Exemplare; sie werden in vier verschiedenen Serien nur für diese Gelegenheit in großen Treibhäusern gezogen. Wenn eine Serie verwendet worden ist, wird ihr eine Ruhezeit von drei Wintern gegönnt, ehe sie wieder an die Reihe kommt. Im Schatten dieser Palmen wird an langen Tafeln gespeist, und oft sind es 1500—2000 Personen, die hier bei dem Kaiser und der Kaiserin zu Gast sitzen. So viel Glanz und Luxus aber auch bei diesen Festlichkeiten entfaltet wird, so sind sie trotz alledem tödlich langweilig. Die Anwesenden rekrutieren sich ausschließlich aus Militär-, Beamten- und Diplomatenkreisen, und einem neuen Gast fällt es gar schwer, sich alle die Namen zu merken. Wie man sagt, gibt es in Rußland allein vierhundert Fürsten Galitzin, und ich kannte drei verschiedene Grafen Tolstoi, die gegenseitig nichts voneinander wußten. Was diese Feste besonders ermüdend macht, ist, daß sie sich alle gleichen wie ein Ei dem anderen. Stets sind es nur Militärs und Beamte mit ihren Familien, welche die Säle füllen, und einem fremden Gast bietet sich keine andere Abwechslung als zu tanzen, Karten zu spielen, nichtige Phrasen zu dreschen oder einfach nur den Zuschauer abzugeben.

Dagegen besaß der Berliner Hof, der auf den ersten Blick keinen so glänzenden Eindruck machte, schon die Zahl seiner Gäste weit mehr einschränkte — die größte Gesellschaft, die ich je in dem Berliner Schlosse versammelt sah, umfaßte höchstens 1500 Personen — eine viel größere Anziehungskraft; das liegt daran, daß man hier die bedeutendsten Köpfe jeder Art hinzuzieht. Während man am Petersburger Hofe

nur Beamten und Militärs begegnet, trifft man im Berliner Schloß nicht nur diese, sondern auch Männer, die sich in der Politik, der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, in den Gebieten der Landwirtschaft, des Handels und Gewerbes hervorgetan haben. Wenn ich in Petersburg die Gesellschaft von Leuten genießen wollte, die dem Staate in Friedenszeiten zu Siegen verhelfen, so mußte ich sie in ihren Wohnungen im Universitätsviertel aufsuchen; in Berlin traf ich sie auch bei Hofe.

Von diesen Hoffestlichkeiten in Petersburg ist mir eine Episode ganz besonders im Gedächtnis haften geblieben. An einem dieser Empfangsabende hatte ich mich etwas früh im Winterpalais eingefunden. Da bemerkte ich einen korpulenten stattlichen Mann, der das rote Band der Ehrenlegion trug. Ich vermutete in ihm den Prinzen Viktor Napoleon Bonaparte, den präsumtiven Erben der Krone Frankreichs. War er auch viel größer von Wuchs als sein berühmter Vorfahr und besaß er die Augen seiner Mutter, der Prinzessin Clothilde, so war die Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Vater, dem Prinzen Napoleon („Plon-Plon"), den ich vor Jahren in Paris gesehen hatte, doch zu frappant. Gleich darauf trat auch sein Bruder, der, wie ich wußte, von seinem Regiment aus dem Kaukasus zurückgekommen war, auf ihn zu und sprach sehr lebhaft auf ihn ein. Beide schienen über irgend etwas sehr verstimmt. Als der italienische Botschafter den Saal betrat, näherte er sich natürlich dem Prinzen, der der Enkel König Viktor Emanuels war, und tauschte einige Worte mit ihm. Um so auffallender schien es daher, daß der französische Botschafter Comte de Montebello und der Prinz sich vollständig ignorierten. Keiner von beiden schien auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß der andere sich in demselben Saale befand; und dies der Tatsache zum Trotz, daß die Montebellos nur die Abkommen eines Jean Lannes sind, eines Stallburschen, den Napoleon zum Marschall von Frankreich und Herzog von Montebello und damit zum Stammvater des jetzigen französischen Botschafters in Petersburg gemacht hat. Auch die offen zur Schau getragene Kühle der kaiserlichen Familie schien den französischen Kronprätendenten sehr zu verstimmen. Man gestattete ihm freilich, sich dem Zuge der Majestäten anzuschließen, zum Souper hatte man ihm jedoch einen Platz an einem Nebentisch unter all den übrigen Sterblichen angewiesen. Man belehrte mich, daß der Kaiser, trotzdem es ihm frei stünde, den Prinzen zu seiner Familientafel hinzuzuziehen, wovon er auch gelegentlich Gebrauch machte, doch um der freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und der Republik Frankreich willen sich verpflichtet fühlte, öffentlich keine besondere Notiz von ihm zu nehmen.

Eine viel glänzendere Erscheinung als dieser Bonaparte bot der Emir von Buchara. Daß er seinen Thron dem General Annenkoff verdankte, habe ich bereits erzählt. Jetzt war er mit seinem ältesten Sohne und einem großen Gefolge am russischen Hofe erschienen, um seinem Lehnsherrn seine Aufwartung zu machen. Die Persönlichkeit dieses Satrapen war eine seltsame Mischung von Empfänglichkeit und Unempfänglichkeit für Glanz und Ehre. Seine kostbaren Gewänder schmückten riesengroße Juwelen, aber seine Augen blickten mit dem größten Gleichmut auf all den Glanz herab, der sich ihm hier bot. Ebensowenig Teilnahme schien es ihm abzugewinnen, daß ihm bei Tafel der Platz neben der Kaiserin angewiesen war. Der Kaiserlichen Tafel gegenüber an einem Nebentisch saßen die Großen seines Reiches, denen man es freilich eher ansah, daß sie sich unbehaglich fühlten. Dieses peinliche Gefühl entsprang sicherlich zum größten Teil dem Umstande, daß ihnen alle oder doch die meisten europäischen Tischgeräte böhmische Dörfer waren. Der Emir hatte kostbare Geschenke an Gold und Juwelen in orientalischer Fassung nach Petersburg mitgebracht; vor allen Dingen aber den Erben seines Thrones, den er quasi als Geißel zurückließ, damit er sich in der russischen Residenz eine europäische Bildung aneignen solle.

Ein hoher Russe, der zu dem Emir in nahen Beziehungen stand, gab mir einige Auskünfte über diesen jungen Mann. Trotz seiner vierzehn oder fünfzehn Jahre war er in seinem Wesen noch ein ganzes Kind. Als er dem Kaiser vorgestellt wurde, brach er in lautes Heulen aus und stellte sich auch in anderer Beziehung äußerst kindisch an. Als man ihn in einer Kadettenschule untergebracht hatte, machte man die Entdeckung, daß dieser fünfzehnjährige Jüngling nicht imstande war, eine weitere Strecke zu Fuß zurückzulegen. Er hatte sein Lebenlang zusammengekauert auf dem Boden gehockt oder war getragen worden; um ihn zu einem russischen Offizier heranzubilden, war es daher vor allen Dingen nötig, ihn den Gebrauch seiner Füße zu lehren. Besonderen Gefallen fand er am Radeln und eignete sich allmählich darin eine große Geschicklichkeit an. Als er in den Ferien zum erstenmal in die Heimat zurückkehrte, mußte sein Rad ihn begleiten, auch nahm er noch ein zweites für seinen jüngeren Bruder mit. Gleich nach seiner Heimkehr legte er dem Emir und dem versammelten Hofstaate eine Probe von seiner Kunst ab. Zu seinem Leidwesen war der Emir jedoch entrüstet; der Gedanke, daß der Erbe seines Thrones sich auf diese Weise, das heißt durch Trampeln, vorwärts bringen wollte, widersprach allen Vorstellungen dieses Potentaten. Die Räder wurden sofort vernichtet. In Petersburg aber kaufte sich der junge Prinz trotzdem ein

neues Rad, fuhr in seinen Sportübungen fort und wird jedenfalls, wenn er einmal zur Regierung kommt, in den mohamedanischen Gebieten des nördlichen Asiens zum Bahnbrecher für dieses Beförderungsmittel werden.

Zu den größten Feierlichkeiten, die während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Petersburg bei Hofe stattfanden, gehörte auch eine Hochzeit in Peterhof, nämlich die der Großfürstin Xenia, der ältesten Tochter des Kaisers, und eine Beerdigung.

Die Trauungszeremonie wurde mit großem Gepränge nach der in Rußland üblichen Weise vollzogen. Am merkwürdigsten war der Zug des Brautpaares um den Hochaltar und sein Trunk aus einem Becher.

Nach der Zeremonie kamen wir Mitglieder des diplomatischen Korps am Fuße der großen Paradetreppe in ein arges Gedränge. Dicht neben der Treppe befand sich eine hohe Glastür, die auf eine Galerie, welche mit dem Schlosse in Verbindung stand, hinausführte. Vor dieser Tür war einer jener „Nubier" postiert, die ich ab und zu im Winterpalais bemerkt hatte: ein Hüne von Gestalt, schwarz, glänzend und auf das prächtigste gekleidet. Ich hatte viel von diesen „Nubiern" gehört, unter anderem, daß sie auf Allerhöchsten Befehl aus Zentral-Afrika verschrieben worden wären. Bei großen Festlichkeiten im Winterpalais erblickte man, ehe die Türen aufflogen und die Majestäten mit ihrem Gefolge eintraten, stets zwei große, schwarze Hände, die bereit waren, augenblicklich die Türflügel zurückzuschlagen, — die schwarzen Hände dieser „Nubier". Ich hatte mir in meiner Phantasie über sie einen ganzen Roman zusammengesponnen und sah mich nun plötzlich im größten Gedränge am Fuße der Freitreppe einem von ihnen gerade gegenüber. Als ich ihm in das Gesicht blickte, sagte er plötzlich: „Wenn es gefällig wäre, Sah? Möchten Sie nicht aus dem Gedränge herauskommen, Sah? Hier durch diese Tür, Sah?" An seinem Dialekt erkannte ich sofort, daß ich einen Landsmann vor mir hatte, und mechanisch leistete ich, wenn auch einigermaßen über meine Entdeckung verwirrt, seiner Aufforderung Folge. Er öffnete uns die Tür, ließ uns durch und hielt das nachdrängende Volk vom Eingang zurück.

In seiner Art ebenso prächtig war das Leichenbegängnis der Großfürstin Katharina in der Kirche der Peter Pauls-Festung. Es war eine sehr ergreifende Feier, ähnlich derjenigen, welcher ich beinahe 40 Jahre vorher anläßlich der Beisetzung des Kaisers Nikolaus I. in derselben Kirche beigewohnt hatte. Kaiser Alexander III. war zu Fuß hinter dem Sarge hergegangen und schien sehr erschöpft. Er zog sich einen Augenblick zurück, um sich auszuruhen; es war das erstemal,

daß wir die Anzeichen seiner verhängnisvollen Krankheit wirklich sahen. Bis zu diesem Tage hatte niemand so recht daran glauben wollen. Man konnte es sich gar nicht vorstellen, daß ein Mann von seiner Hünengestalt und seiner Muskelkraft ernstlich krank sein sollte; jetzt war jedoch nicht mehr daran zu zweifeln. Ich stand ganz in seiner Nähe und bemerkte seine Blässe und unverkennbare Erschöpfung; es überraschte mich daher nicht, daß er zwei- oder dreimal beiseite treten mußte, um sich auszuruhen. Dieses Ausruhen war dringendes Bedürfnis. In der russischen Kirche ist es Vorschrift, daß alles steht, und wir standen von 10 Uhr morgens bis 1½ Uhr nachmittags. Die beiden mit goldenen Tressen und vielen hohen Orden geschmückten Beamten, welche zu beiden Seiten des Sarges die goldenen Leuchter mit den brennenden Kerzen emporzuhalten hatten, sanken erschöpft zu Boden und mußten fortgetragen werden.

Ein ungemein glänzendes Schauspiel bot uns auch die Mitternachtsmesse in der Osternacht. Bei meinem ersten Besuche war ich in der Kasanschen Kirche gewesen; dieses Mal gingen wir in die Isaaks-Kirche. Die Zeremonie war über alle Beschreibung prächtig, ebenso prächtig wie vor Jahren. Die Musik war himmlisch, und als die Glocken zwölf schlugen, donnerten die Kanonen der Peter Pauls-Festung, alle Glocken der Stadt stimmten mit ihrem Geläute ein; im äußersten Winkel der Kirche flammte ein Flämmchen auf, schien nach allen Richtungen durch die Versammlung zu eilen, und alsbald erglänzte alles in hellem Lichterscheine. Jeder Anwesende hielt eine Kerze in der Hand, und in wenigen Augenblicken brannten sie alle.

Das wundervollste aber war der Gesang bei einer anderen dieser Osterzeremonien. Da traten weißgekleidete Chorknaben aus dem Sanktuarium heraus und sangen an dem offenen Sarge unter dem Gewölbe ihre Hymnen.

Der Gesang der Kirchenchöre in Rußland ist in vieler Hinsicht weit höher zu stellen als der ähnlicher Chöre in der ganzen Welt, im günstigsten Falle vielleicht vom Domchor in Berlin abgesehen. Ich habe den Sixtinischen, den Paulinischen und den Lateranchor in Rom gehört; sie reichen alle an diese russischen Sänger nicht heran. Instrumentalmusik ist in den Kirchen ebensowenig gestattet, wie Frauengesang. Nur Männer und Knaben singen im Chore. Es gibt viele solcher Chöre in Petersburg, aber drei von ihnen genießen einen ganz besonders hohen Ruf: der Kaiserliche Chor in der Kapelle des Winterpalais, der Chor des Erzbischofs in der Isaakskirche, und der Chor vom Alexander Newski-Kloster. Gelegentlich wurden Konzerte veranstaltet, in denen diese drei Chöre zusammenwirkten. Etwas Herr-

licheres in seiner Art als diese Konzerte kann man sich kaum vorstellen.

Auch der Oper läßt man in Petersburg sorgfältige Pflege angedeihen. Um sich der besten Sänger Europas zu versichern, werden von dem italienischen, dem französischen und dem deutschen Theater enorme Summen gezahlt. Den größten Aufwand aber macht die nationalrussische Oper. Hier sieht man es als Ehrensache an, stets auf der Höhe zu bleiben. Die russische Oper ist ein Riesengebäude und die beste Aufführung, die ich dort erlebt habe, war Glinkas „Das Leben für den Zaren". Ein Russe hat da einen patriotischen Stoff ultraloyal behandelt. Nun hatte man alles daran gesetzt, die Oper so glänzend wie möglich auszustatten. Wundervollere szenische Effekte als sie der letzte Akt dieser Oper bot, habe ich nie gesehen. Siegesgekrönt kehrt Rußlands Zar aus seinen Kämpfen mit den Polen heim. Jubelnde Volksmassen, Frauen, Kinder, Priester, Mönche und Krieger füllten die Bühne. Die ganze Inszenierung war getreu den Bildern und Trachten, die im Museum des Kreml aufbewahrt werden, nachgebildet. Unter Glockengeläute naht sich der Zug der alten Zarenstadt und dem Kreml: Bojaren in goldbetreßten Gewändern, Kriegerscharen, kostbar aufgeschirrte Rosse von Troßbuben gezügelt, und ganz zuletzt — der Wagen des Zaren. Freilich konnten wir nur das Geleit der Kosaken an seiner Spitze sehen, denn in dem Augenblicke, wo der Wagen sichtbar wurde, ging der Vorhang nieder. Das liegt an einem seltsamen Verbot, das für alle russischen Theater gilt. Nirgends ist es gestattet, die geheiligte Person eines Zaren auf die Bühne zu bringen.

Sonst gab es auch gelegentlich hervorragende Konzerte, die von westeuropäischen Künstlern veranstaltet wurden.

Einen großen Reiz hatten für mich einige Ausflüge, namentlich während der hellen Sommernächte. Besonders lebhaft erinnere ich mich eines Festes auf der Newa, das von den Mitgliedern des diplomatischen Korps arrangiert war. Ein gut geschulter Sängerchor auf einem mit Guirlanden und Lampions geschmückten Dampfer begleitete unsere bewimpelten Böte, die gelegentlich bei einer der Inseln Halt machten, wo gute Freunde ihre Villen hatten.

Von meinen Reisen im Reiche zu reden, so habe ich schon in meinem Kapitel über Tolstoi einiges über meinen zweiten Besuch in Moskau erzählt. Eine vollständigere Schilderung habe ich mir für ein anderes Kapitel „Einige Ausflüge und Erlebnisse" aufgespart. Von einigen Ausflügen, die ich in den Ferien nach Schweden, Norwegen und Dänemark unternommen habe, mag dasselbe gesagt sein.

Als im Jahre 1893 unter einer neuen Staatsverwaltung jene

Partei, welche der meinigen feindlich gegenüberstand, die Oberhand gewonnen hatte, reichte ich dem Präsidenten Cleveland mein Entlassungsgesuch ein und kündigte in der festen Überzeugung, es würde angenommen werden, auch meine Wohnung. Aber statt der Genehmigung traf von dem Präsidenten ein Schreiben ein, in dem er mir nicht nur sein Vertrauen und Wohlwollen aussprach, sondern mir auch zu verstehen gab, er würde es gern sehen, wenn ich in Petersburg bliebe. Ich kam seinen Wünschen nach, benutzte jedoch jeden freien Augenblick, um an der Vollendung meines Buches zu arbeiten. Nach Ablauf eines Jahres hielt ich es aber für dringend notwendig, die Revision des Manuskripts in Muße und Ruhe vorzunehmen. Ich schrieb darum abermals an den Präsidenten, dankte ihm für sein Vertrauen und seine Güte und kam um meine endgültige Entlassung ein.

Mein Gesuch wurde angenommen und am 1. November 1894 war ich zu meiner großen Erleichterung nach langer Zeit wieder einmal mein eigener Herr.

Als Mitglied der Venezuela-Kommission

1895 – 1896

Es war ein kalter Wintertag Ende des Jahres 1895. Der Wind heulte um die Fenster der Universität, wo ich in meiner Bibliothek vor dem hellen Feuer über meiner Arbeit saß, da wurde mir eine Visitenkarte gebracht, die den Namen Mr. Hamlins trug, des Hilfssekretärs im Finanzministerium der Vereinigten Staaten. Ehe ich noch aus dem Erstaunen darüber hinauskommen konnte, was diesen vielbeschäftigten Herrn aus Washington um diese Jahreszeit in unsere rauhen Berge von Mittel-New York getrieben haben mochte, war er auch schon eingetreten und hatte mir eröffnet, daß Präsident Cleveland mich zum Mitglied einer Kommission ausersehen habe, die vom Kongreß einberufen worden war, um die vielumstrittene Grenzlinie zwischen Venezuela und Britisch-Guyana festzustellen.

Diese Angelegenheit erregte damals nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt das größte Aufsehen. Die Einberufung einer Kommission war die Folge einer ganzen Reihe von Umständen, die für den Präsidenten, für seinen Staatssekretär Olney, und für den Kongreß äußerst ehrenvoll waren. Schon seit Jahren hatte sich die Regierung der Republik Venezuela eifrig darum bemüht, eine Grenze zwischen ihrem Gebiet und dem ihres mächtigen Nachbars festzustellen, aber immer ohne Erfolg. Inzwischen schien die Grenze von Britisch-Guyana immer weiter in das Territorium der kleinen spanisch-amerikanischen Republik hineingerückt worden zu sein. Jahr für Jahr hatte Venezuela über diese Frage mit den Vereinigten Staaten verhandelt, und diese sich unausgesetzt mit Vorstellungen an England gewandt; die amerikanischen Staatssekretäre und Botschafter am Hofe von St. James hatten, „versichert" und „bedauert", sich die „Ehre gegeben", sich „gegenseitig der allervorzüglichsten Hochachtung versichert", aber man war trotz all dieser Phrasen nicht um einen Schritt weiter gekommen. Schließlich hatte Herr Olney, der amerikanische Staatssekretär, einige offizielle Depeschen an Lord Salisbury gerichtet; dann waren abermals etliche Monate vergangen, und Salisbury hatte

ein Schiedsgericht endgültig abgelehnt und hinzugefügt, daß das internationale Recht die Monroe-Doktrin nicht anerkenne. Diese Antwort war mehr als kühl, denn man sagte sich, die Monroe-Doktrin hatte bei ihrer Aufstellung Englands Beifall gefunden, sie war im Jahre 1823 und den darauffolgenden Jahren im Parlament und in der englischen Presse verherrlicht worden, England hatte ferner für die verschiedensten Gegenden der Welt, insbesondere für die, welche an das Mittelländische Meer grenzen, und für den Orient Gesetze aufgestellt, deren Einhaltung es ohne jede Sanktionierung des internationalen Rechts von allen anderen Mächten beanspruchte. So erschien dies Argument beinahe herausfordernd.

Augenscheinlich war das auch Clevelands Ansicht. Sicherlich hat es niemals einen Mann gegeben, der weniger zum Demagogismus oder zu einer abenteuerlichen Politik neigte, als er; in diesem Falle aber regten sich doch auch in ihm die schlummernden Instinkte des Amerikaners. Er erkannte, was jetzt jedem klar ist, daß, wenn überhaupt, es augenblicklich an der Zeit war, Amerikas Ansprüche auf Einhaltung dieser Doktrin klar und bestimmt festzustellen. Infolgedessen machte der Präsident dem Kongreß in einem Schreiben den Vorschlag, die Vereinigten Staaten möchten, da England nicht darauf eingegangen wäre, die Angelegenheit einem Schiedsgericht zu übergeben, eine Kommission einsetzen, die untersuchen sollte, welches die eigentliche Grenze wäre. Hätte man sie festgelegt, so sollten die Vereinigten Staaten alles daran setzen, ihrer Schwesterrepublik darin beizustehen, ihre Rechte aufrecht zu erhalten.

Wie vorauszusehen, wurde der Präsident von allen Seiten auf das heftigste angegriffen; selbst die sogenannten „gemäßigten Elemente" der republikanischen und demokratischen Parteien, die bisher seine glühendsten Anhänger waren, wandten sich voll Erbitterung von ihm ab. Er wurde des „Demagogismus" und des „Chauvinismus" beschuldigt, ließ sich aber nicht um einen Finger breit von seiner Ansicht abbringen. Der Kongreß und der große Teil der republikanischen Partei war auf seiner Seite; die Bevölkerung hielt im großen zu ihm. Die Folge davon war, es wurde eine Kommission zur Festlegung der Grenze ernannt. Sie trat in Washington zusammen. Die vom Präsidenten als Kommissionäre erwählten Herren waren David J. Brewer aus Kansas, Richter an dem Obergericht der Vereinigten Staaten, Alvey, Oberrichter für die Gebiete Kolumbias, Andrew D. White aus New York, C. F. Coudert, ein hervorragendes Mitglied des Newyorker Gerichtshofes und Daniel C. Gilman aus Maryland, Rektor der John Hopkins-Universität.

Als wir uns in Washington zusammenfanden, herrschte unter uns allgemein Mutlosigkeit. Wir schienen uns in eine Wildnis von geographischen und gesetzlichen Rätseln verirrt zu haben, ohne jede Aussicht, uns hier wieder herausfinden zu können. England hatte seine Rechte 1815 von den Niederlanden überkommen, Venezuela die seinigen 1820 von Spanien; aber auf dem weit ausgedehnten Gebiet, das zwischen dem Orinocco und dem Essequibo liegt, die Grenze herauszufinden, welche die beiden Staaten voneinander trennte, schien ein Ding der Unmöglichkeit. Ihre ursprünglichen Rechte hatten die Niederlande 1648 durch den Vertrag zu Münster von Spanien übernommen. Bei der Durchsicht des darauf bezüglichen umfangreichen Dokumentes, durch das nach einem beinahe achtzig Jahre währenden mörderischen religiösen, politischen und militärischen Kampfe Streitfragen erledigt wurden, die beinahe die ganze Welt angingen, erregte eine scheinbar unbedeutende Klausel unsere Aufmerksamkeit; darin machte Spanien, trotz des bitteren Hasses, den es gegenüber Holland fühlte, diesem Lande das Zugeständnis, mit bezug auf territoriale Rechte „gewisse andere Volksstämme" zu bekriegen. Diese „gewissen anderen Volksstämme" waren nicht näher bezeichnet. Sollte es uns glücken diese ausfindig zu machen, so hofften wir den Schlüssel zu den Fundamentalgesetzen gefunden zu haben. Brewer, der Oberrichter und C. F. Coudert traten dieser Frage näher, indem sie von der Annahme ausgingen, unter den betreffenden „anderen Völkerschaften" hätte man die Karaiben verstanden, die sich südlich von der Mündung des Orinocco angesiedelt hatten und mit den Holländern friedliche Beziehungen pflegten, während sie mit den Spaniern stets in Feindseligkeiten verwickelt waren. Infolgedessen mußte dieses karaibische Territorium ursprünglich holländisch gewesen und erst in späteren Zeiten in englischen Besitz übergegangen sein. Die anderen Herren widersprachen dem und meinten, das Gebiet der Karaiben gehörte zu Brasilien und hätte überhaupt nichts mit der Frage zu tun, um die es sich hier handelte. Zwei unserer Kommissionssitzungen wurden von den Herren Juristen ausschließlich dazu verwandt, dieser Frage auf den Grund zu kommen. Sie wurde durchaus vom Standpunkte des Gesetzes und mit großem Scharfsinn behandelt, und wir übrigen sprachen kaum ein Wort.

Zu Beginn der dritten Sitzung erlaubte ich mir den Einwand, daß die Frage, um die es sich hier handele, eine historische und keine gesetzliche sei, daher auch nicht durch gesetzliche Argumente entschieden werden könne. Was wir zu ergründen suchen müßten, wäre erstens, warum diese Klausel dem Vertrag beigefügt worden wäre, zweitens, welche „anderen Völkerschaften" es bei einem Rückblick auf die dem Vertrage vorhergehende Zeit sein könnten, die man hätte so ungenau bezeichnen,

und die die Spanier den Holländern auf Gnade oder Ungnade hätten überliefern können. Diese Fragen wären jedoch, eine wie die andere, historische Fragen, ich müßte daher darauf bestehen, daß man sie historischen Sachverständigen überließe.

Die Kommission sah sich genötigt, den Juristen gegenüber diesen Einwand als berechtigt anzuerkennen, und auf meinen Vorschlag wurde George Lincoln Burr, Professor der Geschichte an der Cornell-Universität, als Beirat hinzugezogen.

Es ist durchaus nicht auf das innige Freundschaftsverhältnis, das nun schon seit so vielen Jahren zwischen uns besteht, zurückzuführen, wenn es mich drängt, hier zu bekennen, daß George Lincoln Burr durch seinen Scharfblick, sein Gedächtnis, seine außerordentliche Genauigkeit, seine Wahrheitsliebe und sein Gerechtigkeitsgefühl einer der ersten Männer seines Faches ist. Man betraute ihn mit der Aufgabe, eröffnete ihm als Hilfsquellen die Bibliotheken des Kongresses und des Staatsministeriums und stellte ihm auch die gesamten Werke und Karten der Kommission zur Verfügung. Die wertvollsten unter diesen waren Eigentum der Harvard- und der Wisconsin-Universität. So seltsam es scheint, besitzt diese letztere, ganz im Innern des Landes gelegene Universität eine ganz besonders große wertvolle Sammlung an Karten über die Kolonisationsgeschichte von Südamerika. Schon nach Verlauf von vierzehn Tagen vermochte Professor Burr uns einen vollkommen befriedigenden Bericht abzulegen. Er hatte zur Lösung des Rätsels in die Geschichte zurückgegriffen und ausfindig gemacht, daß Spanien es den Niederlanden freistellte, an Brasilien dafür Rache zu nehmen, daß die brasilianische Regierung Spanier wie Holländer hintergangen hatte. Auch Justin Winsor, der Bibliothekar an der Harvard-Universität, der gleich bedeutend als Historiker wie als Geograph war, und Professor Jameson von der Brown-Universität, der ebenfalls auf diesen Gebieten einen Namen hatte, leisteten uns mit ihren Kenntnissen in früher Kolonialgeschichte und ihrer Vertrautheit mit Karten wertvolle Dienste. Außer diesen beiden unterstützte uns noch Marcus Baker, von der Küsten-Vermessungskommission der Vereinigten Staaten, indem er hie und da Vermessungen von Gebieten vornahm, deren genaue Kenntnis uns erwünscht schien.

Alle diese Arbeiten waren unerläßlich. Gleich bei Beginn unserer Beratungen hatte man uns von England aus eine erste Serie britischer Blaubücher, die dieses Thema betrafen, vorgelegt. Trotz meiner aufrichtigen Bewunderung für alle Vorzüge der britischen Geschichte, der britischen Politik, des britischen Lebens fühle ich mich doch gezwungen, hier zu bekennen, daß diese Dokumente nicht zugunsten jener Leute sprachen,

die für dieselben unmittelbar verantwortlich waren. Es wurden Behauptungen darin aufgestellt, die absolut jeder Grundlage entbehrten, und mit den Namen von Autoritäten begründet, die, wenn man schärfer prüfte, diese Bezeichnung gar nicht verdienten. Ich muß gestehen, daß abgesehen von dem Vorgehen der „Sachverständigen" in der Beringsmeer-Affäre, nichts in dem gleichen Maße mein Vertrauen auf Englands „ehrliches Spiel" erschüttert hat. Die Kommission der Vereinigten Staaten stand in der scharfen Verurteilung dieses Dokuments auch nicht vereinzelt da. Sogar die Londoner „Times" ging dagegen vor, so daß es verworfen und durch ein anderes ersetzt werden mußte, das der Wahrheit mehr entsprach.

Selbstverständlich soll das keine Anklage gegen die leitenden englischen Staatsmänner, die mit der Venezuelafrage zu tun hatten, sein. Die Schuldigen waren zweifellos einige Leute untergeordneten Ranges, bei denen der Übereifer mit ihrer Ehrenhaftigkeit durchging. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte man geglaubt, die Vereinigten Staaten wären zu jung, zu ungebildet und zu sehr mit der Jagd nach dem Dollar beschäftigt, um Gelehrte hervorbringen zu können, die die Ausführungen der mehr oder minder zugänglichen englischen Autoritäten nachprüfen könnten. Das Spiel war nur zu bald durchschaut, und selbst in England war man an oberster Stelle darüber einig, daß einige Beweisführungen ungültig wären und aus der Welt geschafft werden müßten. Professor Burr wurde in das Ausland beordert und war so glücklich, im Haag in einigen Bibliotheken und Archiven kostbare Belege für alte holländische Besitzungen aufzuspüren und uns eine Menge wertvollen Materials für unsere Vorarbeiten herüberzuschaffen. Auch in London legte er mit seinem umfassenden Wissen große Ehre ein und fand bei vielen hervorragenden englischen Geographen hohe Anerkennung. Diese Geographen schienen anfangs einer, wie es die Deutschen nennen, „tendenziösen" Auffassung geographischer Beweisführungen ablehnend gegenüber zu stehen. Die Klarheit, der Ernst und die Rechtschaffenheit unseres Vertreters gewannen ihm jedoch bald ihre Achtung, worauf die Forschungsarbeiten auf beiden Seiten in vollster Harmonie ihren Fortgang nahmen.

Während die Juristen in unserer Kommission die gesetzlichen Fragen zu erledigen hatten, hatte Präsident Gilman, der früher Professor der Physik und Geographie an der Universität Yale gewesen war, die Vermessungsarbeiten zu besorgen und die Karten anzufertigen. Wir übrigen Mitglieder hatten die Aufgabe, das Material zu sichten und darüber Bericht zu erstatten. Ich nahm meinen Wohnsitz in Washington und hatte mich bald dermaßen in einen Wust von Büchern, Korrespondenzen, Dokumenten, Plänen und Landkarten hineingearbeitet, daß

es mir vorkam, als hätte ich jahrelang in Venezuela gelebt und mit holländischen Gouverneuren und spanischen Mönchsorden auf vertrautem Fuße gestanden. Unsere Arbeit bestand darin, die Aufrisse zu kontrollieren und die vermutliche Grenzlinie zu bestimmen. Brewer, der Richter, und ich waren in dieser Beziehung gewöhnlich derselben Meinung, während die übrigen Herren in einigen, wenn auch nicht wesentlichen Punkten voneinander abwichen. Während dieser Forschungsarbeiten lernte ich einen Mann sehr hoch schätzen, den man, wie ich mich von meinem ersten Petersburger Aufenthalte her erinnerte, zur Zeit des Krimkrieges kompromittiert und all seiner Größe entkleidet hatte, — Lord Aberdeen. Dieser Staatsmann war damals klug genug gewesen, von einem Kriege mit Rußland abzuraten und in der türkischen Frage eine friedliche Lösung vorzuschlagen. Aber man verwarf seinen Rat, und die Folge war ein Krieg, der nicht nur viel Menschenleben kostete und Unsummen verschlang, sondern auch nur äußerlich ein Erfolg, in Wirklichkeit eine Niederlage war. Man hatte Lord Aberdeen in Unehren seines Amtes enthoben, und ich entsinne mich noch sehr gut einer Karrikatur, die damals im „Punch" erschien und viel belacht wurde. Sie stellte den Lord im Schmuck von Krone und Mantel dar, wie er am Steuerrade des Staatsschiffes, das auf stürmischer See trieb und jeden Augenblick scheitern mußte, fest eingeschlafen war.

Inzwischen schien man sich in England seines Wertes bewußt geworden zu sein; und es ist mir eine große Freude, hier bekennen zu dürfen, daß von allen englischen Staatsmännern, mit denen wir wegen der Venezuelafrage zu verhandeln hatten, Lord Aberdeen entschieden der rechtschaffenste war. Wie er die Grenze gezogen wissen wollte, schien mir nicht mehr als recht und billig. Er versuchte weder ein Attentat auf die Mündung des Orinocco, noch schacherte er um Goldfelder oder strategische Punkte, die wir dem Gegner zuerkannt hatten. Die Regierung in Venezuela wäre jedenfalls geneigt gewesen, Lord Aberdeens Vorschläge anzuerkennen, fühlte sich jedoch in ihrer inneren Politik von England so tödlich beleidigt, daß sie es ihrer Selbstachtung schuldig zu sein glaubte, auch nicht die geringsten Zugeständnisse zu machen.

Wir waren von Tag zu Tag fester entschlossen, Lord Aberdeens Standpunkt auch für den unseren anzuerkennen; und es erfüllte uns mit großer Genugtuung, als später die Nachricht kam, auch das Schiedsgericht, das in Paris zusammengetreten war, hätte dieser Ansicht beigestimmt und danach sein Urteil bemessen. Da beide Teile bei Beginn der Verhandlungen auf das ganze Gebiet zwischen dem Orinocco und dem Essequibo Rechte beanspruchten, so befriedigte, wie ich hier wohl

kaum erst zu erwähnen brauche, der Schiedsspruch den einen wie den anderen nur wenig. Meiner Ansicht nach war er durchaus gerecht und lieferte nur einen Beweis dafür, wie hoch in ähnlichen Fragen internationale Schiedsgerichte zu veranschlagen sind, wie ich meine, nicht nur um den internationalen Frieden aufrecht zu erhalten, sondern auch, um wirklich gerechte Entscheidungen herbeizuführen.

Selbstverständlich waren unsere Debatten und Beschlüsse geheim. Unsere Vorarbeiten hatten sich beträchtlich in die Länge gezogen, weil bei der Bedeutung unserer Aufgabe eine Reihe wichtiger Nebenfragen zu erledigen waren und weil wir hofften, die englische öffentliche Meinung allmählich doch für die Idee eines internationalen Schiedsgerichts gewinnen und Lord Salisbury, den Premierminister, der in seiner hochfahrenden Torymanier jedes Schiedsgericht abgelehnt hatte, doch zu guter Letzt dazu bringen zu können. Natürlich mußte jeden denkenden Menschen in England ein unbehagliches Gefühl beschleichen, wenn er sich die Möglichkeit ausmalte, daß die Vereinigten Staaten die Grenzlinie bestimmen könnten und sich dann verpflichtet fühlen würden für sie einzutreten und Venezuela auf alle Fälle gegen Großbritannien zu unterstützen.

Präsident Clevelands und Olneys Staatskunst feierte große Triumphe. Sehr großen Vorteil brachte es beiden Parteien, daß England in dieser Zeit einen ganz hervorragenden Diplomaten in Washington besaß. Das war Sir Julian Pauncefote, der spätere Lord, dem ich schon damals näher trat, zur Zeit des Friedenskongresses im Haag aber noch mehr bewundern und schätzen lernte.

Seine wohlüberlegten Ratschläge trugen den Sieg davon. Lord Salisbury stieg von seinem Kothurn herab, England willigte in ein Schiedsgericht, und damit trat die ganze Angelegenheit in ein neues Stadium. Das Schiedsgericht, das in Paris unter dem Präsidium M. de Martens aus Petersburg zusammentrat, und die bedeutendsten Juristen zweier Nationen zu seinen Mitgliedern zählte, fällte ein endgültiges Urteil und machte damit der Streitfrage ein Ende. Mit einem Gefühl des Stolzes und der Genugtuung konstatiere ich, daß der Beschluß des Schiedsgerichts in Paris im wesentlichen zu demselben Resultate kam, zu dem die von den Vereinigten Staaten einberufene Kommission nach einer mühevollen, zeitraubenden Tätigkeit gelangt war. Mit der Einberufung dieses Schiedsgerichts hatten die Vereinigten Staaten ihr Richteramt niedergelegt, jedoch infolge ihrer umfassenden Tätigkeit dem Tribunal ein umfangreiches Material, ungefähr vierzehn große Bände und einen Atlas, der 75 Karten enthielt, nach Paris übersenden können.

Die Frage war damit für alle Teile befriedigend gelöst, und Ameri-

kas Diplomatie war es zu verdanken, daß dem Rechte zum Siege verholfen wurde.

Noch eine kleine nebensächliche Episode möchte ich hier, wie sonst in dem Buche, in der Hoffnung das Publikum der Vereinigten Staaten endlich von einer Plage zu befreien, die schon viel Unheil angerichtet hat, erzählen. Ich sagte schon, daß wir über unsere ganzen Kommissionsangelegenheiten möglichst Schweigen zu wahren suchten. Durch ein vorzeitiges Bekanntwerden hätten alle unsere Pläne zu Wasser werden können. Nichtsdestoweniger erlebten wir es eines Tages, daß uns eine der ersten Redaktionen in Washington einen Berichterstatter mit dem Auftrage, ganz genaue Informationen einzuziehen, auf das Bureau schickte. Als ihm solche verweigert wurden, suchte er in der Weise Rache an uns zu nehmen, daß er einen sensationellen Artikel in die Zeitung brachte, in dem über die Extravaganzen der Kommission losgezogen wurde. Das Publikum erfuhr darin, daß wir die Gelder des Staates dazu verwandt hätten, unsere Räume mit kostbaren Möbeln, Teppichen und ganz besonders mit wertvollen Silbergeräten auszustatten. Tatsächlich bestand diese kostbare Einrichtung aus einfachen Kontormöbeln, billigen Fußdecken und einem Geldschrank, in dem wir unsere Dokumente und solche Papiere aufbewahrten, die streng geheim gehalten werden mußten. Das „Silbergerät" bestand aus zwei ganz einfach plattierten Eiswasserkrügen. Auch kann ich hier noch hinzufügen, daß diese Einrichtung nach Auflösung der Kommission so vorteilhaft verkauft wurde, daß die Anschaffungssumme dem Staatsschatze fast ungekürzt zurückerstattet werden konnte.

Alle diese Details wären sicherlich absolut überflüssig, käme es nicht darauf an, das amerikanische Publikum auf die Gemeinheit aufmerksam zu machen, mit der die Presse in Amerika Sensationsnachrichten bringt, die das Publikum entrüstet zurückweisen sollte.

Ohne auf die näheren Einzelheiten unserer Tätigkeit einzugehen, habe ich hier nur von solchen Dingen berichtet, die von allgemeinem Interesse sein konnten. Selbstverständlich hätte ich dies Kapital von der inneren Geschichte der Kommission auslassen müssen, wären diese Erinnerungen vor Veröffentlichung des Schiedsspruches geschrieben worden. Nach der Entscheidung des Pariser Tribunals liegt aber nicht der geringste Grund vor, ein Geheimnis aus unseren Ergebnissen zu machen. Vor dieser Zeit, davon bin ich fest überzeugt, wäre es keinem von uns in den Sinn gekommen, auch nur ein Wort über unsere Beratungen laut werden zu lassen; heute jedoch erfüllt es mich mit stolzer Genugtuung, hier konstatieren zu dürfen, daß zwei verschiedene Gerichtshöfe, indem sie von demselben Standpunkte, dem Rechte zum Siege zu ver-

helfen, ausgingen, die gleiche Scheidelinie als Grenze festsetzen konnten, jene Linie, die einer der gewissenhaftesten englischen Staatsmänner schon vor Jahren als die richtige empfohlen hatte.

Während meiner Tätigkeit als Mitglied der Kommission für die Venezuela-Affäre hatte ich Gelegenheit, mit verschiedenen großen Politikern in nähere Berührung zu treten. Ganz besonders interessierte mich John Carlisle aus Kentucky, der Sekretär im Finanzministerium. Er hatte dem Kongreß angehört, war im Repräsentantenhause Sprecher (speaker) und Senator gewesen und wurde allgemein geachtet und geschätzt. Mein Freund Hiscock, der damals Repräsentant und später Senator des Staates New York war, gab mir gegenüber seiner Bewunderung für diesen Staatsmann in ganz eigenartiger Weise Ausdruck. „Was ist Mr. Carlisle, euer Sprecher, für ein Mann?" fragte ich meinen Freund eines Tages im Repräsentantenhause, als er gerade dabei war, die Vorschläge dieses Herrn, der auf der Rednertribüne stand, zu notieren. „Er ist ein ganz krasser Demokrat", antwortete mein Freund. „Aber obwohl ich ein ganz krasser Republikaner bin, ist es mir ganz unmöglich, ihn irgend eines unbilligen Antrages oder einer unwürdigen Handlungsweise an der ihm feindlichen Partei dieses Hauses fähig zu halten."

Carlisle war ein kluger Kopf. Seine Reden hatten große Gewalt, und in dem Kampf, der später zwischen Mc Kinley und Bryan entbrannte, hat er meiner Meinung nach, die, wie ich glaube, die Meinung jedes Staatsmannes ist, der Republik damit große Dienste geleistet, daß er sich von seinen Parteigenossen lossagte, seine ganze politische Laufbahn auf das Spiel setzte und ganz offen gegen den demokratischen Kandidaten Partei nahm. Die Rede, die er in Chicago in der Arbeiterversammlung über die Arbeiterfrage hielt, war jedenfalls in der ersten Mc Kinley-Kampagne die bedeutendste. Die zweite bedeutende war die Rede von Karl Schurz.

Auch mit Stevenson, dem Vizepräsidenten, traf ich damals von Zeit zu Zeit zusammen. Zuerst begegnete ich ihm in New York bei irgend einer festlichen Gelegenheit, wo ich das Glück hatte, sein Tischnachbar zu sein, das zweitemal auf einem Diner bei dem Sekretär vom Kriegsministerium. Sein Erzählertalent war bewunderungswert. Nachdem er die Gesellschaft den ganzen Abend unterhalten hatte, sagte mein Nachbar: „So gute Anekdoten könnte er drei Wochen lang ununterbrochen, ohne sich zu wiederholen, erzählen."

Eine dieser Anekdoten, die der Vizepräsident erzählte, war ganz besonders amüsant. Sie betraf drei meiner Landsleute, die in den Annalen der Vereinigten Staaten einen hohen Platz einnehmen. Eines Tages unmittelbar vor der Proklamation der Sklavenbefreiung erhielt

Lincoln den Besuch eines Herrn, der äußerte, er fände den Präsidenten nicht so munter wie gewöhnlich. „Ja", entgegnete ihm Lincoln. „Ich bin verstimmt. Unsere treuesten Gesinnungsgenossen aus den Küstenstaaten verlangen von mir, ich soll die Proklamation der Sklavenbefreiung unterdrücken, sonst wollen sie gemeinsame Sache mit den Südstaaten machen. Den folgenden Tag treten Charles Sumner, Thad Stevens und Ben Wade hier auf und sagen, der ganze Norden würde, falls ich die Proklamation unterdrückte, tief verstimmt und die Union gefährdet sein. Diese drei Herren haben sich aber, wie ich bemerken will, zu heute nachmittag wieder bei mir angemeldet." Plötzlich wechselte Lincolns Gesicht seinen Ausdruck. „Mr. X.", fuhr er fort, „Sie stammen aus dem Westen? Haben Sie je eine Prärieschule besucht?" „Nein, niemals", entgegnete Herr X. „Aber ich", sagte Lincoln. „Noch dazu eine ganz simple Schule; wir waren ganz arme Jungen, zu arm, um uns Lesefibeln zu kaufen, darum brachten wir unsere Bibeln von Hause mit, um daraus Lesen zu lernen. Eines Morgens lasen wir ein Kapitel aus dem Buch ‚Daniel', und ein kleiner Junge, der neben mir saß, sprach die Namen Sadrach, Mesoch und Abednego immer und immer wieder falsch aus. Der Lehrer gab sich die größte Mühe, sie ihm beizubringen, ehe es aber so weit kam, setzte es tüchtige Schelte, ja sogar Schläge. Den nächsten Vers hatte ich zu lesen, und so ging es fort, die ganze Klasse durch. Plötzlich bemerkte ich, daß der Kleine neben mir bitterlich weinte. Auf meine Frage, was ihm fehle, antwortete er mir: „Siehst du denn nicht? Die drei verdammten Kerle kommen schon wieder zu mir."

In dieser Zeit machte ich auch die Bekanntschaft von Senator Gray aus Delaware, der, wie es mir schien, für seinen Platz als Mitglied des Kongresses im Oberhause wie geschaffen war. Ebenso machte Sprecher Reed als ehrlicher, offener, starker Charakter einen großen Eindruck auf mich. Oft sah ich unseren Staatssekretär Olney, und seine zähe Bulldoggennatur, die ihm auch in der Schiedsgerichtsfrage über Lord Salisbury zu einem Sieg verholfen hatte, überraschte mich immer wieder von neuem.

Leider ist es mir unmöglich von den Mitgliedern beider Häuser des Kongresses, des obersten Gerichtshofes und des Kabinetts hier auch nur flüchtige Skizzen zu entwerfen; das würde mehr Zeit erfordern, als mir zu meiner Verfügung steht.

Mein Aufenthalt in Washington bot mir aber auch so manche Zerstreuung. In unserer Hauptstadt lebte man damals sehr gesellig, und diese Geselligkeit verlieh ihr einen großen Reiz. Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht gar zu lange hinter uns, wo Washington als

Verbannungsort für Juristen galt, als eine Stadt, vor der es allen unseren Landsleuten graute. Diese Zeit gehört jedoch der Vergangenheit an, und schon spricht man im ganzen Lande von den geselligen Freuden, die einem jetzt dort geboten werden.

Von allen gesellschaftlichen Vergnügungen, an denen ich zu jener Zeit in Washington teilnahm, war vielleicht ein Ausflug der geographischen Gesellschaft nach Monticello, der ehemaligen Residenz des Präsidenten Jefferson, am meisten erwähnenswert. Schon vor Jahren, als ich die Virginia-Universität in Monticello besuchte, übte diese Schöpfung des Präsidenten Jefferson und ihre Umgebung eine große Anziehungskraft auf mich aus. Wie es hieß, war der jetzige Besitzer von Monticello über die unausgesetzten Belästigungen des Publikums so entrüstet, daß er sein Haus keinem Besucher mehr öffnete. An diesem Tage stand uns jedoch alles offen, und da das Wetter nichts zu wünschen übrig ließ, zeigte sich auch die Umgebung in ihrem vollen Glanze. Das Gebäude selbst war äußerlich eine herrliche Anlehnung an den Stil, der zu jener Zeit, als Jefferson in Frankreich lebte, zur höchsten Blüte gelangt war; die Ausstattung der Innenräume war, ganz ähnlich der, die ich Jahre vorher in einigen Räumen der Universität beobachtet hatte, im Stile Ludwigs XVI. gehalten. In einigen Teilen des Hauses trat Jeffersons persönlicher Geschmack ganz besonders zutage. Sehr eigenartig war sein Schlafgemach, das den ganzen Raum eines Bogenganges zwischen zwei Zimmern ausfüllte, von denen eines links ihm als Ankleideraum diente, während das andere rechts seiner Gemahlin zur Verfügung stand. Da man, um zu Jeffersons Ankleidezimmer zu gelangen, eine ganze Reihe anderer Zimmer passieren mußte, war es wohl sicher anzunehmen, daß er bei seiner Toilette von niemandem, nicht einmal von seiner Gattin, gestört sein wollte.

Der Blick durch die Talschluchten und über die Hügel, den wir bei unseren Picknicks während wir auf dem Rasen lagen, genossen, war ganz eigen reizvoll. Da ich jede Zeile, die Jefferson veröffentlicht hat, und außerdem noch einige Schriften, die niemals im Druck erschienen sind, gelesen hatte, konnte ich meiner Phantasie freien Lauf lassen. Ich sah ihn im Geiste durch seine Zimmer und über die Felder wandern, erblickte ihn unter dem Portikus seines Hauses, wie er hohe Gäste begrüßte, beobachtete, wie er bei Tisch die wichtigsten Tagesfragen erörterte und jene Theorien entwickelte, die bisweilen so erquickend, bisweilen so anfechtbar waren.

Der einzige Schatten, der auf diesen Ausflug fiel, war der Anblick der von einer Feuersbrunst geschwärzten und geborstenen Säulen an der Vorderseite des Hauses und an der Rotunde der Universität. Ganz

besonders jammerten mich die zerstörten Überbleibsel der Kapitäle; hatte doch Jefferson gerade an ihnen mit ganzem Herzen gehangen. In seiner Vorliebe für die klassische Architektur hatte er hier sein ganzes künstlerisches Empfinden ausströmen lassen. Er lechzte förmlich danach, seinem Hause den Stempel prähistorischer Kunst aufzudrücken. Nach der Legende jener Zeit fuhr er während des Baues täglich hierher, um die Künstler zu überwachen und ihren Fortschritten zuzuschauen. In der Zwischenzeit benutzte er aber sogar ein Teleskop, um seiner Sehnsucht Genüge zu leisten. Und nun war diese ganze hehre Schöpfung ein Raub der Flammen, ein Trümmerhaufen.

Zum Glück lenkte der Brand dieses alten historischen Gebäudes die Teilnahme der breiten Öffentlichkeit auf sich. Dem Universitätsschatz flossen große Summen zu, und jetzt ist das Restaurierungswerk schon im Gang und alle Aussicht dafür vorhanden, daß nicht nur die wunderbaren Säulengänge einer Auferstehung entgegensehen, sondern daß auch die Universitätsräume vergrößert und verschönert werden.

Während meiner Tätigkeit als Mitglied der Kommission lernte ich den ruhigen, besonnenen und unbeugsamen Charakter Clevelands mehr und mehr achten. Die sensationslüsterne Presse verunglimpfte ihn, die Presse, die sonst als ganz besonders aufgeklärt galt und ihn bis auf die letzte Zeit stets unterstützt hatte, war nicht minder erbittert; ihn schien weder das eine noch das andere anzufechten. Sowohl Engländer als Amerikaner hatten während der Zeit, welche die Vorarbeiten der Kommission in Anspruch nahm, reichliche Muße zum ruhigen Überlegen gehabt. Vor allen Dingen hatte Lord Salisbury Zeit gehabt, sich eines Besseren zu besinnen. Als er sich dann schließlich darein ergab, seine hochfahrende Miene aufzugeben und sich zu einem Schiedsgericht zu bequemen, errangen Cleveland und mit ihm das Staatsministerium einen der größten Siege, den die amerikanische Diplomatie zu verzeichnen hat.

Als Botschafter in Deutschland

1897 – 1903

Am 1. April 1897 ernannte mich Präsident Mc Kinley zum Botschafter in Berlin; nachdem diese Ernennung mir vom Senat bestätigt worden war, begab ich mich nach Washington, um mir Instruktionen zu holen und meine Vorbereitungen zu treffen. Zu den wichtigsten Vorkehrungen gehörte die Wahl eines geeigneten zweiten Botschaftssekretärs. Es hatte sich eine lange Reihe von Bewerbern gezeichnet, und einige stützten sich auch auf sehr gute Empfehlungen von Parteiführern, Ministerialbeamten und Senatoren; aber obwohl fast alle diese jungen Leute ganz vorzügliche Zeugnisse aufwiesen, verfügte doch keiner von ihnen über die erforderlichen Erfahrungen, und bei der Durchsicht der Anmeldeliste überkamen mir manche Bedenken. Gerade in Berlin brauchte die Botschaft eine Persönlichkeit, die besonders dringende Fragen, noch ehe sie der Botschaftskanzlei übergeben wurden, durchzustudieren und zu entwirren hatte. Der erste Botschaftssekretär, den niemand zu entsetzen dachte, war für seine Stellung ganz vorzüglich geeignet; ja er hätte jeden diplomatischen Posten ausfüllen können; der zweite Sekretär aber sollte als eine Art Sachverständiger die Unmasse Streitfragen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie auf sich nehmen, die neuerdings zwischen den beiden Nationen in Fluß gekommen waren und eben einen bedrohlichen Charakter annehmen wollten.

Ich hatte noch immer keinen Entschluß fassen können, als sich eines Tages ein junger Mann aus Ohio bei mir meldete, der, abgesehen von seinen Zeugnissen, gar keine Empfehlungen vorweisen konnte. Auf einer unserer Universitäten hatte er mit Auszeichnung Nationalökonomie und Völkerrecht studiert, war dann zu einer anderen Universität übergegangen, um dort dieselben Fächer zu hören, und schließlich nach Deutschland gereist, um dort zu promovieren. Das Thema seiner Promotion lautete: „Die Handels- und diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland."

Zu seinen Vorarbeiten hatte man ihm gestattet, ein großes Material in unseren Botschaftsarchiven durchzuarbeiten. Später hat er diese

Vorarbeiten zu einem Buche erweitert und viel Ehre damit geerntet. Da die ernstesten Streitfragen zwischen den beiden Staaten den Handel betrafen, schien mir die Bewerbung dieses jungen Mannes eine Schickung Gottes. Ich begab mich daher sofort zu dem Präsidenten und trug die Angelegenheit vor. Obwohl nun dieser junge Mann gar keine Referenzen hatte, weder dem Präsidenten, noch dem Staatssekretär, noch dessen Gehilfen, die insgesamt aus Ohio stammten, noch irgend einem der dortigen Senatoren oder Repräsentanten bekannt war, und obwohl wir auch über seine Persönlichkeit nichts zu erfahren vermochten, ließ der Präsident, als er von der Sachlage unterrichtet war, nichtsdestoweniger die Empfehlungen seiner Mitbewerber außer acht, schlug ihn dem Senate vor, und seine regelrechte Ernennung erfolgte alsbald.

Die nächste Sorge war die Ernennung eines Militärattachés. Dieser Posten ist durchaus nicht als Sinekure zu betrachten. Unsere Regierung muß über die Fortschritte in der Armee und Marine bei den Großmächten stets auf dem laufenden zu bleiben suchen; darum ist es sehr weise von ihr gehandelt, wenn sie verschiedenen Botschaften Sachverständige auf diesen Gebieten beigegeben hat. Diese Leute müssen nicht nur in ihrem Berufe sehr tüchtig und umsichtig, sondern auch im vollsten Sinne des Wortes Gentlemen sein. Ich schlug daher einen jungen Mann vor, der in West Point promoviert, darauf in Alaska eine Expedition geleitet und mit seinem Regiment in den Gebieten der westlichen Ebenen vortrefflich Dienste getan hatte. Während meines Aufenthaltes in Petersburg hatte er dort den Posten eines militärischen Attachés bekleidet und sich in jeder Hinsicht vorzüglich bewährt. Obgleich diesem Herrn keine anderweitigen Empfehlungen zur Verfügung standen, genehmigte der Sekretär des Kriegsministeriums, Gouverneur Alger, meine Wahl und er wurde bestätigt.

Ich habe von diesen Vorbereitungen, die so manchem nebensächlich erscheinen dürften, nur deshalb so breit gesprochen, weil uns und ganz besonders dem Präsidenten Mc Kinley oft der Vorwurf gemacht wurde, daß bei solchen Ernennungen politische Rücksichten allen übrigen vorzugehen pflegen. Tatsächlich liegen die Verhältnisse doch so: Es ist bei der großen Menge von Ernennungen ganz ausgeschlossen, daß dem damit betrauten hohen Beamten die Bewerber persönlich bekannt sein können; daher ist er darauf angewiesen, bei anderen Leuten, die sie kennen, und bis zu einem gewissen Grade verantwortlich gemacht werden können, Erkundigungen über sie einzuziehen. In beiden eben angeführten Fällen wurden sicher alle politischen Rücksichten den genau erkannten Interessen des Staates hintangesetzt.

Den Posten eines Staatssekretärs bekleidete damals John Sher-

man. Ich hatte Gelegenheit, ihn schon während seiner Laufbahn als Senator und Sekretär des Finanzministeriums kennen zu lernen, und empfand vor seinem Charakter, seinen Fähigkeiten und Leistungen die höchste Achtung. Seine Gesundheit schien etwas gelitten zu haben, aber seine geistigen Fähigkeiten standen noch immer auf der alten Höhe. Mochten seine Erinnerungen sich auf seine staatliche Laufbahn oder auf Ereignisse beziehen, die sich in der Gesellschaft zugetragen hatten, seine Unterhaltung war stets fesselnd und interessant. Bei einer dieser Gelegenheiten, einer Mittagstafel, war es zu Meinungsverschiedenheiten über den Präsidenten Andrew Johnson gekommen, wobei einer der Anwesenden sich etwas geringschätzig über ihn geäußert hatte. Da warf sich Sherman, einer seiner ärgsten Gegner, sofort zu seinem Verteidiger auf, erklärte ihn für einen patriotisch gesinnten, hochbefähigten Mann und behauptete, die republikanische Partei hätte damals mit ihrer Anklage des Präsidenten einen groben Fehler begangen. Bei dieser Debatte erzählte dann einer der anderen Herren, ein hervorragendes Mitglied des Repräsentantenhauses, ein Mann von hoher Abkunft und edlem Charakter, er hätte in jungen Jahren bei Johnson die Stellung eines Sekretärs bekleidet, und wüßte ganz genau, daß der Ex-Präsident nicht viel mehr als seinen Namenszug zu schreiben imstande war. Wir kannten allesamt die alte Geschichte, daß Johnson erst in reiferen Jahren von seiner Frau das Alphabet erlernt hätte, daß er aber bis in sein hohes Alter hinein so ungebildet geblieben war, wußten die wenigsten.

Von Gesprächsthemen, die in jener Zeit in Washington von Staatsmännern diskutiert wurden, entsinne ich mich vor allem auf eines. Im Hause eines meiner Freunde, des Dr. Hill, der später Gehilfe des Staatssekretärs wurde, äußerte eines Tages ein hoher Beamter des Obergerichts gelegentlich einer Debatte über die Blaine-Wahlkampagne, Blaine hätte bis an sein Lebensende behauptet, er wäre nur infolge Dr. Burchards berühmter Alitteration „Rum, Romanismus und Rebellion", der ein Trick der demokratischen Partei gewesen sei, seiner Präsidentschaft verlustig gegangen. Weder der Richter, noch irgend einer von den anwesenden Herren glaubte an Herrn Blaines Begründung.

In jenen Tagen nahmen neben Besprechungen mit anderen Herren namentlich die Konferenzen mit dem deutschen Botschafter, Baron von Thielmann, einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch. Sie bezogen sich auf einige wichtige Streitfragen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Der Zuschlag zum amerikanischen Zolltarif für Zuckereinfuhr in Höhe der von jedem Lande bezahlten Ausfuhrprämie hatte zu Differenzen geführt. Von Deutschland wurde geltend gemacht, dieser

Zuschlag widerspräche der Meistbegünstigungsklausel in unseren Verträgen. Leider war es nun auf amerikanischer Seite über diesen Punkt zu Meinungsverschiedenheiten gekommen. Gresham, der unter Cleveland Staatssekretär war, hatte Deutschland recht gegeben, während Olney, sein Nachfolger, mit beweiskräftigen Belegen dagegen auftrat. Die Verhandlungen mit diesem Staatssekretär, mit dem deutschen Botschafter und mit einigen Kongreßmitgliedern, insbesondere mit Allison und Aldrich vom Senat und mit dem Gouverneur Dingley vom Hause ließen mich erkennen, daß hier ein komplizierter Fall vorlag. Die Interessen schienen gegeneinander aufgebracht, und die Aussicht, den Vermittler spielen zu müssen, hatte nichts Verlockendes für mich.

Es harrten meiner jedoch noch andere Aufgaben, die nicht weniger verwickelt waren; Fragen über den Export amerikanischer Produkte nach Deutschland wurden brennend, und dann begann es schon damals auf Samoa unruhig zu gären. Infolgedessen war es mir nicht ganz leicht zu Mut, als ich mich am 29. Mai in New York an Bord begab, um mich nach Europa einzuschiffen.

Am 12. Juni überreichte ich Kaiser Wilhelm II. das Beglaubigungsschreiben unseres Präsidenten. Die Bedeutung meiner neuen Beziehungen zu diesem Monarchen machte mir Sorgen. Freilich hatte ich als Gesandter vor achtzehn Jahren den voraussichtlichen Erben des Thrones als einen sehr entgegenkommenden, liebenswürdigen Mann schätzen gelernt; auf den zeremoniellen Verkehr aber hat persönliche Liebenswürdigkeit bekanntlich nur geringen Einfluß. Und so sah ich der Zukunft mit großer Befangenheit entgegen.

Nach meinem ersten Aufenthalt in Berlin war unsere Gesandtschaft zu einer Botschaft erhoben worden. Einige Kongreßmitglieder waren glücklicherweise zu der Erkenntnis gelangt, daß es weder der Würde, noch den Interessen einer so großen Nation wie unserer entspräche, nur durch einen beglaubigten Gesandten vertreten zu werden. Die Geschäfte einer Botschaft werden auf dem Auswärtigen Amt ohne Verzug und auf das prompteste erledigt, während ein Gesandter sich oft stundenlang, ja bisweilen bis zum nächsten Tage gedulden muß. Diese Neuerung brachte uns nun manchen Vorteil, nur hatte der Kongreß außer acht gelassen, daß damit nicht alles getan war. Doch darauf komme ich noch später zurück. Ich will zunächst vom Empfang bei Hofe sprechen. Da lag der Schwerpunkt für mich darin, daß das Zeremoniell dieses Mal bedeutend von jedem anderen abwich, das ich bei ähnlichen Anlässen, sei es als Kommissar in San Domingo und in Paris oder als Gesandter in Berlin und Petersburg zu be-

obachten hatte. Wenn ein beglaubigter Gesandter zum Empfang in das Schloß befohlen ist, benutzt er seine Gesandtschaftsequipage, wird von dem Zeremonienmeister vor den Monarchen geleitet und überreicht dort mit einigen schlichten Worten das Beglaubigungsschreiben seines Präsidenten. Der Souverän antwortet in ähnlicher Weise, und damit findet die Zeremonie ihren Abschluß. Ein Botschafter kommt nicht so leichten Kaufs davon. Im Sinne des internationalen Rechts wird er als der direkte Stellvertreter der höchsten Behörde seines Landes angesehen und gewissermaßen mit den Ehrenbezeugungen empfangen, die einer solchen gebühren. Dieser Sitte gemäß erschien eines Tages ein hoher kaiserlicher Hofbeamter in Galauniform in Begleitung einiger anderer Beamten mit drei Hofkarossen, Dienern und Vorreitern, die mich zum kaiserlichen Schloß eskortieren sollten, vor meinem Hotel. Man geleitete mich zur ersten Equipage, ich nahm in schlicht bürgerlicher Kleidung auf dem Rücksitz Platz, mein Begleiter in Galauniform mir gegenüber; meine Sekretäre und Attachés bestiegen die beiden anderen Equipagen, und nun ging es feierlich — Karossen, Vorreiter usw. in schlankem Trabe durch die Wilhelmstraße und Unter den Linden. Eine schaulustige Menge drängte zu beiden Seiten der Straße. Mehrere Male präsentierten Wachen vom Gardekorps. Trommelgewirbel und Säbelrasseln empfingen uns im Schloßhof, so daß mir schier Hören und Sehen verging. Es war ein überaus prächtiges, wenn auch nicht gerade nervenstärkendes Schauspiel.

Der Kaiser empfing mich sehr wohlwollend, liebenswürdig und durchaus schlicht. Weder er noch ich hielten lange Reden. Wir erinnerten uns vergangener Zeiten und sprachen von den Veränderungen, die sich in den letzten Jahren ereignet hatten. Ich machte die Bemerkung, Berlin böte jetzt ein ganz anderes Bild als vor Jahren, worauf der Kaiser entgegnete, er hielte es für keinen Vorzug einer Stadt, wenn sie sich in diesem Maße vergrößerte. Darauf erwiderte ich, meine Bemerkung hätte sich weniger auf das Wachstum der Bevölkerung bezogen, als auf den glücklichen Wandel ihrer Architektur. Vor vierzig Jahren hätte es in Berlin nur mit Mörtel verputzte Häuser oder solche aus Backsteinen gegeben, während man heute vom Mörtel und Stuck zum Stein und auch zu einem edleren Stile fortgeschritten sei. Wir kamen auch auf das Ansehen, dessen sich Deutschland in Amerika erfreut, zu sprechen und auf die Beziehungen der deutschen Nation zu den Vereinigten Staaten. Meine Bemerkung, es wären genau achtzehn Jahre und ein Tag darüber vergangen, seit ich an derselben Stelle als Gesandter vor seinem Großvater Wilhelm I. gestanden hätte, benutzte der Kaiser, um an etliche wichtige Ereignisse anzuknüpfen,

die in dieser Zeit die Welt bewegt hatten; und nun folgte ein Intermezzo, wie ich es kaum erwartet hatte.

Kurz vor meiner Abreise von New York hatte mein alter Freund Frederick William Holls in seinem am Hudson gelegenen Hause nach Schluß der Tafel seine Gäste mit einigen Proben aus Musikstücken erfreut, die von keinem Geringeren als von Friedrich dem Großen komponiert waren. Ganz besonderen Gefallen fanden wir an einem Duo für Orgel und Klavier, das Holls und seine Gattin uns in vorzüglicher Weise zu Gehör brachten. Es war eine so herrliche und feierliche Weise, daß wir alle tief ergriffen waren. Kaiser Wilhelm II. hatte diese Kompositionen aufgestöbert und sie vervielfältigen lassen; deshalb bemerkte einer der Anwesenden nach dem Vortrage in scherzendem Tone: „Sie sollten Sr. Majestät unseren Dank für den Genuß aussprechen, den er uns heute verschafft hat." Ich hatte nicht weiter an diese Episode gedacht, bis sie mir gerade beim Schluß meiner Unterredung mit dem Kaiser in das Gedächtnis kam. Als ich sie dem Kaiser erzählte, bekundete der Kaiser mit einem Male für das Thema das regste Interesse und sprach über diese Musik von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Als ich bemerkte, wir wären davon überrascht gewesen, daß an dieser Komposition nichts Dilettantenhaftes sei, erzählte mir Se. Majestät von Friedrich des Großen Beziehungen zu Bach und von dem Einfluß, den letzterer auf sein Kompositionstalent ausgeübt hatte. Als Wilhelm II. in der Siegesallee die Statue seines großen Ahnen errichten ließ und ihm die Büsten Joh. Seb. Bachs und Marschall Schwerins zur Seite stellte, um die beiden Männer zu ehren, die seiner Meinung nach die bedeutendsten in der Ära Friedrichs des Großen waren, mußte ich unwillkürlich an dieses Gespräch zurückdenken.

Nachdem ich dem Kaiser meine Sekretäre und den Militärattaché vorgestellt hatte, wurden wir allesamt der Kaiserin zugeführt, die sich durch ihr liebenswürdiges, anmutiges Wesen unser aller Herzen gewann. Als ich mir erlaubte, sie an ihren Einzug in Berlin als Braut vor siebzehn Jahren in der großen, prächtigen Glaskutsche zu erinnern, — es war einer der kältesten Tage, die ich je erlebt habe — schilderte sie uns einige kleine amüsante Szenen, die sie damals Unter den Linden erlebte. Als ich ihr zu ihren sechs prächtigen Söhnen und ihrer reizenden kleinen Tochter Glück wünschte, da sah man voll Freude, wie „natürlich fühlen alle Menschen nähert"; ihre Augen leuchteten voll Freude und Mutterstolz, und nun erzählte sie von ihren Kindern.

Hier möchte ich hinzufügen, daß die jetzige Kaiserin einen un-

glücklichen Zauber gebrochen zu haben scheint, der seit beinahe einem halben Jahrhundert so bedrohlich unter den Herrscherinnen des Hauses Hohenzollern wirkte. Wie ich mich erinnere, wurden während meiner Berliner Studentenzeit alle politischen und religiösen Konflikte dem Einfluß der Königin Elisabeth, der Gemahlin Wilhelms IV., zugeschrieben; während meines zweiten Aufenthaltes in der Kaiserstadt als Gesandter aber stand die Kaiserin Augusta in einem ähnlichen Verdachte, und beide Herrscherinnen waren doch liebenswürdig von Charakter und erwiesen viel Wohltaten. Noch weniger beliebt als ihre beiden Vorgängerinnen war die Kaiserin Friedrich, wenngleich man ihren Geistesgaben und ihrer Frauenwürde die höchste Achtung zollte. Die jetzige Kaiserin nun scheint mit all dem gebrochen zu haben. Ihre Verehrung für den Kaiser, ihren Gemahl, und ihre zärtliche Liebe für ihre Kinder scheinen ihr keine Zeit zu lassen, sich den großen Problemen zuzuwenden, welche die Welt in Aufregung versetzen. Die Liebe, die ihr entgegengebracht wird, ist so groß, daß es geradezu amüsant war, wie alle Welt sich zu ihrem Verteidiger aufwarf, als sie eines Tages durch böswilligen Klatsch einer sehr unpopulären Handlung beschuldigt worden war. Wo man auch hinhören mochte, wurde die Kaiserin ganz außer Frage gestellt, der Mann jedoch, trotzdem er eine sehr liebenswürdige Erscheinung war, auf das härteste verurteilt und mitgenommen.

Nach Beendigung der Cour wurde ich in derselben feierlichen Weise in das Hotel Kaiserhof zurückgeleitet und fühlte mich sehr erleichtert, als alles glücklich überstanden war.

Von den übrigen offiziellen Visiten war die bei dem Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe die wichtigste. Trotz seiner achtzig Jahre und seines vom Alter gebeugten Rückens war der Fürst geistig frisch und munter und sein Urteil über öffentliche Fragen klar und bestimmt. In meinem Gedächtnis sind noch so manche spätere Unterredungen haften geblieben, besonders eine, es war während eines Diners im Reichskanzlerpalais zu Ehren des Präsidenten Harrison. Als ich bemerkte, daß wir uns in demselben Raume befänden, in dem ich zum erstenmal bei dem Fürsten Bismarck zu Tische gesessen hätte, erfreute uns der Reichskanzler mit einer ganzen Reihe von Erinnerungen an seinen großen Vorgänger, und einige warfen ein helles Licht auf Bismarcks Anschauungen und seine Tätigkeit.

Als ich eines Tages die Freude hatte, den Fürsten an meiner Tafel zu bewirten, äußerte er sich in sehr interessanter Weise über die hervorstechendsten Charaktereigenschaften der Deutschen. Der Hauptzug im Wesen des Deutschen, behauptete er, wäre der Neid. Schon

Tacitus hätte diese Bemerkung gemacht, und daraus könnte man ersehen, daß Rasseeigenschaften nicht auszurotten wären.

Fürst Hohenlohe erschien dem ferner stehenden Beobachter eine nach innen gekehrte, melancholische Natur zu sein. Unter der stillen Oberfläche schlummerte jedoch ein beißender Spott, der sich zu Zeiten recht wirkungsvoll Luft machte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich eines Tages eine sarkastische Antwort, die der Reichskanzler im Reichstage einem Gegner gegeben hatte. Der Fürst hatte eine Kanalvorlage befürwortet, und einer seiner Gegner erwiderte: „Sie dürften in unserer Partei einen Stein finden, der Ihrer Vorlage den Weg versperrt." „Dann werde ich es wie Moses machen; an den Stein schlagen und das Wasser für unseren Kanal benutzen!" war die Antwort des Kanzlers.

Mein nächstwichtiger Besuch galt im Auswärtigen Amte dem zu meiner Freude eben neu ernannten Minister Baron (jetzt Fürst) von Bülow. Zu Anfang meines ersten Berliner Aufenthaltes als amerikanischer Gesandter hatte ich auf dem Auswärtigen Amt mit seinem Vater zu tun gehabt und damals in diesem Diplomaten einen der entgegenkommendsten Vertreter des Deutschen Reiches kennen gelernt. Jetzt zeigte sich, daß Vater und Sohn sich überraschend ähnlich waren, nicht nur im Wesen, sondern auch im geschäftlichen Verkehre. Es ist bei der Überbürdung mit aufreibenden widrigen Amtsgeschäften sehr fraglich, ob ich noch am Leben wäre, hätte Fürst Bülow im Auswärtigen Amte mir nicht in so liebenswürdiger Weise darüber hinweggeholfen. Einige deutsche Blätter griffen ihn freilich heftig an, weil er ihrer Meinung nach mir zu große Zugeständnisse machte; amerikanische Zeitungen wiederum machten mir den Vorwurf, daß ich dem Reichskanzler zu sehr entgegenkäme. In Wahrheit waren wir beide nur um das Wohl unserer Nationen besorgt und suchten gemeinsam den Frieden aufrecht zu erhalten und gegenseitig freundliche Beziehungen zu stärken und zu kräftigen.

Es war mir vom ersten bis zum letzten Tage interessant, Baron von Bülow bei der Erfüllung seiner weitverzweigten Pflichten, besonders aber im Reichstage im Verkehr mit seinen Gegnern zu beobachten. Es konnte keinen größeren Gegensatz geben, als den zwischen ihm und seinem großen Vorgänger, dem eisernen Kanzler. Schon ihre Persönlichkeiten waren grundverschieden. Auf dem Platz, den einst ein großer, grollender, gewichtiger, stolzer, dräuender, scheltender, alter Mann eingenommen hatte, stand jetzt ein junger, der in ruhiger, gemäßigter, fließender Rede, mit freundlichen Mienen und der ihm so charakteristischen liebenswürdigen Überredungskunst, mit Scherzworten seine gereizten Gegner wohl lächerlich machen konnte, aber niemals

zornig aufwallte. Stets bereit, scharfe Angriffe zurückzuschlagen, wurde er niemals heftig. Viele seiner Reden waren in der Art, wie er seine Gegner abführte, geradezu Meisterwerke. Attacken, gegen die sich Bismarck mit dem Knüttel gewehrt hätte, parierte er mit Grazie. Nichtsdestoweniger erzielte er die größte Wirkung. Sehr bezeichnend für seine Art war eine Rede, die er in einer Reichstagsitzung hielt, als dem neuen Regime, wie schon des öfteren, der Vorwurf des Byzantinismus gemacht wurde. Bülows Entgegnung enthielt weder historische Beweisführungen, noch politische Kriterien, sondern er verwahrte sich einfach mit einem ironischen Lächeln in höflicher Weise gegen einen Vergleich zwischen lieben, freundlichen, gleichmütigen, hart arbeitenden alten Stadtverordneten und anderen Staatsbeamten der Stadt Berlin und jenen Fanatikern, Verschwörern und Meuchelmördern, die während der Zeit des Verfalles des byzantinischen Reiches in Konstantinopel am Ruder standen. Selbst bei den stürmischsten Debatten blieb er heiter. Jeder Herausforderung begegnete er mit Liebenswürdigkeit, und mehr als einen Gegner machte er dadurch kampfunfähig, daß er ihn mit seinen eigenen Waffen schlug; aber niemals träufelte er Gift in die Wunden. Deutschlands Reichstag kann unmöglich eine friedliche Korporation sein; die Spaltungen, welche die Parteien trennen, klaffen zu tief, und die Abgründe, welche im Laufe der Zeiten durch Rassenhaß, Religionszwistigkeiten und soziale Klassengegensätze entstanden sind, scheinen oft unüberbrückbar. Tritt aber dann der junge Reichskanzler an sein Pult, so durchleuchtet selbst den stürmischsten Tag ein Sonnenstrahl.

Begegnete ich auf meinen Spaziergängen im Tiergarten gelegentlich dem Fürsten auf seinem Wege zum Reichstag, so hatte er stets einen Augenblick für mich übrig, so sehr die Geschäfte auch drängten. Bei einer dieser Begegnungen spielte ich auf die Debatte an, die im Reichstage am Tage vorher die Gemüter so stürmisch erregt hatte, und sprach ihm meine Bewunderung über seine Gelassenheit gegenüber den heftigen Angriffen aus. Bülow entgegnete mir darauf: „Der alte X. gab mir, es sind schon viele Jahre her, zwei gute Ratschläge, und ich habe mich stets bemüht, ihnen nachzukommen. Er sagte mir: ‚Ärgere dich niemals, und laß dir niemals die Laune verderben‘."

Seine Tadler zitieren mit Vorliebe das Wort, er sei Diplomat und kein Staatsmann. Wie in so vielen Antithesen ist auch in dieser ein Widerspruch enthalten. In gewisser Hinsicht ist Bülows Methode unbestreitbar eher die eines Diplomaten als die eines Staatsmannes; andererseits bewies er in verschiedenen Debatten, denen ich beiwohnte, ein ganz hervorragendes staatsmännisches Talent, ganz besonders bei

den Verhandlungen zu Anfang des Krieges mit China und in späterer Zeit bei einigen Zusammenstößen mit den Agrariern und den Sozialisten. Selbst seine so scharf kritisierte Bemerkung während der Wirren zwischen der Türkei und Griechenland, mit der er den Anschein erweckte, als legte Deutschland seine Flöte beiseite und zöge sich von dem europäischen Konzert zurück, was vielen wie der reine Hohn erschien, war nichts weiter als ein feiner, humorvoller, staatsmännischer Kniff. Seine Ansprachen waren indessen nicht immer graziös und humoristisch; wenn tiefe Gefühle in ihm erregt wurden, dann erhob er sich mit seiner Beredsamkeit zu der Höhe großer Argumente und ließ klar und weit sehen.

Mit Richelieu, William Pitt oder Cavour kann Bülow freilich einen Vergleich nicht aushalten, aber er ist ein Staatsmann, wie ihn Deutschland gerade im Augenblick braucht, der Mann, der hier von nöten ist, um die Maschine im Gang zu erhalten, Differenzen auszugleichen, Extreme zu mildern, Störungen zu beseitigen, Parteihaß zu beschwichtigen, und der damit den gesunden Elementen im Reiche Gelegenheit bietet, sich zu entwickeln. Diese Aufgabe könnte kein anderer so erfüllen, wie gerade der jetzige Reichskanzler. Daß des Kaisers Wahl auf den Fürsten Bülow gefallen ist, und daß er sich diesen Berater zu erhalten versteht, ist ein Beweis dafür, daß er zwei der bedeutendsten Eigenschaften seines erhabenen Großvaters sein eigen nennt: den scharfen Blick, den rechten Mann herauszufinden, und die Energie, ihm seinen Posten zu erhalten.

Hat der Botschafter eines Staates den ersten Vertretern des Reiches seine Aufwartung gemacht, so liegt es ihm ferner ob, zu den übrigen amtlichen Persönlichkeiten in Beziehung zu treten.

Diese Beziehungen müssen jedoch im Hause des Botschafters angeknüpft werden, so fordert es die Etikette. Bei seinem Antritt hat ein Botschafter nur dem Kaiser, der kaiserlichen Familie, dem Reichskanzler und dem Minister des Äußern seine Aufwartung zu machen, von allen übrigen erwartet er hingegen, daß sie zu ihm kommen. Meine erste Pflicht war es daher, für geeignete Räume zu sorgen, um meine Gäste empfangen zu können, und jeden Augenblick, den ich mir absparen konnte, genau genommen aber nicht hätte absparen dürfen, benutzte ich dazu, die Stadt zu durchstreifen und Wohnungen zu besichtigen. Kein Haus, keine Botschaft! Ein beglaubigter Gesandter darf ein Jahr lang im Hotel logieren, ein Botschafter nicht. Ehe er seinen Pflichten vollauf zu genügen vermag, muß er über vollständig eingerichtete, zweckentsprechende Empfangsräume verfügen können. Er hat, wie schon erwähnt, ehe seine geschäftliche Tätigkeit ihren Anfang nehmen kann, die Bekanntschaft aller der Persönlichkeiten zu machen, die

im öffentlichen Leben der Reichshauptstadt eine Rolle spielen. Zu diesen gehören die Minister des Reiches, die Mitglieder des diplomatischen Korps, die Mitglieder des Reichstags und preußischen Landtags, die ersten Vertreter der Armee und Marine und überhaupt die führenden Persönlichkeiten im öffentlichen Leben. An drei verschiedenen Tagen öffnet der Botschafter seine Salons. Die Einladungen zu diesen Empfangsfeierlichkeiten ergehen vom Kaiserlichen Hofe aus; auch stehen dem Botschafter und seiner Gemahlin Herren vom Hofstaate zur Seite, die sie mit ihren Gästen bekannt machen. Aber ehe man daran denken kann, braucht man ein Haus, das für solche Empfänge geeignet ist.

In der Regel finden die Festlichkeiten, zu denen die Botschaften verpflichtet sind, in Räumen statt, die den Vertretern europäischer Mächte von diesen selbst zur Verfügung gestellt werden.

Leider unterscheidet sich Berlin darin von Paris und London, daß die Zahl der Paläste, welche sich ihrer Größe und ihrer Ausstattung nach für den Sitz eines Botschafters eignen, sehr beschränkt ist. Deshalb besitzt jede andere Großmacht, die einen Botschafter in Berlin hat, hier wie in anderen Hauptstädten, wenn nicht ein eigenes Haus, so doch zweckmäßig ausgestattete Räumlichkeiten; aber obwohl Präsident Cleveland dem Kongreß hierüber die ernstesten Vorstellungen gemacht hatte, waren bis jetzt noch gar keine Anstalten zu einer Änderung getroffen worden. Infolgedessen verlor jeder amerikanische Botschafter viel Zeit, Mühe und Geld, ehe eine einigermaßen geeignete Wahl getroffen war. Amerika wiederum ging seines Prestiges und seines Ansehens verlustig, weil seine Botschaft kein ständiges Heim besaß und womöglich in einem Hause untergebracht werden mußte, das in einem ungünstigen Teil der Stadt gelegen war.

Nachdem ich eine ganze Reihe von Wohnungen besichtigt hatte, stellte es sich heraus, daß nur zwei von ihnen meinen Zwecken einigermaßen entsprachen; da die eine ungefähr drei Meilen vom Zentrum der Stadt entfernt war, wählte ich das große Haus, in dem ich vier Jahre wohnte, das jedoch noch während meiner Zeit in den Besitz eines ganz kleinen europäischen Staates überging und seinem Gesandten zur Verfügung gestellt wurde. Kaum hatte ich den Kontrakt unterzeichnet, so meldeten sich auch schon neue Sorgen. Die Wohnung mußte bis zum 8. Januar, dem ersten Empfangstage, instand gesetzt sein, ich war also ganz in den Händen meines Hauswirtes und befand mich in einer sehr schlimmen Lage. Trotz der hohen Miete hatte ich alles auf meine Kosten in Ordnung bringen zu lassen; die Heizung, die elektrische Beleuchtung, die Tapeten, das Parkett, die Malerarbeiten und noch eine Menge Reparaturen, die Sache des Wirtes gewesen wären, ich

aber auf meine Rechnung setzen ließ, nur um zur rechten Zeit mit allem fertig zu sein. Jetzt stellte sich mir abermals eine Schwierigkeit in den Weg. Wie üblich, waren in Berlin in den Möbelmagazinen nur einzelne Probestücke ausgestellt, nach denen man seine Bestellungen machen mußte. Die Anfertigung einer vollständigen Einrichtung nahm dann noch eine beträchtliche Spanne Zeit in Anspruch. Meine Erfahrungen als Gesandter hatten mich gelehrt, daß auf die Berliner Handwerker in bezug auf Pünktlichkeit kein Verlaß ist, und daß sie nie zur rechten Zeit fertig werden. Infolgedessen sah ich mich genötigt, meine Einrichtung aus Dresden, London und Paris zu beziehen und sie in großen gepolsterten Möbelwagen nach Berlin schaffen zu lassen. Das gab Mühe und Arbeit, wie man sie keinem Botschafter Amerikas oder auch eines anderen Staates zumuten sollte. Meine häuslichen Sorgen wollten kein Ende nehmen. Aber endlich war doch alles besorgt; Tischler, Maler, Tapezierer, Gasarbeiter usw. usw. hatten ihre Arbeiten beendet und das Haus verlassen, da erschien auch schon der Reichskanzler als erster Gast, um den Reigen dieser drei offiziellen Empfangstage zu eröffnen. Glücklicherweise nahmen alle drei einen guten Verlauf, und hatten die Vorbereitungen auch viel Mühe und Arbeit gekostet, so war ich damit doch nun in den Stand gesetzt, die Beziehungen, die ich zu den ersten Persönlichkeiten der Stadt und der amtlichen Kreise angeknüpft hatte, aufrecht zu erhalten und weiter zu pflegen.

Gleich im Anfang meiner Laufbahn als Botschafter fiel es mir auf, daß sich seit den Tagen, die ich in Berlin als Gesandter verlebt hatte, in der öffentlichen Meinung ein großer Umschwung gegenüber den Vereinigten Staaten vollzogen hatte. Damals war Deutschland uns sehr freundlich gesinnt gewesen. Die Deutschen hatten während unseres Bürgerkrieges auf unserer Seite gestanden, wir auf der ihrigen im Jahre 1870/71. Diese Sympathien schienen erloschen zu sein. Die öffentliche Meinung war überall gegen uns, in einigen Teilen des Deutschen Reiches war man gar ganz offenkundig feindlich gesinnt. Die Hauptursache dieses Umschwungs war zweifellos in unserer Schutzzollpolitik zu suchen. Unserem Mc. Kinley-Tarif, den Deutschlands Fabrikanten beinahe wie den Ruin ihrer Existenz ansahen, war der Dingley-Tarif gefolgt, der noch weiter ging. Da Deutschlands Industrie in den letzten 40 Jahren einen großen Aufschwung genommen hatte, wurde damit viel Bitterkeit wachgerufen.

Abgesehen davon war Amerika durch seine ausgedehnten Kulturflächen, seine niedrigen Versandpreise und seine praktischen Verladungseinrichtungen imstande, Deutschlands Märkte mit den Produkten seiner Landwirtschaft, besonders mit Fleisch zu überschwemmen und die hei-

mischen Produzenten zu unterbieten. Das verdroß selbstverständlich die deutschen Landwirte, und so hatten wir uns zwei der einflußreichsten Stände des Landes zu Gegnern gemacht: die Fabrikanten und die Landwirte.

Das war aber noch nicht alles. Diese wirklichen Differenzen wurden noch durch erdachte, welche die gereizte Stimmung schuf, bedeutend erhöht. Sensationsartikel, Briefe, Telegramme, Zerrbilder gingen herüber und hinüber, und so war allmählich eine so furchtbare Erbitterung angewachsen, daß bei meinem Antritt in Berlin nur zwei von den nennenswerten Blättern den Vereinigten Staaten freundlich gesinnt waren. Diese beiden Zeitungen traten freilich mutig für Recht und Gerechtigkeit in die Schranken; aber alle übrigen führten eine mehr oder minder feindliche, einige eine gar ingrimmig verbitterte Sprache. Das Blatt, das ich täglich las, weil es stets die allerneuesten Nachrichten brachte, trieb es in dieser Beziehung am schlimmsten. Während des spanischen Krieges war seine Haltung ganz besonders giftig; es brachte damals eine Fülle von Artikeln, die beweisen sollten, Korruption wäre das Hauptcharakteristikum unserer Regierung, unsere Armee und Marine wäre feig, unsere Nation eine Gesellschaft von Heuchlern. Sehr erbaulich waren die quasi philosophischen Artikel dieses Blattes, von denen besonders einer hochgenial war, der die Überlegenheit der Bildung der spanischen weiblichen Bevölkerung über ihre amerikanischen Schwestern behandelte.

Die rohen Stierkämpfe, an denen die Spanierinnen so viel Gefallen finden, wurden als ein ganz harmloses Vergnügen dargestellt und dagegen einige ganz sinnlose Anklagen gegen die Amerikanerinnen erhoben. Verschiedene amerikanische Zeitungen rächten sich für diese teutonischen Feindseligkeiten, indem sie alles, was deutsch war, schmähten und begeiferten; dadurch geriet nun die deutsche Presse nur noch mehr in Harnisch. Besonders eine deutsche Zeitung, das Blatt der aristokratischen und konservativen Partei des Nordens, suchte etwas darin, sein Publikum mit sensationellen Nachrichten aus der Feder eines amerikanischen Berichterstatters zu versorgen. Jeder Klatsch, der aus der Gosse irgend eines amerikanischen Städtchens stammte, jeder Übergriff in irgend einem unbekannten Dörfchen, jede Narrheit, die irgendwo in den Vereinigten Staaten aufgetaucht war, wurde in diese Korrespondenz hineingetragen, um als Beweis dafür zu dienen, daß es mit der Zivilisation in Amerika noch sehr im argen stand. Eine tu-quoque-Beweisführung wäre von den Amerikanern sehr angebracht gewesen, denn gerade um diese Zeit wurde ein Skandalprozeß durch die Spalten der Berliner und anderer Blätter gezerrt, der sich mit Unterschlagungen, Fälschungen und noch

schlimmeren Vergehen, die in Deutschland begangen worden waren, beschäftigte, und in vieler Hinsicht alles überstieg, was ich je in amerikanischen Gerichtsverhandlungen gehört habe. Obwohl eine ganze Reihe von Zeugen unter Ausschluß der Öffentlichkeit vernommen wurden, gelangte doch noch so viel von diesen Verhandlungen zur Kenntnis des Publikums, daß der hartgesottenste amerikanische Missetäter darüber erröten durfte. Es war ebenso empörend, wie lächerlich, daß viele deutsche Blätter in pharisäischem Hochmut alle diese eigenen Schäden ignorierten, nichtsdestoweniger aber die Hände über den Köpfen in Entsetzen über amerikanische Greueltaten zusammenschlugen. Auch die kriegsgerichtlichen Untersuchungen über Ausschreitungen und Brutalitäten, die Offiziere an ihren Soldaten sich hatten zuschulden kommen lassen, standen einzig in ihrer Art da. Während meiner Zeit waren es ganz besonders zwei derartige Fälle, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten und wohl auch den rohesten amerikanischen Wachtmeister empört hätten. Nichtsdestoweniger waren alle diese Ereignisse nicht imstande, die Torheiten und Mängel der Amerikaner in den Augen ihrer deutschen Richter in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Vor allen Dingen hieß es stets, daß in Amerika eine „Deutschenhetze" existierte. Eine ganze Menge deutscher Zeitungen hatte es sich eingeredet und augenscheinlich auch ihrem Lesepublikum die Ansicht eingeimpft, daß Amerika von einem bitteren Haß gegen alles, was deutsch hieß und besonders gegen die Deutsch-Amerikaner, beseelt wäre. Es war geradezu erstaunlich, über welches Erfindertalent einige Blätter verfügten, wenn es galt, diese Ansichten im Publikum zu unterstützen. In einem Fall wurde eine Meinungsverschiedenheit, die in einer katholischen Schule in den Vereinigten Staaten zwischen den liberalen Elementen und einem reaktionären deutschen Prediger entstanden war, und wobei der letztere den kürzeren gezogen hatte, als ein Beweis dafür angeführt, daß die Amerikaner alle deutschen Lehrkräfte auszurotten und die deutsche Wissenschaft zu vernichten beabsichtigten. Die Zügellosigkeiten jedes Bruder Liederlichs auf amerikanischen Universitäten, die Albernheiten jedes verdrehten Frauenzimmers in Chicago, die Schurkenstreiche jedes Hallunken in New York, die Ausschreitungen jedes Stutzers in New York, jedes Galgenstricks in den Rocky Mountains, jedes Lumpen, mochte es sein, wo es wollte, wurde in den deutschen Zeitungen als typisch für das Leben in Amerika aufgetischt. Die städtischen Verwaltungen unseres Landes, besonders die von New York waren eine Fundgrube, aus der die empörendsten Skandalgeschichten dem deutschen Lesepublikum ausgegraben wurden; Bestechlichkeit, Gesetzesüberschreitung, Barbarei war hier an der Tagesordnung.

Diese Anschauungen beschränkten sich aber nicht nur auf die ungebildeten Klassen. Hervorragende Gelehrte und liebenswürdige Charaktere, die in früheren Jahren Amerika warm vertreten hatten, waren jetzt unsere erbitterten Gegner, deren Angriffe bisweilen einen kriegerischen Ton anschlugen.

Ob wir freilich vollständig in unserem Rechte waren, uns über diese Anklagen und Mißverständnisse so bitter zu beklagen, will ich dahingestellt sein lassen. Keine Nation wäscht nämlich ihre schmutzige Wäsche so offen vor aller Welt, wie die unsrige; und was das Schlimmste ist, die Wäsche, die wir bei uns eigensinnig mit ganz überflüssigem Lärm vor aller Augen waschen, ist meist gar nicht schmutzig. So treiben's Demagogen, so treiben's Reformer. Wir haben in Amerika eine gewisse Klasse von Leuten, sonst ganz vortreffliche Menschen, die aber, wie sie an der Suppe stets nur den Abschaum gewahr werden, der beim Kochen an die Oberfläche steigt, auch an dem öffentlichen Leben in Amerika nur die Verkehrtheiten bemerken, die bei seiner Entwicklung an das Tageslicht treten. Man könnte diese auch mit Leuten vergleichen, die durchaus darauf bestehen, einen kostbaren persischen Teppich von der verkehrten Seite zu betrachten, und dann selbstverständlich weiter nichts sehen als Endchen und Fädchen bunt durcheinander, ohne befriedigende Farbenwirkung; vom wirklichen Muster haben sie nichts gemerkt. Das laute Wehegeschrei dieser Leute übertönt den stillen Beifall, den der stete Fortschritt findet, und wird in Deutschland als maßgebend für unsere amerikanischen Zustände angesehen.

Als Beispiel möchte ich hier einen Fall aufführen, von dem ich schon anderwärts gesprochen habe. Es ist schon einige Jahre her, daß man den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu stürzen versuchte. Die Strömung, die sich gegen ihn bemerkbar machte, war sehr einflußreich, und die meisten Parteiführer hielten es für das Beste, sich ihr anzuschließen. Drei Senatoren, deren Stimmführer William Pitt Fessenden war, traten energisch dagegen auf; denn sie waren der Ansicht, die Verschwörung gegen den Präsidenten bezwecke nur die Einführung einer spanisch-amerikanischen Politik in unseren Staaten. Der Staatskonvent der Partei, der Fessenden angehörte, suchte auf ihn einzuwirken, er möchte sein Votum gegen den Präsidenten abgeben; der Nationalkonvent bedrängte ihn in derselben Weise; seine Freunde und Verwandten beschworen ihn nachzugeben; er blieb jedoch fest und setzte es durch, daß die Absichten der feindlichen Strömung vereitelt wurden. Es war ein Beispiel spartanischen Heldenmutes, römischen Heroismus, der der Verewigung eines Plutarch würdig war. Und wie wurde er von der Geschichte gelohnt? Ich befand mich damals gerade auf einer Reise

durch Deutschland und verfolgte selbstverständlich die ganze Bewegung. Eines Morgens bekam ich eine deutsche Zeitung in die Hände und fand darin folgende Depesche: „Der Konflikt in Washington ist niedergeschlagen; drei von den Senatoren waren bestochen." Als erster dieser drei Senatoren war William Pitt Fessenden angeführt! Es wird eine Zeit kommen, wo sein heldenmütiges Auftreten durch ein Denkmal verherrlicht werden wird! Wollen wir hoffen, daß auch einmal die Zeit anbrechen wird, in der es Parteigeistern nicht mehr gestattet sein wird, unser Vaterland durch solche ungeheuerliche Verleumdungen in Mißkredit zu bringen.

Was die Angriffe der deutschen Presse anbelangt, so muß man gerechterweise zugeben, daß deutsche Korrespondenten und Zeitungsschreiber oft provoziert wurden. Einige amerikanische Berichterstatter in Deutschland besaßen eine ganz besonders lebhaft bösartige Phantasie. Schon meine Vorgänger hatten sehr darunter zu leiden gehabt. Von einem, den ich schon in jungen Jahren als Mann von feinen Manieren und ruhigem Wesen kennen gelernt hatte, und der jeder Unmanier unfähig war, wurde in einem sensationellen Artikel, der in verschiedenen amerikanischen Blättern erschien, erzählt, er hätte sich bei Hofe so unziemlich und auffallend benommen, daß der Kaiser genötigt gewesen wäre, ihn zurechtzuweisen. Auch noch eine ganze Reihe anderer skandalöser Lügengeschichten wurden nach Amerika hinübergeschickt und dort verbreitet. Ich selbst kam leichteren Kaufes davon, aber auch ich hatte mich über einige Unannehmlichkeiten zu beklagen, die halb verdrießlich, halb belustigend waren.

Gleich nachdem ich meinen Posten angetreten hatte, wurde in amerikanischen Blättern und Tageszeitungen die Nachricht verbreitet, daß man mir in Deutschland feindselige Gefühle entgegenbrächte. Man versicherte mich der wärmsten Sympathien, ermahnte mich „unbeugsam zu bleiben", erklärte mir, die ganze amerikanische Nation stände hinter mir usw. usw. Die Geschichte war mir äußerst peinlich, bis ich schließlich herausfand, daß ein amerikanischer Berichterstatter ein Telegramm des Inhalts nach Amerika befördert hatte, daß die Stimmung in Deutschland gegen mich so erbittert wäre, daß der Kaiser sich genötigt gesehen hätte, sich hineinzumischen und seine Beamten zu veranlassen, meinen Empfangstag zu besuchen. Man hatte noch hinzugefügt, ich hätte der Regierung die ernstlichsten Vorstellungen über diese Behandlung gemacht. Tatsache war, daß die Aufforderung zu meinem Empfangstage in der Form vor sich gegangen war, die stets bei solchen Gelegenheiten beobachtet zu werden pflegt. Eine bestimmte Persönlichkeit bei Hofe gibt alle in Betracht kommenden Personen an und bestimmt Tag und

Stunde für ihren Empfang; und das war nun auch bei mir geschehen. Ein anderes Telegramm meldete, der amerikanische Botschafter und sein erster Sekretär wären gelegentlich einer wichtigen Debatte im Reichstage von einigen Reichstagsmitgliedern gröblich insultiert worden. Dem entgegen waren wir von allen Anwesenden auf das liebenswürdigste begrüßt und von einigen sogar in der Diplomatenloge aufgesucht worden; die Nachricht war also vollständig aus der Luft gegriffen. Noch ein anderes Beispiel mag von der lebhaften Phantasie des Verfassers dieser Telegramme Zeugnis ablegen. Eine entzückende, junge Amerikanerin, die Nichte eines hohen Beamten, der dem Kabinett des Präsidenten Mc. Kinley angehörte, hielt sich gerade in Norwegen auf, als der deutsche Kaiser auf seiner Yacht jene Gewässer kreuzte. Der Kaiser forderte ihre Kinder auf, ihn an Bord zu besuchen; als sie später in Berlin eingetroffen waren, wurden sie mit ihren Eltern auf das Schloß beordert, um dort die Bekanntschaft seiner Frau und seiner Kinder zu machen. Einige Tage darauf wurde in einem Telegramm nach Amerika berichtet, der Kaiser hätte mir und meiner Frau gegenüber geäußert, ihn hätte das gesittete Wesen dieser Kinder sehr überrascht; denn in Deutschland erzähle man allgemein, amerikanische Kinder würden schlecht erzogen und hätten schlechte Manieren. Tatsächlich hatte sich der Kaiser uns gegenüber sehr lobend über die Kinder geäußert, alles übrige war jedoch nur erfunden. Merkwürdig, daß in Amerika ganz ehrbare Väter und Mütter in ihrem Hause gegenüber Sensationsblättern so tolerant sind! Daß diese Blätter auf unsere Bevölkerung, insbesondere auf die amerikanische Jugend, einen demoralisierenden Einfluß ausüben, ist nicht zu leugnen. Horace Greeley hat vor Jahren eine kleine Schrift herausgegeben, die sich „Neue Themata für unsere Geistlichen" betitelt. Ich glaube „der unheilvolle Einfluß der sensationslüsternen Presse" wäre ebenfalls ein Thema, das unseren Geistlichen reichlichen Stoff bieten dürfte, auf ihre Gemeinden einzuwirken, mögen es nun Katholiken, Juden oder Protestanten sein. Können wir nicht hoffen, daß auch Herr Pulitzer in seiner neu begründeten Schule für Journalisten diesem Punkte seine Aufmerksamkeit zuwenden wird?

Die erste auswärtige Angelegenheit, die, wie ich mich entsinne, damals meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, wirkte wie eine Szene aus einem internationalen Lustspiel. Ich möchte sie hier gleichsam als Einleitung zu ernsteren Dingen erwähnen; Anlaß gab ein eigenartiges Mißverständnis, das im übrigen nicht ganz so harmlos war.

Eines Morgens, ich war eben in das Bureau gekommen, betrat nach den üblichen Formalitäten ein junger Mann mein Zimmer, vom

Scheitel bis zur Sohle Pariser, nach Akzent, Benehmen und Schnitt der Kleidung; gemeldet war er mir als „charché d'affaires" von Haiti. Er litt augenscheinlich unter einer tiefen Depression und war bald mit seinem Anliegen leidenschaftlich im Zuge. Seine Regierung war, wie so manche andere, die ihr vorangegangen war, nach einem sorglosen Drauflowirtschaften mit Proklamationen und Revolutionen, Halsabschneidereien und Konfiskationen, Papiergeldmißwirtschaft und privaten wie staatlichen Anleihen, jetzt in ihrer Laufbahn auf ein unüberwindliches Hindernis gestoßen. Dieses Hindernis war in Gestalt einer deutschen Fregatte plötzlich in dem Hafen von Port au Prince erschienen. Die Fregatte hatte ihre Kanonen aufgefahren und kurz und bündig Abstellung der Beleidigungen und Abtragung der Schulden an Deutschland und Deutschlands Untertanen gefordert. Nachdem der charché d'affaires sich in erregten Worten über das Ungeheuerliche einer derartigen Forderung ausgelassen hatte, wies er darauf hin, daß es die Pflicht der Vereinigten Staaten wäre, Deutschland zu veranlassen, von der Forderung Abstand zu nehmen, kurz gesagt, hier die Monroe-Doktrin in Anwendung zu bringen, wie er sie verstand.

Die beredte Schilderung des jungen Diplomaten weckte mein lebhaftes Interesse; ich sah mich wieder in jene Zeit zurückversetzt, wo ich als Kommissar der Vereinigten Staaten in Port au Prince landete. Ein Bild von Verwüstung und Verfall, wie sie eben wieder eine Revolution verschuldet hatte, trat vor meine Augen. Ich erfuhr an mir selbst die Herrlichkeit der Papiergeldwirtschaft — einen Korb voll Papiergeld brauchte man, um einen Korb Gemüse zu kaufen —, besuchte noch einmal die einst so prunkvollen Grabstätten der Präsidenten, deren sterbliche Überreste von einer seiner Sinne nicht mächtigen Volksmasse in Stücke gerissen und in alle vier Winde zerstreut worden waren; ich erblickte den Ring an dem morschen Gemäuer des Schlosses, an den gefesselt Präsident Salnave dem Tode jüngst ins Auge schaute, ehe die mörderische Bombe das stolze Gebäude in einen Trümmerhaufen verwandelte. Mein Herz wurde schwer, als ich den Vertreter dieser einst so hoffnungsvollen, jetzt zerfallenen und zerstörten Macht vor mir erblickte, und es kostete mich Überwindung, das Feuer seiner beredten Worte mit einer kühlen Feststellung des Tatbestandes dämpfen zu müssen. Aber meine Aufgabe war einfach; ich versicherte ihm, daß es weder im Sinne des Präsidenten, dessen Namen die berühmte Doktrin führte, noch in dem des Staatssekretärs, der sie vertreten müßte, noch in dem des amerikanischen Volkes gehandelt wäre, wollten die Vereinigten Staaten sich dazu hergeben, die Schwesterrepublik gegen Anklagen in Schutz zu nehmen, zu denen Deutschland voll und ganz berechtigt wäre.

Das einzige, was ich tun könnte, so schloß ich, wäre, ihm ernsthaft zuzureden, seine Regierung und sein Volk zu ermahnen, ihre Schulden zu bezahlen.

Es freute mich, einige Zeit darauf zu hören, daß meine prosaische Lösung der schwierigen Frage befolgt worden war.

In Eile füge ich hier hinzu, daß nichts von alledem, was hier oder an einer anderen Stelle meiner Memoiren von einigen äquatorialen Staaten berichtet wird, auf unsere Schwesterrepubliken in Südamerika Bezug hat, die sich dieses Namens jederzeit würdig erwiesen haben. Kein Staat war während meiner Zeit in Berlin besser vertreten als Argentinien, Chile und Brasilien.

Die erstgenannte Republik vertrat eine Autorität auf dem Gebiete des internationalen Rechts. Der Vertreter Chiles erfreute sich dank seiner Charaktereigenschaften und seiner Geistesgaben allgemeiner Achtung, und sein Heim war eines der interessantesten von allen, die ich je besucht habe. Der dritte war ein bedeutender Staatsmann und Gelehrter, der den besten Traditionen seines Vaterlandes Ehre machte.

Unter den komplizierten internationalen Angelegenheiten, mit denen meine Botschaft sich zu befassen hatte, war die erste, die eine bedrohlichere Gestalt annahm, die Samoa-Affäre.

Während der letzten zwanzig Jahre nahmen in Samoa die Vereinigten Staaten, Deutschland und England die gleichen Rechte in Anspruch. Ab und zu war es dabei freilich zu Streitigkeiten gekommen, aber sie hatten bisher noch stets einen friedlichen Ausgang genommen. Eines Tages jedoch schien ein Zyklon, der in dem wichtigsten Hafen dieser Inselgruppe einige deutsche und englische Kriegsschiffe zerstörte, dazu ausersehen, ernstere Konflikte heraufzubeschwören.

Die Zwistigkeiten, die seit Jahren ihren chronischen Charakter gewahrt hatten, wurden plötzlich akut. In den Vertretern der drei Staaten steigerte sich, wie Bismarck es zu nennen pflegte, der „furor consularis“ bis zu einer ungeahnten Höhe. Das war jedoch noch nicht das Schlimmste. Als vor einigen Jahren in Berlin ein Abkommen getroffen worden war, stand in Apia ein Deutscher, dessen Machtbereich schlecht abgegrenzt war, an der Spitze der städtischen Verwaltung und an der Spitze der Gerichtsbarkeit ein Amerikaner, dessen Machtvollkommenheit in gewisser Beziehung sehr weit reichte. Jeder von ihnen suchte nun selbstverständlich seine Verwaltung auf Kosten der anderen auszudehnen. Um immer wieder neuen Anlaß zur Zwietracht zu geben, existierten unter den Eingeborenen des Landes zwei große Parteien, von denen jede einen Kandidaten für die Würde eines Königs unterstützte; hinter ihnen standen, scheinbar ganz im Hintergrunde, tatsäch-

lich jedoch als Hauptursache der Unruhen im Lande, die Missionare: auf der einen Seite englische Methodisten, auf der anderen französische Katholiken, beide beflissen, die Seelen der Eingeborenen für den Himmel zu retten, koste es auch deren Leib und Leben.

Es dauerte nicht lange, so kam der Topf ins Kochen. Der alte König war tot, und der Kampf um die Erbfolge begann. Durch das Abkommen war dem obersten Gerichtsbeamten im Lande das unbestrittene Recht erteilt worden, den Thronerben zu bestimmen. Er verlieh diese Würde einem jungen Häuptling Malietoa Tanu, den man zum Protestantismus bekehrt hatte. Als Kandidat der anderen Partei trat Mataafa auf, ein alter Häuptling und großer Ruhestörer vor Jahren, der besonders den Deutschen gegenüber sehr aufsässig gewesen war. Er hatte lange in der Verbannung gelebt, war jedoch neuerdings nach einer eidesstattlichen Versicherung, sich von allem politischen Treiben fernzuhalten und die Königslinie der Malietoas anzuerkennen, wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Dieser Mataafa war Katholik.

Er war aber kaum zurückgekehrt, da warf er sich, wohl nachdem man ihn seines Eides entbunden hatte, zum Führer einer politischen Partei auf und behauptete seine Ansprüche auf den Thron.

Die Folge war ein Bürgerkrieg, in dem viel Menschenblut vergossen wurde. Das war aber noch nicht alles. Eines Tages machte sich ein betrunkener Schweizer den Spaß, die Fenster des amerikanischen Hauptgerichtsgebäudes einzuwerfen. Da der deutsche oberste Zivilbeamte von Apia, wie der Yankee meinte, den Missetäter nicht gebührend zur Rechenschaft gezogen hatte, übernahm er selbst das Richteramt. Dieser nebensächlichen Affäre wegen erhob die Presse in Deutschland ein großes Geschrei. Nur ein Krieg, hieß es, vermöchte diese Scharte auszuwetzen. Der amerikanische Admiral Kautz, der inzwischen in Apia gelandet war, fühlte sich auf Grund des Berliner Vertrags verpflichtet, den Beschluß des Gerichtes gutzuheißen, und sah sich schließlich genötigt, auf die Insurgenten feuern zu lassen. Jetzt begann in den Zeitungen ein Faschingstanz: Wutausbrüche der Sensationspresse in Deutschland, Gezeter und herausfordernde Artikel in den Blättern der Vereinigten Staaten.

Es war tatsächlich ein Glück, daß zu dieser Zeit John Hay Staatssekretär der Vereinigten Staaten und Fürst Bülow Minister des Äußern in Deutschland war. Washington und Berlin waren es, die in diese verwickelten Verhältnisse, denen halbe Wahrheiten und gröbste Unwahrheiten als Grundlagen dienten, Licht und Klarheit brachten.

Eine Kommission, die alle Verwaltungsposten neu besetzte und damit die einleitenden Schritte zu einer Verbesserung der örtlichen Ver-

hältnisse machte, brachte einen Vertrag zwischen den drei betreffenden Großmächten zustande. Damit wurde das alte mangelhafte Regierungssystem auf Samoa beseitigt, das Recht an der Insel den Vereinigten Staaten und Deutschland zugestanden, England in anderer Weise entschädigt und der Streit hoffentlich für alle Zeit aus der Welt geschafft.

Die Pflicht, allen bedeutsamen Verhandlungen im Reichstage beizuwohnen, wurde mir stets zum Genuß. Die Zusammensetzung dieses Parlaments ist in vieler Beziehung nachahmenswert. Daß der Bundesrat, der die einzelnen Staaten des Reiches vertritt, und die Volksvertretung hier gemeinsam beratschlagen, erscheint einem amerikanischen Staatsbürger freilich sonderbar; das System scheint sich aber zu bewähren und ist insofern auch empfehlenswert, als es die Bevollmächtigten der einzelnen Staatsgewalten mit den Vertretern der Volksmasse persönlich in Berührung bringt. Das parlamentarische System des Deutschen Reiches weist viele Vorzüge auf. Irgend jemand behauptete einmal, der Senat der Vereinigten Staaten wäre dem englischen House of Lords und das House of Commons in England dem Repräsentantenhause in Amerika vorzuziehen. Dafür spricht manches, und im gleichen Sinne gibt es einige Punkte, in denen der deutsche Reichstag unserem Unterhause weit überlegen ist. Schon, daß die Ausschußsitzungen sehr beschränkt sind und fast alles gemeinsam beraten wird, ist ein großer Vorzug. Vor allem aber sind die deutschen Reichstagsmitglieder viel mehr bei der Sache; auch wird in Berlin nie geduldet, daß Parteiführer wühlen und wie in Washington Ansprachen an das Publikum auf den Galerien halten. Andererseits krankt der deutsche Reichstag an dem ernsten Übelstand, daß er seinen Mitgliedern keine Entschädigungsgelder für ihre Dienste zahlt; kommt es doch dadurch häufig vor, daß die Versammlung nicht vollzählig und infolgedessen nicht beschlußfähig ist.

Von hervorragenden Reichstagsrednern habe ich schon den Reichskanzler genannt. Ihm schließen sich noch eine ganze Reihe bedeutender Redner aus dem Kreise der Minister an, von denen ich vor allen Dingen den Minister des Innern, den Grafen Posadowsky, erwähnen möchte. Seine Reden sind tatsächlich nicht nur dann ganz meisterhaft, wenn sie die Interessen seines Departements betreffen, sondern auch in solchen Fällen, wo sie sich auf andere ihm ferner liegende Gebiete erstrecken. Abgesehen von unserem Senator John Sherman habe ich noch nie einen Redner gehört, der die praktische Seite öffentlicher Angelegenheiten so sicher zu erfassen wußte. Auch unter den Volksvertretern gab es eine ganze Menge, denen zuzuhören ein Genuß war. Vor allen übrigen waren es zwei, die mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen:

Eugen Richter, der Führer der Fortschrittspartei, wie wir es nennen der radikalen Fraktion, und August Bebel, der Vertreter des Sozialismus. Richter hatte ich schon vor Jahren öfter zu hören Gelegenheit gehabt, und mehr als einmal imponierte er mir durch seine umfassenden Kenntnisse in bezug auf die Reichsfinanzen, durch seinen Witz, seinen Humor, seine scharfe Pointierung und durch die Energie, mit welcher er seine Behauptungen zu verteidigen wußte. Er war einer der wenigen, die noch aus einer vergangenen Epoche übrig waren, und ich muß gestehen, daß er sich nicht zu seinen Ungunsten verändert hatte, sondern eher gewachsen war und sein Auditorium noch in höherem Maße wie vor Jahren zu fesseln verstand. Bei August Bebel fühlte man zu Anfang seiner Reden gewöhnlich eine gewisse Enttäuschung; jedesmal wußte er jedoch einige Punkte zur Sprache zu bringen, welche die Konservativen in helle Wut versetzten. Seine hervorragendsten Charakterzüge waren sein Ernst und seine Überzeugung: der Ernst eines Mannes, der an sich selbst erfahren hat, was es heißt, den Kampf um das Dasein zu kämpfen, und der um seiner Überzeugung willen alles auf sich zu nehmen bereit ist. Seine Achillesferse war seine Neigung zu Übertreibungen, die so oft dazu Veranlassung bot, seinen Worten mit Mißtrauen zu begegnen. Trotz alledem war er eine hervorragende Kraft des deutschen Parlaments, der Kompaß, der die Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse zu lenken wußte und einen Aufschwung in ihren Verhältnissen und ihren Aussichten zustande brachte, der heute als eine der größten Errungenschaften des Deutschen Reiches angesehen werden muß.

Unter vielen anderen Reichstagsmitgliedern, die um dieser oder jener charakteristischen Eigenschaften willen das öffentliche Interesse in Anspruch nahmen, war einer, auf den Deutsche wie Amerikaner mit Achtung hören sollten, — Theodor Barth, der Herausgeber der „Nation", der in seiner Person die besten Traditionen der alten national-liberalen Partei vertrat. Er war einer der wenigen Deutschen, die den Vereinigten Staaten das richtige Verständnis entgegenbrachten. Theodor Barth hatte Amerika mehr als einmal bereist und sich dort lange genug aufgehalten, um mit manchen Vertretern amerikanischer Interessen in nahe Beziehungen zu treten und diesen Interessen tiefer auf den Grund zu gehen. Seinem Vaterlande von ganzem Herzen ergeben, war er zu der Erkenntnis gelangt, daß es für beide Staaten von größerer Bedeutung wäre, eher auf die Fortdauer guter Beziehungen, als auf vorübergehende kleine Differenzen Gewicht zu legen. So kam es, daß er uns in seinem Blatte stets volle Gerechtigkeit zuteil werden ließ und jeden Angriff, der im Reichstage unserer Politik oder unserem natio-

nalen Charakter galt, auf das energischste zurückschlug. Seine Ausdrucksweise war klar und bestimmt, und bisweilen gegen unlogische Beweisführungen mit Erfolg satirisch scharf.

Fordert eine Betrachtung des Reichstagskörpers zu einem Vergleiche mit dem amerikanischen Parlamente heraus, so reizt das Reichstagsgebäude sehr zu einem Vergleiche mit dem State Capitol zu Albany im Staate New York. Zunächst ist das Berliner Reichstagsgebäude viel größer. Es ist ein Bau aus schönem, harten Stein, der trotz der Kritik, die bisweilen die große Mittelkuppel und die vier kleinen Ecktürme getadelt hat, als Ganzes weit schöner ist als das Regierungsgebäude in Albany. Von innen wie von außen ist es reich mit Skulpturen bedacht, welche die Geschichte des Reiches verherrlichen und auf das Vaterland stolz machen sollen. Hervorragende Künstler haben es mit großen Gemälden geschmückt. Die Innenräume sind in Marmor, Sandstein, Bronze und Eichenholz so prächtig und vollkommen ausgestattet, wie es die Kunst der Zeit nur fähig war. Es ist ein Denkmal, das trotz einiger geringer architektonischer Mängel seiner großen Nation würdig ist. Im Verlauf von zehn Jahren war der Riesenbau vollendet und dem Reichstage zur Verfügung gestellt. An dem Kapitol in Albany, das sich keiner künstlerischen Ausschmückung erfreut und weder Gemälde noch Skulpturen aufzuweisen hat, baute man, trotzdem es bedeutend kleiner ist, beinahe dreißig Jahre. Auch überstiegen die Kosten des amerikanischen Parlamentsgebäudes die des Berliner beinahe um das Vierfache. Das Kapitol in Albany kostete über zwanzig Millionen Dollar, das Reichstagsgebäude in Berlin nur fünf Millionen.

Das Reichstagsgebäude in Berlin ist, abgesehen von unbedeutenden Abweichungen in einem einheitlich großen Stil durchgeführt, einem Stile, der dem Zweck der Schöpfung entspricht. Das Kapitol in Albany ist eine ganz seltsame Zusammenwürfelung der verschiedensten Stilarten aller Zeiten. Die unteren Stockwerke sind Palladio nachgebildet, die oberen in der Art der Florentiner Bauten durchgeführt, der Abschlußbau aber erinnert vielleicht an die Stilart der französischen Renaissance. Was die innere Ausstattung anbetrifft, die, wie es heißt, eine halbe Million Dollar beansprucht hat, so ist die große westliche Freitreppe im Richardsonschen Stile gehalten, die östliche im klassischen, die Mitteltreppe aber ein Kunstwerk altfranzösischer Gotik, das mit Gold aufgewogen werden mußte. Freilich weist auch der Bau in Albany große Hallen und Wandelgänge auf, die in verschwenderischer Weise mit Marmor von Siena und mexikanischem Onyx ausgestattet sind. Leider ist dieser Schmuck jedoch in so aufdringlicher Weise ver-

wendet, daß es den Eindruck macht, als hätte man der Welt gegenüber protzen wollen.

Während im Innern des Berliner Reichstagsgebäudes und auch in seiner nächsten Umgebung so manchen verdienstvollen Dienern des Staates Denkmäler gesetzt sind, hat Albany sich nicht einmal der zwei größten Gouverneure des Staates New York erinnert, weder des Gouverneurs De Witt Clinton, noch des Gouverneurs William H. Seward.

Aber der Bau regt noch andere Gedanken in mir an. Wenn auf diesen einen Bau in Albany, der nach dem Plan eines unserer hervorragendsten Architekten fünf Millionen Dollar kosten und vier Jahre beanspruchen sollte, zwanzig Millionen Dollar und dreißig Jahre verwandt worden sind, wie hoch müßten dann die Kosten für einen Schiffahrtskanal veranschlagt werden, der den ganzen Staat durchqueren soll? Der Kostenvoranschlag dieses Kanalbaues, der mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein würde, ist auf hundert Millionen Dollar bemessen, dabei sind die Unkosten, welche „Uferschutzbauten, Schleusen, Schadenersatz an Privateigentum, unvorhergesehene Überschwemmungen, andere unvorhergesehene Schwierigkeiten, Triebsand, Planabänderungen" usw. usw. mit sich bringen, die bei allen unseren im Staate New York existierenden Kanälen eine so große Rolle gespielt haben, nicht eingerechnet. Jedesmal, wenn mich mein Weg in Berlin an dem herrlichen Reichstagsgebäude vorüberführte, waren es diese Gedanken und diese Schlußfolgerungen, deren ich mich nicht erwehren konnte.

Amerika, Deutschland

und der spanische Krieg (1897–1903)

Zu Beginn meiner zweiten amtlichen Tätigkeit in Berlin hatte Rußland sich auf eine oder die andere Weise für seine transsibirische Eisenbahn in China Eingang verschafft und, wie es schien, dauernd von den weiten Gebieten, die sich von Rußlands Grenzen bis nach Port Arthur am Stillen Ozean erstreckten, Besitz ergriffen. Deutschland folgte seinem Beispiel und bemächtigte sich als Sühne für die Ermordung einiger deutscher Missionare des Hafens von Kiautschau. Dadurch spürten andere Nationen die Lust zu gleichem Vorgehen: England, Frankreich und Italien begannen sich gleichfalls zu regen, dehnten die Grenzen ihrer Gebiete weiter aus oder sicherten sich Handelsvorrechte, so daß es beinahe so aussah, als beabsichtigten die europäischen Großmächte, China zu parzellieren oder es wenigstens mit Ausschluß jener Staaten, die in ihrer Politik zurückhaltender gewesen waren, ihrem Handelsverkehr dienstbar zu machen.

Angesichts dieser Gefahr beauftragte unsere Regierung ihre Vertreter an den Höfen der europäischen Großmächte, diese zu veranlassen, eine Vereinbarung hinsichtlich einer „Politik der offenen Tür" in China zu treffen. Diese Vereinbarung sollte von internationaler Geltung sein und bestimmen, daß keine jener Mächte, denen China Zugeständnisse gemacht hätte, oder die in China über „Einflußsphären" verfügten, sich Privilegien sichern dürfe, die den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationen im Handelsverkehre mit China verletzten. Diese Politik wurde von Washington aus mit Eifer befürwortet, und mir wurde der Auftrag, mein möglichstes zu tun, um die Zustimmung der deutschen Regierung zu erlangen. Nach wiederholten Erörterungen mit dem Minister des Äußern, bei dem sich die Wagschale bald nach der einen, bald nach der anderen Seite neigte, hatte ich schließlich die Genugtuung, am Ziele zu sein. War die Zustimmung auch nicht ganz rückhaltslos erteilt worden, so war sie deshalb doch nicht weniger bindend. Deutschland, das die meisten Handelsvorrechte gehabt hatte, erklärte sich mit der vorgeschlagenen Vereinbarung unter dem Vorbehalte, daß auch die übrigen Mächte sich dazu bequemten, einverstanden.

Der Kaiser war mir gegenüber viel offener und zugänglicher als sein Minister. Auf dem Diner, das er im Frühling des Jahres 1900 den Botschaftern gab, unterhielt er sich äußerst rückhaltlos mit mir über dieses Thema und versicherte, er sei mit der amerikanischen Politik vollkommen einverstanden. „In bezug auf die ‚Politik der offenen Tür' müssen wir zusammenhalten," sagte er.

Am 9. April des Jahres 1900 hatte ich die Genugtuung, dem deutschen Auswärtigen Amte die Zustimmung aller Mächte einschließlich Japans überbringen und der deutschen Regierung zu gleicher Zeit melden zu können, daß die Vereinigten Staaten nun die Vereinbarung als getroffen ansähen.

Mc Kinley und John Hay, der Staatssekretär, hatten der Welt damit einen großen Dienst geleistet; ihrer Umsicht, ihrer Energie und ihrer Tatkraft wurde allgemein die größte Bewunderung gezollt.

Eine andere Streitfrage, die mir gleichfalls viel Arbeit kostete, betraf den Ausschluß einiger Versicherungsgesellschaften von Deutschland. Die Frage war eigentlich eine der Schutzpolitik, bereitete mir aber deshalb viel Ärger und Verdrießlichkeit, weil diese Gesellschaften dieselbe Geschäftsmethode verfolgten, wie ihre Schwestergesellschaften in Petersburg. Die Unterhandlungen nahmen viel Zeit in Anspruch und waren sehr ermüdend, brachten jedoch einen modus vivendi zustande, der eine Besserung der Verhältnisse erhoffen ließ.

Auch die amerikanische Zuckerfrage machte mir viel zu schaffen. In einigen Zeitungsartikeln und in öffentlichen Versammlungen wurde behauptet, Amerika hätte die Handelsverträge gebrochen. Von amerikanischer Seite versicherte man das Gegenteil; und so wurde die Sache nur chronisch und schlimmer. Fürst Bülow und ich waren eifrig bemüht, dieser Erhitzung durch Pillen aus gesundem Menschenverstande und Umschläge aus gutem Willen zu beseitigen, bis denn auch schließlich der gesunde Menschenverstand in sein Recht trat.

Der Kampf um die Einfuhr amerikanischer Nahrungsmittel, der gar kein Ende nehmen wollte, war ebenfalls eine nie versiegende Quelle der Arbeit und Sorge. Täglich brachten die Zeitungen garnischte Artikel, im Reichstage gab es Debatten über Debatten, und in den verschiedensten Gebieten des Reiches ereiferten sich die Gemüter um dieser Streitfrage willen. Wenn auch gut gemeint, brachten uns alle diese Bestrebungen leider nur Nachteil. Amerikanische Produkte, die sowohl in den Vereinigten Staaten, als auch in Hamburg untersucht worden waren, wurden in jeder Stadt vor der Freigabe für den Detailverkauf unter dem Vorwande, die Verpackung wäre beschädigt oder unvollkommen, von neuem einer Untersuchung unterworfen. Diese

Maßregel brachte so viele Unkosten mit sich, daß jeder Gewinn bei dem Vertrieb der Ware ausgeschlossen war. Eines Tages kam mir der Gedanke, uns auf dem Auswärtigen Amte mit einer Illustration durch eine Anekdote zu unserem Rechte zu verhelfen. Und ich machte auch einigen Eindruck. Ich erzählte dem Minister die Geschichte von dem amerikanischen Aussteller, der im Norden und in den Mittelstaaten Amerikas mit seiner Sammlung eine gute Einnahme erzielt hatte und nun damit gen Süden zog. Als er von dort zurückkehrte, war er um all sein Geld gekommen. Auf die Frage, wie das Geschäft sich rentiert hätte, entgegnete er, daß es anfangs glänzend gegangen sei, daß er jedoch in Texas in jedem einzelnen Dörfchen von der Obrigkeit gezwungen worden wäre, seine ägyptischen Mumien untersuchen zu lassen, und daß die Sporteln, die er dem Leichenbeschauer zu zahlen gehabt, ihn vollständig ruiniert hätten.

Auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans hielt man erbitterte Reden, Kabeldepeschen brachten die Nachricht von drastischen Gegenmaßregeln, die in Washington in Angriff genommen werden sollten, aber zu guter Letzt gelang es uns doch, ein System ausfindig zu machen, das alle Teile befriedigte und den Handelsverkehr zwischen den beiden Staaten bis auf den heutigen Tag in friedlichen Bahnen erhalten hat.

Die nächste Kalamität brachte uns die Frage der Einfuhr von Früchten aus den Vereinigten Staaten. Eines Morgens wurden wir auf der Botschaft mit einer Flut von Briefen und Telegrammen überschwemmt, die alle dieselben Klagen enthielten, daß in den deutschen Hafenstädten man auf ganze Schiffsladungen Obst unter dem Vorwande, sie enthielten schädliche Insekten, Beschlag gelegt hätte. Die deutschen Behörden hatten sicherlich nach bestem Wissen gehandelt, waren jedoch höchst wahrscheinlich von einigen einflußreichen Landwirten dazu bestimmt worden. Unsere herrlichen Früchte, besonders das kalifornische Obst, waren in ganz Deutschland beliebt. Die deutschen Konsumenten gewöhnten sich mehr und mehr daran; aber die deutschen Produzenten wollten und konnten sich nicht daran gewöhnen. Plötzlich kam aus Amerika die Nachricht, man hätte in Kalifornien auf einer bestimmten Birnensorte schädliche Insekten entdeckt, und einige Staaten hätten ihr die Einfuhr verschlossen. Die Folge war ein Einfuhrverbot nach Deutschland, unter das aber nicht nur kalifornische Birnen, sondern auch alle übrigen Früchte aus den anderen Staaten Nord-Amerikas, nicht nur frisches Obst, sondern auch getrocknetes und auch alle Konserven fielen. Nun war noch dieses Insekt insofern absolut unschädlich, als es sich nicht von der Birne ablöst,

an der es sich festgesogen hat, und daß es somit nicht auf Obstgärten übertragen werden kann. Wir scheuten nicht Zeit noch Mühe, diese Tatsache dem Auswärtigen Amte zu unterbreiten und zeigten uns auch vollständig damit einverstanden, infizierten Obstbäumen und Blättern die Einfuhr zu verwehren. Das Auswärtige Amt ließ auch Vernunft walten, und eine Ausfuhrschikane nach der anderen wurde beseitigt.

Inzwischen brach der Krieg mit Spanien aus, und die Preßfehden nahmen auf beiden Seiten des Wassers einen immer bedrohlicheren Charakter an. Eine ganze Reihe deutscher Blätter bezichtigte unsere Regierung der unglaublichsten Schandtaten und Schurkenstreiche. In ihrem Übereifer, uns mit Schimpf und Schande zu bedecken, kam es freilich wiederholt vor, daß sie sich gegenseitig widersprachen. So wurden wir eines Tages beschuldigt, den Krieg schon seit Monaten vorbereitet zu haben, um Spanien zu überfallen und ihm seine westindischen Besitzungen hinterrücks zu entreißen. Tags darauf machte man uns den Vorwurf, wir hätten uns Hals über Kopf in diesen Krieg gestürzt, ohne zu überlegen, welche Folgen wir damit heraufbeschworen. Das eine Blatt behauptete, die amerikanischen Seefahrer gehörten zum Teil einer entarteten Mischlingsrasse an, die gegen Spaniens Söhne nicht aufkommen könnte; das andere Blatt berichtete, wir seien im Begriff, die edle Marine Spaniens durch rohe Gewalt in den Grund zu bohren.

Aus den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches prophezeite man uns, daß wir an Spanien eine harte Nuß finden, daß die Spanier die amerikanischen Mischlinge ersäufen würden, daß Cervera die amerikanische Flotte vernichten würde, daß die spanische Flotte, die unter dem Schutze spanischer Ehre gebaut wäre, den Sieg davontragen müßte, während die amerikanische Flotte, die ihre Entstehung einem ganz verderbten Regime verdankte, schlecht gebaut, mit untauglichen Waffen versehen und im allgemeinen ganz übel beraten wäre. All dieses Gezeter erinnerte mich an die Prophezeiungen, die uns vor unserem Bürgerkriege von allen Seiten zu Ohren kamen und darauf hinausliefen, daß die Yankee-Soldaten, sollte die Nord- und Südarmee aufeinander stoßen, ihre Gewehre sicherlich den Feinden verschachern würden.

Präsident Mc Kinley wurden die unglaublichsten Gebrechen und Charakterfehler angedichtet. Bald war er ein Idiot und bald ein Intrigant, bald ein gewalttätiger Tyrann, der sich mutwillig in den Krieg stürzte, und bald ein Feigling, dem der Krieg Entsetzen einflößte. Diese Behauptungen waren freilich, wie ich das hier bekennen muß, amerikanischen Parteiorganen entnommen, nichtsdestoweniger aber war all dieses Geschrei unerträglich.

Inzwischen setzten Präsident Mc Kinley, sein Kabinett und die diplomatischen Vertreter Amerikas in Europa alles daran, diesen Krieg zu verhindern. Bis zum letzten Augenblick sah der Präsident es als Ehrensache an, den Frieden trotz all des Kriegsgeschreies und Lärmens aufrecht zu erhalten. Ich hatte im Auftrage des Staatsministeriums in Paris eine Zusammenkunft mit meinem alten Freunde Woodford, der als Gesandter Amerikas auf dem Wege nach Spanien war, und mit dem General Porter, dem amerikanischen Botschafter in Frankreich. Unser Auftrag ging dahin, über Maßnahmen zu beraten, die den Frieden aufrecht zu erhalten imstande sein könnten. Wir kamen überein, daß alles daran gesetzt werden müßte, die Erregung in Spanien niederzuschlagen, daß weder pekuniäre, noch andere Forderungen erhoben werden sollten, ehe die Spannung nachgelassen hätte, daß Spaniens Stolz alle erdenklichen Konzessionen gemacht werden müßten und alles zu vermeiden wäre, was nach menschlicher Berechnung zu irgend welchen Komplikationen führen könnte. Wir wußten, daß es der ernsteste Wunsch unserer Regierung war, dem Krieg aus dem Wege zu gehen oder, sollte das nicht möglich sein, ihn wenigstens so weit wie möglich hinauszuschieben.

Seit Jahren hatte ich in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Bevölkerung Amerikas der Überzeugung gelebt, spanisch Westindien müßte sich eines Tages von Spanien lossagen; insgesamt hatten wir uns jedoch mit der Hoffnung getragen, dieses Ereignis würde sich noch bis in die Mitte oder gar bis zum Ende des 20. Jahrhunderts hinausschieben lassen. Ich wußte nur zu wohl, daß Kuba nach der Trennung von Spanien über kurz oder lang den Vereinigten Staaten den Vorschlag machen würde, die Insel zu annektieren. Sollte es aber zu einer Annexion kommen, so mußte Kuba der Union als „Staat" einverleibt werden. Eine andere Methode der Verwaltung ist für ein so ausgedehntes und Amerika so nahe liegendes Gebiet absolut undenkbar. Es gibt keinen anderen Weg der Annexion eines so stark entwickelten Gebietes, und wenn es ihn gäbe, so würde die Eifersucht der politischen Parteien, die um Stimmen feilscht, sicherlich ihm zum Rechte eines „Staates" zu verhelfen suchen. Der Gedanke aber, daß unser Land mit der Bevölkerung Kubas einen Zuwachs von einundeinerhalben Million Einwohner, die zweifelsohne zur Selbstverwaltung noch nicht reif wären, geschweige denn unsere Vereinigten Staaten mitregieren helfen könnten, machte mir wenig Freude. Ja, die Aussicht auf eine Körperschaft von Senatoren und Vertretern, die aus jenen Wahlkreisen hervorgegangen, ihren Sitz in Washington nehmen würden, um dort die Rechte ihres Landes wahrzunehmen, erfüllte mich

mit Entsetzen. Die Einverleibung schien mir gerade zu dieser Zeit, wo uns das Wahlrecht ohnehin viele schwere Stunden bereitet hatte, ein überaus widriger Gedanke. Es war mir damals und ist mir auch noch heute ganz unverständlich, was sich Senator Morgan aus Alabama, der als der energischste Vertreter des Südens galt, dabei dachte, als er im Senat für die „unterdrückten Kubaner" und für eine Einverleibung dieser Insel eintrat; für ein Volk von Negern und Mulatten, das gleiche Rechte wie die Weißen beanspruchte, und das nur Flintenschußweite von den Negern und Mulatten der Südstaaten, denen Morgans Wähler eben in jenem Augenblicke das Wahlrecht wieder zu entziehen trachteten, entfernt war. Es ist mir, wie schon gesagt, ganz unbegreiflich, daß Morgan dem Umstande gegenüber ganz blind war, daß Kuba, falls es den Vereinigten Staaten einverleibt würde, den bedrängten Brüdern im Süden seine Sympathien entgegenbringen, in Washington und anderen Städten gemeinsame Sache mit ihnen machen und sich vielleicht nicht damit zufrieden geben würde, unter dem Dache des Kapitols friedliche Redeschlachten zu schlagen.

Überdies ist der Staat bei der letzten allgemeinen Wahl kaum einer entsetzlichen Katastrophe entronnen; das unwissende, gedankenlose und störrische Volk stimmte fast einstimmig für eine Finanzpolitik, die uns nicht nur zeitweise ruiniert, sondern uns auch für alle Zeiten geschändet hätte. Mit den Jahren wird hoffentlich auch in jenen Staaten, in denen dieses Votum zustande kam, eine konservative Gesinnung zur Reife gelangen, da sich mit der Zunahme der Zivilisation auch gesundere Anschauungen einzustellen pflegen. Nichtsdestoweniger fügt eine Einverleibung Kubas mit den Vereinigten Staaten nur eine neue unerzogene Masse von Wählern jenen hinzu, welche unser Land erst neuerdings dem Abgrunde so nahe brachten.

Aus diesen Gründen lag mir viel daran, die Einverleibung Kubas so lange hinauszuschieben, bis unsere Republik in sich selbst gefestigt und so herangereift wäre, daß das Votum dieser Millionen Spanisch-Amerikaner dem Lande nicht mehr gefährlich werden konnte.

Davon aber ganz abgesehen, waren meine Sympathien für jene Bestrebungen, die spanische Revolutionäre Freiheitsbestrebungen nennen, nicht allzu groß, auch war es mir nicht möglich, mich für die Republiken Zentral-Amerikas zu erwärmen. Ich hatte Gelegenheit gehabt, einer dieser Republiken näher zu treten, und von den übrigen genug gesehen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß ein Volk, welches einer Regierung durch „pronunciamientos" den Vorzug gibt, niemals die Rechte einer Majorität anerkennt, um der kleinsten Nichtigkeiten willen Bürgerkriege anzettelt und, wenn es in seiner Macht steht,

einen Despotismus entwickelt, wie er seit Neros und Caligulas Zeiten nicht dagewesen ist, für ein Staatsbürgertum einfach noch nicht reif ist. Kein russischer Autokrat, der den Anspruch erhebt, die Zügel seiner Regierung aus Gottes Hand empfangen zu haben, ist je so eigenmächtig und grausam zu Werke gegangen, wie die Republiken der Äquatorialgebiete und Westindiens. Ich hatte das Gefühl, daß es viel darauf ankomme, Zeit zu gewinnen, ehe man einen Schritt tue, diesen Millionen alle Rechte, Privilegien und Vorteile eines amerikanischen Staatsbürgertumes einzuräumen.

Statt dessen kam die Vernichtung des „Maine" im Hafen von Havanna, und damit war der Krieg entschieden. Ich empfing diese Nachricht, als ich in der Oper einer Galavorstellung beiwohnte, zu der den Botschaftern der fremden Staaten vom Kaiser die große Loge, der seinigen gerade gegenüber, eingeräumt war. Mir war kaum das Telegramm überreicht worden, da betrat der Kaiser unsere Loge. Als er mich einer Anrede würdigte, setzte ich ihn von der entsetzlichen Nachricht in Kenntnis. Er schien tief ergriffen und sprach mir seine wärmste Teilnahme aus, die, wie ich fest überzeugt bin, aus einem aufrichtigen Herzen kam. Dann blickte er mich durchdringend an und fragte: „Kam die Explosion von außen?" Ich antwortete ihm, meiner Überzeugung nach könnte die Explosion nur einer Unvorsichtigkeit zugeschoben werden, der man sich im Innern des Schiffsraumes schuldig gemacht hätte. Zu meinem Bedauern sah ich mich bald darauf durch den offiziellen Bericht genötigt, diese Ansicht aufzugeben. Nichtsdestoweniger bin ich auch heute noch fest davon überzeugt, daß weder ein spanischer Offizier, noch irgend ein loyaler spanischer Untertan mit dieser Affäre etwas zu tun hatte. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit spanischen Offizieren zu verkehren, und es ist mir ganz unmöglich, dem spanischen Offiziersstande diesen Verrat an seinem Vaterlande zuzutrauen. Viel einleuchtender scheint mir der Gedanke, daß sich irgend ein fanatischer Eingeborener, wie sie sich zu Dutzenden in den Hafenstädten West-Indiens umhertreiben, dieser verabscheuungswürdigen Tat schuldig gemacht hat.

Der Kaiser war vom ersten Augenblicke an der Überzeugung, die Explosion wäre nur die Folge eines von außen kommenden Attentates. Ehe die offizielle Untersuchung das bestätigte, waren einmal viel hohe Offiziere des Nordseegeschwaders bei ihm zu Gaste. Der Kaiser fragte sie nach ihrer Ansicht über den Unfall. Die große Mehrzahl meinte, er könne nur durch eine Explosion im Innern hervorgerufen worden sein. Aber der Kaiser ließ sich in seinem Glauben an ein Attentat von außen nicht beirren.

Vor diesem Zwischenfall hatte ich mehrfach mit meinem spanischen Kollegen, dem Botschafter Sennor Mendez y Vigo, verkehrt, und meine Beziehungen zu ihm waren die denkbar freundlichsten. Wir hatten uns gegenseitig bemüht, uns aufzurichten und die Hoffnung in uns zu nähren, daß ein Krieg sich vermeiden ließe. Bis auf den letzten Augenblick war es mein eifrigstes Bestreben gewesen, den Botschafter davon zu überzeugen, was ja auch der Wahrheit entsprach, daß Mc Kinleys Politik eine Friedenspolitik wäre. Aber ich war nicht minder bestrebt, den Botschafter dahin zu beeinflussen, daß auch Spanien seinerseits den Präsidenten durch Zugeständnisse an die öffentliche Meinung unterstützen müsse. Außerdem nahm ich an diesem Kollegen persönlich warmes Interesse. Er hatte über die festgesetzte Zeit treulich auf seinem Posten ausgeharrt, schien körperlich nicht allzu kräftig, hatte fünf Söhne in der spanischen Armee und einen Schwiegersohn, der für den Gesandtschaftsposten in Washington ausersehen war.

Die Nachricht von der Kriegserklärung traf mich unter ungewöhnlichen Verhältnissen. Am 21. April 1898 nahmen in Dresden die Festlichkeiten, die zur Feier des siebzigsten Geburtstages König Alberts von Sachsen veranstaltet wurden, ihren Anfang. Auf diesen Tag fiel auch das 25jährige Jubiläum seiner Thronbesteigung. Da nun der König wegen seiner schönen Charaktereigenschaften nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa allgemein beliebt war, hatten beinahe alle zivilisierten Staaten der Welt ihre Vertreter an den sächsischen Hof beordert, um die Glückwünsche ihrer Regierungen zu überbringen. Auch die Vereinigten Staaten hatten sich diesen angeschlossen. In Amerika leben viele Sachsen, die, obwohl sie unserer Republik treu ergeben sind, doch ihrem früheren Herrscherhause eine warme Zuneigung bewahrt haben. Ganz davon abgesehen, waren es aber noch andere Gründe, die uns zu dieser Huldigung bewogen. Seit Jahren war Dresden für viele amerikanische Familien das Dorado, in dem sie eine Zuflucht suchten, um ihre Kinder in deutscher Sprache und Literatur, in Musik und schönen Künsten unterrichten zu lassen. An keinem anderen europäischen Hofe war man Amerikanern, die gute Empfehlungen besaßen, so freundlich begegnet wie hier, auch hatten die Majestäten unseren Landsleuten wiederholt ihre Sympathien bewiesen.

Im Hinblick darauf hatte der Staatssekretär in Washington mich beauftragt, dem Könige ein Handschreiben des Präsidenten samt seinem Glückwunsche zu überreichen. Am 20. April war ich mit den beiden Sekretären und den Attachés der amerikanischen Botschaft in Dresden eingetroffen. Da wurde ich in der Nacht vom zwanzigsten zum einund-

zwanzigsten in dem Hotel, wo wir Wohnung genommen hatten, durch heftiges, anhaltendes Klopfen an der Tür aus dem Schlafe geweckt. Ich öffnete, und ein Telegraphenbote trat mit einer ellenlangen chiffrierten Depesche in das Zimmer. Meine Sekretäre waren noch an der Arbeit, da folgten auch schon neue Telegramme, so daß wir die ganze Nacht opfern mußten, um sie alle zu entziffern. Man setzte uns von der Eröffnung des Krieges in Kenntnis und beorderte mich, die dabei interessierten Mächte davon zu benachrichtigen und sie auf die üblichen Kriegsmaßnahmen aufmerksam zu machen, wie Blockaden, Verbote, Absperrungen, Verordnungen usw.

Als wir am nächsten Morgen um 11 Uhr, nachdem wir in Hofequipagen in das Schloß geholt worden waren, die große Freitreppe hinanstiegen, um uns zur Audienz zu begeben, sahen wir uns zu unserem nicht geringen Schrecken plötzlich dem spanischen Botschafter und seinem Gefolge gegenüber. Selbstverständlich war man auf beiden Seiten auf das äußerste betroffen. Sicherlich hatte auch Sennor Mendez y Vigo das Gefühl, daß es angenehmer gewesen wäre, dem Vertreter jedweder anderen Macht gegenüberzustehen, als gerade derjenigen, mit der man in Fehde lag. Nichtsdestoweniger streckte ich ihm meine Hand entgegen, um ihn, wenn auch nicht in so kordialer Weise wie sonst, so doch immerhin höflich zu begrüßen. Er erwiderte meinen Gruß, und damit war unserer Verwirrung die Spitze abgebrochen. Unsere geschäftlichen Beziehungen konnten naturgemäß während der Dauer des Krieges nicht die altgewohnten bleiben, aber persönlich blieb die alte Freundschaft aufrecht erhalten.

In der kurzen Ansprache, mit welcher ich dem Herrscherpaar Präsident Mc Kinleys Glückwünsche darbrachte, sprach ich auch mit wenigen Worten seinen Dank für die freundliche Aufnahme aus, die unsere Landsleute am sächsischen Hofe gefunden hatten. Es war nicht das erstemal, daß ich die Gelegenheit ergriff, mich dieser angenehmen Pflicht zu unterziehen; denn es war mir schon einige Zeit vorher vergönnt gewesen, dem Könige zu beweisen, daß seine Güte nicht an Undankbare verschwendet wurde. Die Festlichkeiten, die sich anschlossen, boten viel Interessantes. Bald ging es zu einem Festessen, bald zur Galavorstellung in die Oper, bald zu Feierlichkeiten oder zu Festzügen, welche die Stadt Dresden ihrem Landesherrn zu Ehren veranstaltete. Bei diesen Gelegenheiten wurde ich auch vielen hochstehenden Persönlichkeiten vorgestellt. Der Kaiser von Österreich und sein Premierminister, Graf Goluchowsky, urteilten über brennende internationale Fragen entschieden klar. Auch mit dem päpstlichen Gesandten in München, mit Lorenzelli, der neuerdings in Paris Gesandter ist, hatte ich eine

äußerst interessante Unterredung über verschiedene Maßnahmen, die den Krieg möglichst begrenzen könnten.

Am dritten Festtage fand eine große Parade statt, ein Schauspiel, wie es einem nicht alle Tage geboten wird. Zur Begrüßung des Königs waren der deutsche Kaiser, der Kaiser von Österreich und zahlreiche Herrscher und Fürsten kleinerer deutscher Staaten erschienen. Jeder von ihnen war Chef irgend eines Regiments, das er dem sächsischen Monarchen auf dem Paradefelde vorführte, worauf der König militärisch den Gruß erwiderte. Die beiden Kaiser entledigten sich dieser Aufgabe in ganz meisterhaft ritterlicher Weise. Abends folgte diesem Schauspiel unter dem Vorsitze des Königs und der Königin eine Galatafel im Königlichen Schloß. Die einzige Rede, die hier gehalten wurde, war ein Glückwunsch des Kaisers von Österreich. Die wenigen Worte, welche der Kaiser hier sprach, machten ihm alle Ehre. Sie drückten seine Verehrung, Freundschaft und verwandtschaftliche Liebe aus, waren gut stilisiert, herzlich, würdig und männlich. Am Sonntag fanden die Feierlichkeiten mit einem großartigen „Te Deum" in der Hofkirche im Beisein aller Majestäten ihren Abschluß: zum Festesjubel, der sich in der herrlichen Musik Bahn brechen zu wollen schien, dröhnten von außen her wie üblich die Salutschüsse der Kanonen.

Ehe ich von diesem Thema Abschied nehme, möchte ich doch noch hinzufügen, daß der altbekannte Brief Thomas Jeffersons an den Gouverneur Langdon, der diesem ein Bild königlicher Persönlichkeiten entwerfen sollte, wie Jefferson es in Frankreich vor dem Ausbruch der französischen Revolution in sich aufgenommen hatte, heutigen Tages nicht mehr zutrifft. Die Jahre, die der französischen Revolution folgten, haben den gekrönten Häuptern Europas gezeigt, daß die Zeiten vorüber sind, in denen sie sich der altgewohnten Trägheit und Unwissenheit der Herrscher von Bourbon, Habsburg und Braganza hingeben durften. Die europäischen Herrscher der Neuzeit ringen um ihre Existenz und haben hart zu arbeiten. Nur ausnahmsweise mögen Geschäftsleute so harte Lehrjahre durchzumachen haben oder ein so mühseliges Tagewerk zu vollbringen gezwungen sein, als heutzutage europäische Fürsten. Ganz besonders fiel mir diese Wahrnehmung auf, als ich in dieser Zeit eines Tages einem der Besten dieser kleineren Monarchen, dem Könige von Württemberg, vorgestellt wurde. Ich lernte in ihm einen lebhaften, energischen, geistig regen Mann kennen, den wir in Amerika einen „Streber", einen „Arbeitsmenschen" genannt haben würden. Als er erfuhr, ich hätte vor Jahren einen Winter in Stuttgart verlebt, hielt er mir einen ausführlichen interessanten Vortrag über die Verbesserungen, die seit meinem damaligen Besuch in

seiner Residenz vorgenommen wären, und zeigte ein ganz anderes Interesse für öffentliches Leben, als es kleinere deutsche Herrscher im Laufe des letzten Jahrhunderts sonst beseelte. Von dem Großherzog von Baden kann ich dasselbe sagen. Dieser Fürst machte auf mich den Eindruck eines echten Gentleman. Er hatte einen weiten Blick und einen gerechten Sinn, wußte die Probleme seiner Zeit wohl zu erfassen und brachte bedeutenden Menschen und edlen Bestrebungen die größten Sympathien entgegen.

Bin ich auch Republikaner, so mußte ich doch davon Zeugnis ablegen. Die ernsten Lektionen, welche die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts europäischen Monarchen erteilte, und der Druck, welchen die demokratische Partei ausübte, haben die Monarchen Europas gezwungen, sich für ihre Aufgaben klug vorzubereiten, um fähig zu sein, sie recht zu erfüllen. Das hier Gesagte trifft freilich nicht bei allen Herrscherhäusern zu. Wie es scheint, hat der „Kampf um das Dasein" auch hier seinen Einfluß auf die Deszendenz. Ich habe in meinem Leben einige Male Gelegenheit gehabt, europäische Kronprätendenten zu beobachten, unter ihnen den Gemahl der Königin Isabella von Spanien, den Prinzen Viktor Napoleon, den Erben des napoleonischen Thrones, den Herzog von Orleans, Don Carlos, den Repräsentanten der spanischen Linie der Bourbons und noch so manche andere; unbedeutendere und weniger vorgebildete Fürsten kann es schwerlich geben.

Um nun von der Stellung Deutschlands zu uns während des Krieges mit Spanien zu reden, so war die Haltung der Presse bis auf zwei oder drei Blätter, die eine rühmliche Ausnahme machten, nichts weniger als freundlich. Auch die große Menge war uns feindlich gesinnt, weil sie naturgemäß ihre Sympathien dem Schwachen entgegenbrachte und das kleine Spanien den Vereinigten Staaten gegenüber in Schutz nehmen zu müssen glaubte. Das Verhalten der deutschen Regierung aber, besonders das des Auswärtigen Amtes unter Fürst Bülow und Baron von Richthofen tat alles, was wir nur wünschen konnten. Sie ging sogar soweit, uns bei einer Alarmbotschaft zu helfen. Der amerikanische Konsul in Hamburg hatte mir telephonisch die Nachricht zukommen lassen, ein spanisches Fahrzeug, das vermutlich Waffen für Kuba an Bord hätte, wäre im Begriff, den Hafen zu verlassen. Ich eilte auf das Auswärtige Amt und erwirkte, daß Zwangsmaßregeln ergriffen wurden; das Schiff, das inzwischen Hamburg verlassen hatte, wurde an der Mündung der Elbe eingeholt und einer Untersuchung unterworfen. Die deutsche Regierung hätte mein Ansuchen leicht mit der Begründung verwerfen können, daß die ame-

rikanische Regierung sich gegebenenfalls stets geweigert hätte, sich in die Angelegenheiten fremder kriegführender Mächte zu mischen, und diese stets darauf verwiesen hätte, sich selbst zu helfen. Es drängte mich, meine Landsleute von diesem offenen Freundschaftsbeweis der deutschen Regierung in Kenntnis zu setzen. Ich tat das, als ich in Leipzig bei der Feier des 4. Juli eine Rede halten mußte, und sprach zu gleicher Zeit die Hoffnung aus, daß die feindliche Stellung der Presse und der öffentlichen Meinung nur vorübergehend wäre, und daß das alte gute Einverständnis bald wieder hergestellt sein würde. Da ich ganz genau wußte, daß meine Worte durch die ganze deutsche Presse gehen würden, betonte ich besonders, daß wir in Geduld auszuharren gedächten und auf das hochherzige deutsche Volk vertrauten. Auch unterließ ich es nie, damals wie bei jeder anderen Gelegenheit mein Publikum daran zu erinnern, daß während unseres Bürgerkrieges, der für uns eine Existenzfrage gewesen wäre, damals, als unsere Freunde nur dünn gesät waren, Deutschlands Volk wie Deutschlands Presse uns treu zur Seite gestanden hätten.

Dieser 4. Juli brachte uns eine peinliche Situation. Als wir uns vormittags versammelt hatten, war die Stimmung ernster Nachrichten wegen sehr gedrückt. Einige deutsche Blätter hatten ungeheuerliche Nachrichten über Niederlagen der Amerikaner in der allergehässigsten Weise in Umlauf gesetzt. Gleich bei Beginn unseres Mahles traf jedoch die Depesche ein, welche die Vernichtung der spanischen Flotte in den Gewässern von Kuba meldete. Dadurch ward unserem Feste die rechte Weihe gegeben. Welch tiefe Erbitterung die Amerikaner in jener Zeit erfüllte, davon mag folgender Vorfall ein Zeugnis ablegen. Als ich in Begleitung des amerikanischen Konsuls den Speisesaal betrat, fielen mir zwei Dinge in die Augen: erstens war der Saal so reich geschmückt, wie ich es noch nie gesehen, und wie ich es nimmer erwartet hatte, nämlich mit englischen und amerikanischen Fahnen, die man miteinander verknüpft hatte; und zweitens war von einer deutschen Fahne im ganzen Saale nichts zu sehen. Ich ließ mir sofort den Wirt kommen und erklärte ihm, ich würde mich nicht zu Tische setzen, ehe nicht eine deutsche Fahne herbeigeholt wäre. Anfangs schien er durchaus nicht gewillt, meinem Wunsche nachzukommen; da ich aber nicht davon abging, erschien er alsbald mit einer Riesenfahne, die auf meine Weisung den Ehrenplatz erhielt.

Während des Verlaufs des spanischen Krieges kam es zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten öfters zu kleinen Reibereien; ich muß aber sagen, daß die deutsche Regierung stets bemüht gewesen ist, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Presse ließ sich freilich

nicht in ihrer Sensationsarbeit stören, weder diesseits noch jenseits des Wassers. Auf unserer Seite war man eifrigst bestrebt, Gerüchte über Beleidigungen in Umlauf zu setzen, die der deutsche Admiral Diederichs dem amerikanischen Admiral Dewey zugefügt haben sollte und suchte über diese beiden Befehlshaber die abenteuerlichsten Märchen zu verbreiten. Das einzige, was sich von diesen Nachrichten bestätigte, war, daß die beiden Herren sich bei ihrer Begegnung in Manila sehr kühl und steif gegenübergetreten waren und voreinander sehr auf der Hut zu sein schienen; aber an Stelle dieser Gefühle trat bald eine ganz andere Gesinnung.

Das törichteste Geschwätz einiger Individuen wurde von den Zeitungen in Amerika aufgegriffen und in Umlauf gesetzt; die deutsche Presse hatte wiederum nichts Eiligeres zu tun, als all dies alberne Zeug unter dem deutschen Publikum zu verbreiten. Ganz besonderes Aufsehen erregten zwei Tischreden, von denen die eine einem amerikanischen Offizier in einem Newyorker Klub in den Mund gelegt wurde, während in der anderen ein Mitglied des Kongresses geäußert haben sollte: „Haben die Vereinigten Staaten jetzt Spanien verprügelt, so wäre es wohl an der Zeit, daß sie auch Deutschland Schläge zukommen ließen!" Glücklicherweise waren die Männer verständiger, denen es oblag, die guten Beziehungen zwischen den beiden Nationen aufrecht zu erhalten. Bei dieser mühseligen Arbeit mußten wir aber so manches Mal an Schillers Worte denken: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

Selbstverständlich wurde die Aufgabe der Botschaft, amerikanischen Staatsbürgern im Auslande Schutz zu gewähren durch die erregte Stimmung der Bevölkerung bedeutend erschwert. In solchen Zeiten scheinen peinliche Situationen, in welche geborene oder naturalisierte Amerikaner geraten, wie die Pilze aus der Erde zu schießen. Wie in meinen früheren amtlichen Stellungen in Berlin und in Petersburg, so machte ich auch jetzt als Botschafter die Beobachtung, daß sich einem Vertreter der Vereinigten Staaten die größten Schwierigkeiten dadurch in den Weg stellen, daß das amerikanische Staatsbürgertum immer und immer wieder auf die schnödeste Weise ausgenutzt wird. Zu den vielseitigen Pflichten eines Botschafters gehört auch das Ausstellen von Pässen. Nun ist die Mehrheit von jenen Leuten, die Pässe verlangen, freilich dazu berechtigt, es gibt aber eine ganze Anzahl, die, um dem Militärdienste aus dem Wege zu gehen, in einem gewissen Alter nach Amerika auswandern und dann später als amerikanische Staatsbürger in ihre Heimat zurückkehren. Die Paßangelegenheiten dieser Leute bereiten uns oft große Verdrießlichkeiten. Noch schlimmer steht es jedoch darum,

wenn die Nachkommen dieser sogenannten Amerikaner, die in Europa geboren und nicht einmal der englischen Sprache mächtig sind, unsere Dienste in Anspruch nehmen. Die allerschlimmsten Fälle sind aber unbestritten jene, in denen Russen, — denen bisweilen das Brandmal „hebräischer Wucherer" aufgeprägt ist — als amerikanische Staatsbürger aus den Vereinigten Staaten zurückkehren, um sich in Ostpreußen möglichst nahe der Grenze niederzulassen. Da die russischen und auch die deutschen Behörden sie als Schmuggler ansahen, erwuchsen uns mannigfache Verdrießlichkeiten. Wie diese Leute es an der russischen Grenze trieben, das ging bisweilen haarscharf am Verbrechen vorbei; nichtsdestoweniger aber erhoben sie Anspruch auf den Schutz ihres amerikanischen Staatsbürgertums. Machte man sie darauf aufmerksam, daß sie ihre Rechte mißbrauchten und verpflichtet wären, dem Lande, das sie aufgenommen hätte, ihre Dienste zu weihen, so entgegneten sie, daß ihnen das gar nicht einfiele, und daß sie als amerikanische Bürger das Recht hätten, zu wohnen, wo es ihnen paßte. Diese Unterhandlungen wurden gewöhnlich in deutscher, russischer oder polnischer Sprache geführt; selten kam es einmal vor, daß einer dieser Juden der englischen Sprache in Schrift oder Wort mächtig war; die Mehrzahl konnte aber überhaupt in keiner einzigen Sprache weder lesen noch schreiben. Ist der Auswanderer, der zu uns nach Amerika herüberkommt, um unser Los zu teilen und nicht nur die Vorzüge unseres Landes zu genießen, sondern auch die Pflichten auf sich zu nehmen, ein arbeitsamer, tüchtiger Mensch, so habe ich, mag er Jude oder Heide sein, den größten Respekt vor ihm und bin stets mit Freuden bereit gewesen, für ihn einzutreten und seine Rechte zu verteidigen; aber die Unterhandlungen mit Betrügern und Schurken waren mir stets eine schwere Last.

Zum Glück hat unser Staatsministerium in den letzten Jahren Anstalten getroffen, um diesen Mißständen abzuhelfen. Wir greifen jetzt zu dem Hilfsmittel, daß wir den Leuten nur dann einen Überfahrtspaß ausstellen, wenn es ihnen um die Absicht nach Amerika zurückzukehren, ernst ist; andernfalls erhalten sie keinen Paß. Nichtsdestoweniger lassen sich sehr viele von ihnen auch dadurch nicht abschrecken, sondern bestehen auf ihrem Anliegen. Einer dieser Fälle machte sowohl in unserem Staatsministerium, als auch in unserer Botschaft viel von sich reden. Drei Russen aus jener Klasse, von der ich eben gesprochen habe, wanderten mit ihren Angehörigen nach Amerika aus, blieben dort nach dem bekannten Muster, bis sie Staatsbürgerrechte erlangt hatten, und kehrten dann nach Deutschland zurück. Einer von ihnen machte sich eines Verbrechens schuldig und war gleich darauf spurlos

verschwunden; die beiden anderen wandten sich der Ostgrenze Preußens zu und ließen sich dort häuslich nieder. Die deutsche Obrigkeit machte uns wiederholt darauf aufmerksam, daß diese unerwünschten Gäste sowohl nach dem Völkerrechte als auch nach dem amerikanischen Sonderrechte das preußische Gebiet verlassen müßten, man würde sie sonst ausweisen. Endlich glaubte unsere Botschaft einen Ausweg gefunden zu haben. Zwischen Deutschland und Rußland existierte nämlich ein stillschweigendes Abkommen, demzufolge jedem dieser Staaten das Recht eingeräumt wurde, unerwünschte Einwanderer über die Grenze zu befördern. Den beiden Familien schien nun aus diesem Vertrage die Gefahr zu erwachsen, nach Rußland zurückgeschoben zu werden. Damit sie uns nun nicht in neue internationale Schwierigkeiten brächten, machten wir den jüdischen Amerikanern darum den Vorschlag, auf Kosten der Vereinigten Staaten nach Amerika zurückzukehren. Aber siehe da, sie zeigten sich vollständig abgeneigt, diesem wohlgemeinten Vorschlage Folge zu leisten, und zogen es vor, sich in einer der Vorstädte eines kleinen preußischen Grenzstädtchens verborgen zu halten. Ganze Ballen Papier wurden vollgeschrieben. Alles vergebens! Ein Abgesandter wurde ausgeschickt, sie zu überreden, — alles umsonst! Sie bestanden darauf, so nahe wie möglich an der russischen Grenze zu leben und für amerikanische Staatsbürger zu gelten, obgleich keiner von ihnen englisch sprechen konnte.

Von Zeit zu Zeit wurden in unserem eigenen Lande Angriffe gegen die amerikanischen Botschaften und Gesandtschaften im Auslande laut; man behauptete, sie nähmen sich ihrer amerikanischen Staatsbürger nicht genügend an. In diesen Artikeln wurde dann zum Schluß gewöhnlich ein Vergleich zwischen England und den Vereinigten Staaten gezogen, der sehr zuungunsten der letzteren ausfiel. Es hieß darin, daß England seine Staatsbürger in jeder Beziehung zu schützen wüßte, während Amerika das nicht täte. Diese Angaben sind durchaus falsch. Freilich ist England dafür bekannt, daß es seinen Untertanen in der ganzen Welt Schutz und Schirm gewährt, wenn erforderlich, sogar seine Flotte auffahren läßt; es macht jedoch dann eine Ausnahme, sobald es Bürger betrifft, die nicht seinem Lande entstammen, sondern sich nur unter seinen Schutz begeben, trotz alledem aber weiter in ihrem Heimatsorte ansässig bleiben. In solchen Fällen glaubt die englische Regierung sich ihrer Verbindlichkeiten enthoben. Die Vereinigten Staaten aber dehnen ihre Schutzmaßregeln auf naturalisierte Staatsbürger weiter aus, als jeder andere Staat. Nur ein auf die Spitze getriebener Demagogismus kann daran Anstoß nehmen, daß verständige amerikanische Staatsmänner es nicht für wünschenswert halten, daß unser Staats-

bürgertum von Leuten ausgenutzt wird, die sich seiner durchaus nicht würdig erwiesen haben; von Leuten, die diese Rechte häufig als Deckmantel für ihre Gaunereien benutzen und, wie erwiesen, sofort bereit sind, sie aufzugeben und zu ihren alten Lehnspflichten zurückzukehren, falls ihnen daraus nur ein Vorteil erwächst.

Eine andere Aufgabe der Botschaft bestand darin, vielen jungen Männern und Mädchen, die Studien halber nach Europa kommen, hier die Wege zu ebnen. Diese Aufgabe machte mir jetzt noch dieselbe Freude wie vor 20 Jahren, als ich in Berlin Gesandter war. Damals war den Frauen die Universität verschlossen, heute sind eine Menge Frauen Hörerinnen. Das Universitätskuratorium war stets überaus entgegenkommend. Es war nicht immer ganz leicht, das Niveau der Anstalten festzustellen, auf denen die Aspiranten ihre Vorbildung genossen hatten. In solchen Fällen überließ man mir die Prüfung und richtete sich nach meinem Urteil. Mit wenigen Ausnahmen bestanden diese Kandidaten die Prüfung vorzüglich; hin und wieder trat aber auch der Fall ein, daß der eine oder der andere Jünger der Wissenschaft in Amerika nur eine untergeordnete Schule besucht hatte und nach Deutschland kam, um sich hier nur als Student zu gerieren. Diesen jungen Leuten verweigerte ich unbedingt meine Befürwortung. Andernfalls hätte ich die Universitätsbehörde veranlaßt, sämtlichen Studierenden aus Amerika ihre Tore zu verschließen. Im allgemeinen ist es der amerikanischen Jugend sehr anzuraten, sich in ihrem Vaterlande die allerbesten Vorkenntnisse anzueignen und ihr Studium an ausländischen Universitäten nur als Ergänzung zum heimischen zu betrachten.

In dem Kapitel, das über meine frühere amtliche Berliner Tätigkeit handelt, habe ich bereits erzählt, wie mir des öfteren Aufträge zugingen, die als psychologische Kuriositäten gelten konnten. Bald wurde ich ersucht, dem Kaiser Bittschriften zu überreichen, bald sollte ich ihm irgend eine ganz neue Idee unterbreiten. Meine Landsleute überlegten nicht, daß Tausende solcher Briefe geschrieben werden, die den Kaiser niemals erreichen, ja oft nicht einmal von seinen Sekretären gelesen werden. Andere übersandten mir Bücher für den Kaiser, ohne zu ahnen, daß gekrönte Häupter nie ein Buch in die Hand bekommen, das „öffentlich verlegt" ist und daß, sollten solche Bücher das Hofamt passieren, sie doch nie über das Kaiserliche Sekretariat hinausgelangen. Wieder andere übersandten mir Mixturen und Heilmittel, die sie empfohlen wissen wollten, und ein Herr, der ganz besonders zudringlich war, mutete es Sr. Majestät sogar zu, Schiedsrichter einer Wette zu sein.

Ferner meldeten sich Sänger und Instrumentalkünstler, die dem Kaiser eine Probe ihrer Kunst ablegen wollten, Bildhauer und Maler, deren Ateliers er besuchen sollte, Komponisten, die ihre Werke an der Königlichen Oper anzubringen wünschten.

Alle diese Begehren erreichten jedoch ihren Höhepunkt in zwei Anliegen, die mir ganz besonders eindringlich vorgetragen wurden, und dem Leser wie Tragikomödien erscheinen werden.

Das erste Ersuchen ging von einer Persönlichkeit nicht amerikanischen Ursprungs aus. Sie wünschte durch Vermittlung meiner Botschaft eine amerikanische Erbin ausfindig zu machen, um eine Heirat mit einem Italiener, einem wirklichen Herzog, wie sie versicherte, zustande zu bringen. Das zweite wurde von sehr ehrenwerter Seite gestellt. Ich sollte beim Kaiser einem jungen deutschen Offizier, der die Liebe einer jungen Amerikanerin gewonnen hatte, zu einem Posten in den Vereinigten Staaten verhelfen. Diese Anliegen sollte ich befürworten, obwohl es den Vertretern Amerikas im Auslande streng untersagt ist, irgend welche persönliche Interessen zu begünstigen, es sei denn, daß sie einen Auftrag vom Staatsministerium haben. Ganz erschrecklich groß war die Anzahl derer, die trotz der umfassenden Publikation, die ich vor 18 Jahren in Amerika erlassen, und die von Zeit zu Zeit immer wieder in die Blätter gelangte, der Überzeugung lebten, in Deutschland harrten ihrer enorme Schätze.

Ein Anliegen freilich, das mir in dieser Zeit gestellt wurde, entsprang, wie ich sagen muß, edleren Motiven und verfolgte keine selbstsüchtigen Ziele. Es ging von einem Polen, einem bedeutenden Gelehrten, aus; obwohl ihn ein glühender Patriotismus beseelte, wollte er doch amerikanischer Staatsbürger werden. Er hatte an verschiedenen russischen und deutschen Universitäten Vorlesungen gehalten und in einigen Schriften eine außerordentliche Begabung bewiesen, war in freundschaftliche Beziehungen zu vielen bedeutenden Gelehrten Englands und des Kontinents getreten und schließlich auf einen der einflußreichsten Lehrstühle Österreichisch-Polens berufen worden. Ein sehr interessanter Mann, von umfassendem Wissen und anziehenden Umgangsformen, schien er jedoch in einer anderen Welt zu leben. Von Tag zu Tag hatten seine Vorlesungen eine größere Anziehungskraft ausgeübt, als er plötzlich zu Angriffen auf den Kaiser Franz Josef übergegangen war, obwohl dieser Monarch seinen Landsleuten mehr Freiheiten als jeder andere gewährte. Infolgedessen hatte der Professor seinen Lehrstuhl verlassen müssen und war nun nach Berlin gekommen, um mich in allem Ernste darum anzugehen, ihm die amerikanischen Staatsbürgerrechte zu verschaffen. Mit diesen Rechten versehen, gedachte er dann

auf seine Universität zurückzukehren, um hier in revolutionären Reden, Österreich, Deutschland und Rußland Trotz zu bieten. Seine Enttäuschung war groß, als er hier erfuhr, daß er, um amerikanischer Staatsbürger werden zu können, fünf Jahre in den Vereinigten Staaten zugebracht haben müßte. Als er gewaltsame Anstrengungen machte, mich in meiner Ansicht umzustimmen, versuchte ich es, ihn bei seiner Ehre zu packen, und fragte ihn, wie er es mit seiner Rechtschaffenheit und seiner Wahrheitsliebe vereinigen wolle, amerikanische Staatsbürgerrechte in der festen Absicht sich allen entsprechenden Verbindlichkeiten zu entziehen, in Anspruch zu nehmen. Diese Worte schienen ihn zur Besinnung zu bringen. Ich machte ihn dann noch auf die praktische Seite dieser Angelegenheit aufmerksam. Ich sagte ihm, daß er, den Fall gesetzt, er brächte es über sich, wissentlich Betrug zu üben, trotz seiner amerikanischen Staatsbürgerrechte nicht nur aus Österreich, sondern auch aus allen anderen Staaten ausgewiesen werden könnte, da nach internationalem Völkerrecht Ausländer, die sich lästig machen, sich des Schutzes ihrer Landesvertreter begeben. Meine Erklärung überraschte ihn auf das äußerste. Er schien der festen Überzeugung gewesen zu sein, daß ich die Macht besäße, ihn durch einen Kunstgriff in einen Amerikaner zu verwandeln, daß er als solcher sofort damit beginnen könnte, das stolze Königreich Polen wieder aufzurichten, und daß weder Österreich, noch Deutschland oder Rußland das Recht hätten, ihm das zu verwehren. Eine Auffassung, die ebenso närrisch wie tragisch war. Mein Rat lautete, er solle auf seinen Lehrstuhl zurückkehren, daran arbeiten, die heranwachsende Generation seines Vaterlandes durch gesunde Anschauungen zu beeinflussen, ihre Charaktere heranzubilden und ihre Kenntnisse zu erweitern, auf das sie befähigt wäre, einst dem Beispiele Schottlands zu folgen und sich aus ihrer gedrückten Lage zu einer herrschenden Stellung aufzuschwingen. Diese Worte waren freilich in den Wind gesprochen; er siedelte nach England über und ist jetzt eifrig dabei, in dem Londoner Nebel Luftschlösser zu bauen.

Über meinen Tagen als Botschafter in Berlin lagerte eine düstere Wolke. Seit ich als sorgloser Student in diese Stadt eingezogen war, ja selbst seit der Zeit, in der ich als Gesandter dort gelebt hatte, war vieles verändert. Eine neue Generation war in das öffentliche Leben hineingewachsen, die Reihen der Universitätsprofessoren und die wissenschaftlichen Kreise waren gelichtet. Der alte Kaiser war heimgegangen, desgleichen sein Sohn, Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke und viele andere, die der Residenz einen charakteristischen Stempel aufgedrückt hatten. An der Universität fehlten Lepsius, Helmholtz, Curtius, Hoffmann, Gneist, Du Bois-Reymond und Treitschke, die in alter Zeit

in meinem Hause verkehrt hatten und eng mit mir befreundet gewesen waren. Nur die Künstlerwelt machte darin eine Ausnahme. Ich hatte vor achtzehn Jahren viele Freunde in diesen Kreisen gehabt, und als ich jetzt als Botschafter wiederkehrte und sie unter meinem Dache begrüßen durfte, fehlte keiner von der ganzen großen Schar. Der Grund dafür muß wohl darin gesucht werden, daß Künstler schon in jungen Jahren zu Ehren kommen, während Beamte und Professoren meist schon die erste Jugend hinter sich haben, wenn ihr Name genannt wird. Eine große Freude war es mir, Adolph Menzel, Ludwig Knaus, Carl Becker, Anton von Werner und Paul Meyerheim wiederzusehen, die, wenn auch in ihrer Kunst ergraut, doch noch rüstig und munter ihr Tagewerk vollbrachten.

Nur drei meiner Freunde, die der älteren Generation der Wissenschaft angehörten, waren übrig geblieben, und während ich diese Zeilen überlese, ist die Welt damit beschäftigt, auch dem letzten von diesen dreien Totenkränze zu winden: Theodor Mommsen. Meine Beziehungen zu diesem Gelehrten waren so eigenartiger Natur, daß ich hier näher darauf eingehen möchte.

Während meines ersten Aufenthalts in Berlin hatte Mommsen den Vereinigten Staaten ein warmes Interesse entgegengebracht; ich war daher tief bekümmert, als ich bei meiner Rückkehr sah, wie seine Ansichten über Amerika sich von Grund aus gewandelt hatten. Jetzt trat er an alles, was amerikanisch war, mit dem schärfsten Seziermesser heran. Wir schienen ihn in seinen Erwartungen enttäuscht zu haben; er hielt uns für Großsprecher, für Schreier, für Protzen, für ein Volk, das keine Grundsätze hätte und seine Vorzüge nicht auszunützen verstünde. Diese Anschauung spitzte sich noch mehr zu, als der Krieg mit Spanien ausgebrochen war.

Jedesmal, das wir uns trafen, und wir trafen uns oft in dem Hause eines gemeinsamen Freundes, wurde er in seinem Urteil bissiger und bissiger, und schließlich mußten sich unsere Wege trennen. Lebhaft erinnere ich mich eines Abends, an dem ich wieder einmal genötigt war, seine scharfen Angriffe zurückzuschlagen, Angriffe, die einigen amerikanischen Vorgängen galten, die viel Staub aufgewirbelt hatten. „Sie müssen einer Nation, die noch so jung ist wie die unsrige, Zeit lassen", sagte ich. Worauf Mommsen entgegnete: „Es ist aber die höchste Zeit, daß Sie endlich aus den Kinderschuhen herauskommen! Zeit! Zeit! Sie haben Zeit genug gehabt! Vergessen Sie nicht, daß Sie dreihundert Jahre alt sind!" Als ich mich darauf bemühte, es ihm klar zu machen, daß unsere Politik nicht nur von älteren Elementen gemacht würde, sondern zum größten Teil von einer neu hinzugekomme-

nen Bevölkerung, der man Zeit gönnen müßte, zu einer Politik heranzureifen, die so strengen Richtern, wie er einer wäre, genügen könnte, wurde Mommsen so ausfallend, daß ich die Unterhaltung schleunigst in andere Bahnen lenkte.

Einige Tage darauf zeigte mir ein bekannter Journalist und hervorragender Politiker die Korrekturbogen eines Blattes, worin ein „Interview" mit Professor Mommsen abgedruckt war, das das Verhalten der Vereinigten Staaten Spanien gegenüber einer scharfen Kritik unterzog. Diese Kritik war noch galliger als alles, was ich bisher von Mommsen selbst gehört hatte; angebliche amerikanische Sünden und Mängel wurden darin rücksichtslos an den Pranger gestellt. Einem Vertreter der Vereinigten Staaten konnte man unmöglich zumuten, daß er irgend einem, und wäre er auch ein so bedeutender Gelehrter und hervorragender Kopf wie Mommsen, in dieser Anschauung beistimmte. Ich entgegnete daher nur: „Ich fühle weder das Verlangen, Professor Mommsens Ansichten noch denen irgend eines anderen beizupflichten. Auf den Krieg kann dieser Aufsatz selbstverständlich keinen Einfluß haben. Dieser Krieg kann nur mit einer Niederlage Spaniens und der Übergabe Spanisch-Westindiens ein Ende finden. Sollte man aber aus diesem Artikel nicht andere Schlüsse ziehen können, Schlüsse, die auf Mommsen selbst zurückfallen? Sollte man ihn nicht fragen, auf welcher Seite seine Freunde, sein Publikum, seine ehemaligen und seine jetzigen Schüler stehen, nicht fragen, ob Spaniens Politik weniger Schäden aufzuweisen habe, als die der Vereinigten Staaten? Sollte man ihn nicht fragen, auf welches Land er trotz aller seiner Mängel größere Hoffnungen setze, und welchem Lande er sich näher verwandt fühle?"

Inwieweit meine Worte Mommsen beeinflußt haben mögen, weiß ich nicht; der Artikel jedenfalls wurde niemals veröffentlicht, und seit jener Zeit kamen auch seine alten freundschaftlichen Gefühle wieder zum Durchbruch. In meinem eigenen Hause, wie auch an anderen Orten war er wieder der alte Mommsen, wie ich ihn früher gekannt hatte. Sehr belustigt war ich eines Tages über einen Ausspruch, den er meiner Frau gegenüber tat, als sie ihm von einem Herrn, als von dem „Ideal eines Mannes" erzählte. „Ist es möglich, gnädige Frau, daß Sie nach einer langjährigen Ehe von einem Manne noch als von einem Ideal sprechen können?" sagte er.

Seine altgewohnte freundliche Gesinnung Amerika gegenüber kam ganz besonders wieder zum Vorschein, als ich ihm zu seinem Geburtstage, — leider dem letzten! — meine Glückwünsche darbrachte. Am liebenswürdigsten zeigte er sich jedoch auf dem Diner, das zu meinem

Abschiede gegeben wurde. Meine Abschiedsrede war sehr lang ausgefallen, länger als eine Stunde, aber ich hatte eine Mission zu erfüllen und war nicht gewillt, ihr vor dem Ende untreu zu werden. Mit eindringlichen Worten hoffte ich mein großes Auditorium davon zu überzeugen, daß mein Vaterland freundlichere Gesinnungen als bisher verdiente. Als ich das Wort ergriff, stand Mommsen auf, trat dicht an mich heran und legte die Hand an die Ohrmuschel, um besser hören zu können. So stand der alte Mann, bis das letzte Wort gesagt war, dann ergriff er meine beiden Hände und schüttelte sie herzhaft — ein Freundschaftsbeweis, wie man ihn selten an ihm erlebte. In dieser Welt war es der letzte Händedruck, den wir tauschten.

Ich wünschte, der Raum, der mir zur Verfügung steht, wäre groß genug, um alle jene Gelehrten der neuen Generation aufzählen zu können, die mich in diesen Tagen mit ihrer Freundschaft beehrten. Eines einzigen aber muß ich hier gedenken, des Mannes, der dazu ausersehen war, mir auf dem eben erwähnten Diner die Abschiedsrede zu halten, — Adolf Harnacks. Mehrfach hatte ich ihn in der Universität tief und glänzend reden hören, näher trat ich ihm jedoch erst auf der Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Akademie, bei der er zu der langen Reihe seiner schon veröffentlichten Schriften ein neues vierbändiges Werk: „Die Geschichte der Akademie" hinzugefügt hatte; ein wundervolles Werk, vom historischen, vom psychologischen, vom philosophischen Standpunkte aus. Die Ansprache, die Harnack bei dieser Gelegenheit hielt, war meisterhaft und seine Beurteilung verschiedener sozialer Berufe lehrreich und energisch kräftig. Ganz besonders erinnere ich mich der Schilderung, die er von Leibniz entwarf, der einer der Gründer der Königlichen Akademie gewesen war. Wie er die Charakterzüge und die Verdienste dieses Mannes hervorhob, darin lag eine Meisterschaft, die eine unsterbliche Seele verriet. Ganz besonders brachte er Beispiele für Leibnizens erstaunlich scharfsinniges Urteil über europäische Politik, die bisweilen vom heiligen Geiste inspirierte Weissagungen zu sein schienen. Auch von Friedrich dem Großen wußte Harnack viel Interessantes zu erzählen, das er bei seinen Studien aufgezeichnet hatte. Manches war mir freilich schon bekannt, aber eine kleine, sehr charakteristische, komische Szene, war auch mir ganz neu. Ein Landpfarrer überreichte dem König eine Bittschrift, worin er einen großen Mißstand zur Meldung brachte und um Abhilfe bat. Seiner Pfarrkirche gegenüber, auf der anderen Seite eines Flüßchens in Schlesien, lag eine andere Kirche, in welcher ein junger Prediger den Gottesdienst leitete. Dieser junge Geistliche machte seinem älteren Amtsbruder die ganze Gemeinde abspenstig. Friedrich der Große schrieb auf die Rück-

seite des Gesuches: „Er soll auf die andere Seite des Flusses predigen gehen, das wird ihm seine Gemeinde wieder zuführen."

Hört man Harnack und seine bedeutenden Kollegen in der Universität oder in der Akademie oder in privaten Kreisen wissenschaftlich oder populär diskutieren, so wird es einem klar, warum die Berliner Universität, obwohl eine der jüngsten, doch die bedeutendste der ganzen Welt ist.

Amerika, Deutschland

und der Krieg mit China (1899–1902)

Ein freudiges Ereignis dieser Tage war der Besuch des Ex-Präsidenten Harrison und seiner Gemahlin in Berlin. Der Präsident hatte gerade seine langwierige ermüdende Tätigkeit als Schiedsrichter in der Venezuela-Affäre in Paris beendet und fühlte sich nun in dem Bewußtsein treu erfüllter Pflichten als freier Mann sehr wohl und glücklich. Von allen Seiten wurden dem Ehepaare die höchsten Auszeichnungen zuteil. Der Kaiser übersandte ihnen eine Einladung zu den Festlichkeiten, welche der Königin und Königin Mutter von Holland zu Ehren in Potsdam veranstaltet wurden, und begrüßte sie nicht nur mit Achtung und Courtoisie, sondern geradezu freundschaftlich. Der Kaiser ließ sich mit dem Präsidenten in ein längeres Gespräch ein, das die verschiedensten Themata von öffentlichem Interesse berührte. Er sprach über einige Amerikaner, die er im Laufe der Zeit kennen gelernt hatte, über das Wachstum unserer Flotte, über neuere Ereignisse in der Geschichte unseres Landes usw. und schloß wie gewöhnlich mit einem Hinweis auf die herrliche Musik, die wir gerade gehört hatten. Beim Souper nötigte der Monarch Frau Harrison als Tischnachbarin an seine Seite, die Kaiserin den Präsidenten an die ihre. Einige Zeit darauf fand dem Präsidenten zu Ehren beim Fürsten Hohenlohe ein Diner statt, zu dem eine ganze Reihe der ersten Würdenträger des Staates Einladungen erhalten hatten. Auch mir machte es große Freude, dem ersten Beamten unseres Staates in meinem Hause mit einer Soiree, die von ungefähr zweihundert Amerikanern unserer Berliner Kolonie besucht wurde, und mit einem Diner, auf dem Harrison und seine Gemahlin Deutschlands erste Vertreter auf den verschiedensten Gebieten kennen lernten, meine Hochachtung beweisen zu können.

In einem anderen Kapitel dieser Memoiren habe ich Harrison einen kühlen Charakter und einen Mann von zeitweise abstoßendem Wesen genannt. Da diese Charaktereigenschaften weder in Berlin noch später in New York zutage traten, wurde mir klar, daß das kühle Gebaren, das ich in Washington bemerkt hatte, namentlich als Roose-

velt, Lodge und andere den Präsidenten bestürmten, den auf Klassen beschränkten Zivilstaatsdienst zu erweitern, nur darauf abgesehen war, sie davon abzuhalten, seine ohnehin viel beschäftigte Zeit in Anspruch zu nehmen. Hier in Berlin erschien mir der Präsident in einem ganz anderen Lichte, er konnte Menschen und Ereignisse nicht nur ernst und tief erfassen, sondern auch sehr humoristisch. Sein ganzes Wesen war unbefangen, schlicht, liebenswürdig und doch würdevoll.

Im Winter 1899/1900 wurde ich abermals um eine Erfahrung reicher, die mir bewies, was einem Vertreter der Vereinigten Staaten infolge der mangelhaften Fürsorge, die man in Amerika dem diplomatischen Dienst zuteil werden läßt, im Auslande alles zustoßen kann. Wie schon erwähnt, war es mir bei meiner Ankunft in Berlin sehr sauer geworden, eine geeignete Wohnung ausfindig zu machen. Nach endlosen Mühen hatte ich aber schließlich doch eine große zweckentsprechende Wohnung im vornehmen Viertel von Berlin gefunden, die freilich den Übelstand hatte, daß meine Gäste fünfundsiebzig Stufen steigen mußten, ehe sie mich fanden. Aber obwohl noch durch Reparaturen, Neuanschaffungen und Ausstattungen der Gehalt meines ersten Jahres mehr als drauf gegangen war, wünschte ich mir immer noch Glück zu meinem behaglichen, schönen zweckentsprechenden Heim. Da erhielt ich plötzlich nach Verlauf von zwei Jahren von dem Eigentümer des Hauses ohne vorhergehende Kündigung die Nachricht, mein Kontrakt wäre annulliert, er hätte das Haus verkauft. Es hatte den Anschein, als sollte die amerikanische Botschaft eines schönen Tages an die Luft gesetzt werden. Ich befand mich in einer sehr peinlichen Lage. Es war zu Anfang der Saison, die eine ganze Reihe gesellschaftlicher Pflichten für mich mit sich brachte; daher bemächtigte sich meiner ein Gefühl, das, wie ich offen sagen muß, nicht gerade von Achtung vor der Weisheit derer, die in unserem Vaterlande am Ruder stehen, beseelt war. Zum Glück hatte ich darauf bestanden, dem Mietskontrakt eine Klausel anzufügen, nach der es fraglich war, ob der Besitzer mich vor der Zeit und ohne vorhergehende Kündigung aus dem Hause weisen durfte. Nach den deutschen Gesetzen war es freilich nur ein sehr schwacher Stützpunkt; ich berief mich jedoch darauf und brachte schließlich, dank der entgegenkommenden Haltung des zukünftigen Besitzers einen Vergleich zustande, der mich ermächtigte, noch ein Jahr in meinen Räumen zu bleiben. Für einen Amerikaner, der das richtige Gefühl für die Stellung hat, die wir im Auslande einnehmen sollten, mag es von Interesse sein, daß der Käufer des Hauses, — nicht nur des einen Stockwerkes, das ich bewohnte, sondern des ganzen Hauses vom Keller bis zum Dachstuhl, — das kleine Großherzogtum Baden war, das in

diesen Räumen für seinen Gesandten, dessen Sekretäre und andere zur Gesandtschaft gehörende Persönlichkeiten ein Heim in der Hauptstadt des Deutschen Reiches begründen wollte.

Nach dem Prinzip Auge um Auge, Zahn um Zahn, möchte ich hier noch einmal die Aufmerksamkeit, wenn auch nicht auf das Unrecht lenken, das mir persönlich durch diese Politik oder vielmehr durch diesen Mangel an Politik zugefügt wurde, denn ich wußte, was meiner wartete, sondern darauf hinweisen, welch ein Schimpf unserem Lande und der Stellung unserer Nation vor der ganzen Welt durch diesen Mangel an Fürsorge angetan wird. Noch einmal fordere ich im Interesse des Staates, daß unsere Regierung in jeder Hauptstadt, wo sie vertreten ist, ein Haus oder Räumlichkeiten, die dem Zweck der Vertretung und der Stellung Amerikas entsprechen müssen, kauft oder auf Jahre hinaus fest mietet.

Das Frühjahr 1900 brachte Berlin ein historisches Ereignis. Am 19. März und den beiden darauffolgenden Tagen konnte die königliche Akademie der Wissenschaften auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken. Auf Wunsch des Kaisers beging man diese Tage in aller nur erdenklichen Pracht durch eine Reihe glänzender Feste. Den Anfang machte ein feierlicher Empfang der Deputationen aus allen Teilen der Welt im großen Saale der Akademie. Ich hatte dabei die Smithsonian-Institution in Washington zu vertreten, meine Landsleute, die Professoren White und Wolf von der Harvard-Universität die amerikanische Akademie der Wissenschaften. Es war ein überaus glänzendes Schauspiel, das sich unseren Blicken darbot, da abgesehen von den amerikanischen und schweizerischen Deputationen alle Delegierten in den Trachten der Körperschaften, die sie vertraten, erschienen waren; die meisten Kostüme waren äußerst pittoresk, einige hatten sogar ein mittelalterliches Aussehen. Besonders die Deputierten der alten Universitäten Würzburg und Prag schienen mir direkt aus dem 14. Jahrhundert zu kommen.

Fanfaren verkündeten mit dem Beginn des Festes die Ankunft des Kaisers. Ihm voran betraten die Minister, die das Banner des Reiches, Schwert und Reichssiegel trugen, und Generale, denen Krone und Reichsinsignien anvertraut waren, den auf das prächtigste geschmückten Saal. In dem Gefolge befanden sich die höchsten Beamten des deutschen Reiches und des Königreichs Preußen. Als der Kaiser auf seinem Throne Platz genommen hatte, kündete Musik den Beginn der Feier an. Dann folgten einige Reden und die Verlesung der Ehrentitel, die man bei dieser Gelegenheit hervorragenden Gelehrten aller Länder und Erdteile verliehen hatte. Es machte mich stolz, auch die

Namen einiger Landsleute, der Professoren Gibbs von der Universität Yale, James von der Harvard-Universität und Rowland von der Universität John Hopkins aufrufen zu hören.

Die Rede des Kaisers war charakteristisch. Man vernahm es aus seinen Worten heraus, daß er mit ganzem Herzen bei der Sache war, daß es ihn mit Stolz erfüllte, Deutschlands Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft konstatieren zu können, und daß ihm daran lag, alles, was in seiner Macht stand, aufzubieten, um ihr zu immer reicherer Blüte zu verhelfen. Als ich mich nach Schluß dieses glänzenden Festaktes mit meinen beiden Kollegen auf den Heimweg machte, sagte der eine: „Bin ich auch Amerikaner und Republikaner, so muß ich doch bekennen, daß es mir imponiert, wenn in einem monarchischen Staate ein Fest von solchem Pompe begleitet ist, wie wir das eben erlebt haben." Als ich einige Tage darauf mit anderen Botschaftern zum Kaiser zur Tafel befohlen war, nahm ich diese Gelegenheit wahr, ihm die Äußerung meines Landsmannes zu übermitteln. Der Kaiser lachte sehr herzlich und sagte: „Ihr Freund hat vollständig recht; ein Monarch soll Monarch sein. Dom Pedro von Brasilien versuchte andere Wege einzuschlagen und erlitt Schiffbruch."

In anderer Weise fesselten die Feierlichkeiten, die zum Feste der Großjährigkeit des Kronprinzen des Deutschen Reiches am 6. Mai 1900 stattfanden. Kaiser Franz Josef von Österreich hatte zu diesem Festtage seinen Besuch angekündigt, und wohl eine Woche vorher war Berlin in voller Tätigkeit, um diesem Gaste zu Ehren Straßen, Häuser und Plätze auf das schönste zu schmücken. Den Glanzpunkt bildete der Pariser Platz am Brandenburger Tor, wo man Triumphbögen und Obelisken errichtet und die angrenzenden Häuser zur Bewillkommnung mit patriotischen Emblemen versehen hatte. Am Morgen des 4. Mai traf der Kaiser von Österreich ein; als er in der Uniform seines preußischen Regiments an der Seite Kaiser Wilhelms, der die Uniform seines österreichischen Regiments trug, den Boden der Reichshauptstadt betrat, wurde er vom Oberbürgermeister sehr herzlich willkommen geheißen. Und während er die herrlich geschmückten Linden entlang dem kaiserlichen Schlosse zufuhr, da begrüßte ihn überall eine stürmisch jubelnde Menge. Diese Jubelrufe waren der Ausdruck aufrichtiger Verehrung und Freundschaft, da jeder loyal gesinnte Deutsche sich dessen wohl bewußt ist, in dem Kaiser Franz Josef einen treuen Freund und Bundesgenossen zu besitzen.

Abends fand im Opernhause eine Galavorstellung statt, zu der man nichts Besseres zu erwählen gewußt hatte, als Aubers „Das eiserne Roß". Die Musik dieser echt französischen Operette, der ein chine-

sisches Feenmärchen zugrunde liegt, ist leicht und gefällig. War die Ausstattung auf der Bühne auch glänzend, so muß man doch sagen, das versammelte Auditorium war noch glänzender. Alle Herrscherhäuser der Welt hatten ihre Vertreter abgesandt; man erblickte die Thronerben Englands und Italiens, den Großfürsten Konstantin von Rußland und eine ganze Reihe anderer Herrschersöhne und Fürstlichkeiten. Ich hatte meinen Platz neben Sr. Exzellenz, dem chinesischen Gesandten, der samt seinen Sekretären und Attachés sehr von der Aufführung erbaut zu sein schien. Als ich ihn durch seinen Dolmetscher fragen ließ, wie ihm die Oper gefiele, antwortete er: „Sehr gut! An dieser Aufführung können die Europäer sehen, daß man sich auch in China zu amüsieren versteht.“ Daß der Text nur eine Parodie auf chinesische amtliche Verhältnisse war, schien ihm vollständig entgangen zu sein, wenn er es nicht vielleicht diplomatisch ignorierte.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Audienz beim Kaiser, um ihm die Glückwünsche des Präsidenten zu überbringen. Nachdem Se. Majestät mir seinen Dank ausgesprochen hatte, stellte er mich dem Kronprinzen, der an seiner Seite Platz genommen hatte, vor, und ich benutzte die Gelegenheit, auch ihm die Wünsche Mc Kinleys zu übermitteln. Hierauf folgte ein feierlicher Gottesdienst in der Schloßkapelle. Dr. Dryander hielt eine sehr ergreifende Ansprache, der Domchor sang, und ein großer militärischer Bläserchor spielte hoch über uns. Nach der Rede trat der Kronprinz an den Altar heran, an dieselbe Stelle, wo ich vor zwanzig Jahren seine Eltern als Brautpaar gesehen hatte, und legte hier, während er die Rechte zum Himmel erhob und mit der Linken die kaiserliche Fahne umspannte, den feierlichen Eid ab, den ihm der Oberst seines Regiments vorsprach. Dann umarmten ihn Vater und Mutter, und die Fürstlichkeiten gratulierten. Die Botschafter, die Gesandten und das diplomatische Gefolge wurden im Weißen Saale von dem Kaiserpaare empfangen; dann schritt der Kronprinz den Zirkel ab und sagte jedem von uns unbefangen männlich einige freundliche Worte. Der Prinz ist größer von Wuchs als sein Vater, hat ein intelligentes, sympathisches Äußere und scheint für die Stellung, zu der er ausersehen ist, wohlgeeignet, wenn er wohl auch nicht die mannigfaltigen hohen Gaben besitzt, die seinen Vater, den Kaiser Wilhelm II., so bedeutend machen.

Abends fand im Weißen Saale des Kaiserlichen Schlosses eine Galatafel statt, an der Hunderte von Gästen teilnahmen, unter ihnen der Kaiser von Österreich, der König von Sachsen und andere hohe Fürstlichkeiten, die diplomatischen Vertreter auswärtiger Staaten und die ersten Beamten des Reiches. Gegen Ende der Tafel erhob sich

Kaiser Wilhelm und begrüßte allem Anscheine nach aus dem Stegreife seine Gäste; der Kaiser von Österreich-Ungarn las seine Erwiderung, herzliche, zum Feste stimmende Worte, ab.

Daß dieser Besuch des österreichischen Monarchen viel dazu beitrug, das Band, das die beiden Reiche miteinander vereinigte, inniger zu gestalten, davon legten nicht nur die Hurrarufe der dem Kaiser zujubelnden Menge und die begeisterten Lobreden der Presse, sondern auch noch eine ganze Menge anderer Zeichen der Verehrung und Liebe Zeugnis ab. Ganz besonders fiel es auf, daß bei der Ausschmückung der Stadt neben der österreichischen auch die ungarische Krone und Fahne vielfach Berücksichtigung gefunden hatte; wie man aus ungarischen Tagesblättern ersehen konnte, war das in Ungarn sehr günstig aufgenommen worden. Diese Begegnung hat den Dreibund von neuem gekräftigt und die Friedensaussichten wenigstens für die Zeit, die Kaiser Franz Josef noch unter den Lebenden weilt, gesichert. Was nach seinem Tode geschehen wird, liegt noch im Dunkel verborgen. Sein Nachfolger eignet sich absolut nicht für seine hohe Stellung, nimmt gar nicht für sich ein und stößt eher ab. Dem Jesuitenzögling bringt die gesamte Bevölkerung, Protestanten wie Katholiken, das größte Mißtrauen entgegen. Jeder strenge Katholik wäre dem Volke willkommen, aber den Jesuitenschüler fürchtet es; denn es weiß nur zu genau, welches Unheil die Jesuiten dem Reiche gebracht haben und jedem Reiche bringen müssen, in dem sie die Zügel in die Hände bekommen. Sein Vorleben weist keine Heldentaten auf, und es liegt kein Grund für die Annahme vor, daß er sich geändert haben sollte. Kaiser Franz Josef genießt die Liebe seiner Untertanen wie vor ihm kaum ein zweiter Herrscher der Welt. All die Trübsal, die sein Leben verfolgte: schwere Niederlagen in den Kriegen mit Frankreich und Deutschland, der Selbstmord seines Sohnes und Thronerben, die Ermordung seiner Gemahlin, Familienzwistigkeiten, die in neuerer Zeit viel von sich reden machten, haben in seinem Volke eine schwärmerische Liebe zu ihm wachgerufen, der sich die größte Hochachtung vor seinen Geistesfähigkeiten zugesellt. Es war das zweitemal, daß ich ihm begegnete. In Dresden, wo ich dem Kaiser vor zwei Jahren vorgestellt wurde, bot sich mir nicht Gelegenheit zu einer ausgedehnteren Unterhaltung. Dieses Mal aber ließ er sich in ein längeres Gespräch mit mir ein; ich merkte, daß er die Ereignisse der Weltgeschichte bis in die entlegensten Gebiete mit Interesse verfolgt hatte. Er sprach über die Vervollkommnung unserer Armee, über unsere Siege in dem Krieg um die Philippinen, über die Ausdehnung der amerikanischen Handelsbeziehungen, und zwar über alles in einer Weise, die davon überzeugte, daß sein

Urteil nicht oberflächlich, sondern das Resultat umfassender Studien und sorgsamer Beobachtung war. Sein Reich, das einem großen Kessel gleicht, in dem eine feindselige Masse, die aus Rassenhaß, Religionszwistigkeiten und politischen Reibereien zusammengesetzt ist, zischt und brodelt, wird nur durch die Liebe und Verehrung, die man dem Oberhaupte entgegenbringt, zusammengehalten. Stirbt aber Kaiser Franz Joseph, dann werden sich die Herzensbande lösen, die noch Rassen, Parteien und Länder zusammengehalten haben, und an seine Stelle wird der Mann treten, der durch unvorhergesehene Umstände der Erbe des Thrones ist. Für Ungarn ist das keine erfreuliche Aussicht, aber auch jeder ferner stehende Beobachter, der an der Weltgeschichte Interesse nimmt, wird mit Besorgnis dieser Zeit entgegensehen.

Ein interessantes Ereignis war in dieser Periode der Besuch eines „Kriegervereins" von Deutsch-Amerikanern, die den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatten, dann nach Amerika ausgewandert waren und jetzt ihrer Heimat einen Besuch abstatteten. Es waren gar kräftige Männergestalten, die sowohl zu der amerikanischen Fahne, die sie mit sich trugen, mit Stolz aufblickten, als auch mit Stolz ihrer Teilnahme am deutsch-französischen Kriege gedachten. Ich knüpfte an die Rede, die der Vorstand dieses Vereins an mich richtete, einige Worte an, die sich auf die falschen Anschauungen bezogen, die in Amerika über Deutschland und die Deutschen verbreitet waren. Ich ermahnte sie, diesen sensationellen Gerüchten keinen Glauben zu schenken und alles zu vermeiden, was zu Zwistigkeiten zwischen den beiden Nationen führen könnte. Ich riet ihnen, ihre Kinder der deutschen Muttersprache und der deutschen Zivilisation nicht zu entfremden, sondern sie stets daran zu erinnern, daß jeder noch so loyal gesinnte Amerikaner, der bestrebt ist, deutsche Kunst, deutsche Geschichte, deutsche Literatur und deutsche Wissenschaft zu pflegen, als ein Bindeglied zwischen beiden Nationen betrachtet werden kann. Ich sprach ganz aus dem Stegreif, aber meine Worte schienen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn es währte nicht lange, so trafen aus den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches und jenseits des Wassers zahlreiche Dankesschreiben an mich ein.

Das Ereignis von welthistorischer Bedeutung war in dieser Zeit die Revolution in China. Die Einleitung dazu bildete die Ermordung des Barons von Ketteler, des deutschen Gesandten in Peking, eines Mannes von hervorragender Begabung und edlen Charaktereigenschaften, dem man eine glänzende Zukunft voraussagte, und der besonders in amerikanischen Kreisen viel freundschaftliche Beziehungen durch seine Ehe mit einer Amerikanerin angeknüpft hatte. Die Auf-

regung, die diese Mordtat hervorrief, steigerte sich noch erheblich dadurch, daß alle Nachrichten aus der chinesischen Hauptstadt verstummten; man befürchtete, das gesamte diplomatische Korps und dessen Familien wären den Attentätern zum Opfer gefallen. Amerikas Verhalten erzielte bei den Wirren, die auf dieses Ereignis folgten, was jeder einsichtige neutrale Beobachter uns auch zugestand, einen schnellen Erfolg. Als ich Ende Juli des Jahres 1900 vor meiner Abreise nach Amerika, wo ich den Sommer zu verbringen gedachte, von meinem Abschiedsbesuche beim Fürsten Bülow zurückkehrte, traf ich einen meiner Kollegen, der zwar nur einen kleinen europäischen Staat vertrat, doch als sehr scharfsichtig und einsichtsvoll bekannt war. Er sagte: „Ich gratuliere Ihnen zu dem Kurs, den Ihre Regierung in diesen fürchterlichen chinesischen Wirren eingeschlagen hat. Die anderen Mächte hatten es sehr eilig, sich in einen Krieg zu verwickeln. Ihr Admiral in Tientsin war der einzige, der den Kopf oben behielt. Die anderen Staaten sahen in den Vertretern des chinesischen Reiches nur ihre Feinde und begaben sich damit jedes Einflusses auf die chinesische Regierung in Peking. Die Regierung in Washington hingegen sah den Fall gleichsam als die Tat eines Empörers an und bestand darauf, die freundschaftlichen Beziehungen zu China aufrecht zu erhalten. Die Folge war, daß man Ihrer Regierung gestattete, mit Ihren Vertretern in Verbindung zu bleiben; so wurde es Ihnen möglich, Informationen einzuziehen und Anordnungen zu treffen, die sowohl dem gesamten diplomatischen Korps, als auch der in Peking stationierten Obrigkeit der verschiedenen Mächte Rettung brachte."

In diesen Worten eines Zeitgenossen lag eine Anerkennung der Fähigkeiten Mc Kinleys und John Hays, die der Nachwelt überliefert zu werden verdient.

Auch in der Folge war die Politik, die wir beobachteten, korrekt. Wir bemühten uns, alle Übergriffe der fremden Mächte auf China zu vereiteln, suchten jedoch zu gleicher Zeit China dem Welthandel zu erschließen. Die deutsche Regierung hingegen war in ihrer Entrüstung über die Ermordung ihres Gesandten in Peking eher geneigt, darüber hinauszugehen, und die Rede, die der Kaiser an seine Soldaten bei ihrer Einschiffung nach dem Kriegsschauplatz hielt, wurde voreilig so gedeutet, als wären sie beauftragt, alles kurz und klein zu schlagen und alles sich untertan zu machen. Selbst nachdem der erste Aufschrei der Empörung über die chinesische Greueltat verhallt war, schien es, als wenn das Ultimatum der Mächte Forderungen enthielt, die nie erfüllt werden konnten, Forderungen, die sie in einen langwierigen, grausamen Krieg zu verwickeln drohten, ja vielleicht eine noch schlim-

mere Katastrophe herbeiführen konnten. Amerikas Politik wurde in Peking von unserem Gesandten Conger und im Auslande von den übrigen Vertretern der Vereinigten Staaten mit Ruhe, aber kraftvoll durchgeführt; es war für mich ein glücklicher Tag, als ich eines Morgens vom Auswärtigen Amt in Berlin die Zusicherung erhielt, Deutschland beabsichtige die Bedingungen, welche die gesamten Mächte der chinesischen Regierung gestellt hätten, nicht „unwiderruflich" aufrecht zu erhalten. Ich hatte bei den Konferenzen auf dem Auswärtigen Amt stets betont, daß die Vereinigten Staaten ebenso dringend wie alle übrigen Mächte darauf bestehen würden, daß die Missetäter zu bestrafen wären, daß es jedoch keinen Sinn hätte, von der chinesischen Regierung zu verlangen, daß sie Angehörige des chinesischen Herrscherhauses oder Befehlshaber ihrer Armee zur Verantwortung ziehe, eine Forderung, die zu erfüllen gar nicht in ihrer Macht stünde. Ebenso töricht wäre es aber auch, von China eine Entschädigungssumme zu beanspruchen, die das Land nicht aufzubringen vermöchte. Wir gingen keinen Quichoterien nach, sondern verfolgten ein greifbares Ziel, und wenn wir unausgesetzt die „Politik der offenen Tür" im Auge behielten, so geschähe das nicht nur zu unserem, sondern auch zum Vorteil aller anderen Mächte. Naturgemäß gäbe es auch eine ganze Kategorie von Angelegenheiten, in denen wir mit der größten Kaltblütigkeit ausschließlich unsere eigenen Handelsinteressen verfolgten. Die Japaner, die dieser Frage ein größeres Verständnis entgegenbrächten als die westlichen Mächte, wären mit unserer Politik durchaus einverstanden; denn es stelle sich von Tag zu Tag deutlicher heraus, daß sie die einzig richtige wäre.

Am 4. Juli begingen wir in Leipzig das Fest unserer nationalen Unabhängigkeit. Man hatte mich ersucht, den ersten Toast auszubringen; da ich bei früheren Gelegenheiten stets die Präsidentschaft im allgemeinen berücksichtigt hatte, stellte ich mir dieses Mal die Aufgabe, den persönlichen Charakter und die Bestrebungen des derzeitigen Präsidenten in den Vordergrund zu rücken. Zu meiner Freude entnahm ich aus der Art, wie die deutsche Presse sich über meine Rede äußerte, daß die Ungerechtigkeiten, unter denen wir so viel zu leiden gehabt hatten, im Rückzuge begriffen zu sein schienen.

Während der Monate August und September, die der Wahlkampagne, die Mc Kinleys Wiederwahl brachte, vorausgingen, befand ich mich in den Vereinigten Staaten. Die Hitze in diesem Sommer war unerträglich; es war die heißeste Zeit, die ich je in Washington erlebt habe. Alle Welt schien durch sie mitgenommen und erschlafft zu sein. Bei meiner Ankunft im „Arlington Hotel" traf ich dort zwei Freunde,

die durch die Hitze so entnervt zu sein schienen, daß der eine aus Furcht vor einem Hitzschlage sich nicht traute, bis zur Eisenbahnstation zu fahren, von wo er mit dem Zuge nach Chicago heimreisen konnte. Kehrte man abends in das Hotel zurück, so glaubte man sich in einen Backofen zu begeben. Die höheren Beamten waren fast alle verreist, die übrigen kaum fähig, irgend etwas zu leisten. Es gab jedoch eine Ausnahme. Als ich das Weiße Haus betrat, um dem Präsidenten meine Aufwartung zu machen, fand ich in ihm den einzigen Mann in ganz Washington, der von der Tropenglut unberührt kühl und heiter geblieben war und sich auch von der Last der Geschäfte nicht hatte niederdrücken lassen. Obwohl die Angelegenheiten in Kuba, Portorico, auf den Philippinen und in China, wie auch die Wahlkampagne, die damals gerade im Gange war, alle seine Gedanken in Anspruch nehmen mußten, hatte er für alles Zeit und schien sich über nichts Sorge zu machen. Er hielt mich über eine Stunde in seinem Bureau zurück und sprach gelassen alle Ereignisse mit mir durch, die in Deutschland die Gemüter in so gewaltige Erregung versetzt hatten.

Seine Beurteilung der öffentlichen Angelegenheiten zeigte heute wie einst im Jahre 1884, als ich ihn in Chicago auf der Nationalversammlung kennen lernte, den gleichen ruhigen Blick und die gleiche Schärfe. Ganz besonders überrascht wurde ich durch die Antwort, die der Präsident mir auf meine Frage, ob er während der Wahlkampagne Ansprachen zu halten beabsichtigte, gab. Er entgegnete mir darauf: „Nein, einige meiner Freunde haben mich freilich gedrängt, ich sollte es tun, ich lasse es aber. Ich beabsichtigte der Politik Folge zu leisten, die frühere Präsidenten schon beobachtet haben, und die auch ich für die richtige halte: die Amerikaner haben mein System kennen gelernt; sie besitzen reichliches Material, sich ein Urteil über mich zu bilden; diesem Urteile werde ich mich fügen.“ Er sprach diese Worte so schlicht und gelassen, daß man von seiner Aufrichtigkeit überzeugt sein mußte. Im Augenblick war ich mit diesem Entschluß nicht einverstanden; aber die Zukunft bewies mir, daß er recht gehabt hatte.

Anfangs des Jahres 1901 kehrte der zweihundertste Jahrestag der Aufrichtung des Königreichs Preußen wieder. Alle Staaten der Welt entsandten ihre Vertreter nach dem preußischen Königshofe. Im Auftrage des Präsidenten der Vereinigten Staaten sprach ich dem Monarchen in folgenden Worten meine Glückwünsche aus:

„Ew. Majestät! Der Präsident hat mich beauftragt, Ew. Majestät seine herzlichsten Glückwünsche zu dem zweihundertjährigen Jubiläum des Königreichs Preußen auszusprechen, ihnen die besten Wünsche für Ew. Majestät sowie der ganzen königlichen Familie Gesundheit und

Wohlbefinden hinzuzufügen und die Hoffnung auszusprechen, daß Ew. Majestät Königreich auch fernerhin Gedeihen und Segen geschenkt sein möge!

Zu gleicher Zeit fühle ich mich vollauf berechtigt in demselben Sinne auch die Glückwünsche der ganzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten auszusprechen! Das Band, das die beiden Nationen miteinander verbindet, hat mit den Jahren stetig an Halt und Festigkeit gewonnen. Materielle gemeinsame Interessen hat der Handelsverkehr, der von Jahr zu Jahr gestiegen ist, geschaffen; wenn man von tieferen Herzensgefühlen reden soll, so wird es kein Amerikaner, der seine Geschichte kennt, je vergessen, daß das Haus Hohenzollern eine der ersten Mächte Europas war, die sich bereit zeigte, Amerikas Unabhängigkeit anzuerkennen, und daß Friedrich der Große als erster einen Vertrag mit uns schloß. Dieser Vertrag ist ein Markstein in der Geschichte des internationalen Rechts und das einzige, was man damals bedauern mußte, war, daß die Welt nicht vorgeschritten genug war, ihn genügend zu schätzen. Ebenso werden wir es Deutschland stets danken, daß es die einzige fremde Macht war, die uns während unseres Bürgerkrieges, dem zweiten Kampf, den wir um unsere Existenz auszufechten hatten, mit seinen Sympathien zur Seite stand.

Und ebenso fühle ich mich in Anbetracht dessen, daß Ew. Majestät höchste Interessen der Bildung zugewandt sind, berechtigt, hier meinen innigsten Dank für die Dienste auszusprechen, die Deutschland den Vereinigten Staaten damit geleistet hat, daß es in so großmütiger Weise amerikanischen Schülern seine Universitäten, seine technischen Schulen, seine Konservatorien, seine Akademien, seine Museen und seine Bibliotheken zur Verfügung stellt. Jede amerikanische Universität, jede höhere Lehranstalt erkennt die Tatsache an, daß in höheren Wissenschaften, in Literatur und Kunst in erster Linie Deutschland unser Lehrmeister gewesen ist. Möge es mir gestattet sein Ew. Majestät hiermit zu erklären, daß, wenn wir auch England naturgemäß als unser Mutterland betrachten, doch Deutschland uns in gleichem Maße verwandt zu werden anfängt, nicht nur als Vaterland einer großen Anzahl amerikanischer Bürger, sondern als Urquell aller geistigen Kultur, die von unsern Universitäten und unsern höhern Schulen ausgeht.

Gestatten mir Ew. Majestät, hier noch einmal die besten Wünsche des Präsidenten und des Volkes der Vereinigten Staaten zu wiederholen. Möge der Segen des Himmels Ew. Majestät, dem Hause Hohenzollern, dem Königreich Preußen und dem Deutschen Reiche erhalten bleiben!"

In seiner Erwiderung sprach sich der Kaiser in sehr freundlichen Worten über das Telegramm, das er am Morgen von dem Präsidenten

der Vereinigten Staaten erhalten hatte, aus und gab in ernsten Worten seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Zeit kommen werde, in der die drei großen Nationen germanischer Abkunft in allen Streitfragen der Welt fest zueinander halten würden.

Die religiöse Feier in der Schloßkapelle mit dem herrlichen Gesang, das Bankett mit den entsprechenden Reden der Monarchen und die Galavorstellung im Opernhause nahmen einen glänzenden Verlauf. Nichtsdestoweniger wird eine kleine Szene, die ich im Opernhause erlebte, von all diesen Festlichkeiten am längsten in meinem Gedächtnis haften bleiben. Das Programm bestand aus zwei Teilen. Den ersten Teil bildete ein Melodrama, eine in Verse gebrachte Verherrlichung Preußens; den zweiten Teil füllte ein Schauspiel in vier langen Akten mit vielen musikalischen Intermezzi, das den Großen Kurfürsten und das Haus Hohenzollern glorifizierte. Wenn es auch vorzüglich ausgestattet war und glänzend gegeben wurde, so währte es doch viel zu lang. In der Botschafterloge herrschte eine stickende Hitze. Plötzlich beugte sich der französische Botschafter, Marquis de Noailles, ein äußerst liebenswürdiger, höflicher, bescheidener Mensch, zu mir hinüber und sagte in mitleidigem Tone: „Wie langweilig das für die sein muß, die deutsch verstehen! (Comme ça doit être ennuyeux à ceux, qui comprennent l'Allemand!) Dieser Stoßseufzer der Langeweile aus dem Munde eines Mannes, der von dem ganzen Schauspiel nicht ein Wort verstehen konnte, war seiner Ahnen aus den Tagen Saint-Simons und Dangeaus würdig.

Im Sommer darauf wurde meine Familie zu zwei verschiedenen Malen von unaussprechlich großem Kummer heimgesucht. Doch ich muß hier darüber schweigen und erwähne nur, daß ich, wie schon in früheren Jahren, meinen Trost in der Arbeit suchte. Der diplomatische Dienst ist in den Sommermonaten nicht sehr anstrengend, vor allem dann nicht, wenn man über so tüchtige Sekretäre wie ich verfügte. Hatte ich nach einem Verlust, den ich vor Jahren erlitten, meine Zuflucht zu einer wissenschaftlichen Studie über den Charakter und die Werke Johann von Portugals und seiner großen Nachfolger im Zeitalter der Entdeckungen genommen, so lenkte ich jetzt meine Gedanken auf Fra Paolo Sarpi und den guten Kampf, den er in Venedig für Recht und Menschlichkeit kämpfte. Der großen Sammlung von Büchern über dieses Thema, die ich mir hauptsächlich in Italien gekauft hatte, fügte ich noch eine ganze Reihe hinzu, die ich in deutschen Antiquariaten aufgestöbert hatte, und machte mich dann an die Arbeit.

Einer meiner früheren Herzenswünsche war es stets gewesen, ein Werkchen über Fra Paolo zu veröffentlichen. Heute war ich bescheidener

geworden, und beschränkte mich auf eine Studie!*) Die Arbeit tat mir wohl. Die Versenkung in den Charakter dieses edelsten der drei großen Italiener in der Zeit zwischen der Renaissance und der Wiederaufrichtung des Königreichs Italien linderte etwas meinen Kummer. Wenn ich seine Worte las, die so seltsam ruhig in all den Stürmen seiner Zeit blieben, kam auch über mich wieder die Ruhe. Wenn ich von meinem Arbeitstisch in Betrachtungen über diesen Helden, der drei Jahrhunderte vor mir gelebt hatte, versunken auf die Insel Rügen hinabblickte, schien mir die Welt bedeutend weniger düster und trostlos zu sein.

Bald darauf starb die Kaiserin Friedrich. Sie war selbst in der Zeit ihrer tragischen Kämpfe mit Bismarck und in den Jahren ihrer Unbeliebtheit, unter der sie seit meinem ersten Aufenthalt in Berlin schwer zu leiden hatte, gegen die Meinen und gegen mich stets voller Güte gewesen. Als ich ihr damals in Potsdam an der Seite ihres Gemahls, des geliebtesten Herrschers seit Mark Aurel, vorgestellt wurde, war sie eifrig bemüht, mich angenehm zu unterhalten. Sie sprach über amerikanische Kunst und über Morans Colorado-Bilder, die sie kannte und bewunderte, über die deutsche Kunst und über die Madonna von Knaus, die ursprünglich für die russische Kaiserin bestimmt war, später jedoch von Miß Wolfe dem Metropolitane Museum in New York geschenkt wurde. Als ich sie darauf zu der glänzenden Rede beglückwünscht hatte, die ihr ältester Sohn in Bonn, wo er seinen Studien nachging, gehalten hatte, beklagte sie in mütterlicher Weise die Schwierigkeiten, die ein zukünftiger Herrscher auf einer großen Universität zu überwinden hätte. In späteren Tagen, besonders in den Jahren vor ihrem Tode, legte sie in Berlin zur Tafel oder auf ihrem Schlosse in Kronberg, noch mehr ihre große Liebenswürdigkeit an den Tag. Von ihrer Herzensgüte zeugt folgende Erinnerung. Ich hatte einmal ein Porträt von Georg III., das ich vor ungefähr vierzig Jahren auf dem alten Schlosse in Kronberg gesehen hatte, erwähnt. Dieses Bild hatte man seiner Tochter, der Landgräfin von Hessen-Homburg, gesandt, weil sie sehnlichst wünschte, ein ungeschminktes Porträt ihres Vaters zu besitzen. Es stellte den König nicht in der goldgestickten Uniform, nicht mit der gepuderten Perücke und dem zierlich geflochtenen Zöpfchen, wie man ihn auf seinen Staatsporträts zu sehen gewohnt ist, sondern naturgetreu dar. Auf diesem Gemälde ließ sich die geistige Umnachtung des Königs deutlich erkennen. Sein Äußeres schien vernachlässigt, und aus den Augen sprach unendlicher Jammer. Das Haar fiel in langen,

*) Diese Studie ist inzwischen im „Atlantic Monthly" in den Januar- und Februar-Nummern 1904 veröffentlicht worden.

weißen Strähnen über sein Angesicht bis auf die Schultern herab. Dies war von allen Porträts der Welt, das von Karl V. in Florenz ausgenommen, das ergreifendste. Als wir dann auf Georg III. und die Stimmung zwischen Nordamerika und Großbritannien, die jetzt glücklicherweise umgeschlagen ist, zu sprechen kamen, sagte ich: „Wenn ich daran denke, daß man mich als Kind Georg III. verabscheuen lehrte, so ist mir das heute kaum noch verständlich." Die Kaiserin lächelte und entgegnete darauf: „Jedenfalls war das sehr ungerecht, da man mir stets einschärfte, zu Washington in größter Verehrung aufzublicken!"

Dann sprach sie lange über die Stellung ihrer Eltern zu den Vereinigten Staaten während des Bürgerkrieges. Ihren Worten nach hatte sie oft ihren Vater gegen die Königin Victoria für die Union und gegen die Sklaverei Partei nehmen hören. Ihr Urteil über politische Zeitfragen war eines Staatsmannes würdig und war doch in der edelsten Bedeutung des Wortes weiblich empfunden. Als ich sagte, ich hoffte den Tag zu erleben, an dem Deutschland, England und die Vereinigten Staaten sich vereinigten, um den Weltfrieden zu schützen und zu wahren, entgegnete sie, indem sie die Hände faltete: „Der Himmel möge es geben, nur vergessen Sie Japan!"

Die Beerdigung der Kaiserin in Potsdam war dieser hohen Frau würdig. Selbstverständlich gab es auch Pomp und Gepränge, aber es war gedämpft und gemildert. Als die Vertreter der auswärtigen Mächte an den Sarg herantraten, sprach der Kaiser zu mir einfach und herzlich, von seinem und meinem Schmerz. Dann setzte sich unter den Klängen eines Trauermarsches und dem gedämpften Läuten der Kirchenglocken der Zug in Bewegung. Dicht hinter dem Sarge schritten der Kaiser, der König von England und die nächsten Angehörigen des königlichen Hauses; ihnen folgten die Vertreter der fremden Mächte und eine unabsehbare Menge anderer Leidtragender. So ging es durch den herrlichen Park von Sanssouci die schöne Allee hinunter bis zur Friedenskirche, wo man die irdischen Überreste der hohen Frau an der Seite ihres Gatten, Kaiser Friedrichs des Edlen zur ewigen Ruhe bettete.

Berlin, Yale, Oxford und St. Andrews

1901 – 1903

Die trübste Stunde, die ich auf meinem Botschafterposten in Berlin durchlebte, war die, welche mir die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Mc. Kinley brachte. Gerade einen Tag darauf, nachdem Mc. Kinley durch seine erhabene Rede in Buffalo die Bewunderung und das Wohlwollen der ganzen Welt errungen hatte, war die Schandtat geschehen. Dann folgte eine Woche voll Angst und Schrecken, eine Woche, die zwischen Furcht und Hoffnung schwankte. Ich hoffte nichts; denn die Erinnerung an die Ermordung des Präsidenten Garfield, die in die Zeit meines Aufenthalts in Berlin als Gesandter fiel, stand noch zu lebhaft in meinem Gedächtnis. Damals hatten wir, während er um sein Leben rang, gehofft und gehofft, und alles war vergeblich gewesen. Am 14. September in später Abendstunde traf die Nachricht von dem Tode unseres Präsidenten ein, und unsere Wunden bluteten von neuem. Ich bewunderte und verehrte Mc. Kinley nicht nur als Patriot und als Staatsmann, ich hatte ihn als hochgesinnten, edlen Menschen schätzen und lieben gelernt. Wohl nur selten ist ein Tag so trübe umwölkt gewesen, wie jener Sonntag, an dem unsere kleine amerikanische Kolonie zu einer stillen Trauerfeier für ihren Präsidenten in der kleinen Kapelle, die sie in Berlin ihr eigen nannte, sich versammelt hatte. Auch der Minister des Äußern und noch manche andere hohe Staatsbeamten hatten sich uns stillschweigend angeschlossen. Das deutsche Volk war tief erschüttert und bewegt. War es unserem Präsidenten anfangs um des Schutzzolles willen, welcher der deutschen Industrie teuer zu stehen gekommen war, ernstlich gram gewesen, so hatte seine Erklärung für das Reziprozitätssystem, seine Anerkennung der nahen Verwandtschaft beider Nationen und dieses plötzlich hereingebrochene entsetzliche Unglück einen Umschwung der Stimmung hervorgerufen.

Einen von mir hochverehrten Mann, den man früher verunglimpft hatte, jetzt als groß und edel anerkannt zu sehen, war mir ein Trost in all der Trübsal.

In diese Zeit fiel der Höhepunkt einer seltsamen Episode in meiner diplomatischen Laufbahn. Während des chinesischen Krieges fühlte der chinesische Gesandte Lu-Haï-Houan, daß seine Beziehungen zur deutschen Regierung und zu allen übrigen Mächten Europas abgebrochen waren. Infolgedessen suchte er mich öfters in meiner Botschaft auf und brachte zum Glück jedesmal seinen Gesandtschaftsrat Kreyer mit, den ich schon früher in Berlin und in Petersburg als einen Mann hatte schätzen lernen, der eifrig um die Wohlfahrt Chinas bemüht, zu gleicher Zeit aber auch den Vereinigten Staaten, in denen er seine Erziehung genossen hatte, tief ergeben war. Der Gesandte war ein liebenswürdiger, alter hochangesehener Mandarine, von heiterem, freundlichen Wesen, der, hart gegen die demütigenden Verhältnisse, welche die Mißstände in seinem Vaterlande heraufbeschworen hatten, anzukämpfen suchte und jeden kleinen Lichtblick hoffnungsvoll begrüßte. Seine Besuche und meine Gegenbesuche boten uns reichlich Gelegenheit, uns über die chinesischen Fragen offen und rückhaltlos auszusprechen; und nie habe ich mich mehr bemüht, gute Ratschläge zu erteilen. Vor allem bestand ich darauf, daß China den übrigen Staaten für all das Unrecht, das es ihnen angetan hätte, Genugtuung geben müßte; ich legte ihm dann dar, auf welche Weise sich meiner Ansicht nach Chinas Kräfte am besten so vermehren ließen, daß es allen feindlichen Angriffen im Innern und von außen erfolgreich Trotz bieten könnte. Wenn wir von den Händeln mit den Missionaren sprachen, gegen die der Gesandte durchaus nicht fanatisch voreingenommen war, die aber seiner Meinung nach die chinesischen Verhältnisse mißverstanden und so dem Lande sehr geschadet hätten, suchte ich ihn davon zu überzeugen, daß sie die öffentliche Meinung auf ihrer Seite hätten. Sagte sich jedoch die chinesische Regierung, das Treiben der Missionare sei mit der Ruhe des Landes unvereinbar, so wäre der Weg, den sie ihnen gegenüber einzuschlagen hätte, ganz einfach: jedenfalls hätte aber China unter keinen Umständen das Recht, einen Missionar oder einen von ihnen zum Christentum bekehrten Chinesen niederzumetzeln oder zu schikanieren. Meiner Ansicht nach wäre es das klügste, wenn China diese Missionare nach Regelung der Verhältnisse auch noch ferner im Lande dulden wollte; wäre aber eine Ausweisung nicht zu umgehen, so dürfe sie nur auf die schonendste Weise geschehen; auch müßten alle Verluste, die dabei entstehen könnten, in gebührender Form ausgeglichen werden. Selbstverständlich habe China nach den Bestimmungen des internationalen Rechts das unbestreitbare Recht, Leuten, die ihm mißfällig erschienen, den Eintritt zu verwehren oder sie über die Grenze zu weisen. Dieses Recht stände auch allen anderen Nationen zu, würde von ihnen auch reichlich geübt, von keinem

Staate jedoch in dem Maße wie von Amerika, wie das viele Chinesen, die Zutritt zu den Vereinigten Staaten wünschten, an sich selbst erfahren hätten. Wiederholt machte ich den Gesandten darauf aufmerksam, daß bei allen Maßnahmen, welche die chinesische Regierung in bezug auf die Missionare treffen sollte, die größte Schonung am Platze wäre, da eine Wiederkehr der Greueltaten der jüngsten Vergangenheit die übrigen Mächte veranlassen würde, die chinesischen Küsten unter sich aufzuteilen. Sprachen wir davon, wie sich China national heben könnte, so legte ich ein Hauptgewicht auf die Errichtung technischer Hochschulen und suchte die Aufmerksamkeit des Gesandten auf die Leistungen der Vereinigten Staaten und vieler europäischen Nationen zu lenken. Meine Worte schienen dem Gesandten freilich einzuleuchten, aber er meinte, in diesen Dingen wäre gegen den Fanatismus der Chinesen nichts auszurichten. Darauf gab ich ihm den guten Rat, eine Mittelstraße zu wählen, das heißt, das altgewohnte System beizubehalten, zu gleicher Zeit jedoch auch dem modernen Geiste Rechnung zu tragen.

Wir sprachen auch über den Beginn einer Reorganisation der chinesischen Armee und Marine, über bessere Steuersysteme und darüber, welche Staaten auf diesen Gebieten China zum Muster dienen könnten. Ganz besonders überraschte es mich, daß der Gesandte der Ansicht war, die chinesische Moral ließe sich mit dem christlichen Glaubensbekenntnis sehr gut vereinbaren. Er behauptete, die Moral sei der schwächste Punkt an dem christlichen Glauben, und hielt mir einen längeren Vortrag über die Lehre, welche Christus den Menschen gegeben, und die Moral, die Konfuzius gepredigt hatte. Diese Philosophien eines Konfuzianers fesselten mich ungemein, besonders seine Erörterungen über eine Verschmelzung dieser Lehre mit dem Christentum, von der er sich große Vorteile für die Welt versprach. In diesem Mann steckte ein liebenswürdiger, guter Kern und eine persönliche Würde, die dem entsetzlichen Ungemach, das sein Land betroffen hatte, trotzte. Immer wieder trieb ihn das Verlangen, über diese brennenden Fragen mit mir zu verhandeln, in mein Haus. Ich aber durfte hoffen, daß einige von den Ideen, die wir so ausführlich besprochen hatten, da der Gesandte die Absicht hegte, in seine Heimat zurückzukehren, hier auf fruchtbaren Boden fallen würden. Auch sah ich es als eine Folge dieser Unterredungen an, daß Prinz Tschun, der Bruder des Kaisers von China, der nach Berlin gekommen war, um bei Kaiser Wilhelm Abbitte zu tun, mir einen Besuch abstattete. Leider fand er mich nicht zu Hause, ich traf ihn jedoch bei meinem Gegenbesuche an. Es war meinen Zwecken besonders dienlich, daß ich den Prinzen im Kreise aller seiner Würdenträger zu begrüßen die Ehre hatte. Einige dieser Diplomaten flößten mir großes Interesse ein, und

ich nahm sofort die Gelegenheit wahr, ihnen die Ideen zu entwickeln, die meinen Unterredungen mit dem Gesandten zugrunde gelegen hatten. Von dem chinesischen Prinzen freilich versprach ich mir nicht allzuviel; aber der Eifer, mit dem sein Gefolge sich an der Diskussion beteiligte, erweckte, wie ich bekennen muß, mehr denn je die Hoffnung in mir, daß sich China eines Tages doch noch zu einer großen Macht entwickeln und in der Welt eine einflußreiche Rolle spielen könnte.

Dieser Episode folgte eine neue anderer Art. Vor einiger Zeit hatte Andrew Carnegie mir die Ehre angetan, meinen Rat über eine Schenkung, mit der er Schottland, die Vereinigten Staaten und andere Nationen zu bedenken gedachte, einzuholen. Es war mir vergönnt, mich davon zu überzeugen, welche Wohltaten der Welt erwachsen können, wenn ein so edel denkendes, großmütiges Herz, ein so klarer Kopf und eine so freigebige Hand über ein Vermögen zu gebieten hat, wie es selten in den Besitz eines einzelnen Menschen zusammenströmt. Die Pläne und Absichten, welche dieser Mann mir in seinen Briefen darlegte, waren so leuchtend, daß sie wie helle Sonnenstrahlen durch die Wolken drangen, die mir diesen Sommer verdüsterten und trübten. So geschah es, daß ich auf meiner Reise, die ich nach dem Tode meines Sohnes machen mußte, Carnegies Einladung annahm und ihn auf seinem Schloß in Skibo, das an der Nordspitze von Schottland liegt, besuchte. Auf meiner zweitägigen Fahrt von London nach Edinburg und von Edinburg nach Bonar, war ich ganz überrascht, daß auf dem Wege dahin jedes Städtchen, jeder Flecken, jede Hütte Trauer für den Präsidenten Mc. Kinley angelegt hatte. Daß die großen Städte und die öffentlichen Gebäude ihre Fahnen auf Halbmast gestellt hatten, um damit zu zeigen, daß sie an dem Unglück ihrer Schwesternation teilnahmen, schien mir nicht mehr als selbstverständlich; einen tiefen Eindruck machte es aber auf mich, daß auch auf den Türmen der Dorfkirchen und Landhäuser das Trauerzeichen aufgehißt war. Noch nie hat die Geschichte zweier Nationen solche Beweise brüderlicher Gesinnungen erlebt. Dem Himmel sei Dank, das Gefühl der Bruderschaft hatte den Demagogismus überwunden.

Der Besuch bei Herrn Carnegie trug dazu bei, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Der Reiz seiner wundervollen Besitzung, die vierzigtausend Morgen umfaßte, die herrliche Szenerie, das Meer, der Forst, das Moor und die Berge — der ganze Haushalt mit den fremdartigen schottischen Gebräuchen — die Pfeifer in ihrem buntgewürfelten Tartan, die bei Tagesanbruch die Runde machten, — die Orgelklänge, die morgens und abends von dem großen Saal aus das ganze Schloß durchfluteten, — alles das zusammen stärkte meinen

Lebensmut und gab mir neue Kraft. Auch an guter Gesellschaft fehlte es nicht. Da waren Frederic Harrison, ein gescheiter und geistvoller Kopf, den ich bisher nur aus seinen Werken und einem kurzen Briefwechsel kannte; der Erzbischof Sinclair aus London, der so gelehrt war, wie man es von dem Enkel eines Mannes, der mit Washington eng befreundet gewesen war, nicht anders erwartete, und viele andere, die dazu beitrugen, das Leben im Schloß reizvoll zu gestalten. Als ich in Amerika angekommen war, fand ich Gelegenheit, mir die Unterstützung meines alten Freundes, des Präsidenten Gilman, zu sichern und ließ mir, um Carnegies Plan, ein Volksinstitut für höhere wissenschaftliche Forschungen zu errichten, zu fördern, von ihm nähere Data, speziell über Washington, geben.

Die Heimkehr nach Amerika fiel mir dieses Mal recht schwer, aber jene Beschäftigungen und dann vor allem ein Besuch in New Haven zu der Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Universität Yale trugen dazu bei, mich aus meinen trüben Gedanken zu reißen. Die Festlichkeiten in Yale waren sicherlich denkwürdiger Art. Man hatte mir bei dieser Feier eine Ehrung zugedacht, wie sie mir in meinem ganzen Leben noch nicht erwiesen worden war — man hatte mich ersucht, eine der Hauptansprachen zu übernehmen. Da mich aber diese Aufforderung mitten in meiner tiefsten Trauer getroffen hatte, hatte ich sie ablehnen müssen, so dankbar ich auch der Leiter meiner Alma mater, die mich dieser Ehre würdig erachtet hatten, gedachte. Es war ein großes Opfer, das ich damit bringen mußte; mich beschäftigte ein Thema, das ich unter anderen Verhältnissen gerade zu dieser Zeit und vor diesem Auditorium zu gern zur Sprache gebracht hätte. Als ich jedoch der ganz vortrefflich ausgearbeiteten Rede meines alten Studiengenossen Justice Brewer lauschte, mit der er den Präsidenten, den Staatssekretär und viele andere große Geister aus aller Welt zu Ehrendoktoren der Universität Yale ernennen durfte, war es doch ein wohltuendes Gefühl, mich diesem Genusse, ohne durch das Gefühl der Verantwortlichkeit beunruhigt zu werden, in aller Gemütsruhe dankbar hingeben zu können.

Ich selbst hatte in dieser Zeit ein Ereignis zu verzeichnen, das mir naturgemäß große Freude bereitete; die königliche Akademie in Berlin ernannte mich zu ihrem Ehrenmitgliede. Es war eine Ehrung, die ich wohl zu schätzen wußte, ganz besonders deshalb zu schätzen wußte, weil ich dadurch in noch nähere Beziehungen wie bisher zu den Größen der Berliner literarischen Kreise trat.

Ich schließe nun mit der Chronik dieser Periode ab. Als ich nach meiner Rückkehr von Amerika nach Potsdam geladen war, überbrachte

ich dem Kaiser die Grüße des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Kaiser sprach sowohl bei dieser Unterredung, als auch während des nachfolgenden Familiendiners voll Hochachtung und sehr klug von unserem Präsidenten, erwähnte den Sieg, den wir in der Verwaltung der Stadt New York jüngst errungen hatten, äußerte sich sehr anerkennend über die Bestrebungen für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt in Amerika und zeigte sich vor allen Dingen überrascht von den Fortschritten, die unsere Seemacht in letzter Zeit zu verzeichnen hatte.

Aber nicht immer trug unser Gespräch diesen ernsten Charakter. Nachdem wir über manche öffentliche Angelegenheit gesprochen hatten, richtete ich auch die scherzhaft gemeinte Einladung zur Jagd in den Rocky Mountains aus. Der Präsident, der als eifriger Jäger den Kaiser darum beneidete, einen Walfisch erlegt zu haben, ließ ihm nun sagen, er könnte, wenn er seinen Trophäen noch eine andere hinzufügen wollte, in den Rocky Mountains die beste Gelegenheit finden, einen Löwen zu erlegen. Damit wäre Kaiser Wilhelm II. seit Tiglath-Pileser, dessen reiche Jagdbeute auf altassyrischen Denkmälern verewigt sei, der erste Monarch, der einen Löwen getötet hätte. Die liebenswürdige Aufnahme dieser scherzhaft gemeinten Einladung war mir ein Beweis dafür, daß der Kaiser ihr gern gefolgt wäre, hätte es sich nur einrichten lassen.

Mit dem Neujahrstage 1902 begann das fünfte Jahr meines Aufenthaltes in Berlin. Als der Kaiser die Botschafter in seinem Schlosse empfing, äußerte er sich sehr liebenswürdig über den Präsidenten Roosevelt, dessen Tochter er dazu ausersehen hätte, die Taufe an der kaiserlichen Jacht, die in Amerika gebaut wurde, zu vollziehen. Der Kaiser beauftragte mich, dem Präsidenten diese Bitte vorzutragen. Sie wurde denn auch bereitwilligst gewährt, und als Vertreter des Kaisers bei dem Stapellauf wurde sein Bruder, Prinz Heinrich, bestimmt. Kein Mann im ganzen Reiche hätte sich besser für diese Gelegenheit geeignet als er. Als Konteradmiral der deutschen Flotte wurden ihm auf dieser Reise alle erdenklichen Ehrungen zuteil, und sein sympathisches Wesen sicherte ihm einen freundlichen Empfang.

Meine amtliche Tätigkeit wurde jetzt durch einige Feste unterbrochen; zu diesen gehörte auch ein Diner, das der Kaiser am Abend vor der Abreise Prinz Heinrichs nach New York der amerikanischen Botschaft ausrichtete. Der Kaiser hoffte und wünschte, daß die Entsendung seines Bruders dem guten Einvernehmen zwischen beiden Nationen dienen möchte. Nach der Tafel saßen wir noch plaudernd bis gegen Mitternacht beisammen, und in meinem Gedächtnis lebt noch

so manches Wort, das damals gesprochen wurde. Der Kaiser diskutierte lebhaft über Mark Twain und andere amerikanische Humoristen und amüsierte sich köstlich über einen Ausschnitt aus einer amerikanischen Zeitung — ein Rezept zu einem amerikanischen Getränk, das als „Hohenzollern-Punsch" bekannt ist. Wie es in diesem Artikel hieß, sollte Prinz Heinrich in New York mit diesem Trunk empfangen werden. Die Anzahl der Ingredienzen und ihre kunstvolle Mischung, wie sie uns der Kaiser vorlas, war geradezu erstaunlich; es war ein Gebräu, vor dem man zurückschrecken mußte, auch konnte man es nur einer rauhen Seemannskehle ohne Schaden zumuten.

Als wir uns auf der Station von dem Prinzen verabschiedet hatten, konnte ich mich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Freilich wußte ich, daß ihn die große Menge in Amerika herzlich willkommen heißen würde, es gab jedoch dort auch eine große Anzahl fanatischer Hitzköpfe, vor allen Dingen Leute, die durch das Verhalten untergeordneter preußischer Beamten in den polnischen Provinzen erbittert und gereizt waren. Ich bekenne ganz offen, daß mich dieses unbehagliche Gefühl nicht eher verlassen hat, bis ich eines Tages die frohe Botschaft hörte, der Prinz wäre sicher und wohlbehalten an Bord seines deutschen Kriegsschiffes angelangt und auf der Fahrt in die Heimat begriffen.

Eine kleine Szene von diesem Abende verdient vielleicht mehr Erwähnung. Der Zug hatte die Halle verlassen; wir geleiteten den Kaiser, der sehr ernst blickte, an seinen Wagen. Auf dem Wege dahin sagte er: „Die Mission meines Bruders entbehrt jedes politischen Charakters; nur in einem Falle würde sie einen solchen annehmen. Sollten die Anstrengungen, die in einigen Gegenden Europas gemacht werden, um den Anschein zu erwecken, als hätte die deutsche Regierung während Ihres spanischen Krieges eine europäische Allianz gegen die Vereinigten Staaten ins Leben rufen wollen, kein Ende nehmen, so habe ich meinen Bruder ermächtigt, dem Präsidenten gewisse Papiere zu unterbreiten, die solchem Klatsch für alle Zeit ein Ende machen werden." Wie es sich herausstellte, war es nicht nötig; denn der Haltung des Kaisers und der der Regierung wurde in anderer Weise uneingeschränkt recht gegeben.

Im neuen Jahre zog während des ersten Monats vor allen Dingen die Besetzung der Mandschurei durch die Russen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Unsere Regierung beauftragte mich, Deutschlands Aufmerksamkeit darauf zu lenken und die Bewegung der Russen ganz besonders achtsam zu verfolgen. Davon abgesehen hatte ich Deutschland zu veranlassen, die Ausstellung in St. Louis reichhaltig zu be-

schicken. Hier stieß ich auf große Schwierigkeiten. Die Deutschen erklärten sich einstimmig als „ausstellungsmüde", und das war kein Wunder, da eine Ausstellung der anderen auf dem Fuße gefolgt war, bald in diesem Lande, bald in jenem und dann in den verschiedensten Städten Amerikas, von denen jede einzelne eifrig bemüht war, die andere auszustechen, bis daß bei allen auswärtigen Staaten endlich Überdruß sich einstellte. Wenn man aber der Ausstellung in St. Louis Abneigung entgegenbrachte, so hatte das mit der Müdigkeit so gut wie gar nichts zu tun. Das amerikanische Bestechungssystem hatte Deutschland dahin gebracht, allen unseren Ausstellungen mißtrauisch zu begegnen, mochten sie nun in New Orleans, Chicago, Buffalo oder in St. Louis stattfinden; zu gleicher Zeit hatte dieses System aber auch das Gefühl, Deutsche hätten dort nichts zu suchen, in ihnen wachgerufen. Ja, man war vielfach der Ansicht, den Interessen deutscher Produzenten wäre besser gedient, wenn man diesen Ausstellungen aus dem Wege ginge. Trotz alledem hatten die ernsten Vorstellungen, die ich dem Auswärtigen Amte und dem Kaiser machte, den Erfolg, daß man mir die Zusicherung gab, wenigstens die deutsche Kunst sollte in St. Louis gut vertreten sein.

Als im März in meinen amtlichen Geschäften wie im gesellschaftlichen Leben eine Ruhepause eingetreten war, rüstete ich mich zu meinem alljährlichen Ausflug nach Italien, dessen Glanzpunkt mein nun sechster Aufenthalt in Venedig war. Zehn Tage war ich in dieser bezaubernden Stadt von früh bis spät damit beschäftigt, mein Wissen über Fra Paolo Sarpi zu vervollständigen. Auf meinen Besuchen in früheren Jahren hatte ich mich freilich schon mit den Hauptereignissen seines bewunderungswürdigen Lebens bekannt gemacht; dieses Mal traf es sich jedoch, daß ich das Glück hatte, zwei ganz besonders ergiebige Quellen zu entdecken. Erstens machte ich die Bekanntschaft des Reverend Dr. Alexander Robertson, eines glühenden Verehrers Pater Paolos und Autors einer vorzüglichen Biographie von ihm; und zweitens spürte ich einen Haufen seltener Bücher und Manuskripte, die sich auf den großen Venetianer bezogen, auf. Äußerst interessant war der Besuch, den ich in Begleitung Dr. Robertsons den Überresten des Klosters, in dem Pater Paolo gelebt hatte, abstattete. Hier fanden wir, was bisher noch niemand entdeckt zu haben schien, — die kleine Tür, die der Senat der Stadt Venedig auf das Verlangen des Priesters in die Klostermauer hatte brechen lassen, damit er leichter seine Gondel erreichen könnte, ohne Meuchelmördern in die Arme zu laufen, wie sie bereits einmal auf Befehl Papst Pauls V. in der kleinen Gasse nahe des Klosters auf ihn eingestochen und für tot dort hatten liegen lassen.

Als ich nach Berlin zurückgekehrt war, nahm der Kreislauf der Geschäfte wieder seinen Fortgang; aber abgesehen von den Besuchen des Schahs von Persien und des Kronprinzen von Siam ereignete sich nichts, was der Aufzeichnungen wert gewesen wäre. Beide Fürsten konnte man im Opernhause bewundern, wo ihnen zu Ehren eine Galavorstellung gegeben wurde. Der Herrscher Persiens zeigte sich gerade nicht im besten Lichte; denn er sah sich genötigt, sich noch vor Schluß der Vorstellung zurückzuziehen. Er schien vor der Zeit gealtert und entkräftet. Von dieser Vorstellung ist mir hauptsächlich ein sehr interessantes Gespräch mit dem Kaiser in der Erinnerung geblieben; es drehte sich vor allen Dingen um die Sympathien, welche die Bevölkerung Amerikas seinem Bruder entgegengebracht hatte; hierauf stellte der Monarch mich der Kronprinzessin von Sachsen, die als Gast bei ihm weilte, vor. Die Prinzessin war sehr liebenswürdig und unterhaltend und plauderte sehr munter und ungezwungen. Ich war ganz überrascht, als sie einige Monate darauf die Heldin der wohl romantischsten Entführungsgeschichte wurde, die in neuerer Zeit in königlichen Häusern vorgekommen ist.

Eine Aufgabe machte mir damals in meinem Amte große Freude. Nachdem Carnegie das Institut, das seinen Namen trägt, in Washington gegründet und es mit einem Kapital von zehn Millionen Dollar dotiert hatte, hatte er unter anderen auch mich zum Kurator und bald darauf meinen alten Freund Dr. Gilman zum Vorsitzenden dieser Anstalt ernannt. Jetzt war Dr. Gilman in Berlin eingetroffen, um hier die größten Leistungen deutscher wissenschaftlicher Forschung zu studieren. Unsere Exkursionen in die verschiedensten wissenschaftlichen Institute interessierten mich ganz außerordentlich. Was wir hier hörten und sahen, brachte uns reichen Gewinn; nie hat mich eine amtliche Verpflichtung so gefördert, nie eine mir soviel Freude gemacht. Und nie zuvor ist mir so die überlegene Einsicht bewußt geworden, mit der in Deutschland jede Regierung die großen Resultate der Forschung mit Nutzen auf allen Gebieten zu verwerten sucht.

An diese Verpflichtungen schlossen sich neue ganz anderer Natur. Am 19. Juni starb König Albert von Sachsen. In Anbetracht seiner hohen Charaktereigenschaften und des Wohlwollens, das er amerikanischen Staatsbürgern bewiesen hatte, wurde ich beauftragt, seiner Bestattung als Vertreter des Präsidenten der Vereinigten Staaten beizuwohnen. Es war eine sehr interessante Zeremonie, nicht nur deshalb, weil sie entschieden mittelalterliche Züge mit aufwies, sondern auch, weil sie viele feierliche schöne Szenen bot. Vor allem war die Bestattung, die zu später Abendstunde in der Hofkirche stattfand, tief

ergreifend. Vor dem Hochaltar stand der Katafalk, gegenüber Krone, Zepter, Reichsapfel und andere Symbole des Königtumes. Hoch oben auf dem Katafalk befand sich der Sarg, in dem die irdischen Überreste des Königs ruhten. Diesen Aufbau umstand in malerischen Trachten ein Kreis von Kriegern und Pagen, die brennende Fackeln in den Händen hielten. Dem Sarg gegenüber hatten die hohen Herrschaften ihre Plätze eingenommen, in der Mitte der neue König, rechts und links von ihm der deutsche Kaiser und der Kaiser von Österreich. Die nächsten Plätze waren für die Botschafter und für andere Vertreter fremder Staaten bestimmt. Der Neffe des verstorbenen Königs und Bruder des jetzigen Herrschers, Prinz Max, schien in seinem schlichten Priestergewande durchaus nicht in diese glänzende Versammlung hineinzupassen. Seine Erscheinung stand in einem ganz eigenartigen Gegensatz zu all den prächtigen, goldstrotzenden Uniformen, in denen die ihm im Rang größtenteils untergeordneten Prinzen erschienen waren. Der einzige Mißklang an dieser Feier war die Trauerrede; der Priester der Hofkirche, der sie hielt, wünschte augenscheinlich diese Gelegenheit besonders auszunutzen. Statt fünfzehn Minuten währte die Rede eine Stunde und zwanzig Minuten, zum großen Verdruß der hohen Beamten, die ihr während der ganzen Zeit stehenden Fußes beizuwohnen hatten, aber auch sichtlich zum Ärger der beiden Kaiser, deren Sonderzüge nicht abfahren konnten und damit auch den ganzen Fahrplan für das reisende Publikum umstießen.

Alle Verdrießlichkeiten wurden jedoch durch die musikalische Leistung des Dresdener Kirchenchors, der sich eines Weltrufes erfreut, ausgeglichen. Für diesen Zweck hatte man ihn wie das Orchester durch glänzende Kräfte noch verstärkt. Den Höhepunkt der ergreifenden Feier aber bildete der Moment, wo dem Könige die letzten Ehren erwiesen wurden, wo unter herrlichem Gesange, unter dem Dröhnen der Kanonen vom Platze gegenüber, unter dem Läuten aller Glocken der Stadt der königliche Sarg langsam in das Grabgewölbe vor den Blikken entsank.

Am folgenden Morgen wurde ich von dem neuen Könige empfangen. Er schien mir ein geradherziger Mensch, ein echter konstitutioneller Monarch zu sein. Wir sprachen über die wechselseitigen Beziehungen der beiden Nationen, und ich benutzte die Gelegenheit, dem König die Bitte vorzutragen, meinen Landsleuten dasselbe gnädige Wohlwollen wie der Verstorbene zu beweisen.

Im Sommer darauf erwies sich ein näheres Studium verschiedener Industriezweige auf der Düsseldorfer Ausstellung lohnend und interessant. Aber einige Wochen später bot sich mir Gelegenheit zu einer

Reise, die mehr mein persönliches Interesse berührte. Binnen weniger Stunden erreichten mich zwei verschiedene Botschaften, die mir beide gleich unerwartet kamen. Die eine ging von dem Rektor der Universität Yale aus; er beauftragte mich, meine Alma mater bei der dreihundertjährigen Feier der Bodleyanischen Universität in Oxford zu vertreten; die andere kam aus Saint Andrews und brachte mir eine Einladung zu der Installation Andrew Carnegies als Lord Rektor dieser Universität. Beiden Aufforderungen gedachte ich Folge zu leisten.

Die Feierlichkeiten in Oxford waren in jeder Hinsicht interessant. Ganz offen aber bekenne ich, daß mir die Rede im Sheldonian-Theater, mit der man mir den Doktor für Zivilrecht verlieh, die größte Freude bereitet hat. Der erste Teil der Rede, der die Begründung für die Verleihung dieses Titels gab, enthielt einen liebevollen Hinweis auf meinen Anteil bei der Einsetzung eines Schiedsgerichtes während der Haager Friedenskonferenz und lautete für mich sehr ehrenvoll; nichtsdestoweniger ging der zweite mich persönlich näher an. Dieser Teil enthielt eine liebevolle Würdigung einer meiner Schriften, welche die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Theologie im Christentume behandelte. Es kam mir äußerst überraschend! Als ich vor Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt war, sagte ich zu mir selbst: „Mit der Herausgabe dieser Schrift verdirbst du dir deine schriftstellerische Laufbahn für alle Zeiten, jedenfalls für Universitäten und Akademien. Mag es also sein, ich kann nicht anders! Ich schreibe, was ich glaube." Aber siehe da, ganz plötzlich, überraschend und unerwartet wurde mir Würdigung und Anerkennung in diesem großen alten Zentrum religiöser Gedanken und Gefühle zuteil, in dieser Stadt, die einst so reaktionär war, daß man, wie ich mich noch erinnere, einem Manne wie Edward Everett übel mitspielte, weil er die Losungsworte des orthodoxen Glaubens nicht anerkennen konnte.

Die Auffrischung alter und die Anknüpfung neuer Freundschaftsbande werden, wie auch die liebenswürdige Gastfreundschaft, die uns von allen Seiten entgegengebracht wurde, in meinem Gedächtnisse für alle Zeiten unvergeßlich bleiben. Ich war während der letzten fünfzig Jahre wiederholt in Oxford gewesen und jedesmal freundlich aufgenommen worden; diese Bewillkommnung übertraf jedoch alles, was mir bisher geboten worden war.

Allerdings ging es auch hier nicht ohne eine kleine Verdrießlichkeit ab. Auf dem Festessen, das in der Christ Church Hall stattfand, war mir der Auftrag geworden, die anwesenden Gäste mit einer Rede zu begrüßen; ich hatte mir ein Thema gewählt, das, wie ich glaubte,

neu war und Eindruck machen würde. Nachdem ich auf das Überhandnehmen von internationalen Kongressen, Ausstellungen, Konferenzen, akademischen Gedächtnisfeierlichkeiten, Jubiläen usw. usw. hingewiesen hatte, ging ich mit wenigen Worten darüber hinweg, daß alle diese Veranstaltungen geeignet wären, Bande der Freundschaft zwischen den einflußreichsten Persönlichkeiten der verschiedenen Staaten ins Leben zu rufen, und daß sie als ein Förderungsmittel des internationalen guten Einvernehmens anzusehen wären. Hier nun betonte ich als den Kernpunkt meiner Rede, daß man neuerdings mehr als je diese Veranstaltungen für einen Völkerfrieden nutzbar zu machen suchte. Von diesem Gesichtspunkte aus lenkte ich die Aufmerksamkeit meiner Hörer auf die Tatsache, daß der Friedenskongreß im Haag nicht nur ein Schiedsgericht, das Kriege *verhindern* solle, eingesetzt hätte, sondern zu gleicher Zeit sich die Zustimmung aller Nationen zur Einsetzung von Körperschaften, die Kriege „*aufschieben*" sollten, gesichert hätte. Zu diesem Zwecke hätte man internationale „Untersuchungskommissionen" und das System der „sekundierenden Mächte" usw. usw. ins Leben gerufen. Dieses Aufschubssystem wäre darauf berechnet, den feindlichen Parteien Zeit zu lassen, sich eines Besseren zu besinnen und den internationalen Beziehungen neues Leben einzuflößen und sie zu kräftigen. Abgesehen davon hätten diese internationalen Versammlungen freundschaftliche Beziehungen hervorgerufen, die sich als große Friedensmacht gegenüber chauvinistischen Kriegsrednern, sensationellen Zeitungsartikeln und Hitzköpfen im allgemeinen erwiesen hätten. Schließlich regte ich im Hinblick auf die wachsenden Erfolge der Friedensbestrebungen nachdrücklich an, derartige Kongresse in bestimmten Zwischenräumen auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans zu wiederholen und soviel als möglich Deputierte dazu zu beordern.

Zu meinem Bedauern war am folgenden Tag in den Blättern nicht mehr zu finden, als daß ich die altbekannte Wahrheit aufgewärmt hätte, Kongresse wären den friedlichen Gesinnungen der Nationen förderlich. Der Hauptzweck meiner Worte war verloren gegangen. Dieser kleine Zwischenfall war indessen nicht wichtig genug, mir meinen Aufenthalt in Oxford zu verleiden, der nichtsdestoweniger als eine der schönsten Erinnerungen in mir wachbleiben wird.*)

Im gleichen Maße vom Glück begünstigt war auch meine Reise nach St. Andrews. Nachdem das Kollegium der Universität einigen Gästen, unter anderen auch Herrn Choate, dem amerikanischen Botschafter in London, und mir die Doktorwürde verliehen hatte, hielt Andrew

*) Die Rede ist ungekürzt in der „Yale Alumni Weekly" abgedruckt worden.

Carnegie seine Rektoratsrede. Was er sagte, war durchaus originell. Er gab in der Hauptsache eine Erörterung von einem friedlichen Zusammengehen Englands und der Vereinigten Staaten in Fragen der Politik und des Handels, sprach sich dann für einen ähnlichen Zusammenschluß der Staaten des kontinentalen Europas im Interesse des Schutzes ihrer Industrie und des Weltfriedens aus und forderte den deutschen Kaiser auf, sich an die Spitze dieses letzteren Bundes zu stellen. Die Rede war kunstvoll ausgearbeitet und ward effektvoll vorgetragen. Sehr amüsant waren die Zwischenrufe, Fragen und Neckereien der versammelten Studenten, die darauf angelegt waren, den Redner aus dem Konzept zu bringen. Man erzählte mir später, es wäre mehr als einmal vorgekommen, daß Redner in dieser Weise zu Fall gebracht worden wären, und daß einmal durch solche Unterbrechungen eine Ansprache vollständig Schiffbruch gelitten hätte. Carnegies Geistesgegenwart, die er seiner schottisch-amerikanischen Natur verdankte, half ihm über alle Fährlichkeiten hinweg. Er begegnete allen diesen Angriffen mit der größten Gelassenheit und einem köstlichen Humor und hatte bald das ganze Auditorium auf seiner Seite.

Mit meiner Rückkehr nach Berlin nahmen die Vorbereitungen, die ich, ehe ich meinen Botschafterposten niederlegen konnte, zu treffen hatte, ihren Anfang. Schon lange war es bei mir beschlossene Sache, mich mit meinem siebzigsten Geburtstage von allen amtlichen Pflichten zurückzuziehen. Diesem Entschluß zufolge hatte ich beim Präsidenten mein Entlassungsgesuch eingereicht und ausdrücklich betont, daß mein Wille unwiderruflich sei. Als Antwort auf mein Gesuch erhielt ich ein außerordentlich liebenswürdiges Schreiben vom Präsidenten und vom Staatssekretär, in denen meiner Dienste in einer Weise gedacht wurde, die alle meine Erwartungen übertraf.

An meinem Geburtstage wurde ich abermals mit Freundschaftsbeweisen überschüttet. Aus den verschiedensten Teilen der Welt, aus Europa und Amerika trafen Briefe und Telegramme ein, während die in Deutschland lebenden Amerikaner, besonders die amerikanische Kolonie in Berlin, mir eine wundervoll ausgeführte Adresse übersandten; und dann kamen Besucher über Besucher aus allen Klassen der Berliner Gesellschaft. Man wird es mir hoffentlich nicht verargen, daß ich einige dieser Freundschaftsbeweise in diese Memoiren aufgenommen habe. Bald nachdem ich vom Präsidenten Roosevelt das oben erwähnte Entlassungsschreiben erhalten hatte, traf abermals eine Epistel von ihm ein, welche die Aufschrift trug: „An Ihrem siebzigsten Geburtstage zu öffnen." Diesem Geheiß gehorsam löste ich an dem betreffenden Morgen das Siegel und fand eine noch herzlichere Anerkennung als in dem

früheren amtlichen Schreiben. Dasselbe wiederholte sich auch in einem zweiten Briefe, den John Hay, der Staatssekretär der Vereinigten Staaten, an mich gerichtet hatte. Diese beiden Schriftstücke lege ich zu den Schätzen, die ich meinen Enkeln hinterlasse.

Gleich darauf traf auch ein Brief vom Reichskanzler ein, der mich seiner Wertschätzung versicherte. Auch dieses Schreiben soll Ende dieses Kapitels mit den oben erwähnten abgedruckt werden.

Besondere Erwähnung verdient das Abschiedsdiner, das die deutsch-amerikanische Gesellschaft mir zu Ehren im Kaiserhof veranstaltete. Noch niemals hatte ich so viele bedeutende deutsche Vertreter der Politik, der Diplomatie, der Literatur, der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung und des Handels beisammen gesehen. Der Minister des Innern, Graf Posadowsky, der den Vorsitz führte, sprach sehr herzliche Worte, und Professor Harnack von der Universität war beauftragt, mir die Glückwünsche meiner Gastgeber zu übermitteln. Schließlich kam auch ich mit meiner Erwiderung an die Reihe. Während meiner Laufbahn als Gesandter und Minister war es stets mein Bestreben gewesen, gegenüber meinen Landsleuten in der Heimat wie gegenüber jenen, die im Auslande weilten, zu betonen, Deutschland hätte berechtigte Ansprüche auf eine entgegenkommende Haltung Amerikas. Heute war es meine Aufgabe, dieser großen Versammlung bedeutender deutscher Männer in großen Zügen die hervorstechendsten und charakteristischsten Eigenschaften der Bevölkerung Amerikas darzulegen. Wie bei früheren Gelegenheiten, so verfolgte ich auch heute nur den Zweck, ein besseres gegenseitiges Verständnis bei beiden Nationen anzubahnen.

Da der Kaiser in England war, hatte ich meine Abreise auf einen späteren Termin verschoben, als ich anfänglich festgesetzt hatte. Aber der 27. November war mein letzter Tag im Amte. Vormittags wurden meine Frau und ich von den Majestäten in Separataudienz empfangen und leisteten darauf der Einladung zu Tisch Folge. Sowohl der Kaiser als auch die Kaiserin begegneten uns auf das huldreichste. Der Kaiser erörterte in der liebenswürdigsten Weise eine ganze Reihe interessanter Fragen und übergab mir beim Abschiede die große Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. „Es wäre eine Ehre, welche die Herren, die auf diesem Gebiete seine Berater wären, mir zugedacht hätten", sagte der Monarch; aber die Worte, die er dann hinzufügte, verdoppelten den Wert dieser Gabe. Bei meiner Rückkehr fand ich eine große kostbare Vase aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur vor, die mit dem Porträt des Kaisers geschmückt war und seinen Namenszug trug. Ein persönliches Zeichen seiner Huld!

Abends besuchten wir das amerikanische „Thanksgivingdinner"

und verabschiedeten uns dabei von den Mitgliedern der amerikanischen Kolonie. Die folgenden Tage waren von Abschiedsfesten beim Doyen des diplomatischen Korps, dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und dem Reichskanzler vollständig in Anspruch genommen; aber am 5. Dezember sagten wir, von dem diplomatischen Korps und einer großen Schar guter, alter Freunde auf den Bahnhof geleitet, Berlin endgültig Lebewohl.

Unser erstes Ziel war eine schmucke Villa in Alassio an der Riviera di Levante. Da — es war im März des Jahres 1903, mein Garten prangte im reichsten Blütenschmuck, Palmenbäume spendeten uns Schatten, aus dem dunklen Laub der Orangenbäume lugten die goldgelben Früchte hervor, und tief unter uns brausten die Wogen des mittelländischen Meeres — machte ich mich daran, die Erinnerungen meines wechselreichen Lebens niederzuschreiben, nur hie und da unternahm ich Reisen in interessante Gegenden Italiens.

Eine dieser Reisen mag, da sie etwas von der großen Heerstraße abgelegen war, einiges Interessante bieten. Es war ein Ausflug nach Elba und Korsika. Ich bin durchaus kein fanatischer Verehrer Napoleons; aber voller Teilnahme betrachtete auch ich diese kleine Insel an der italienischen Küste, vor allem dann das Stadthäuschen, die ländliche Villa und den Garten, in dem Napoleon jenen Plan, nach Europa zurückzukehren, schmiedete, der dann zur Schlußkatastrophe führte.

Noch interessanter war meine Reise nach Korsika, vor allem aber der Besuch, den ich Ajaccio abstattete. Hier erblickt der Reisende den Altar, vor dem Napoleons Eltern standen, als ihre Ehe eingesegnet wurde, und den Taufstein, an dem Napoleon die Weihe der heiligen Taufe empfing. Da sind die Räume, in denen er geboren wurde und in seinen Knabenjahren mit den Geschwistern spielte und allerlei Schelmenstreiche verübte, ehe er zum Manne herangereift war. Die Einrichtung des Hauses ist genau so erhalten geblieben, wie er sie gekannt hat.

Dem Hause der Bonaparte gegenüber befand sich das stattliche Wohnhaus der hocharistokratischen Familie Pozzo di Borgo. Dieses Haus zog meine Aufmerksamkeit besonders deshalb auf sich, weil es die Wiege war, in der Napoleons früherer Spielgefährte und nachmaliger Rivale, sein erbittertster und rücksichtslosester Feind in späteren Jahren, heranwuchs. Wie ein Hund der Spur eines Wolfes nachgeht, so folgte er der Laufbahn seines Jugendgenossen und ruhte nicht eher, als bis er ihn zu Tode gehetzt hatte.

Nachdem wir alle Anziehungspunkte Ajaccios zur Genüge aus-

gekostet hatten, fuhren wir eine allmählich ansteigende, gut gepflasterte, breite Avenue hinan, die sich in einer Länge von sieben Meilen in vielen Windungen und Krümmungen bis zum Landsitze der Familie Pozzo di Borgo hinaufzieht. Auf einem Hochplateau, von dem aus wir eine herrliche Aussicht genossen, entdeckten wir mitten in einem uralten Park den ländlichen Zufluchtsort dieser Familie. Zu unserer großen Überraschung war dieses Landhaus weder ein Schloß, noch eine Villa, noch ähnelte es irgend einem Bau, wie man ihn sonst zu diesem Zwecke in Italien oder sonst in der Welt errichtet. Es war ein echtes Pariser Stadthaus im Stile der Valoiszeit mit einem Mansardendach, aber war erst vor kurzem gebaut. In der Nähe staunte ich über viele architektonische Einzelheiten, die zu der ganzen Umgebung in noch krasserem Gegensatz standen als der Stil des Gebäudes im allgemeinen. In der gesamten Außendekoration hatte ein Pavillon von den alten Pariser Tuilerien als Muster gedient, und dicht daneben, im Garten, fanden wir geschwärzte und morsche Stücke von Pilastern, deren Embleme und Chiffren bewiesen, daß sie von jenem Teil der Tuilerien, den Napoleon einst bewohnt hatte, herrührten. Da die Familie verreist war, gestattete man uns, das Haus auch von innen zu besichtigen. Wir entdeckten hier Statuen, Porträts, Gemälde, Bücher und Schriften, die Napoleons Erzfeind, dem großen Pozzo di Borgo, angehört hatten und mehr oder weniger sämtlich mit seinen Heldentaten in Verbindung standen. In seiner Bibliothek war eine große Sammlung von Orden und Dekorationen aufgebaut, die ihm von allen Souveränen Europas für seinen erfolgreichen Eifer bei der Jagd auf den gemeinsamen Feind, „den korsischen Oger", verliehen worden waren. Von innen sowohl, als von außen präsentierte sich dieser Palast als ein würdiges Denkmal korsischer Vendetta.

Die beiden Winter, die ich in Alassio verlebte, brachten mir, obwohl ich vielbeschäftigt war, Ruhe und Erholung. Während eines Besuches in Amerika im Jahre 1903 schloß ich mich meiner Fakultät in Yale bei der Feier ihres 50jährigen Bestehens an und veröffentlichte bei dieser Gelegenheit eine Denkschrift, die ich „A patriotic Investment" betitelte. Diese Denkschrift sollte hauptsächlich die Gründung von Lehrstühlen für „Vergleichendes Recht" auf unseren ersten Universitäten anregen und fördern. Und wie damals, bin ich auch noch heutigentags fest überzeugt, daß keine juristische Wissenschaft sich so schnell Bahn brechen wird als diese. Im Jahre 1904 kehrte ich auf meine alte Lehrstätte an der Cornell-Universität zurück und habe mich dort im Kreise meiner Familie, meiner alten Studiengefährten und vieler junger Freunde so manchen Dingen zugewandt, die jahre-

lang in den Hintergrund gedrängt waren. Ich beschäftigte mich damit, Artikel für den „Atlantic Monthley", für das „Century Magazine" und verschiedene andere Zeitschriften zu schreiben und widmete mich den Pflichten, die mir als Kurator der Cornell-Universität und der Carnegie-Institution und als Verweser der Smithsonian-Institution in Washington oblagen. Ich weiß, das sind die letzten Aufgaben in meinem Leben, aber ich preise dies Lebensende; denn ich genieße die Fülle des Guten, das schon erreicht ist, und sehe in froher Hoffnung auf jedem würdigen Gebiete menschlichen Strebens in unserer Heimat wie auf der ganzen Welt neue Fülle des Guten heranreifen.

Nachfolgend die Briefe, auf die ich in diesem Kapitel schon hingewiesen habe.

Vom Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Weißes Haus.
Washington.

Oyster Bay, New York,
5. August 1902.

Mein lieber Botschafter, Herr White!

Ihrem Entlassungsgesuche kann ich nur mit aufrichtigem Bedauern nachkommen. Es ist die lautere Wahrheit, wenn ich Ihnen bekenne, daß wir voller Besorgnis der Wahl Ihres Nachfolgers entgegensehen, auf wen diese Wahl auch fallen möge, es sei denn, daß Ihr Nachfolger sich Ihren Kurs zur Richtschnur nimmt.

Es muß ein stolzes Gefühl der Freude sein, wenn Sie sich an Ihrem siebzigsten Geburtstage, an dem Sie Ihre Botschaft zu verlassen gedenken, sagen dürfen, daß Sie Ihrem Vaterlande Dienste geleistet haben, wie das in Ihrem Zeitalter nur einer sehr beschränkten Zahl von Männern vergönnt ist. In Worten sowohl, als in Taten haben Sie Großes geleistet. Sie haben sich hohe Ideale gesteckt, sind nichtsdestoweniger stets mit praktischem Sinn an alles herangetreten. Infolgedessen haben Sie große Erfolge erzielt, so daß Sie für alle Zeiten jüngeren Leuten ein leuchtendes Beispiel dafür sind, wie man es anzufangen hat, sowohl die Skylla der Unterschätzung, als auch die Charybdis der Überschätzung des Unrechts zu umschiffen.

Mit freundlichen Grüßen, größter Hochachtung und Bewunderung

Ihr ergebener

(gez.) Theodore Roosevelt.

Hon. Andrew D. White
Botschafter in Deutschland
Berlin, Deutschland.

Weißes Haus.
Washington.

Oyster Bay, New York,
15. September 1902.

Mein lieber Botschafter!

Wollen Sie einliegenden Brief erst an Ihrem siebzigsten Geburtstage öffnen. Ich habe ihn versiegelt, damit Sie das Siegel an diesem Tage aufbrechen mögen.

Ihr ergebener

(gez.) Theodore Roosevelt.

Hon. Andrew D. White
Botschafter der Vereinigten Staaten
Berlin, Deutschland.

Weißes Haus.
Washington.

Oyster Bay,
15. September 1902.

Mein lieber Herr Botschafter!

Wenn Sie diesen Brief öffnen, feiern Sie Ihren siebzigsten Geburtstag. Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Zeilen zu schreiben, um Ihnen zu sagen, in wie hohem Grade sich jeder Amerikaner Ihnen verpflichtet fühlt. Als Diplomat muß ich Sie in die Reihe der größten Diplomaten stellen, in die Reihe eines Benjamin Franklin und eines Charles Francis Adams, in die Reihe eines Morris, Livingston und Pinckney. Als Politiker wie als Schriftsteller und als Vorsitzender der Kollegien haben Sie Ihrem Lande mit Worten und Taten Dienste geleistet, wie es nur wenigen Männern vergönnt ist. Es war uns allen zum Segen, daß Sie auf der Welt waren und für uns gearbeitet haben. Ich sende Ihnen hiermit nicht nur meine besten Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen, sondern spreche Ihnen zu gleicher Zeit den Dank unserer ganzen Nation für all das Gute aus, das Sie uns bis auf diesen Tag erwiesen haben.

Ihr ergebenster

(gez.) Theodore Roosevelt.

Hon. Andrew D. White
Botschafter der Vereinigten Staaten
Berlin, Deutschland.

Vom Staatssekretär.

Newbury, N. H.
3. August 1902.

Lieber Herr White!

Ihre liebenswürdigen Zeilen vom 21. Juli habe ich erhalten und mit ihnen die überraschende Nachricht, daß Sie Ihren Posten als Botschafter in Deutschland zu verlassen gedenken. Ich bedauere von Herzen, daß unser Land Ihrer Dienste auf dem Posten, den Sie mit soviel Geschick und Würde ausgefüllt haben, verlustig gehen soll. Es ist ein großes Wort, das ich hier ausspreche, aber es ist wahr: Sie haben während Ihrer Berliner Tätigkeit Amerika nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa zu einer geachteten Stellung verholfen. Damit haben Sie ganz abgesehen von allen Einzelerfolgen Ihrer segensreichen Tätigkeit, Amerika einen unschätzbaren Dienst geleistet. Glücklich der Mann, der auf eine ganz fleckenlose Laufbahn zurückblicken kann, glücklicher der, dem bei aller Makellosigkeit große Erfolge nicht versagt bleiben. Ihnen ist das seltene Glück beschieden gewesen, Ihr Leben lang unter den Kämpfern gestanden zu haben, die nicht die geringste Wunde davongetragen haben.

Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem körperlichen wie geistigen Wohlbefinden, und wünsche, daß Sie die verdiente Ruhe in bestem Wohlsein genießen mögen.

Meine Frau bittet Sie, ihre Grüße Mrs. White zu übermitteln.

Stets Ihr ergebener
(gez.) John Hay.

Staatsministerium.

Washington,
1. November 1902.

Lieber Herr White!

Es ist mir ganz unmöglich diesen Tag vorübergehen zu lassen, ohne Ihnen meine herzlichsten Wünsche für Ihre Zukunft zu übersenden, die, wie ich hoffen will, zu der glücklichsten Zeit Ihres ganzen Lebens werden soll. Das Lied, das Browning vor langen Jahren sang, schloß mit dem Refrain: „Das Beste kommt erst!"

Wenn Ruhm, gute Freunde, das Bewußtsein, das Leben nützlich angewandt zu haben und eine ehrenvolle, von Erfolgen gekrönte Laufbahn ausreichen, um einen Menschen glücklich zu machen, so besitzen Sie alles, was ein Menschenherz begehren kann.

Ihr ergebener
(gez.) John Hay.

An Seine Exzellenz Andrew D. White usw. usw.

Von dem Kanzler des Deutschen Reiches.

Wilhelm-Str. 77.

Mein lieber Botschafter!

Meine besten Glückwünsche zu diesem denkwürdigen Tage! Gott schenke Ihnen Gesundheit und Glück. Seien Sie versichert, daß ich stets der ausgezeichneten Beziehungen eingedenk sein werde, die so lange Jahre zwischen uns bestanden haben und empfangen Sie die Versicherung der größten Wertschätzung und Hochachtung

Ihres Ihnen ganz ergebenen

(gez.) Bülow.

7. November 1902.

Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm II.

1879 – 1903

Seitdem ich meinen Botschafterposten in Berlin aufgegeben habe, haben mich oft Freunde gefragt: „Warum geben Sie uns nicht einmal ein klares Bild vom deutschen Kaiser?" Wenn ich entgegnete, daß dem so manche Schwierigkeit, so manches Hindernis im Wege stände, dann wies mancher, der mich drängen wollte, auf viele bedeutende Männer, Amerikaner wie Ausländer hin, die mir darin vorangegangen wären. Andere wieder kamen mir mit dem bekannten Spruch: „Der Mann, den ich nicht mag, ist der Mann, den ich nicht kenne!"

Diese Schlußfolgerung gab den Ausschlag. So manche Verstimmung, die zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland Platz gegriffen hatte, hatte ihre letzte Wurzel in Mißverständnissen. War es nun schon seit meiner Studentenzeit mein innigster Herzenswunsch, engere seelische und geistige Beziehungen zwischen beiden Staaten anzubahnen, so mag dieser Herzenswunsch den neuen Versuch entschuldigen, aus eigener Erfahrung etwas Licht in diese falschen Anschauungen zu bringen.

Meine frühesten Erinnerungen an den jetzigen Kaiser greifen auf das Jahr 1879 zurück, wo ich in Berlin den Posten eines amerikanischen Gesandten bekleidete. Nachdem ich vom Kaiserpaar empfangen worden war, folgten der Etikette gemäß die Audienzen beim Kronprinzen und bei seiner Gemahlin; auf dem Wege dahin fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in dem die Enthüllung eines Denkmals für den berühmten Maler Cornelius in Düsseldorf beschrieben war. Das Hauptinteresse bei dieser Feier konzentrierte sich auf den jungen Prinzen Wilhelm, der zur Zeit an der Universität Bonn studierte. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit gehalten hatte, war ganz ausführlich wiedergegeben und weckte mein volles Interesse. Da war Kraft der Überzeugung, da war hehre Begeisterung, da war sogar keine der sonst bei solchen Gelegenheiten üblichen offiziellen Phrasen. Ich konnte nicht anders, ich mußte zum Schluß der Audienz dem Kronprinzenpaar meine freudige Überraschung mitteilen. Es war rührend zu beobachten,

wie meine Bemerkung aufgenommen wurde. Ein gütiges Lächeln verklärte die Züge des Vaters und in dem Auge der Mutter leuchtete es voll Stolz. Dann aber erzählte sie, während Genugtuung und Stolz aus ihr sprach, von der Besorgnis, die sie gehabt hätte, ehe die schöne Nachricht sie überrascht hätte, von den Schwierigkeiten, die sich ihrem Sohne bei dieser seiner ersten Rede zu solch einem wichtigen Ereignis in den Weg gestellt hätten. Und in gleicher Weise wohltuend wirkte des Vaters ruhige Freude. Da offenbarte sich in allen ein schlichter Familiensinn, der so gar nicht zu den kühlen Familienbeziehungen stimmte, von denen uns die Hofchronik oft erzählt.

Als bald darauf der junge Prinz zu den Festlichkeiten bei Hofe erschien, bot sich mir öfter Gelegenheit ihn zu beobachten. Er schien regen Geistes zu sein und im Verkehr mit Freunden von einer Lebhaftigkeit, die nichts weniger als unangenehm berührte. Sein liebenswürdiges Wesen beschränkte sich jedoch durchaus nicht auf seine Altersgenossen, alten Leuten gegenüber war er stets ganz besonders respektvoll, und das ist immer ein gutes Zeichen. Während er vor allem die Gesellschaft jener Männer aufsuchte, die sich im deutsch-französischen Kriege hervorgetan hatten, konnte man sich leicht davon überzeugen, daß er auch den Größen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft großes Interesse entgegenbrachte. Es schien ein kerngesunder Mensch in ihm zu stecken, und das erweckte bei seinem Rang und seinen Aussichten frohe Hoffnungen für die Zukunft. Zwischen ihm und einem anderen Thronerben, den ich bei ähnlichen Festlichkeiten zu beobachten Gelegenheit hatte, bestand ein ganz gewaltiger Unterschied, da jener Herrschersohn auf das ganze Menschengeschlecht mit der größten Gleichgültigkeit herabblickte.

In den Berliner Gesellschaftskreisen, in denen ich verkehrte, machte ich die Beobachtung, daß Leute, denen man ein Urteil zutrauen konnte, die geistigen Fähigkeiten des Prinzen sehr hoch einschätzten; und gar nicht selten hörte ich, daß man sich für die Zukunft ganz Hervorragendes von ihm versprach.

Auf seiner Hochzeit, wo der Prinz und seine Braut dem diplomatischen Korps eine Separataudienz gewährten, bot sich mir zum erstenmal Gelegenheit, mit ihm einige Worte zu wechseln. Er ging in seiner Unterredung mit mir in ausführlicher Weise auf amerikanische Interessen ein, sprach über amerikanisches Eisenbahnwesen, amerikanische Dampfschiffe, öffentliche Angelegenheiten, von Amerikanern, die er kennen gelernt hatte, und über alle möglichen Dinge, die er jenseits des Wassers kennen zu lernen wünschte. Jedes seiner Worte zeugte von einer schnellen Auffassungsgabe und flinkem Urteil, er liebte leicht

humoristische Wirkungen, aber immer blieb sein Urteil doch zutreffend und gediegen.

Als ich nach Amerika zurückgekehrt war, kamen vielfach beunruhigende Nachrichten über den jungen Prinzen in Umlauf und während der kurzen Regierungszeit seines Vaters hatte sich ein vollständiger Sagenkreis, der ihn in einem sehr unvorteilhaften Lichte erscheinen ließ, gebildet. Der Versuch, den Schleier, der über dieser Periode ruht, zu lüften, ist wertlos, darum will ich mich hier mit der Versicherung begnügen, daß ich aus dem Urteil maßgebender englischer wie deutscher Autoritäten die Überzeugung gewann, daß das Verhalten des jungen Prinzen während der Dauer der entsetzlichen Krisis die sicherste Gewähr für seine Pflichttreue und seinen männlichen Charakter bot.

Das erste, was nach seiner Thronbesteigung als Offenbarung seines Charakters einen starken Eindruck auf mich machte, war Bismarcks Entlassung. Allgemein wurde dieser Akt als eine Übereilung des jungen hitzköpfigen Regenten, dem es darum zu tun wäre, sich aller Fesseln zu entledigen, angesehen. Diese Meinung wurde in jenen Ländern, wo die englische Sprache herrschte, ganz besonders durch eine Zeichnung im „Punch", die sich „Der Lotse geht" betitelte, gefördert und verbreitet. Wie sich alle, die dieses Blatt zu Gesicht bekommen haben, erinnern werden, war der alte Reichskanzler darauf als ein wettergebräunter Lotse dargestellt, der, in seinen Mantel gehüllt, den Südwester tief in die Stirn gedrückt, schwerfällig die schmale Fallreepstreppe an der Bordseite eines großen Schiffes hinunterkletterte; hoch drüber, über die Brüstung gelehnt, blickte ihm der Kaiser, das Haupt mit der Krone geschmückt, fröhlich mit einem Lächeln der Befriedigung nach. Die kleine genial erfundene Skizze machte großes Aufsehen. Sehr leicht möglich, daß keine andere Illustration im Punch je einen so großen Erfolg erzielt hat, als diese, wenn man vielleicht von jener absieht, die während des Krimkrieges mit der Legende „General February turned Traitor" erschien und auf mitleidsvolle Menschenherzen einen so tiefen Eindruck machte.

Und doch war dieser Akt für mich — obwohl ich in Bismarck den größten Deutschen seit Luthers Zeiten bewundere — im Hinblick auf die allgemeine Wohlfahrt ein Beweis dafür, daß der junge Herrscher ein größerer Mann war, als je einer vermutet hatte.

Diese Entlassung des greisen Kanzlers hat ihm sicherlich schwere Kämpfe gekostet. Sein ganzes Vorleben zeugt davon, daß er Bismarck nicht nur bewunderte, sondern hoch verehrte. Dieser Entschluß war die Folge reiflichster Überlegung und die Offenbarung eines eisernen

Willens. Man rechnete es Ludwig XIV. als hohes Verdienst an, als er nach dem Tode Mazarins erklärte, die Zügel der Regierung selbst in die Hand nehmen und Richelieus großes Werk selbständig zu Ende führen zu wollen. Im Vergleich zu Kaiser Wilhelms Entschluß sinkt diese große Tat in nichts zusammen. Es wäre dasselbe, wie wenn Ludwig XIII. unmittelbar nach Richelieus großen Erfolgen ihn entlassen und erklärt hätte, von nun an in eigener Person das Amt seines Premierministers zu verwalten. Der junge Monarch war am Scheidewege angekommen, folgte nur seinem Gewissen und wählte, ohne auf den Entrüstungsschrei, der fast die ganze Welt, nicht nur sein Vaterland, durcheilte, zu achten, den rechten Weg. Dem alten Kaiser war es möglich gewesen, Bismarck freie Hand zu lassen. Grollte der greise Kanzler, so begab er sich in das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, klopfte dem alten Mann auf die Schulter, lachte ihn aus, schalt ihn, neckte ihn und brachte die Angelegenheit wieder in Gang, ohne dabei auch nur einen Zoll von seiner kaiserlichen Würde auf das Spiel zu setzen. Für den jungen Kaiser stand die Sache anders. Wäre er in dieser Beziehung dem Beispiel seines Großvaters gefolgt, so hätte er sich damit in die Reihe der „rois fainéants", — der „Schattenkönige", der „konstitutionellen Scheinherrscher" gesellt, und darin lag nicht nur eine Gefahr für den jungen Monarchen, sondern auch für seine Dynastie und für das Reich.

Daß der Kaiser die Gefahr richtig erfaßte, war schon damals und ist mir auch heute noch ein Beweis für die Richtigkeit des günstigen Urteils, das man sich in Berlin über ihn gebildet hatte.

Freilich trug dieser Entschluß viel dazu bei, ihn in den Vereinigten Staaten unbeliebt zu machen, und einige seiner Äußerungen, die über das Wasser zu uns hinüberkamen, verstärkten noch mehr diese ungünstige Meinung. Man hörte von Ansprachen des Kaisers an seine Rekruten, in denen er, gelinde ausgedrückt, hochfahrend seine Vorrechte und seinen Willen als Kaiser und König, dem sich seine Untertanen in strengstem Gehorsam zu fügen hätten, betonte. Welch ernste Tatsache diesen Worten zugrunde lag, darüber hatte der fernstehende Beobachter kein Urteil; die Tatsache nämlich, daß Deutschland als ein Land, das keine natürlichen Grenzen aufzuweisen hat, das von allen Seiten von Militärstaaten umgeben ist, das im Innern des Reiches anarchistische Strömungen zu bekämpfen hat, um seiner Existenz willen darauf angewiesen ist, seine Militärmacht auf die höchste Stufe zu bringen und der Zentralgewalt eine Kraft zu verleihen, die stark genug sein muß, Gewalttätigkeiten im Reiche zu begegnen und niederzuschlagen. Diese Reden, die dem Amerikaner widerstreben, erscheinen jedem, der längere

Zeit in Deutschland oder gar in Preußen gelebt hat, durchaus nicht auffallend. Die Lehren, welche der junge Monarch den Rekruten einzuprägen wünschte, unterschieden sich im großen und ganzen nur wenig von jenen, die ihnen tausendmal in Kirche und Schule gepredigt wurden und sind nichts anderes, als das logische Resultat der Geschichte und Geographie des Königreichs Preußen. Auch darf man es einem begabten, energischen jungen Mann, dem plötzlich eine so verantwortliche Stellung anvertraut wird, kaum verdenken, wenn er angesichts der feindlichen Nationen im Norden, Süden, Westen und Osten und der gärenden Elemente im Innern seines Reiches zu der Überzeugung kommt, die einzige Zuversicht seines Landes sei sein Heer mit seiner Schlagfertigkeit und seinem blinden Gehorsam gegenüber seinem Herrscher.

In der Geschichte der öffentlichen Meinung in Amerika kam es damals zu einer komischen Episode. Seit den letzten sechzig Jahren besaß Deutschland an unseren Universitäten und Hochschulen einen mächtigen Rückhalt, da eine große Anzahl Professoren und Lehrer dort studiert und eine warme Zuneigung für ihr deutsches Vaterland heimgebracht hatte. In diesen Anstalten wurde eines Tages eine kleine Schrift verteilt, eine der seltsamsten Satyren, welche die Geschichte aufzuweisen hat; ihr Autor war ein deutscher Professor, von dem man bisher kaum etwas wußte. Dem Anschein nach war dieses Schriftchen nichts mehr und nicht weniger als eine Studie über den jungen römischen Kaiser Caligula. Der Verfasser ging von den Vorteilen aus, die dem jungen Herrscher daraus erwuchsen, daß er einem tapferen, frommen Geschlechte entstammte und der Sohn eines gottesfürchtigen, hochbegabten Vaters war; dann beleuchtete er seine angeborenen und anerzogenen Vorzüge, schilderte seinen Wankelmut, seine stetig zunehmende Ruhelosigkeit, seine Leidenschaften und seine Abneigung gegen wohlgemeinte Ratschläge. Er erwähnte die Entlassung seines ersten hervorragenden Ratgebers, schilderte seine Gleichgültigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung, sprach von seiner Vorliebe sich in alles hineinzumischen, von seinem Gepränge in Theatern und in den Tempeln der Götter, von seiner Großmannssucht — und berichtete, daß die Welt eines Tages zu der Erkenntnis gekommen wäre, der junge Tyrann wäre ein Scheusal, ein Ungeheuer. Der Stoff war in einer Weise behandelt worden, daß der junge Fürst, der vor kurzem in Deutschland zur Regierung gekommen war, das treffende Ebenbild dieses jungen römischen Herrschers zu sein schien, man brauchte nur die Greueltaten, deren sich Caligula im Laufe der Zeit schuldig machte, auszuschließen, hierin hatte der Autor, wie es schien, der Phantasie des Lesers nicht vorgreifen wollen. Die Parallelen und Gegenüberstellungen

wirkten geradezu verblüffend; wurde eine Szene oder ein Ausspruch des römischen Despoten erwähnt, der zu irgend einem Auftritt oder einer Äußerung des Herrschers der Gegenwart stimmte, so wies ein Sternchen auf eine Anmerkung hin, die ein Zitat aus Tacitus, Suetonius oder Dio Cassius oder aus irgend einem anderen klassischen Schriftsteller enthielt, wo die Tatsachen verbürgt standen. Dieses historische Meisterstückchen erlebte in kurzer Zeit die dreißigste Auflage; in allen Teilen Deutschlands erschienen Broschüren über Broschüren, die sich über das Pamphlet ereiferten, es widerlegten und abermals widerlegten; aber sie erreichten damit nichts anderes, als daß sie die Aufmerksamkeit des Publikums darauf lenkten. Als ich damals auf einer kurzen Reise durch Deutschland war, trat ich in München in einen Buchladen, um mir ein Exemplar dieser Broschüre zu kaufen; darauf zeigte man mir einen ganzen Haufen Gegenschriften, der wohl einen Fuß im Quadrat maß. Das drollige war nur, man durfte den Autor nicht zur Verantwortung ziehen, denn der Name Kaiser Wilhelm II. war in der Schrift nicht ein einziges Mal erwähnt; alles, was darin aufgeführt wurde, bezog sich auf Caligula, und sicherlich war es kein Verbrechen, über ihn oder irgend einen anderen Tyrannen, der vor zweitausend Jahren gelebt hatte, in einer Biographie abzuurteilen. Auf den Universitäten und Hochschulen Amerikas fühlten sich die guten Freunde Deutschlands peinlich berührt, und einige ganz ausgezeichnete Menschen, die in der römischen Geschichte gut bewandert waren, aber wenig Menschenkenntnis besaßen, waren wirklich empört. Allmählich aber gewann die gesunde Vernunft wieder die Oberhand. Denkende Menschen mußten sich sagen, daß das heutige Deutschland in keiner Weise der demoralisierten und verkommenen Volksmasse ähnlich war, mit der die blutgierigen römischen Kaiser zu rechnen hatten und daß der junge deutsche Herrscher in keinem Charakterzuge, keiner Neigung jenen Tyrannen, die während des Niederganges des römischen Staates das Zepter in Händen hielten, ähnlich war.

Auch einige Epigramme, die sich auf Wilhelm II. bezogen, waren bis zu uns nach Amerika hinübergedrungen; unter anderem eine Charakteristik der drei deutschen Kaiser: nach ihr war Wilhelm I. der „greise Kaiser", Kaiser Friedrich der „weise Kaiser" und Wilhelm II. der „Reisekaiser"; auch hatten wir drüben manches von Hochverratsprozessen um Lappalien verlauten hören. Trotz alle der Glossen aber, die auf Kosten des deutschen Kaisers in Amerika an der Tagesordnung waren, drang im Publikum doch von Tag zu Tag mehr die Ansicht durch, daß in diesem Mann etwas Bedeutendes steckte; daß er jedenfalls kein dickköpfiger, jesuitischer Maitressenheld wäre, wie die alten

Bourbonen und Habsburger; daß er „Schneid" hätte und manches Gute schon angeregt hätte. Hie und da beobachtete man aus einem Zitat, das aus irgend einer seiner Reden angeführt wurde, daß man dem Umschwung der Verhältnisse Rechnung zu tragen und daß eine wohlmeinende Gesinnung Wurzel zu fassen begann.

In einem früheren Kapitel habe ich in allgemeinen Umrissen die Unterredung geschildert, die ich bei meinem Empfange als Botschafter mit ihm hatte. Diese Unterredung bestärkte mich in der Meinung, die ich mir von Wilhelm II. gebildet hatte, daß er kein Monarch wäre, der in die alte Schablone paßte. Was er sagte, war nicht konventionell, nicht nur in Architektur, Bildhauerkunst und Musik war er bewandert, sondern wußte auch über alle politischen Streitfragen der Zeit, wie ich das in späteren Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten beobachten konnte, Bescheid. Konventionelle Phrasen schränkte er auf ein Minimum ein; der leiseste Hinweis genügte, eine Bemerkung zu veranlassen, die jedermann aufhorchen ließ.

An Gelegenheiten zum Meinungsaustausch war in Berlin kein Mangel. Zu den üblichen „Vorträgen" der mannigfachsten Art kamen Privataudienzen infolge von Ernennungen usw. usw., in denen der junge Monarch weder mit seinen eigenen Ideen zurückhielt, noch leicht von anderen zu überzeugen war. Seine Interessen kannten kaum eine Grenze, es gab jedoch einzelne Themata, für die er eine ganz besondere Vorliebe zeigte. Zu diesen gehörten Schiffahrtskunde und Seewesen, und einer unserer ersten Unterhaltungen lag das Werk von Kapitän Mahan zugrunde, über das Kaiser Wilhelm sehr geistvoll diskutierte. Er spendete dem Autor unbeschränktes Lob und sagte mir, er hätte allen Offizieren der Marine empfohlen, dieses Buch zu lesen.

Das zweite Thema, das der Kaiser bevorzugte, war die Kunst in allen ihren Erscheinungen. Während der ersten Jahre meines Aufenthaltes war er damit beschäftigt, die zweiunddreißig historischen Gruppen in der Siegesallee im Tiergarten, nahe meiner Wohnung, zu errichten. Auf meinen Spaziergängen kam ich häufig an ihnen vorüber. Ich interessierte mich nicht nur für ihre Durchführung, sondern vor allem für ihren historischen Hintergrund. Ihre Aufgabe ist es, das Andenken der Vorfahren des Kaisers und jener Männer im Gedächtnisse des Volkes wach zu erhalten, die in einem Zeitraum von beinahe tausend Jahren deren Regierungen ein charakteristisches Gepräge gegeben haben. Der Kaiser zeigte sich stets bereit über dieses Werk vom historischen, vom künstlerischen oder vom pädagogischen Standpunkte aus zu diskutieren. Nicht nur mir, sondern auch meiner Frau gegenüber äußerte er, diese Statuen müßten seiner Ansicht nach auf die

patriotischen Gefühle der deutschen Kinder und Jünglinge großen Einfluß üben. Der Gedanke, daß sein Reich eine so große Reihe bedeutender Künstler aufzuweisen habe, erfüllte ihn mit Stolz, und es war eine Lust ihm zuzuhören, wenn er von ihren Werken erzählte. Der Kaiser besitzt ein hübsches künstlerisches Talent, von dem er in früheren Jahren auf der großen Kunstausstellung, die alljährlich stattfindet, mindestens durch ein Gemälde Zeugnis ablegte. In dem Schaufenster eines Juweliers sah ich eines Tages einen Pokal, der als Preis für ein Wettsegeln bestimmt war; dieser Pokal verriet viel Erfindungskraft und einen schönen Formensinn. Neben ihm hing die Bleistiftskizze, die der Kaiser mit eigener Hand angefertigt hatte.

Auf seine Liebe zur Musik und auf seine musikalischen Kenntnisse habe ich schon in einem anderen Kapitel hingewiesen. Besonders bemerkenswert war es, daß der Kaiser gar keinen Geschmack an leichten, gefälligen Melodien fand. Die beliebtesten modernen Salonstücke ließen ihn ganz kalt, hingegen konnte er sich für schwere klassische Kompositionen aufrichtig begeistern. Diese Vorliebe trat oft zutage, z. B. auch bei dem Konzert in Potsdam, zu dem Präsident und Mrs. Harrison eingeladen waren, wo der Kaiser zu den einzelnen Musikstücken einen Kommentar gab. Am deutlichsten aber sprechen die Aufführungen des königlichen Domchors in Berlin für des Kaisers feinen Geschmack. Es war mir in meinem Leben vergönnt, die berühmten Chöre in der Sixtina, der Paulina und im Lateran in Rom, die drei bekannten Chöre in Petersburg, den Chorgesang in Bayreuth und viele andere Chöre zu hören, die unter der Leitung hervorragender Musikdirigenten standen; der Berliner Domchor aber übertrifft in seinen besten Leistungen alle, und die Harmonien, die von seinem Chore und seinem Orchester an den großen Feiertagen unter der Halle der kaiserlichen Kapelle wiederklingen, finden nirgends ihresgleichen. Für die Oper scheint der Kaiser wenig Interesse zu empfinden. Fand im Opernhause eine Galavorstellung statt, so hatte man stets zu gewärtigen, daß irgend eine Aufführung stattfand, die mehr historisch als musikalisch interessant war. Zweifellos hat die Dresdener Oper während meines Aufenthaltes in Deutschland die Berliner bei weitem überflügelt; aber in den höheren Formen der Musik blieb Berlin unerreicht.

Auch der dramatischen Kunst bringt Wilhelm II. ein warmes Interesse entgegen: als Staatsmann wie als Mensch.

Als Ergebnis meiner Beobachtungen und Betrachtungen, die sich ein langes Leben hindurch in weitestem Maße dem öffentlichen Leben zugewandt haben, wünsche ich meinem Vaterlande vor allem drei Dinge, um unsere Kultur in Amerika zu vervollkommnen: „Englands Kriminal-

Gerichtsbarkeit, Deutschlands Theater und die stä
irgend eines europäischen Staates, mit Ausschluß r
und der Türkei."

Von dem zweiten dieser wünschenswerten T
Theater habe ich in den zehn Jahren, die ich in
Jahrhunderts in Deutschland zugebracht habe, de
daß es nächst der religiösen Erbschaft auf die Seel
den wohltätigsten Einfluß ausgeübt hat.

Durch das Schauspiel, vor allem durch Sch
Ethik in dem gebildeten Mittelstand unter beide G
aber nicht nur Schiller, sondern auch Lessing, Goe
endlos lange Reihe anderer Schriftsteller haben
schaffen, in der jahraus, jahrein mit derselben
die Jahreszeiten folgen, veredelnde Ideale für
gedeihen. Das Schauspiel ist auch in den klein
lands in der Regel gut besetzt. Das Theater
zusammenhängt, ist hier im großen und ganzen
Schäden und Übelständen, wie sie den Bühnen je
in denen die englische Sprache die Umgangspra
jenen schlüpfrigen, schamlosen Sittenkomödien, u
der französischen Bühnen beherrschen und die in den
des 19. Jahrhunderts der Hauptgrund für den
zösischen Volkes gewesen sind, in Deutschland so gu
In den meisten größeren Städten Deutschlands
täglichen Leben der Bewohner eine große Rolle
bildeten Klassen einen erhebenden und wohltuen

Ich möchte hier auch erwähnen, daß Shake
lischen oder amerikanischen Stadt so vorzüglich,
so großen dankbaren Publikum aufgeführt wird,
weiß auch der Kaiser nur zu gut und handelt
sehr interessant, als ich verschiedene Male beoba
bei seinen älteren Söhnen im Theater das Inter
Meisterwerke wachzurufen bemüht war. Ich ent
Abends, wo ich ihn im Kreise seiner Kinder dort
in den Pausen den Hauptgedankengang von
Cäsar" oder „Coriolan", die gerade über die Bühn
suchte. Ich glaubte seine Bemerkungen über das Gi
über die Gewalttätigkeiten der Volksmassen und ü
männlichen Geschlechts zu hören, und seine Erör
behrlich bei großen geschichtlichen Ereignissen ei
walt, eine strenge Kontrolle sei, zu lauschen. Seine

die Aufgaben und den Charakter des Theaters hat der Kaiser wiederholt Ausdruck verliehen; als Beispiel will ich hier nur eine Unterredung anführen, die er bald nach meiner Ankunft in Berlin mit einigen Schauspielern des königlichen Theaters führte. Er sagte: „Als Ich zur Regierung kam, vor zehn Jahren, stellte Ich Mir die Aufgabe, daß dieses Theater unter der Leitung seines Monarchen wie eine Schule, oder wie die Universität die Bildung und Entwicklung der kommenden Generationen zum Ziele haben sollte; daß es dazu da sein sollte, die höchsten Geistesschätze in unserem deutschen Vaterlande zu heben und den Charakter und das Gemüt des deutschen Volkes zu veredeln. Ich bitte Sie, Mir dabei hilfreich zur Seite zu stehen, jeder nach seinen Kräften und an seinem Platze. Stellen Sie sich in den Dienst der Ideale und erklären Sie allem Materialismus und deutschwidrigen Verderbtheiten energisch den Krieg."

Nachdem der Kaiser in derselben Weise eine ganze Weile seine Absichten formuliert hatte, traten in einem späteren Jahre meines Aufenthaltes seine Gedanken über diesen Gegenstand mit folgenden Bemerkungen in ein neues Stadium: „Das Theater sollte nicht nur einen wichtigen Faktor in der Erziehung und in der Förderung guter Sitten, es sollte zugleich auch die Verkörperung der Eleganz, der Schönheit und der erhabensten Vorstellungen der Kunst sein. Das Theater ist nicht dazu da, uns mit trüben Szenen aus der Vergangenheit zu entmutigen, uns unsere Illusionen zu rauben, seine Aufgabe besteht im Gegenteil darin, uns zu begeistern, zu läutern und uns in unseren Idealen zu kräftigen. . . . Wir sind ohnehin gezwungen, Tag für Tag mit der trostlosen Wirklichkeit des Lebens im Kampf zu liegen, darum erfüllen die modernen Schriftsteller, die einen Genuß darin finden, die unerquicklichsten Szenen auf die Bühne zu bringen, eine unheilvolle Mission und entmutigen mit ihren Werken."

Dem Wunsche entsprechend, in dem Schauspiel einen Helfer dazu zu sehen, deutsche Ideale lebendig und deutschem Leben einen neuen reichen Inhalt zu geben, hat der Kaiser mit dazu beigetragen, daß große Zeiten und große Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte auf die Bühne kamen. Einige dieser Dramen, die Wildenbruch und Lauff zu Verfassern haben, sind echte Dichtungen, fesseln und veredeln. Aber natürlich haben nicht alle vollen Erfolg. Ich entsinne mich nämlich eines Schauspiels, in dem das Haus Hohenzollern verherrlicht werden sollte; welch komische Wirkung das bei einem diplomatischen Korps erzielte, habe ich an anderer Stelle erwähnt; soweit meine Kenntnis reicht, war das aber ein Ausnahmefall. Unleugbar liegt diesen ernsten Bestrebungen des Kaisers ein tiefer Sinn zugrunde. Steht das Theater

in Deutschland auch auf einer bedeutend höher
anderen Lande, so muß ich doch bekennen, daß e
Aufenthalte in Berlin in den Jahren 1854—1
stetig im Rückgang begriffen war. Dieser Rüc
in einigen Dramen zutage, die einen glänzenden
Bühne hielten. Der Geist, der auf französische
führte, schien auch auf Deutschland einen zer
wonnen zu haben. Hörte man aus diesen Schöpf
eines Dumas fils heraus, so fehlte ihnen doch
diese Sprache nun aber noch von einem Pessimi
er dem deutschen Charakter eigentümlich ist, s
werke eine geradezu abstoßende Wirkung a
für dies neue Drama ist ein gefährliches
will nur von ganzem Herzen hoffen, daß
lingen möge, dem deutschen Schauspiel eine an
zu geben.

Ein anderes Thema, das von Zeit zu Zeit
gab, waren die archäologischen Funde der Ne
Unterhaltung über die deutschen Eisenbahnunter
asien erlaubte ich mir, darauf hinzuweisen,
Regierung zu besonderem Glanz verhelfen könn
biete wissenschaftlichen Forschungen öffnen wolli
so bereitwillig auf meine Worte ein, daß ich d
er sie realisiert hätte. Es schien ihn zu freu
folgen, welche die Wissenschaft auf diesen Ge
bekannt machen zu können, und mir von den
die im Augenblick in Angriff genommen waren
auf einige Schwierigkeiten aufmerksam, die sich
schungen in den Weg gestellt hatten.

Ganz besonders fesselten mich die Ideen, r
die moderne Schulbildung entwickelte; auch diese
den Gegenstand unserer Unterhaltung. Was se
Bildung anlangt, so liegen zahlreiche Beweise d
die Klassiker hält, die er auf dem Gymnasium i
Eine Erquickung war es mir stets, ihn über g
und Pedanterien reden zu hören. In vollem
Tatsache an, daß der schlimmste Feind jeder
wohl in Deutschland, als auch in anderen Lär
Haushalt zu suchen wäre. Diese Anschauung ver
eifrig wie Sidney Smith in England und Francis
Wenn immer er bei diesem Thema verweilte, se

er auch einſt in beſonderer Länge dem Erziehungsausſchuß zukommen ließ, waren ſtets überzeugend und ſcharf.

Gelegentlich beſchäftigten wir uns auch mit der Frage, ob es dringend notwendig wäre, auf die körperliche Ausbildung der Jugend mehr Zeit zu verwenden, und ob der Ruderſport Studenten zu empfehlen ſei. Als alter Ruderer in Yale, als Teilnehmer der einzigen Rudermannſchaft, die ſich jemals mit dem Ruderklub von Harvard gemeſſen hat und auch deshalb, weil ich als Adminiſtrator einer amerikaniſchen Univerſität Gelegenheit hatte, dieſen Sport von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aus zu betrachten, muß ich ſagen, daß die Anſchauungen des Kaiſers über ſeinen Wert und über die Mittel, ihn zu fördern, durchaus vernünftig zu ſein ſchienen.

Hin und wieder führte irgend eine Beobachtung, die ich auf meinen Wegen durch Berlin gemacht hatte, zu intereſſanten Diskuſſionen. Die ſtädtiſche Verwaltung Berlins ſteht auf der Höhe und zeichnet ſich durch alle jene Vorzüge aus, die der Verwaltung amerikaniſcher Städte der Regel nach vollſtändig fremd ſind. Obgleich die Reſidenz Selbſtverwaltung beſitzt, ſcheint der Kaiſer es ſich vorbehalten zu haben, in wichtigen Fällen ein Machtwort zu ſprechen. Ich habe das wiederholt beobachtet, ganz beſonders aber in jener Zeit, als der Tiergarten einer Umgeſtaltung unterworfen wurde. Dieſer Rieſenpark, der urſprünglich vor den Toren Berlins gelegen war, ſich jetzt aber beinahe im Zentrum befindet und buchſtäblich ein Geſchenk der Fürſten des Hauſes Hohenzollern iſt, entſprach ſchon lange nicht mehr ſeinen einſtigen Zwecken. Schon während meines erſten Berliner Aufenthaltes war davon die Rede geweſen, daß die Vorgänger Wilhelms II., namentlich ſein Vater, gewünſcht hatten, den Tiergarten von ſeinem Unterholze zu befreien, ihn ſeinem verwilderten Zuſtande zu entreißen und einen modernen Park aus ihm zu machen. Jedesmal ſcheiterten dieſe Pläne aber an dem heftigen Widerſtand und dem Eigenſinn der Berliner Bevölkerung. Dieſer Oppoſitionsgeiſt war ſehr zu bedauern, da trotz des herrlichen Baumbeſtandes des Tiergartens viele Bäume ſo dicht miteinander verwachſen waren, daß ſie unmöglich Platz finden konnten, ihre Zweige weiter auszubreiten. Da ſah man nichts von dem wundervollen Licht- und Schattenſpiel durch breite Äſte und dichtes Laubwerk auf ausgedehnten Raſenflächen, wie es den Parkanlagen in England und in Amerika ſo hohen Reiz verleiht. Noch vor ſechs Jahren ſchreckte man davor zurück, an den Tiergarten zu rühren, und ſprach man mal von den vielen ſumpfigen, dunklen Stellen im Tiergarten, ſo war die Antwort, es ſei das Beſte, den Berlinern ihren Willen zu laſſen. Nichtsdeſtoweniger wagte es der junge Herrſcher zu

Anfang meines letzten Berliner Aufenthaltes, trotz allen Wehegeschreies die Axt an den überflüssigen Baumbestand zu legen. Da ich von meinem Fenster aus einen Teil seines Schlachtfeldes überblicken konnte und großes Interesse an dem Fortschreiten dieses Werkes nahm, war es nur zu natürlich, daß bei meinen Zusammenkünften mit dem Kaiser hin und wieder davon die Rede war. Es schien mir ungemein charakteristisch für seine Herrschernatur, daß seine Energie genügt hatte, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Die Berliner sahen diese Gewaltmaßregeln mit denselben Augen an, wie die Araber einen Sandsturm, — wie eine elementare Gewalt, der man weder vorzubeugen, noch zu widerstreben vermag. Heute nun gibt die öffentliche Meinung zu, daß der Wille des Kaisers sowohl vom sanitären als vom ästhetischen Standpunkte aus das Rechte getroffen hatte.

Auch von dem Einfluß des Kaisers auf die monumentale Ausschmückung seiner Hauptstadt muß dasselbe gesagt werden. Der Charakter, der einigen Denkmälern, denen er den Stempel seines Geistes aufdrückte, verliehen wurde, der Platz, den er ihnen angewiesen hat, und die Anordnung mancher Straßen und Parkanlagen machen nicht nur seinem künstlerischen Geschmack, sondern auch seinem Scharfblick alle Ehre.

Ähnliche plötzliche, aber kluge Eingriffe einer männlichen Kraft, eines scharfen Blickes und eines regen Geistes machen sich in den verschiedensten Teilen des deutschen Reiches bemerkbar, wo der Kaiser architektonische Denkmäler der Vorzeit vor dem Untergange bewahrte. Als er mir in Potsdam von seiner Absicht sprach, dem germanischen Museum der Harvard-Universität einige Nachbildungen deutscher Architektur und Skulptur zu verehren, bewies er bei der Auswahl, die er treffen wollte, und in unserem Gespräch über die Wiederherstellung der Marienburg und des Naumburger Domes, über die Basreliefs am Halberstädter Dom, über die Masken und Statuen von Andreas Schlüter in Berlin und die Renaissance- und Rokokoarbeiten in Lübeck und Danzig einen Reichtum an Wissen und Verständnis, der jedem studierten Architekten und Archäologen Ehre gemacht hätte.

Was die Kenntnisse des Kaisers auf literarischen Gebieten anbetrifft, so konnte man aus seinen Ansprachen bei verschiedenen Gelegenheiten schließen, daß er mit großem Verständnis nicht nur die bedeutendsten Werke der deutschen Literatur, sondern auch die anderer Länder gelesen hatte. War der Kaiser bei seinen Ansprachen und in seiner Unterhaltung von jeder Pedanterie frei, so trat das auch bei der erstaunlichen Fülle und Universalität seiner Lektüre zutage. An welcher Unterhaltungslektüre er Geschmack fand, davon legte ein Gespräch Zeugnis ab, das wir eines

Morgens nach Erledigung wichtiger geschäftlicher Angelegenheiten, bei denen auch Rudyard Kipling erwähnt wurde, miteinander führten. Der Kaiser sprach mit aufrichtiger Bewunderung von den Werken dieses Schriftstellers und hob daraus namentlich die Stimmungsbilder hervor. Auch Mark Twain, an dem er ganz besonders seine Freude zu haben schien, erwähnte der Kaiser verschiedentlich.

Hier möchte ich noch bemerken, daß der Monarch auch für die Künste dieselbe gesunde Weitherzigkeit beweist; er weiß nicht nur die Meisterwerke der Architektur, der Bildhauerkunst und der Malerei zu schätzen, sondern findet auch an Werken Gefallen, die einer weniger ernsten Geschmacksrichtung huldigen. Jeden Amerikaner wird es interessieren, daß der Kaiser ein großer Verehrer der bei uns allgemein beliebten und volkstümlichen Illustrationen Gibsons ist.

Als ich eines Tages einige Herren aus der nächsten Umgebung des Kaisers fragte, wo Se. Majestät wohl die Zeit hernähme, sein Interesse allen diesen Gebieten zuzuwenden, antwortete man mir, daß das allen ein Rätsel wäre. Er selbst aber sagte mir, daß er auf seinen Jagdausflügen reichlich Zeit zum Lesen fände.

Die Streifzüge, die der Monarch in die Regionen mancher Wissenschaft unternahm, beschränkten sich aber nicht nur auf Bücherkenntnisse. Jede Entdeckung, jede Erfindung, jede Errungenschaft, auf welchen Gebieten es auch sein mochte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich und weckte in ihm das Verlangen, von einer betreffenden Autorität darüber aufgeklärt zu werden.

Aber hier möchte ich ausdrücklich betonen, daß der Kaiser, da er eigenartigen und regen Geistes ist, sich niemals durch Modetheoretiker hat überführen lassen, weder in der Kunst, noch in der Literatur, in der Wissenschaft oder auf irgend einem anderen Gebiete menschlicher Tätigkeit. Jene großen Künstler, die weder zu zeichnen, noch zu malen verstehen, und trotzdem auf alle herabsehen, die das können und von solchen verherrlicht werden, die das auch nicht können, die großen Komponisten, die uns weder Melodien, noch Harmonien zu geben vermögen, und eine begeisterte Anhängerschar unter denen haben, die unter den gleichen Unvollkommenheiten leiden, die großen Schriftsteller, die nicht imstande sind, sich klar, exakt und schön auszudrücken, sich aber einen Preis für Tiefe und dunkle Weisheit zuerkennen, sie alle haben keinen Einfluß auf den Kaiser. Wie so gegen manche anderen Dinge, sträubt sich die gesunde Natur, die dem Geschlecht der Hohenzollern eigen ist, gegen diese Vergewaltigungen. Der Kaiser glaubt an die Tatsache eines normalen gesunden Fortschrittes durch die Entwicklung des Besseren aus dem Guten; er glaubt, daß es die Aufgabe

jedes Genies ist, eine Phase dieser Entwicklung zu fördern, sei es dadurch, daß er eine bessere Umgebung schaffen helfe oder eine Aussicht auf höhere Ideale eröffne.

Seinem Wesen nach ist der Kaiser im persönlichen Verkehr schlicht, natürlich, liebenswürdig und offen, bei feierlichen Gelegenheiten voll Hoheit, aber ohne den geringsten Beigeschmack eines Dünkels oder einer Überhebung. Es sind mir in meinem Leben eine ganze Menge Leute begegnet, Landsleute von mir, die irgend eine höhere Stellung bekleideten, sonst ganz vortreffliche Menschen, die viel anspruchsvoller auftraten. Von einem gewissen Senator in den Vereinigten Staaten hieß es, man müßte erst eine Leiter erklettern, ehe man mit ihm reden könnte. Von dem jetzigen König von Preußen und Kaiser des Deutschen Reiches hat niemand das Recht, etwas Ähnliches zu behaupten.

Es wäre jedoch ganz falsch und ungerecht, wollte man sich nach dieser Schilderung in Wilhelm II. einen Mann vorstellen, der im Durchschnitt wohl außerordentlich begabt, nichtsdestoweniger auf keinem Gebiete eine Autorität wäre. Alle Charakterzüge, die ich hier erwähnt habe, sind nur einzelne Züge, die erst zusammengefaßt ein großes Ganzes ausmachen. Unbestritten hat der Kaiser die Eigenschaften, die einem Menschenkenner eigen sind, und unbestritten hat er die gediegenen Fähigkeiten zu einem Staatsmanne. Glücklicherweise hörte ich ihn von Zeit zu Zeit ausführlich über politische Ereignisse der Gegenwart diskutieren. Seine Ansichten waren uns ein Beweis von seinem umfassenden Wissen, seiner Scharfsicht und seiner Energie. Kein einziges seiner Argumente oder seiner Behauptungen war oberflächlich. Augenscheinlich verfügte er über einen reichen Schatz von jenem gesunden Menschenverstand, mit dem es den Hohenzollern schon so manches Mal geglückt ist, nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas Politik in gemäßigte Bahnen zu lenken. Selbstverständlich verhehlt er es ebensowenig wie seine Vorfahren, daß er das Oberhaupt eines Militärstaates ist, und daß Deutschland wie heute, so auch für alle Zeiten gewissermaßen im Belagerungszustande zu leben gezwungen ist; darauf ist es zurückzuführen, daß er sein Augenmerk unausgesetzt auf die Armeen und die Marine gerichtet hält. Jeder unserer amerikanischen Militär-Attachés sprach mir seine Verwunderung über die Gründlichkeit aus, mit welcher der Kaiser seine Truppen inspizierte, über wichtige und unwichtige Angelegenheiten Kritik übte und war erstaunt, mit welchem Scharfsinn er militärische Streitfragen zu lösen wußte. In noch höherem Grade überrascht war unser Marine-Attaché, als er beobachtete, daß der deutsche Kaiser nicht nur über seine eigene Marine vorzüglich unterrichtet war, sondern auch über die aller übrigen Staa-

ten, ja, daß er sogar die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Kategorien von Schiffen und selbst die einzelner Schiffe zu beurteilen verstand. Eine Autorität sagte mir, daß er im Zweifel wäre, ob irgend einer unserer Admiräle über irgend eines unserer bedeutenden Kriegsschiffe besser unterrichtet wäre als der deutsche Kaiser. Früher hat man oft gesagt, seine Leidenschaft für Deutschlands Marine wäre eine Marotte. Wem sich Gelegenheit geboten hat, den rastlosen Fleiß zu beobachten, mit dem der Kaiser Jahre hindurch daran gearbeitet hat, die Seemacht Deutschlands auf die Höhe zu bringen, und aus seinem Munde vernommen hat, welche Erfolge er sich von ihr für die Zukunft des Reiches verspricht, der kann in dieses Urteil unmöglich mit einstimmen.

Der Aufschwung, den Deutschlands Handel in den letzten Jahren genommen hat, erfüllt den Monarchen mit Stolz und er erblickt darin eine Garantie für die Ausbreitung deutscher Macht und einen dauernderen Ruhm als ihn militärische Operationen in dieser Zeit hätten bringen können. Jeder aufrichtige Amerikaner, der die Tätigkeit oder vielmehr die Untätigkeit der Vereinigten Staaten aufmerksam prüft, muß, wenn er sich fragt, was wir in Amerika mit unseren ausgedehnten Küstenstrichen an beiden Ozeanen und unserer großen Anzahl von Hafenstädten im Vergleich zu Deutschland geleistet haben, von Herzklopfen befallen werden. Was Deutschland, das nur ein ganz unbedeutendes Stück nördlichen Küstenlandes an einem Binnenmeere und nur die wenigen hanseatischen Hafenstädte als Basis besitzt, in den letzten fünfzig Jahren in ehrlicher, unermüdlicher Arbeit für seinen Seehandel zustande gebracht hat, grenzt an das wunderbare. Unser „Shipping Trust" scheint alles zu sein, was bei unserer Rührigkeit herausgekommen ist; Deutschland hingegen kann auf eine lange Reihe von Dampferlinien hinweisen, auf denen die stattlichsten Dampfschiffe den Verkehr nach allen Teilen der Welt vermitteln. Es ist eine gewichtige Lehre, die wir daraus ziehen sollten. Der junge Herrscher hat sich nicht nur seinen Phantasien hingegeben, er ist zur Tat geschritten.

Den untrüglichen Prüfstein für ein Herrschertalent bildet die Fähigkeit, die rechten Männer an den richtigen Platz zu stellen, nach der Wahl zu ihnen zu halten und klug zu entscheiden, wie weit seine oder ihre Pläne mit den politischen Interessen des Reiches vereinbar sind. Auch in dieser Beziehung hat sich der junge Monarch seiner hohen Stellung würdig erwiesen. Die Männer, die er an seine Ministerien berufen hat, eignen sich ganz vortrefflich für ihre Posten. Sind eine ganze Reihe sehr befähigte Köpfe, so haben sich einige sogar als geniale Staatsmänner erwiesen.

Bei der Beurteilung der Stellung des Kaiser
Gewalten ist ihm bisweilen der Vorwurf gemad
damit geschadet, daß er seine Beschlüsse, Absich
zu früh zur Kenntnis brächte. Dieser Vorwurf
ganz erspart bleiben, aber das muß man sein
sein Reich in Aktion treten zu lassen, einmal nach
Einschränkung besitzt der Kaiser unbestritten die
seine Volks- und Staatsvertreter von seinen Ide
Führer einer einflußreichen Partei im Reichst
zu mir: „Es ist absolut unmöglich, dem Kaiser
er ist mit den deutschen Verhältnissen in so hohe
von der Unfehlbarkeit seiner Anträge so fest ü
sicher sein kann, sie früher oder später durchzub

Dieser Einfluß des Kaisers erklärt sich ha
er mit Menschen und Verhältnissen in allen Teil
vertraut ist. Für die Richtigkeit dieser Behaup
reichen offenen Briefe und Telegramme, die er an
behörden, städtische Vereinigungen, Parteien un
sendet. Diese Betätigung entspringt aber durchau
sich in alles und jedes hineinzumischen. Geschie
der Grenzen seines Reiches eine edle Tat, glückt e
so war er stets der erste, der davon Notiz
Auge reicht, beweist die Tatsache, daß so manc
Schiffes, so manche andere Leute, die sich vielle
der Welt aufhielten und irgend eine Heldentat v
sein konnten, das erste anerkennende Wort, das
Telegramm des Kaisers, und später folgte dann
Gestalt.

Von dem organisatorischen Talent des Ka
Kapitän eines Dampfers der Hamburg-Newyor
war kurz vor der Abfahrt nach New York an
das Schiff besichtigt und dann ganz trocken gesa
Kapitän, ein so alter Seemann wie Sie müßte d
Passagiere nicht an eckigen Tischen zu sitzen bra
folgte diesem Wink, und als der Kaiser nach ei
Besuch wiederholte, sagte er: „Ich freue mich,
Ihren Tischen abrunden ließen, Kapitän."

Der Kaiser ist ein fleißiger Arbeiter. T
Zeitung einen Bericht darüber, was er in Potsd
Tag über gearbeitet hat; daraus können wir
Stunde von Tagesanbruch bis tief in die Nacht h

Aufgaben mit sich bringt. Aufgaben, die umfassende Studien, geistige Konzentration und schnelle Entschlußfähigkeit erfordern. Seine Aufmerksamkeit haftet aber nicht nur an deutschen Interessen; eifrig studiert er die ganze Welt. Ich hatte öfter Gelegenheit zu beobachten, wie gut er über den jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten unterrichtet war, wie genau er dessen Charaktereigenheiten studiert und seine Leistungen beobachtet hatte. Als in New York der Kampf um eine angemessene städtische Verwaltung ausgebrochen war, zeigte der Kaiser ein lebhaftes Interesse für Seth Low; und auch sonst zollte er jeder hervorragenden Leistung eines amerikanischen Staatsbürgers stets die größte Anerkennung.

Sein Urteil in internationalen Fragen mögen zwei Fälle, deren ich mich gerade entsinne, charakterisieren.

Es war zur Zeit der Unruhen zwischen Türken und Griechen auf Kreta. Ich unterhielt mich darüber eines Abends mit einem Kollegen, der eine dabei stark interessierte Macht vertrat. Da trat der Kaiser zu uns heran und mischte sich in unser Gespräch. Er setzte uns den politischen Standpunkt der verschiedenen Staaten auseinander und zeichnete uns den Plan, nach welchem sie sich in ihrem Verhalten zu richten hätten. In seiner Beleuchtung der Frage lag eine Fülle von gesundem Menschenverstand; aber vor allen Dingen war es erquickend, wie alles Konventionelle in den Hintergrund geschoben, wie das wesentliche in der Streitfrage mit großem Scharfblick herausgefunden und mit treffenden Worten das Fazit gezogen wurde. Noch größeres Interesse nahm ich an einem anderen Gespräch, das der Kaiser im Frühling des Jahres 1899 mit mir führte. Ich war eines Morgens damit beschäftigt, Vorbereitungen für die Abreise zum Friedenskongreß nach dem Haag zu treffen, als ein Abgesandter des Kaisers in der Botschaft erschien und mich bat, vor meiner Reise auf das Schloß zu kommen. Der Kaiser empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit und ging unverzüglich zu der Frage über, die im Augenblicke das Interesse der ganzen Welt in Anspruch nahm. „Was auf diesem Kongreß besonders vonnöten sein wird, das ist der gesunde Menschenverstand", sagte er. „Ich habe den Grafen Münster, meinen Pariser Botschafter, nach dem Haag beordert, weil er in reichlichem Maße damit versehen ist." Nach diesen einleitenden Worten ging der Monarch auf die strittigen Punkte über, die voraussichtlich auf dem Kongreß zu lebhaften Erörterungen Anlaß geben würden und äußerte sich über die Haltung der Vereinigten Staaten und verschiedener anderer Mächte in Europa und Asien mit einem Freimut und einer rückhaltlosen Bündigkeit, die mich geradezu frappierte. Ganz besonders ausführlich ging er auf die Beziehungen zwischen den Ver-

einigten Staaten, Deutschland und England ein. Sehr inhaltreich waren dann seine Bemerkungen über die Fragen im Osten, über die Rolle, die China und Japan spielen würden; und so beleuchtete er noch die Interessen so manches Staates an der brennenden Friedensfrage von den verschiedensten Punkten aus und war oft sehr originell und tief. Konnten wir uns auch in einigen Punkten durchaus nicht einigen, so mußte ich dem Kaiser doch auch in vielen Dingen beipflichten. Auf dem Kongreß stellte es sich heraus, daß die Vertreter des Deutschen Reiches in der Hauptsache mit den Vereinigten Staaten übereinstimmten und daß Deutschland, obwohl es während der Verhandlungen wiederholt abweichenden Ansichten gehuldigt hatte, schließlich doch mit England und Amerika gemeinsame Sache machte.

Leider ist die Zeit noch nicht gekommen, die Unterredung, die ich bei dieser Gelegenheit mit dem Kaiser hatte, bis ins einzelne der Öffentlichkeit zu übergeben. Der Kaiser erörterte eine ganze Reihe brennender Fragen der Gegenwart mit dem weiten Blicke des Staatsmannes und zu gleicher Zeit mit dem Scharfsinn eines Mannes von Welt. Auch etliche interessante persönliche Bemerkungen liefen hier mit unter, insbesondere eine Charakteristik des südafrikanischen Magnaten Cecil Rhodes und einige Erläuterungen zu Aussprüchen des Kaisers, die in England mißverstanden worden waren. Sehr interessant war dann folgende Bemerkung: „Wie ich höre, soll man es mir verübeln, daß ich so viel auf Reisen gehe. Das Reisen gehört indessen zu den Pflichten meiner Stellung. Auf Reisen lerne ich mein Land und mein Volk am besten kennen und überzeuge mich mit eigenen Augen davon, was not tut, was vorgeht, was geschieht und wer etwas leistet. Und ebenso habe ich die Pflicht, auch Land und Leute außerhalb des Reiches kennen zu lernen und zu studieren. Ich bin nicht wie —" hier nannte der Kaiser den Namen eines wohlbekannten Herrschers, — „der nur, wenn es durchaus mal nicht anders geht, sich aus seinen vier Wänden herausbringen und Menschen und Dinge sonst laufen läßt, wie es ihnen paßt."

Diese Vereinigung von Weitherzigkeit und Peinlichkeit in der Beurteilung seiner Stellung zum Reiche und zu der Welt muß als ein Hauptcharakterzug des deutschen Kaisers angesehen werden. Als sicher kann man annehmen, daß der Kaiser nötigenfalls stets sofort oder binnen kurzem die Persönlichkeit und die Leistung jedes Mannes kennt, der auf irgend einem Spezialgebiete offen oder im stillen vorauseilt. Der Hof zu Berlin steht im Ruf, sehr exklusiv zu sein, nichtsdestoweniger konnte man sicher sein, dort stets Persönlichkeiten anzutreffen, die sich in Deutschland oder besser in Europa einen Namen gemacht hatten. Das Leben am Petersburger Hofe war von dem am Berliner durchaus ver-

schieden. Wollte ich in Petersburg die Gesellschaft gelehrter Männer genießen oder die Bekanntschaft einer Größe der Wissenschaft machen, so mußte ich mich in den Stadtteil jenseits der Newa begeben. Im Winterpalais begegnete man Männern der Wissenschaft nur in Ausnahmefällen; im Schloß zu Berlin zählte man sie zu den Ehrengästen, die der Kaiser mit Vorliebe in seine Nähe zu ziehen pflegte.

Ich bezweifele, daß irgend ein anderer Monarch der Welt ähnliche persönliche Beziehungen zu den ersten Größen seines Landes unterhält, wie der Kaiser des Deutschen Reiches. Es war mir sehr interessant, von Zeit zu Zeit die Listen durchzusehen, in welche die Namen der Gäste eingetragen werden, die der Kaiser zum Frühstück, zum Lunch, zur Mittags- oder Abendtafel bei sich zu sehen pflegt oder zu einem militärischen Schauspiel oder einer Vorstellung im Theater mit einer Einladung beehrt. Es waren fast ausschließlich Namen von Männern aller Nationen, die sich auf irgend einem Gebiete ausgezeichnet hatten, sei es nun in der städtischen Verwaltung, auf kirchlichem Gebiete, in militärischen Dingen, in der Literatur, der Wissenschaft, der Kunst, dem Handel oder der Industrie. Nur eine Klasse gab es, die am Hofe bei kleineren wie bei größeren Gelegenheiten stets durch ihre Abwesenheit glänzte — ich meine jene Klasse von Leuten, die sich durch nichts anderes auszeichnen, als durch eine wohlgespickte Börse. Freilich traf man bei Hofe auch sehr reiche Leute; dann hatten sie sich aber stets durch irgend eine Tat, die dem Lande oder der Menschheit zugute kam, hervorgetan. Für die „Geldsäcke" der Finanzwelt scheint dem jungen Herrscher jedes Interesse abzugehen.

Ein wichtiger Charakterzug des deutschen Kaisers ist ferner seine Unabhängigkeit vom Urteil anderer Leute. Diese Anlage sollte man aber nicht, wie das so oft geschieht, mit jener verwechseln, die so manchen Menschen eigen ist, die ohne beweiskräftige Gründe, nur einem Vorurteil oder einer Laune folgend, ein absprechendes Wesen an den Tag legen. Als ein Beleg dafür, daß das Urteil des Kaisers sich stets nach seiner persönlichen Überzeugung und nicht nach der anderer Personen richtet, mag folgendes Beispiel gelten, das ich bereits in einem anderen Kapitel angeführt habe. Als ich ihm die Zerstörung unseres Panzerschiffes Maine im Hafen von Havanna mitteilte, fragte er mich sofort, ob die Explosion von außen veranlaßt worden wäre oder im Innern des Schiffsraumes stattgefunden hätte. Allen Behauptungen seiner Admirale und Kapitäne entgegen blieb der Kaiser vom ersten bis zum letzten Augenblick bei seiner Ansicht, das Schiff müßte von außen angegriffen worden sein.

Der Kaiser ist — das wissen alle, die ihn kennen, sehr impulsiv;

in der Tat sind viele seiner Handlungen, die die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen haben, dieser Impulsivität zuzuschreiben. Nichtsdestoweniger liegt diesen Impulsen in der Regel eine reifliche ruhige Erwägung zugrunde. Trifft das einmal nicht zu, so wollen sie an das Gerechtigkeitsgefühl und die Menschenliebe appellieren. Bezeichnend dafür war der impulsive Vorschlag, dem Prinzregenten von Bayern die Summen zu Kunstzwecken, die etliche unpatriotische Klerikale nicht bewilligt hatten, zu ersetzen. Das Resultat war für den Augenblick ein Triumph der niedrig gesinnten Gegner, aber es gewann dem Kaiser die Herzen der großen Menge, nicht nur innerhalb der Grenzen seines Reiches, sondern auch außerhalb; und endlich wird man auch erkennen, daß er für die gerechte Sache machtvoll eingetreten ist. Als ein Beispiel für eine Äußerung, die so manchem nur wie ein Augenblickseinfall erscheinen könnte, während ihr in Wirklichkeit eine ganz nüchterne Betrachtung von Problemen zugrunde liegt, die die Vereinigten Staaten so gut wie Deutschland beschäftigen, will ich hier eine Bemerkung anführen, die der Kaiser im vorigen Jahre einem Amerikaner gegenüber machte: „Ihr in Amerika", sagte der Kaiser, „könnt tun, was Euch beliebt, ich gedenke es aber den Kapitalisten in Deutschland stets zu verwehren, den Arbeiter auszunutzen, um ihn dann wie eine ausgepreßte Zitrone in den Rinnstein zu werfen."

Wer den Band seiner gedruckten Reden gelesen hat, muß die Überzeugung gewinnen, daß der Kaiser meist sehr ideenreich ist und die Mittel kennt, auf seine Zuhörer Eindruck zu machen. Sein Organ ist volltönend, seine Haltung ungezwungen, und wenn ihn sein Gefühl übermannt, kommt hinter der Maske des Souveräns nur zu oft ein sehr warmfühlendes Herz zum Vorschein. Ganz besonders offenbarte sich das in der Rede, mit der er seinen ältesten Sohn bei der Feier seiner Großjährigkeit begrüßte. Der Kaiser von Österreich, eine Reihe von Mitgliedern regierender Häuser, die ersten Spitzen des Reiches, die Vertreter fremder Mächte waren zu diesem wichtigen Tage herbeigekommen: alles Zuhörer, deren Anschauungen weit auseinander lagen; trotz alledem gab es nicht einen einzigen, der von des Kaisers Worten zu dieser bedeutsamen Stunde nicht tief ergriffen gewesen wäre.

Jede Charakterzeichnung Wilhelm II., wäre unvollkommen, wollte man über seine religiösen Anschauungen flüchtig hinweggehen. Der junge Monarch hat sich seinen Ahnherrn Friedrich den Großen zum Vorbild gewählt und blickte zu ihm wie zu einem Ideale auf. Aber zwischen den religiösen Anschauungen und Empfindungen beider Monarchen liegt eine ganze Welt. Mag ein philosophischer Beurteiler darin auch nur das Ergebnis einer sorgfältigen Erziehung erblicken, welche

die Interessen der Monarchie in der Gegenwart im Auge hatte, so ist die Aufrichtigkeit und Tiefe der religiösen Empfindung bei dem jetzigen Herrscher doch über jeden Zweifel erhaben. Wer sein Wesen kennt und seine Reden verfolgt hat, wer vor allem die Ansprachen gelesen hat, die er zu Beginn der Wirren in China an seine Mannschaften hielt, der kann sich der Überzeugung nicht erwehren, daß der Kaiser ein aufrichtig frommer, gläubiger Christ ist. Freilich fühlt man sich bisweilen versucht des Ausspruchs eines sehr bekannten deutschen Theologieprofessors zu gedenken, der sich auf den alten hartherzigen Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. bezog. Der Gelehrte meinte, dieser Fürst wäre allerdings sehr religiös gewesen, aber er hätte seine Religion aus dem alten Testamente entlehnt. Nun steht zweifellos die religiöse Überzeugung des jetzigen Kaisers auf einer viel höheren Stufe als die seines Vorfahren, dessen Strenge gegen den Jüngling, aus dem sich später der große Friedrich entwickelte, in den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth der Welt überliefert ist; nichtsdestoweniger ist auch in der Religion des jetzigen Herrschers ein Rest von jenen alttestamentarischen religiösen Gefühlen erhalten geblieben, die sich in seiner festen Zuversicht auf die Hilfe des „Allmächtigen", in dem Bewußtsein, seinem Volke als Führer bestimmt zu sein, und in seiner Bereitwilligkeit, über die Philister herzufallen, zutage treten. Ganz besonders auffallend machen sich diese alttestamentarischen Vorstellungen in der Musik zu den hohen Festtagen bemerkbar, wenn die Großen des Reiches sich in der Hofkirche versammeln. Den Motetten, die von einem Posaunenchor und dem berühmten Berliner Domchor ausgeführt werden, und den Chorälen der Gemeinde, fehlt jede Spur von dem Geiste, welcher die Bergpredigt durchflutet. Eher könnte man sich versucht fühlen, einen Widerhall jener Schrecken in ihnen zu suchen, welche der Dreißigjährige Krieg und der Krieg in den Niederlanden über die Welt gebracht hatte.

Nichtsdestoweniger muß man dem Kaiser zugestehen, daß er gegen seine Untertanen anderer Konfessionen sehr tolerant und gegenüber den modernen Forschungen auf religiösem Gebiete durchaus nicht engherzig ist. Die Furchtlosigkeit, mit der er neuerdings Professor Delitzsch einlud, vor ihm, der kaiserlichen Familie und seinem Hofstaate einen Vortrag über die Beziehungen der Assyrischen zur Bibelforschung, die in streng orthodoxen Kreisen so viel Aufsehen erregten, zu halten, und die Anerkennung, welche er diesen bedeutsamen Forschungen der Wissenschaft zollte, legen sicherlich ebenso Zeugnis ab von seinem weiten Gesichtskreise, als von seinem Vertrauen auf das, was er religiöse Grundgesetze nennt.

Ein gutes Beispiel für diese eigenartige Vereinigung
Vorstellungen, toleranter Gesinnungen und berechnender Po
das Verhalten des Kaisers seinen katholischen Untertanen

Selbstverständlich weiß er sehr wohl, daß er als Obe
Königreichs Preußen und als Kaiser des Deutschen Reiches
schen Kurie ein Dorn im Auge ist; er weiß es ebenso genau
gebildete Deutsche, daß vielleicht mit Ausnahme der englis
archie keine andere Dynastie von den Monsignori im Vati
haßt wird, wie die seine. Er weiß auch sehr wohl, daß
zu allen Zeiten, namentlich aber während der letzten Kri
sein Land und seine Dynastie, Partei ergriffen hat. Trotz alle
dieses Bewußtsein nicht den geringsten Einfluß auf sein Gere
gefühl seinen katholischen Untertanen gegenüber auszuübe
dings widersetzt er sich der Rückkehr der Jesuiten in das Re
Klugheit verbietet es ihm, auch hier den Spuren seines
Friedrichs des Großen zu folgen. Trotz alledem verrät sein
der römisch-katholischen Kirche gegenüber nicht nur Klughei
auch Güte und Wohlwollen. Fühlte er sich verpflichtet, die Be
des Kardinals Rampolla, Deutschlands Herrschaft und Einfluß
Lothringen zu untergraben, zu vereiteln, — und es gelang i
ging er doch in weiser Toleranz ruhig, vornehm und gerecht
Der Besuch, den er der alten Abtei Laach abstattete, seine
Beziehungen zu ihrem jungen Abte, die Einsetzung dieses sel
als Bischof von Metz, mit der er eine verdrießliche Streitfrag
Welt schaffte, die Ernennung eines loyal gesinnten deutschen K
zum Bischof in Straßburg, sein jüngstes Verhalten gegeni
Fürstbischof von Breslau und dem Erzbischof von Köln, al
ein Beweis für seine kluge Weitherzigkeit. Einer der glä
diplomatischen Schachzüge während seiner Regierung war viel
Verhalten gegenüber dem Vatikan auf seiner Reise nach den
Seit Jahren hatte sich in der politischen Welt die Idee festge
Frankreich, mochte es auch noch so scharf innerhalb der Grenz
Reiches gegen die Übergriffe von Mönchen, Nonnen und Ultra
vorgehen, doch außerhalb seiner Grenzen in der ganzen L
namentlich im gelobten Lande als ihr Beschützer galt. Der
dieser Vorstellung auf den Krimkrieg vor nun fünfzig Jahr
ein Kuriosum in der Weltgeschichte, und von jener Zeit bildete
Idee immer mehr zu einem politischen Grundsatz, gleichsam
Doktrin des internationalen Rechts heraus. Sehr interessant
nun, wie der Kaiser während seines Besuches beim Sultan dieser
den Boden unter den Füßen dadurch fortzog, daß er für die K

in Jerusalem das kleine Grundstück in der heiligen Stadt erbat, auf welchem der Tradition gemäß das Häuschen der Jungfrau Maria gestanden haben sollte. Nach diesem Grundstück hatten die frommen Katholiken schon seit Jahren sehnlichst ausgeschaut, aber der französischen Regierung war es nie geglückt, sich in seinen Besitz zu setzen. Dieses Stückchen Erde hatte der Kaiser in aller Stille von dem Sultan zu eigen erhalten, und nachdem er nun der Einweihung einer lutherischen Kirche in Jerusalem beigewohnt hatte, telegraphierte er dem Papst und einigen anderen Fürsten der römisch-katholischen Kirche, daß er die geheiligte Stätte denen zum Geschenk machte, die schon so lange sehnlichst danach ausgeschaut hätten.

Sehr scharfe Worte der Kritik hat man stets dafür gehabt, daß der Kaiser seiner Stellung als Kaiser und König unverhohlen einen so hohen Wert beimaß, auch meinte man, die Theorie, von der er dabei ausging, unmöglich billigen zu können. Stellt man sich indessen auf den Standpunkt des Monarchen, so muß man ihm auch darin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von welchem Gesichtspunkte aus der Kaiser seine monarchischen Pflichten betrachtet, davon habe ich bereits in dem Kapitel gesprochen, wo ich eine Schilderung der Jubiläumsfeier der Königlichen Akademie der Wissenschaften gab. War das kaiserliche Urteil über Dom Pedro von Brasilien im Augenblick auch nur als ein Scherz aufzufassen, so warf dieser Scherz doch ein scharfes Licht auf die Vorstellung, die Wilhelm II. sich von seinen Pflichten als Monarch gebildet hat. Ist er auch ein konstitutioneller Monarch, so ist er das doch nicht in englischem Sinne. Dort ist eine konstitutionelle Monarchie möglich durch den „Silberstreifen" des Meeres. Das Deutsche Reich ist aber von keinem „Silberstreifen" umschlossen, das weiß jeder deutsche Mann und wer die Bedingungen nationaler Existenz auf dem kontinentalen Europa richtig verstehen will, sollte sich das immer wieder in das Gedächtnis zurückrufen. Hierin liegt auch eine Erklärung für die Besorgnis, mit der der Kaiser seine Stellung zu wahren bemüht ist, wie sie in so manchen Majestätsbeleidigungsprozessen zum Ausdruck kommt. Es ist einfach eine Tatsache, daß die deutsche öffentliche Meinung, die durch das Gesetz verkörpert wird, es nicht für richtig hält, jedem Gimpel, jedem Laffen, der mit Feder und Tinte umzugehen weiß, zu gestatten, sich das Oberhaupt des Reiches zur Zielscheibe seiner Angriffe zu wählen. Die Auffassungsweise Amerikas, nach der man dort nichts darin fand, daß Lincoln, Garfield, Mc. Kinley den gröblichsten Beleidigungen ausgesetzt waren und in künstlerischer Wiedergabe als Tyrannen abgebildet wurden, hat sich in Deutschland noch nicht eingebürgert. Luther sagte, er würde es nie zugeben, daß irgend

jemand „mit dem Evangelium umginge, wie Schweine mit einem Sack Hafer"; dieses Gefühl scheint auch jedem echten Deutschen für die Person seines Herrschers eigen zu sein.

Hier nun ein Wort über das Verhältnis von Kaiser und Volk zueinander. In einem der Briefe Thomas Jeffersons an John Adams, — sie standen damals beide schon am Abende ihres Lebens — erklärt dieser Begründer der amerikanischen Demokratie, er hätte den Zusammenbruch der französischen Republik vorausgesehen und darum für Frankreich, obwohl er Demokrat wäre, eine konstitutionelle Monarchie als das günstigste gehalten. Hätte Jefferson zu unserer Zeit gelebt, er wäre sicherlich für Deutschland zu ähnlichen Schlüssen gekommen. Er hätte ohne Frage dem Rechnung tragen müssen, daß zwischen einem Staat wie dem unsrigen, der auf keine Vergangenheit zurückblickt, in dem das politische Prinzip keinen religiösen Charakter angenommen hat, der sich von einem Ozean bis zum anderen erstreckt und keinen feindlichen Nachbar zu fürchten hat, und Deutschland, das ein alt-historisches Oberhaupt besitzt, das keine natürlichen Grenzen hat, das allen Gefahren ausgesetzt ist, ein gewaltiger Unterschied besteht. Jefferson hätte ferner ganz fraglos die Tatsache anerkannt, daß, ließe man es auf eine Volksabstimmung ankommen, der jetzige Herrscher infolge seiner Fähigkeiten, seiner Macht und seines Einflusses die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes auf seiner Seite haben würde. Das monarchische System Deutschlands ist wie auch das republikanische System Amerikas das Resultat einer Entwicklung von Generationen, einer Entwicklung, welche die gegenwärtige Regierungsform hervorbrachte, ihr Charakter, Form und Machtbefugnisse verlieh und auch auf die Männer, die an ihrer Spitze stehen, ihren Stempel aufdrückte. Dies Grundgesetz politischer wie physischer Entwicklung wird jeder Amerikaner als richtig anerkennen müssen, wie sehr er auch von den republikanischen und demokratischen Ideen in seinem eigenen Lande eingenommen sein mag.

Auch im Deutschen Reiche ist der Kaiser des öfteren heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Man machte ihm den Vorwurf, er brächte dem parlamentarischen Prinzip keine Sympathien entgegen und hätte wiederholt der Reichsverfassung Hindernisse in den Weg gelegt.

Auf den ersten Vorwurf, den des Mangels an Sympathie für die parlamentarische Regierung, wird der Kaiser entgegnen, daß er ein System nicht für vollkommen erachten könnte, das den Fortschritt einerseits zu fördern, andererseits aber zu hemmen suchte. Welchen Theorien er aber auch huldigen mag, in der Praxis hat er alles daran gesetzt, die parlamentarische Regierung zu heben und ihr im Königreich Preußen

dadurch zu größerem Ansehen zu verhelfen, daß er als Mitglieder auf Lebenszeit Männer in das Herrenhaus berief, die makellos von Charakter und von unschätzbarem Werte bei der Diskussion hochwichtiger Fragen waren. Zwei von diesen, die während meines Berliner Aufenthalts berufen wurden, lernte ich näher kennen und bewundern. Der eine, Professor Gustav Schmoller, der ehemalige Rektor der Universität Berlin, ist einer der namhaftesten Nationalökonomen der Welt; er hat darin eine geniale Wirksamkeit entfaltet, praktische Mißstände in Deutschland zu studieren, sie aufzudecken, und auf die beste Lösung ähnlicher Probleme sonst in der Welt die Aufmerksamkeit zu lenken. Er ist tiefgründig, beredt, versöhnlich, alles in allem: ein Abgeordneter von unschätzbarem Nutzen. Der zweite, Professor Slaby, der Rektor der bedeutendsten technischen Hochschule Deutschlands, der in Charlottenburg, ist eine Weltautorität in allen elektrotechnischen Fragen, ein großes Verwaltungstalent und ein kluger Berater in deutschen Erziehungsfragen. Keiner von beiden ist eigentlich ein großer Volksredner, aber beide sprechen gut und sind unersetzlich. Ich habe sie nur als Beispiel genannt; ich könnte andere hinzufügen, die auf anderen Gebieten das gleiche leisten. Macht man also dem Kaiser den Vorwurf, daß er für eine Parlaments- und Partei-Regierung keine Sympathien empfindet, so ist es nicht mehr als recht und billig, wenn man ihm gleichzeitig Anerkennung dafür zollt, daß er den rechten Weg eingeschlagen hat, sie zu kräftigen und ihr Ansehen zu verschaffen.

Will man von einer Vergewaltigung des deutschen konstitutionellen Systems reden, so hat man Wilhelm I. und Bismarck seinerzeit in dieser Beziehung viel ernstere Vorwürfe gemacht, und zwar mit vollem Recht. Und doch waren es gerade diese beiden großen Männer, die das Reich nicht nur aufgerichtet, sondern auch aufrecht erhalten haben. Tatsächlich drängt sich jedem das Gefühl und die Überzeugung auf, daß die Gefahren, die Deutschland bedrohen, von ganz anderer Seite kommen, nämlich von solchen Leuten, die den Rassen- und Klassenhaß und die religiösen Streitigkeiten schüren und die gehässigen Gefühle der Bevölkerung anderer Staaten nähren.

Auch von seiten der Vereinigten Staaten sind dem Kaiser hin und wieder bittere Vorwürfe gemacht worden. Von Zeit zu Zeit brachten amerikanische Blätter während meines Berliner Aufenthaltes Artikel, die sich bald in kriegerischer, bald in tränenreicher Stimmung über das Verhalten des Kaisers zu den Vereinigten Staaten beschwerden. Während des spanischen Krieges hatten sich viele Leute bei uns in Amerika in den Kopf gesetzt, daß der Kaiser gegen uns Partei ergriffen hätte. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß der Kaiser persönlich

für die arme, bedrängte Königin-Regentin von Spanien, die so gewaltsame Anstrengungen machte, ihrem jungen Sohne sein Reich zu erhalten, Sympathien empfunden haben mag. War das der Fall, so teilte er aber damit nur die Gefühle eines großen Teiles der Menschheit; denn es hat in der Geschichte kaum eine tragischere Situation gegeben. Nichtsdestoweniger ist es sehr fraglich, ob die Sympathien des Kaisers politisch auf Spaniens Seite waren. Der gesunde Menschenverstand der Hohenzollern muß sich schon seit Jahren gegen die Torheiten und Unzulänglichkeiten der spanischen Politik aufgelehnt haben. Möglicherweise aber hatte er auch eine Neigung seines Vaters geerbt, der, als er dem letzten Könige von Spanien einige Jahre vor dessen Tode einen Besuch abstattete, warme Sympathien für das Land und seine Herrscher heimbrachte und für einige Erscheinungen spanischer Kunst großes Interesse an den Tag legte. Trotz alledem fanden sich in dem Tagebuch, das Kaiser Friedrich auf dieser Reise geführt hatte, eine ganze Reihe Notizen, die dafür sprachen, daß er das System der spanischen Regierung durchaus nicht billigte. Ganz besonders entsinne ich mich einer Bemerkung, die er sich nach dem Besuch einer spanischen Stadt notiert hatte. Er schrieb: „Es gibt hier zehn Kirchen, zwanzig Klöster, aber nicht eine einzige Schule." Es ist nicht anzunehmen, daß irgend ein Hohenzoller seine Sympathien an ein Reich verschwenden wird, das eine Klosterwirtschaft der allgemeinen Volksbildung vorzieht und somit selbst dazu beiträgt, sein Verhängnis heraufzubeschwören; auch entsinne ich mich nicht, daß der Kaiser oder die deutsche Regierung während der ganzen Dauer des spanischen Krieges sich auch nur ein einziges Mal unserem Feinde zugeneigt hätte. Hingegen ist es erwiesen, daß der Monarch, als etliche hitzige Zeitungsschreiber und europäische Staatsmänner, die sich überflüssigerweise in fremde Angelegenheiten mischten, Maßnahmen vorschlugen, die gefahrdrohenden Übergriffen unserer Republik vorbeugen sollten, dem ganz energisch entgegentrat.

Eine andere Klage, die man bisweilen in Amerika laut werden hört, sagt, der Kaiser stelle das Interesse Deutschlands in der ganzen Welt in den Vordergrund, bekümmere sich aber um die Interessen der anderen Staaten nicht im geringsten. Das ist freilich wahr, nur überlegen diese Leute nicht, daß jeder einsichtsvolle Mensch, gleich, welcher Nation er angehören mag, dem Kaiser des Deutschen Reiches die bittersten Vorwürfe machen würde, wollte er anders handeln.

Ein anderes Mal, — es ist noch gar nicht lange her, — ereiferte sich die Welt über die rohe Behandlung, die deutsche Kriegsschiffe und zwar, wie es schien, mit Genehmigung des deutschen Kaisers, einigen Venezuelanern hatten zuteil werden lassen. Auch diese Tatsache kann

nicht bestritten werden, sollte aber nichtsdestoweniger jeden gerechtdenkenden Mann mit Genugtuung erfüllen. Die Sache verhielt sich kurz und gut folgendermaßen: eine kleine äquatoriale Republik war nach einer langen Reihe von Revolutionen — Lord Lansdowne beziffert sie auf hundertundvier im Laufe von siebzig Jahren — endlich in den Hafen des Friedens eingelaufen und im Begriff zu Wohlstand zu gelangen. Dank den Bemühungen der Vereinigten Staaten war sie nach dem Beschluß eines internationalen Schiedsgerichts endlich in den rechtmäßigen Besitz ihres Territoriums gesetzt worden, sah sich von allen Tumulten im Innern des Landes und von allen feindlichen Angriffen von außen befreit und erfreute sich unter einer gesetzmäßigen und von der Bevölkerung sanktionierten Verwaltung einer behaglichen Ruhe. Plötzlich kam es einem Menschen in den Sinn, abermals eine sogenannte „Revolution" hervorzurufen. Weder waren es Reformen, noch Prinzipien, noch Ideen, für die er kämpfte, er vertrat einfach nur egoistische Absichten und die Interessen einer Rotte von Spießgesellen, denen es nur um Raub zu tun war. Gemeinsam mit diesen mordete er, plünderte und führte eine Schreckensherrschaft, bis daß er endlich die Kontrolle der Regierung in die Hand bekam, — oder richtiger ausgedrückt, sich selbst an die Spitze der Regierung stellte. Unter dem Namen einer „Republik" verübte er Gewalt- und Greueltaten, die sich kein russischer Autokrat erlauben würde. Ein Gewaltherrscher, wie solche die äquatorialen Gebiete Südamerikas schon wiederholt in Unruhe versetzt haben, legte er sich gar keine Schranken auf; er schaltete und waltete über das Eigentum seiner Mitbürger, wie es ihm paßte, und brachte nicht nur jene ums Leben, die sein Leben bedrohten, sondern auch die, von denen er fürchtete, sie könnten ihm gefährlich werden. Er bemächtigte sich der Staatseinnahmen und schien sich, wie schon so manche Patrioten seines Schlages in diesen äquatorialen Republiken, fraglos den Ausweg offen zu halten, falls irgend ein überlegener Kumpan ihn verdrängen sollte, mit reichlichen Mitteln versehen, nach Paris zu flüchten und dort sein Leben in Saus und Braus zu verprassen.

Soweit schien alles schön und gut. Wenn die Venezuelaner derartige Zustände leiden oder sanktionieren, so kommt es keiner fremden Macht zu, sich hinein zu mischen. Dieser rohe Gewalthaber begnügte sich jedoch nicht damit, seine eigenen Mitbürger auszurauben, zu morden und zu vergewaltigen, er fiel in gleicher Weise auch über die Angehörigen anderer Staaten, unter anderen auch über deutsche Reichsbürger her. Zunächst hoffte man in Deutschland die Sache auf diplomatischem Wege aus der Welt zu schaffen; man ersuchte den Despoten, von seinen Ge-

walttaten abzulassen und Schadenersatz zu zahlen; diesen Anfo
schien er aber durchaus nicht zugänglich zu sein. Im Geg
absichtigte er, wie es schien, alle deutschen Untertanen in seine
auszuplündern, alle deutschen Gläubiger aber, deren er nich
werden konnte, durch Lug und Trug zugrunde zu richten.
sandte die deutsche Regierung, wie jede Regierung es in di
getan hätte, ihre Kriegsschiffe aus, um Abhilfe zu schaffer
Forderungen zu erzwingen.

Das war durchaus korrekt; aber trotz alledem erhob m
Vereinigten Staaten ein gewaltiges Geschrei: es hieß, Deutschl
die „Monroe-Doktrin verletzt". Tatsächlich kam hier die Monro
ebensowenig in Betracht, wie die ewige Seligkeit der Heilige
falls bot sich aber hier wieder eine Gelegenheit über Deutsd
zuziehen, und diese Gelegenheit mußte ausgenutzt werden.
wohl Deutschland stets beflissen war, alle Vorschriften des inter
Rechts auf das genaueste einzuhalten, wurde doch jeder Schri
unternahm, von einigen amerikanischen Blättern als eine E
der Vereinigten Staaten dargestellt. Für die Vereinigten St
hier ebensowenig eine Gefahr vor wie für den Planeten Sat
Auftreten der deutschen Regierung kam Amerika ebenso zust
jedem anderen wohlgeordneten Staate. Zu guter Letzt fe
Soldaten von einem Fort in Venezuela auf ein deutsches Kr
darauf verteidigte sich der Befehlshaber nicht nur dem inter
Rechte, sondern dem Naturgesetze gemäß, ließ das Fort besch
gab den Angreifern damit eine Lehre, mit der jeder verständi
kaner hätte einverstanden sein sollen. Statt dessen brach d
in Amerika und Großbritannien mit erneuter Heftigkeit
wiederum war es die Monroe-Doktrin, die man gefährdet gla
ich als Mitglied des Friedenskongresses im Haag für die An
der Monroe-Doktrin in den europäischen Staaten tätig ge
als Mitglied der Venezuela-Kommission auch für Venezuela n
ten eingetreten bin, sagte ich bei dieser Gelegenheit offen m
nung: Jetzt ist die Zeit für ein offenes Wort in dieser Frage
bei den Amerikanern, die auf die Monroe-Doktrin etwas ho
sich der Zweifel, wem die Amerikaner vernünftigerweise ih
essen und ihre Sympathien zuwenden sollen. Jener blinden u
Herde von Schafen, die sich gutwillig darein fügt, unter
schaft solcher Männer zu existieren, wie sie heute in Ven
Zügel der Regierung in Händen halten, oder der Bevölkerun
lands und anderer zivilisierter Staaten Europas, und solch
bliken Südamerikas, wie Chile, Argentinien, Brasilien und

deren Interessen, Bestrebungen und Sympathien den unserigen viel näher verwandt sind.

Gelegentlich wurden auch Klagen darüber laut, daß der deutsche Kaiser keine Sympathien für die Vereinigten Staaten hätte und ihren Institutionen keine Bewunderung zollte. Ich habe nie von ihm ein abfälliges Urteil über unser Land gehört; im übrigen aber ist er sein eigener Herr, und auch im internationalen Rechte steht nichts davon geschrieben, daß er verpflichtet wäre, den Vereinigten Staaten Sympathien entgegenzubringen. Jedenfalls sollten wir uns darüber freuen, daß der Kaiser alles, was an unserer Regierung und an unserem Volke achtungswert ist, hochhält, und es ihm nicht wehren, über manche widersinnige und abstoßende Erscheinungen, die, wie wir hoffen wollen, nur vorübergehend sind, seine eigene Meinung zu haben. Was unsere Institutionen anbetrifft, so ist er höchst wahrscheinlich nicht sehr erbaut über die schlappe Administration unserer Kriminaljustiz, die im großen und ganzen mehr Verbrecher straflos ausgehen läßt als auf der ganzen übrigen Welt zusammen, man braucht höchstens einige Landstriche in Süditalien und Sizilien auszunehmen. Höchstwahrscheinlich ringt ihm auch unsere „Tammani-Hall" und unser „Philadelphia-Ring" keine Bewunderung ab; auch kann er schwerlich eine hohe Meinung von solchen Städten haben, die sich jener Tyrannei unterwerfen. Ferner hat der unsinnige Aufwand und die schmutzige Geschäftspraxis, die neuerdings in St. Louis und in Minneapolis so viel Aufsehen erregten, sicherlich keinen besonders günstigen Eindruck auf ihn gemacht. Auch ist es sehr fraglich, ob jene Reden, die etliche politische Maulhelden von den Galerien des Parlamentsgebäudes herab gehalten haben, ihn begeistern können. Aber er bewundert und achtet jeden Bürger der Vereinigten Staaten, der eine rechte Tat tut und ein rechtes Wort spricht; er folgt mit aufrichtigem Interesse jedem unserer politischen Schachzüge, wie jeder Tat unseres Volkes, die unser Ansehen hebt; er findet Genuß am Besten in unserer Literatur; er achtet jeden tapferen amerikanischen Krieger oder Seemann, jeden amerikanischen Staatsmann, Gelehrten, Schriftsteller oder Arbeiter in jedem Berufe, der für unser Land wirklich etwas leistet. Das ist gewißlich wahr.

Nun noch einige Worte, um die Stellung zu bestimmen, die Wilhelm II. in der Geschichte der Gegenwart eingeräumt werden muß: wie die deutsche Nation das Resultat einer Entwicklung des individuellen und nationalen Charakters im Kampfe gegen fast unüberwindliche innere Hindernisse und gegen ihre Umgebung ist, so sind auch die Hohenzollern aus dem Gewirre der kaiserlichen und königlichen Häuser

der Hohenſtaufen, der Habsburger, der Wittelsl
der Welfen und anderer als die lebenskräftigſten
dem großen Kurfürſten, Friedrich dem Großen
dieſem Fürſtengeſchlechte Heldengeſtalten erwachſ
fluß dieſer Helden und unter dem ſolcher Män
gebildet oder erwählt haben, iſt Deutſchland aus
einander gewürfelten Maſſe von Kriegern, Den
die um Mißverſtändniſſe willen gegeneinander
baren Kämpfen ſich gegenſeitig aufrieben und v
barn ausgebeutet wurden, jetzt zu einer Großmacht
in der Kunſt, in den Wiſſenſchaften und in der
Burg aller hohen Gedanken, zum Horte aller Zi
lichen Verbündeten jeder Nation, die einer höhe
gegenſtrebt. Der junge Herrſcher aber, der jetzt
Reiches ſteht, iſt zwar ein ſelbſtändiger Charakter
ſeiner großen Vorfahren und Verehrer ihrer gr
er iſt ein tapferer Held und doch ein friedfertige
das Schwert aus ſeiner gepanzerten Fauſt geben
iſt er friedlichen Eroberungen hold. Seine Füße
aber ſein Blick ſucht die Ideale. Das iſt Wilhelm
neuen Namen zur Liſte jener Männer fügen w
Deutſchlands an der Vervollkommnung der Welt

Als Präsident der Delegierten Amerikas
auf dem Friedenskongreß im Haag (1899)
I.

Am 24. August 1898 beantragte die russische Regierung im Namen des Kaisers Nikolaus II. die Einberufung eines Kongresses, der den fortgesetzten Kriegsrüstungen der Nationen eine Grenze stecken und damit zu einem dauernden Frieden beitragen sollte. Nachdem sich die Mächte zustimmend geäußert hatten, versandte Graf Murawieff, der russische Minister des Äußern, am 11. Januar 1899 ein Rundschreiben, das vom Standpunkte Rußlands aus die Punkte festsetzte, die zur Diskussion kommen sollten. Schwerwiegende Gründe lagen vor, die Hauptstadt einer der Großmächte als Versammlungsort nicht zu wählen. Auch die Schweiz schien durch Anarchisten und Nihilisten, die in großen Scharen dort Unterkunft gefunden hatten, und durch die Ermordung der Kaiserin von Österreich, die kurz vorher in Genf am hellen lichten Tage einem Anarchisten zum Opfer gefallen war, in Mißkredit gekommen zu sein. Man traute ihrer Regierung nicht die Fähigkeit zu, dem Kongreß den erforderlichen Schutz zu gewähren. Die russische Regierung machte daher den Vorschlag, den Kongreß im Haag abzuhalten. Nachdem alle Mächte ihre Zustimmung erteilt hatten, wurde die Eröffnung auf den 18. Mai festgesetzt.

Zunächst waren die Vorschläge Kaiser Nikolaus II. in der ganzen Welt mißverstanden worden. Weit und breit nahm man als sicher an, er hätte sich für eine allgemeine Abrüstung ausgesprochen, und dieses Märchen fand auch rapide Verbreitung. In Wahrheit hatte der Zar das weder beantragt, noch überhaupt bezweckt; die Maßnahmen, die er in Angriff zu nehmen gedachte, sollten nur „den ständig wachsenden Kriegsrüstungen ein Ziel setzen".

Zu allererst stand ich der ganzen Angelegenheit sehr skeptisch gegenüber. Was ich während meines Aufenthaltes in Petersburg von Kaiser Nikolaus II. kennen gelernt hatte, berechtigte nicht zu der Erwartung, daß sein Gesichtskreis weit und seine Energie ausdauernd genug sein würde, um so umfassende Reformen, wie sie sich die Gebildeten versprachen, durchzuführen. Ich mußte jener Unterredung, die ich bei

meinem Empfang als Gesandter mit ihm gehal
der Hungersnot, die ganze Gebiete seines Reic
sende seiner Bauern dahinraffte, hatte er keine
laus II. einen liebenswürdigen Charakter bes
matischen Weise das Beste seines Volkes wollte, u
Aber die Gleichgültigkeit gegen seine ganze U
seiner Handlungen zutage trat, seine Energiel
den selbstverständlichsten Angelegenheiten, die de
galten, vor allem aber seine Nachgiebigkeit
gungen der baltischen Provinzen und des Gr
riefen die Überzeugung in mir wach, daß sein
ausreichen würde, der mächtigen Strömung, die
Kriegspartei seines unermeßlichen Reiches a
leisten. Deshalb sträubte sich alles in mir, als
die Nachricht verbreiteten, man hätte auch mi
eine Rolle zugedacht, einen solchen Posten anzu
stätigung der Nachricht kam von ganz anderer Se
Weise, als ich hatte voraussehen können. Prä
sandte mir persönlich ein Kabeltelegramm, das
Kongresse beizutreten, und eine Reihe Briefe vo
sich dieser Bitte anschlossen, und auf deren Ur
veranlaßten mich, der Aufforderung Folge zu l
zwischen die Namen meiner Mitarbeiter bekann
konnte aus dieser Liste ersehen, daß der Kongre
so namhafter Männer mehr erreichen könnte,
Der Reihenfolge nach, in der der Präsident die N
folgende Herren delegiert:

Andrew D. White; Seth Low, Präsident der
Stanford Newel, Gesandter im Haag; Kapitän N
der Vereinigten Staaten; Kapitän Crozier von
derick W. Holls als Sekretär. Dies alles bestim
anzunehmen.

Alsbald brach sich auch das Interesse des
Kongreß in einer Weise Bahn, wie ich es mir
lassen. Wie ein Bergstrom ergoß sich eine Flut
menten und Briefen über mich, die teils verstä
einleuchtend, teils einfältig, verschroben und kin
Klassen der Gesellschaft schienen Zweifel und Ur
im Kampfe zu liegen. Selbst der deutsche Kaise

*) Siehe diese Unterredung in dem Kapitel „Als

Gefühl haben; denn ganz plötzlich erhielt ich eines Tages die Aufforderung, zu ihm auf das Schloß zu kommen; ich erfuhr dort, daß es diese brennende Frage war, die ihn veranlaßt hatte, mich zu sich zu bitten. Von dieser Unterredung habe ich bereits an anderer Stelle berichtet.

Am 16. Mai verließ ich Berlin und traf am selben Tage in später Abendstunde im Haag ein. Da ich in jenen Wochen ein Tagebuch führte, scheint es mir das richtigste, mich an diese Notizen zu halten und Auszüge aus ihnen mitzuteilen.

17. Mai 1899.

Als ich heute früh mein Hotel, Oude Doelen, verließ, bemerkte ich zu meiner Überraschung, daß sich hier seit meinem letzten Besuche vor fünfunddreißig Jahren kaum etwas verändert hatte. Es war dieselbe freundliche, stille, malerische Stadt, die eine Fülle historischer Denkmäler und eine Reihe Kunstschätze aufzuweisen hat. Unser Hotel wie auch die benachbarten Straßen waren mit den Fahnen aller Nationen, einschließlich der unserigen, geschmückt, und unter unserem Fenster und auf den freien Plätzen hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt. Das Hotel ist in einem der interessantesten Teile der inneren Stadt gelegen und auch für sich, architektonisch wie historisch, ein sehr merkwürdiger Bau. Schon im Mittelalter war in seinen Räumen eine Gastwirtschaft betrieben worden, und über dem Haupteingange hing eine Tafel mit der Inschrift: „Restauriert im Jahre 1625". Eine ganze Reihe anderer Häuser stehen im Innern durch Korridore mit dem Hotel in Verbindung; eines der besten und größten dieser Nebenhäuser hatte man für die amerikanische Abordnung reserviert. Glücklicherweise hatte auch unser Staatssekretär John Hay seinerzeit einen diplomatischen Posten in Europa bekleidet; als ich ihm einige Wochen vor Eröffnung des Kongresses darüber Mitteilung machte, von welcher Wichtigkeit es wäre, den Delegierten Amerikas eine ihrer würdige Unterkunft zu beschaffen, stimmte er mir bereitwilligst bei und ermächtigte den Gesandten im Haag, alle meine Ansprüche zu befriedigen. Infolgedessen sind auch wir so gut wie jede andere Abordnung untergebracht.

Nachmittags hatten die Delegierten Amerikas eine Zusammenkunft im Hause des amerikanischen Gesandten; wir organisierten unsere Gruppe regelrecht. War ich vom Präsidenten auch als Erster in der Liste aufgeführt worden, so zog ich es doch vor, die Präsidentschaftswahl meinen Gefährten zu überlassen; sie erwählten mich einstimmig.

Darauf folgte die Verlesung der Instruktionen des Staatsministeriums; sie lauteten folgendermaßen:

Der erste Artikel des russischen Antrags, der sich auf die Einstellung der Vermehrung der Kriegsmacht zu Lande oder zur See bezieht, ist für die Vereinigten Staaten durchaus nicht von Belang. Infolgedessen ist es ratsam, für diesen Artikel den Vertretern jener Staaten, die er näher angeht, die Initiative zu überlassen.

Jene Artikel, welche die Anwendung neuerer Feuerwaffen, Sprengstoffe und andere Zerstörungskörper verbieten, den Gebrauch gewisser Zerstörungswerkzeuge beschränken und einigen neueren Erfindungen bei Seegefechten den Zutritt verwehren, entbehren, wie das Staatsministerium meint, einer praktischen Grundlage; jede Diskussion darüber dürfte voraussichtlich eher zu Uneinigkeiten, als zu einmütigen Beschlüssen Anlaß geben. Der Staatssekretär fährt dann in seinen Erörterungen fort und sagt: „Es scheint mir sehr fraglich, ob ein Krieg weniger grausam werden wird, wenn die Waffen, die angewandt werden, eine geringere Zerstörungskraft besitzen. Die Geschichte lehrt uns, daß der Friede stets um so länger hielt, je größer die Verluste und Verwüstungen waren, die er mit sich gebracht hatte. Es ist durchaus nicht erwiesen, ob es ratsam ist, den Erfindungsgeist unseres Volkes in dieser Weise unter Druck zu halten, auch scheint es mir im übrigen in Anbetracht der Versuchungen, denen Völker in Kriegszeiten ausgesetzt sind, auch fraglich, ob eine derartige internationale Vereinbarung durchführbar sein würde."

Was den fünften, sechsten und siebenten Artikel anbetrifft, die an die Interessen der Humanität appellieren und erstens den hilflos in der Schlacht zurückgebliebenen Verwundeten Beistand und Hilfe sichern wollen, zweitens die Unverletzlichkeit derer fordern, die nur eine friedliche Wohlfahrtsmission haben, so sind wir dahin beauftragt, jedem wirklich praktischen Vorschlage unsere vollste Unterstützung zu gewähren.

Dem achten Artikel, der die weitere Ausdehnung von Veranstaltungen wie „Friedensvermittlungen", „Schiedsgerichte" usw. usw. betrifft, hat der Staatssekretär sein volles Interesse zugewandt. Er sagt zum Schluß: „Mit diesem Artikel eröffnet sich die Aussicht auf eine Reihe von Veranstaltungen und Verträgen, wie sie die Geschichte bisher noch nicht aufzuweisen hat, Veranstaltungen, die sehr segensreiche Folgen haben können." Die Delegierten werden deshalb angewiesen, im geeigneten Moment die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtes, wofür der Plan am Schluß der Instruktionen beigefügt ist, zu beantragen und bei der Konferenz auf die Annahme dieses Antrages hinzuwirken.

Schließlich haben wir noch den Auftrag, folgenden Antrag zu stellen: analog dem Prinzipe, das zu Lande bereits in Kraft ist, sind

auch zur See Bestimmungen zu treffen, welche die kriegführenden Mächte für die Beschlagnahme oder Vernichtung von Privateigentum verantwortlich machen. Auch sollen wir darauf bestehen, daß diese Bestimmungen dem internationalen Völkerrecht einverleibt werden.

Das wichtigste Dokument ist der Plan für ein internationales Schiedsgericht. Die Hauptzüge sind folgende:

Erstens: ein Tribunal, zusammengesetzt aus Richtern, die in Anbetracht ihrer persönlichen Unanfechtbarkeit und ihrer Gelehrsamkeit im internationalen Recht durch eine Majorität von Mitgliedern des zurzeit existierenden höchsten Gerichtshofes jedes alliierten Staates zu wählen sind, und zwar je einer von jedem an dem Vertrag teilnehmenden Staate. Diese haben ihres Amtes zu walten, bis ihre Nachfolger von demselben Körper ernannt worden sind.

Zweitens: das Tribunal soll sich nicht später als sechs Monate, nachdem der Vertrag von neun Mächten bestätigt ist, zusammenfinden, soll sich als ein permanenter Gerichtshof mit soviel Beamten, als es für nötig findet, organisieren und Versammlungsort wie Geschäftsordnung festsetzen.

Der dritte Artikel trägt dafür Sorge, daß die „betreffenden Nationen sich gegenseitig verpflichten, dem Schiedsgerichte alle Streitfragen untereinander zu unterbreiten, ausgenommen solche, die sich auf ihre politische Unabhängigkeit und ihre territoriale Integrität beziehen oder sie einschließen."

Der fünfte Artikel lautet folgendermaßen: „Jede Organisation von Richtern soll für jeden einzelnen Fall aus nicht weniger als drei und aus nicht mehr als sieben Richtern bestehen, je nach Erfordernis. Sie werden auf einstimmigen Beschluß des Tribunals ernannt, dürfen weder Eingeborene, noch Untertanen, noch Bürger jenes Staates sein, dessen Interessen hier in Betracht kommen."

Der sechste Artikel tritt dafür ein, daß die laufenden Kosten des Tribunals den betreffenden Mächten zu gleichen Teilen zur Last fallen; diejenigen Unkosten aber, die aus jedem Sonderfalle erwachsen, sollen in der Weise beglichen werden, wie es das Tribunal für recht hält. Ferner ist es auch externen Mächten gestattet, ihre Streitfragen vor das Tribunal zu bringen, aber nur unter der Bedingung gegenseitiger Übereinkunft, daß der Staat, gegen den das Urteil ausfällt, nicht nur die Urteilskosten, sondern auch alle Ausgaben des Gerichtsverfahrens tragen soll.

Der siebente Artikel gestattet einen Appell binnen drei Monaten nach der Zustellung der Entscheidung auf Grund des Nachweises, daß

das betreffende Urteil einen inhaltlichen Irrtum oder einen Formfehler enthält.

Der achte und Schlußartikel stellt fest, daß der Vertrag rechtskräftig werden soll, sobald neun souveräne Staaten, von denen mindestens sechs an der Haager Konferenz teilgenommen haben müssen, diese Beschlüsse bestätigt haben.

Es stellt sich heraus, daß unsere Delegation die einzige ist, die einen einigermaßen vollständigen und sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf für ein Schiedsgericht vorbereitet hat. Die englische Delegation ist zwar auch für die Idee eines Schiedsgerichts eingenommen, hat sich aber ohne einen definitiven Plan im Haag eingefunden. Die Russen haben freilich ein Schema festgesetzt; so viel ich jedoch davon habe erfahren können, sieht es keinen permanenten Gerichtshof vor.

Am Abend fand bei Jonkheer van Karnebeek, dem Delegierten der Niederlande und ehemaligen holländischen Minister des Äußern, eine Reunion statt, der die gesamten Mitglieder des Kongresses beiwohnten. Das Fest verlief ungemein glänzend und ich knüpfte viele neue Bekanntschaften an. Möglicherweise ist jedoch noch nirgends auf der Welt ein so großer Kreis von Menschen versammelt gewesen, der so einstimmig von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war. Wagte auch niemand seinem Skeptizismus Worte zu verleihen, so war das Gefühl darum doch nicht weniger drückend. Denn alle diese Delegierten, die Völker und Verhältnisse in Europa ganz genau kennen, bringen den russischen Anträgen großes Mißtrauen entgegen. Auch ist die Energielosigkeit des russischen Kaisers, wenn man darüber auch kein Wort verlauten ließ, niemandem ein Geheimnis. Die einzigen offenen Äußerungen werden einigen älteren europäischen Diplomaten zugeschrieben, die sich bitter darüber beschwert haben sollen, mit einer so völlig aussichtslosen Mission betraut worden zu sein. Der eine soll diese Mission ein klägliches Ende seiner glücklichen Dienstzeit genannt und erklärt haben, er habe sein ganzes Leben dem Vaterlande und seinem Souverän geweiht, seine Familie habe bisher auf seine Laufbahn mit Zufriedenheit blicken können; jetzt sei es ihm aber wahrscheinlich noch beschieden, sie mit einem glänzenden Mißerfolge abzuschließen.

18. Mai.

Um 2 Uhr nachmittags hielt der Kongreß im „Haus im Busch" seine Eröffnungssitzung ab. Dieser Bau ist hochinteressant; die Kunst und Weltanschauung von vor zweihundertundfünfzig Jahren spricht aus ihm. Er regt eine Fülle historischer Gedankenbeziehungen an, und die Park- und Gartenanlagen seiner Umgebung sind ganz wundervoll. Die Wände und die gewölbte Decke des großen Mittelsaales schmücken riesige Ge-

mälde im Stile Rubens, meist von der Hand seiner Schüler. Eines, das über dem Haupteingang, stellt den Frieden dar, wie er mit allerhand Symbolen vom Himmel eben in den Saal hineinschwebt. Unser Ehrenpräsident de Beaufort, der niederländische Minister des Äußern, knüpfte in seiner Eröffnungsrede sinnreich an dieses Gemälde an und sprach die Hoffnung aus, der Friede möge, wenn er den Saal betreten hätte, seine Schritte noch weiter lenken und seine Segnungen der ganzen Welt zuteil werden lassen. Ein anderes Gemälde, das eine ganze, große Wand bedeckt, ist eine Verherrlichung einiger Prinzen von Oranien. Dieses Bild befindet sich meinem Platze gerade gegenüber, während ich das Friedensbild zu meiner Linken habe. Nach rechts bietet sich mir durch die Fensteröffnungen ein entzückender Blick auf die Gärten und darüber hinaus auf das Meer.

Das „Haus im Busch" wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts von einer Prinzessin aus dem Hause Oranien, der Großmutter Wilhelms III. von England, erbaut. In dem eben erwähnten Mittelsaale, gerade unter der Kuppel, sind jetzt eine Menge Sitze und mit grünem Tuche bekleidete Pulte aufgestellt, alles sehr sauber und praktisch und nach dem Vorbilde der Kapellen in englischen Hochschulen gruppiert. Das Glück ist mir hold gewesen und hat mir einen der beiden besten Plätze im ganzen Saal zugeschanzt; er befindet sich gerade gegenüber den Plätzen der Sekretäre, die einen Halbzirkel dicht unter dem Pulte des Präsidenten bilden; links von mir sitzen die übrigen Mitglieder unserer Abordnung, und mir direkt vis-a-vis am Ende des Mittelganges hat Graf Münster, der Vorsitzende der deutschen Delegierten, seinen Platz. Dieses Glück hat mir der Zufall in den Schoß geworfen, da wir in alphabetischer Reihenfolge gruppiert worden sind. Den Anfang machte man mit „Allemagne", worauf „Amérique" als zweiter und dann alle übrigen Staaten folgen.

Auch die übrigen großen Räume im Erdgeschoß sind sehr schön ausgestattet und mit wundervollen japanischen und chinesischen Vorhängen, die Mitte des vorigen Jahrhunderts eigens zu diesem Zweck angefertigt wurden, geschmückt. Ringsum an den Wänden befinden sich die auserlesensten Erzeugnisse der japanischen und chinesischen Industrie: Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, Lackarbeiten usw. Diese Räume sind für die einzelnen Komitees bestimmt, in welche die gesamte große Versammlung geteilt worden ist.

In der oberen Etage befindet sich der Speisesaal, in dem die holländische Regierung uns an jedem Sitzungstage ein reichhaltiges Frühstück servieren läßt; hier bietet sich uns dann auch so manche Gelegenheit zu nicht offiziellen Unterredungen. Neben dem Hauptsaal liegt

ein kleiner Salon, der sich durch seine besonders prunkvolle Ausstattung vor den übrigen auszeichnet. Ringsum an den Wänden hängen sehr interessante Porträts, unter anderen ein vorzügliches Bildnis von dem Historiker Motley, einem großen Günstling der verstorbenen Königin, der häufig auf diesem Schlosse zu Gast war.

Unsere erste Sitzung bot viel Interessantes. Die Rede des Ehrenpräsidenten de Beaufort, die ich schon oben erwähnte, war in jeder Hinsicht wundervoll, und die des Präsidenten de Staal durchweg gut. Letzterer ist russischer Botschafter in London; ich war ihm in Petersburg bereits begegnet und fand ihn sehr interessant und liebenswürdig. Ganz ohne Frage ist er einer der bedeutendsten Diplomaten der Gegenwart, leider aber ohne jede Kenntnis einer parlamentarischen Geschäftsordnung. Vom Kaiser von Rußland und von der Königin der Niederlande trafen telegraphische Glückwünsche ein und wurden in gebührender Form beantwortet.

19. Mai.

Um 11 Uhr morgens versammelten sich die Vorsitzenden der verschiedenen Abordnungen in einem der großen Säle des Hotels, um einen Organisations- und Arbeitsplan zu entwerfen; hier regte sich zum ersten Male in mir ein bißchen Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang unserer Mission. Zu Beginn der Sitzung freilich schienen die Aussichten noch recht trübe. Obwohl eine große Anzahl der bedeutendsten Staatsmänner Europas hier versammelt war, schienen wir eine Zeitlang wie in einem Chaos umherzutappen. Der Mangel an Vertrautheit Barons de Staal mit parlamentarischen Gebräuchen begann uns ernstliche Verlegenheiten zu bereiten. Einige Staatsmänner, die in solchen Dingen mehr Erfahrung besaßen, nahmen dann die Sache in die Hand und arbeiteten ein Schema aus, das dem Kongreß unterbreitet werden sollte. Alle Themata, die in dem Zirkular des Grafen Murawieff namhaft gemacht waren, wurden unter drei große Komitees verteilt, von denen das bedeutsamste die „Schiedsgerichtsfrage" behandeln sollte. Für die Vertretung dieser Abteilungen aus dem Kreise der Delegierten Amerikas fiel bei allen dreien die Wahl auf mich.

Im Laufe des Tages hatte ich einige sehr interessante Begegnungen, unter anderem eine Unterredung mit dem Italiener Grafen Nigra, dem früheren Privatsekretär Cavours und Botschafter am Hofe Napoleons III., wo er eifrig darum bemüht gewesen war, ein Bündnis zwischen Italien und Frankreich zustande zu bringen. Ferner traf ich den englischen Botschafter in Washington, Sir Julian Pauncefote, und den Präsidenten der belgischen Kammer, M. Bernaert. Abends

machte ich auf der Reunion bei dem Minister des Äußern, de Beaufort, noch weitere Bekanntschaften und hatte manch lehrreiches Gespräch.

Natürlich gibt es hier außer den festen Kongreßpflichten noch eine Masse gesellschaftlicher Verpflichtungen, endlose Visiten, Besuche und Einzelverabredungen, gar nicht zu reden von den offiziellen Gesellschaften im großen Stil in den Häusern einiger Gesandten und hoher Beamten. Diese letzteren sind natürlich auch von praktischem Wert.

Die niederländische Regierung bewirtet uns geradezu fürstlich und sorgt in jeder Weise für unsere Behaglichkeit und unsere Unterhaltung.

Im ganzen genommen wächst unsere Zuversicht auf einen guten Erfolg mit jedem Tage. Die skeptischen Empfindungen, die anfangs das Übergewicht hatten, scheinen sich immer mehr zu verflüchtigen. Die Rede, die Kaiser Wilhelm II. inzwischen in Wiesbaden gehalten hat, flößt uns neue Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg in der Schiedsgerichtsfrage ein; auch scheint es mir, als sollte das Versprechen, welches Baron von Bülow mir kurz vor meiner Abreise von Berlin gab, in Erfüllung gehen, denn die deutschen Delegierten stellen sich in allen wichtigen Fragen auf unsere Seite. Diese Delegation ist tatsächlich glänzend zusammengestellt. Ihr Vorsitzender ist Graf Münster, der mir bereits in Berlin und Paris große Bewunderung abnötigte; ihre erste Autorität in Sachen des Völkerrechts ist der Königsberger Universitätsprofessor Zorn. Aber infolge einer seltsamen Laune des Schicksals ist der nächste auf der Liste Professor Baron von Stengel, der eine Schrift gegen die Schiedsgerichte veröffentlicht hat. Ihm schließt sich Oberst Schwartzhoff an, der, wie es heißt, in militärischen Angelegenheiten außerordentlich befähigt ist, aber den Vorschlägen Rußlands große Vorurteile entgegenbringt.

Was die Schiedsgerichte anbelangt, so können wir sie freilich nicht obligatorisch machen, wie so manche edle Menschen es wünschen; denn erklärlicherweise wird keine Macht darauf eingehen. Nichtsdestoweniger wäre es schon ein Gewinn, könnte man eine Institution ins Leben rufen, die alle Nationen anrufen könnten und die jeden Augenblick in Aktion treten könnte.

Für die Abrüstung läßt sich im Augenblick nichts tun. Die Genfer Bestimmungen für die Pflege Verwundeter im Landkriege werden fraglos verbessert und auf den Seekrieg ausgedehnt werden; auch wird das Kriegsrecht vervollkommnet und fester sanktioniert werden.

Ob wir unsere Anträge, das Privateigentum zur See betreffend, im Kongreß einbringen können, steht noch dahin; aber ich hoffe es. Denn ich denke, diese Anträge werden sich schon in irgend eine Rubrik des Murawieffschen Rundschreibens unterbringen lassen. Selbstver-

ständlich haben die maßgebenden Persönlichkeiten dafür gesorgt, daß Anträge, die auf dem ursprünglichen Programm nicht vorgesehen sind, ganz energisch zurückgewiesen werden, und zwar mit vollem Recht. Wir würden sonst jahrelang fruchtlos debattieren. Die Armenier zum Beispiel stellten an uns die Anforderung, ihre Interessen ganz besonders wahrzunehmen, noch mehr legen sich die Polen ins Zeug, und ihnen schließen sich die Bewohner Finnlands und die Buren in Südafrika an. Wir können diese Anträge nicht zur Debatte stellen, denn sie würden nur die Bomben sein, die alle Nationen Europas, die auf dem Kongreß vertreten sind, auseinander sprengen und somit unsere Bemühungen zunichte machen. Unbeteiligte Pessimisten prophezeien ohnehin, daß wir eine glänzende Niederlage erleben werden.

Alle Nationen, einschließlich der unserigen, haben Vertreter abgesandt, die für die Friedensidee Partei nehmen. Ich folgte der Einladung einer dieser Persönlichkeiten zu einem Frühstück, an dem auch Baronin Bertha von Suttner teilnahm, die einen brillanten Roman veröffentlicht hat, der sich „Die Waffen nieder" betitelt und allgemeine Abrüstung fordert. Auch Herr Stead ist hier, aufgeregt wie gewöhnlich. Er weiß die seltsamsten Neuigkeiten zu erzählen und steckt voller Ideen.

Anfangs hieß es, die Vertreter des Dreibundes wären beordert, alles daran zu setzen, den Kongreß in Mißkredit zu bringen; aber das ist dementiert worden. Man sagt, ihr Programm hätte eine Abänderung erlitten, und das ist leicht möglich. Im allgemeinen scheint eine hoffnungsvolle Stimmung zu herrschen, wenngleich sich niemand sanguinischen Vorstellungen hingibt.

21. Mai.

Am Morgen besuchte ich mit Herrn Holls den Pfingstsonntagsgottesdienst in der hiesigen alten großen Kirche. Die Kirche war überfüllt, der Choralgesang war sehr ergreifend, und die Predigt währte länger als eine Stunde. Auf unsere Bitte hatte man uns vorzügliche Plätze auf dem Orgelchor eingeräumt, von wo aus wir den Organisten beobachten konnten, der sein Instrument ganz ausgezeichnet beherrschte. Es war eine erhebende Feier. Nach Schluß des Gottesdienstes gab Herr Holls einige Proben seiner Kunst auf der Orgel zum Besten.

Einen ganz besonders feierlichen Eindruck machte es auf mich, daß der Geistliche in seinem Gebet auch des Kongresses gedachte. Im Laufe des Nachmittags besuchten wir das alte Gefängnis in der Nähe des Vijver, in dem die de Witts und andere berühmte Gefangene einst eingekerkert waren, und vor dem sie schließlich von dem Pöbel in

Stücke gerissen wurden. Eine interessante Sammlung von Folterwerkzeugen machte den Eindruck auf mich, daß ich viel zufriedener mit der Gegenwart als sonst manchmal war.

Abends besuchte ich mit Herrn Newel und dem Dekan von Ely, seinem Gaste, eine Teegesellschaft im Hause der Baronin Gravensteen und traf dort eine Menge interessanter Leute; unter anderem einen liebenswürdigen alten Herrn, der seine Laufbahn als englischer Attaché in Washington zur Zeit Websters und Clays begonnen hatte und mir viel Interessantes über diese zu erzählen wußte.

Es ist ganz erstaunlich, wie viele verschrobene Briefe täglich einlaufen und wie viel verrückte Vorschläge uns gemacht werden. Soeben habe ich meiner Sammlung von diplomatischen Kuriositäten einen Brief eingereiht, den ich von dem Herausgeber eines demokratischen Blattes im Süden von Illinois erhielt. Dieser Brief war an den amerikanischen Botschafter in Mainz adressiert. Der Betreffende scheint Mainz für die Hauptstadt von Deutschland zu halten und ersucht mich, in den Zeitungen nach dem Namen einer großen amerikanischen Reisegesellschaft Ausschau zu halten, die in diesem Sommer eine Rheinreise zu machen beabsichtige und in der oben angeführten Hauptstadt des Reiches einige Zeit zu verweilen gedächte. — Desgleichen empfing ich eine Unzahl Briefe mit Einladungen, die ebenfalls meine Zeit sehr in Anspruch nehmen. Ebenso ist die Zahl der Zuschriften, die mir von öffentlichen Versammlungen aus kleineren und größeren Städten Amerikas zugehen, ungeheuer. Bisweilen enthalten diese Schreiben nichts weiter als persönliche Wünsche des Briefstellers.

Während ich hier an meinem Tagebuch schreibe, habe ich ganz mechanisch einen Brief geöffnet; er ist von den Veranstaltern einer Friedensversammlung in Ledyard im Staate Connecticut abgesandt. Die Leute nennen sich „Rogerine Quäker", ich weiß jedoch nicht, was ein Rogerine Quäker ist. Einige von diesen Briefen sind rührend, andere haben einen komischen Anstrich. Der verständigste kommt von einer May Wright Sewall; ich wünschte, alle übrigen Briefe wären ebenso vernünftig.

Daß die Quäkergemeinden sehr an unseren Bemühungen interessiert sind, versteht sich von selbst. Einige besonders wichtige Briefe aus Amerika haben wir per Kabel beantwortet, die übrigen wollen wir per Post zu erledigen suchen, obgleich sie sich so angehäuft haben, daß ich nicht weiß, wie wir sie bewältigen sollen. Wenn die guten Leute bedächten, wie uns das von unserer Arbeit, die uns ebenso sehr am Herzen liegt wie ihnen, ablenkt, wir würden mehr Zeit haben, uns unseren näher liegenden Problemen zuwenden zu können.

22. Mai.

Am Nachmittage kam Herr de Bloch zu mir, der bekannte Schriftsteller, der ein Werk von vier dicken Bänden über den Krieg der Gegenwart geschrieben hat. Aus diesem Werk gelangten viele Auszüge in die Öffentlichkeit; wie man sagt, seien ihrem Einflusse die Friedensideen des russischen Kaisers und die Einberufung des Friedenskongresses zuzuschreiben. Ich fand diesen Herrn sehr interessant; er steckt voll neuer Ideen und ist von der Wahrheit seiner Theorie, daß der Militarismus im Begriff wäre, alle Staaten auszusaugen, und daß der nächste europäische Krieg die meisten Völker an den Bettelstab bringen würde, vollauf überzeugt.

Kaum hatte er mich verlassen, so besuchte mich Graf Welsersheimb, der Vorsitzende der österreichischen Delegierten; ihm scheint viel daran gelegen, über den Kurs, den wir einzuschlagen gedenken, unterrichtet zu werden. Ich sagte ihm ganz offen, wir wären beauftragt, den Entwurf eines Schiedsgerichtes vorzulegen, ferner auf Bestimmungen zu dringen, die die Wegnahme von Privatgütern mit Ausnahme von Kriegskonterbande auf hoher See verböten, wir würden schließlich für eine Vervollkommnung des Kriegsrechtes und eine Ausdehnung der Genfer Bestimmungen auf den Krieg zur See nach Kräften eintreten. Ich sagte weiterhin, daß die Abrüstungsfrage, die Europa sehr nahe anginge, auf die Vereinigten Staaten keine Anwendung fände.

Da er mit unseren Bestrebungen zugunsten des Privatgutes auf hoher See sehr einverstanden war, aber befürchtete, Rußland und England würden infolge der strengen Kongreßvorschriften diese Frage nicht zur Sprache kommen lassen, machte ich ihn auf einige Nebenbestimmungen in dem Murawieffschen Rundschreiben aufmerksam, nach denen dieser Antrag wohl zulässig wäre.

23. Mai.

Frühmorgens hielten die amerikanischen Delegierten eine Sitzung ab, um darüber zu beraten, ob man nach Washington telegraphieren und um weitere Instruktionen bitten sollte. Wir sind der Ansicht, daß einige Details in unseren Instruktionen unsere Anträge leicht zum Scheitern bringen können. Auch ist die Befürchtung unter uns laut geworden, ein zu strictes Einhalten der Vorschriften, die uns aus Washington zugegangen sind, könne dazu führen, mit der Monroe-Doktrin in Konflikt zu geraten. Allerdings ist es sehr fraglich, ob die Amerikaner es sich gefallen lassen würden, Streitfragen zwischen den südamerikanischen Republiken, zwischen diesen und den Vereinigten Staaten oder zwischen den letzteren und europäischen Staa-

ten einem Schiedsgericht zu unterbreiten, dessen Schiedsrichter der Mehrzahl nach Untertanen europäischer Mächte sind. Es wurden verschiedene Telegramme entworfen, nichtsdestoweniger blieb schließlich alles beim Alten.

Um zehn Uhr trafen sich die Vorsitzenden der Abordnungen und berieten über die Organisation der verschiedenen Komitees; darauf wurde die Liste verlesen. Jedem der drei großen Komitees, denen bestimmte in dem Murawieffschen Rundschreiben aufgeführte Punkte zugewiesen werden, wurde ein Präsident, ein Vizepräsident und zwei Ehrenpräsidenten zuerteilt. Das erste dieser Komitees hat die Vorverhandlungen für jene Artikel in dem Murawieffschen Rundschreiben zu übernehmen, die sich auf die Einstellung verstärkter Kriegsrüstungen und die Beschränkung im Gebrauche neuer Sprengstoffe und besonders mörderischer Waffen beziehen. Das zweite Komitee hat sich mit den humanitären Reformen zu befassen, nämlich mit der Übertragung der Vorschriften der Genfer Konvention von 1864 auf die Marine, mit der Neutralisierung von Schiffen, auf denen die in Seeschlachten Verwundeten verpflegt werden, und mit der Revision jener Vorschriften über das Kriegsrecht, die 1874 auf dem Kongreß zu Brüssel ausgearbeitet wurden, aber niemals bestätigt worden sind. Das dritte Komitee ist beauftragt, sich mit den Schiedsgerichtsfragen, Vermittelungsangelegenheiten und ähnlichen Fragen zu befassen.

Präsident des ersten Komitees ist M. Bernaert, ein hervorragender belgischer Staatsmann, der vom ersten Augenblick an einen sehr vorteilhaften Eindruck auf mich gemacht hat. Ehrenpräsidenten sind Graf Münster, der deutsche Botschafter in Paris und ich.

Präsident des zweiten Komitees ist der Russe M. de Martens, eine namhafte Autorität auf dem Gebiete des internationalen Rechts; Ehrenpräsidenten sind Graf Welsersheimb aus Österreich und der Herzog von Tetuan, ein Spanier.

Das dritte Komitee erhält als Präsidenten Leon Bourgeois, der in Frankreich einige hohe Stellungen bekleidet hat. Ehrenpräsidenten sind Graf Nigra, der italienische Botschafter in Wien, und Sir Julian Pauncefote, der englische Botschafter in Washington.

Über viele Punkte kam es zu lebhaften Diskussionen und großen Meinungsverschiedenheiten, aber sie schwollen zu einem Sturm, als die Frage aufgeworfen wurde, inwieweit unsere Tätigkeit in die Öffentlichkeit dringen sollte. Eine wundervolle Rede hielt Baron de Bildt, der Sohn meines früheren schwedischen Kollegen in Berlin, der einige wichtige Posten in Washington und an anderen Orten bekleidet, eine hervorragende Biographie der Königin Christine von Schweden ge-

schrieben hat und jetzt als beglaubigter Ges
trat mit Eifer für ein größeres Entgegenkon
Kongresses gegenüber der Presse ein. Die
älteren Leute, selbst jene, die konstitutione
scheinen Rußland darin beizustimmen, daß die
auf ein Minimum reduziert werden müssen,
ternen Interessen des Kongresses gefährdet w
die Überzeugung, das wird uns noch viel Verd
blicklich gibt's keinen Ausweg.

Wie vorauszusehen war, ist auf die Ho
gleich nach Eröffnung des Kongresses hing
Reaktion gefolgt. Bei unserer ersten Zusamm
allgemein ein Skeptizismus bemächtigt; glei
lich, als wir sahen, daß die Organisation de
so gut von statten ging, ließen wir unserer
Zügel schießen; nun ist das bei vielen, wie
ist, auch hier zu einer Reaktion gekommer
Stimmung nicht anhalten wird. Gestern wur
das viel böses Blut machte. Es hieß, Ruß
nur einberufen, um Zeit zu lebhafteren Rüst
hieß ferner, Rußland hätte noch niemals in
blicklich seine Streitkräfte zusammengezogen, l
lichen Gebieten seines Reiches und im Kauk
mals hätte es lebhafter nach allen Seiten hin
bringer dieser traurigen Mär antwortete ich
nur sehr wahrscheinlich, sondern so gut wie
land ein falsches Spiel spielte; der Kaiser w
sich damit der Verachtung der ganzen Welt
ferner, unsere Aufgabe bliebe, was auch ges
nämlich alles daranzusetzen, um erstens unser
manentes Schiedsgericht zu vervollkommnen u
zu treffen, um die Greuel und Leiden des K

Ich begegnete dem Grafen Münster, der h
allgemein für die bedeutendste Persönlichkeit
ihm die Schiedsgerichtsfrage. Zu meinem E
Bemerkung, daß er durchaus dagegen oder
den Plan permanenter Schiedsgerichte ist. Er
ihm die Idee eines nicht obligatorischen Sc
behauptete jedoch, Schiedsgerichte wären für

382

lich. Deutschland wäre auf den Krieg vorbereitet wie kein anderer Staat; Deutschland könnte sein Heer in zehn Tagen mobil machen, wozu weder Frankreich, noch Rußland, noch irgendein anderer Staat imstande wäre. Das Schiedsgericht würde aber jeder feindlichen Macht Zeit geben, sich in Bereitschaft zu setzen, demnach brächte es Deutschland nur Nachteil.

Wenige Augenblicke darauf hatte ich noch eine andere Enttäuschung zu erleben. M. de Martens, dem ich gestern mein Memorandum über die Sicherstellung von Privatgut gegen die Beschlagnahme kriegführender Mächte zum Lesen gegeben hatte, suchte mich auf, und sagte mir, es wäre bei strenger Beobachtung des Murawieffschen Programms unmöglich, diesen Antrag, wie wir sicher gehofft hatten, zu stellen. Rußland, meinte er, würde sich dem widersetzen, und England, Frankreich und Italien, — gar nicht zu reden von den übrigen Mächten — würden seinem Beispiel folgen. Ich war ganz niedergeschlagen; war mir doch sehr viel daran gelegen gewesen, diese so lang ersehnte Ergänzung des internationalen Rechts endlich durchzudrücken. Ich wies darauf hin, mit welcher Beharrlichkeit die Vereinigten Staaten in all den Jahren unserer Geschichte auf diese Frage hingewirkt hatten, sagte ihm, welches Gewicht der Präsident und das Kabinett heute darauf legten und versicherte ihm, wir Delegierten hielten uns nach unseren Instruktionen für verpflichtet, diesen Gegenstand auf dem Kongreß zur Sprache zu bringen. Ich bestand darauf, daß man uns wenigstens die Gelegenheit geben sollte, den Antrag zu stellen, selbst wenn man uns nachher eine Übertretung der Geschäftsordnung vorwerfen sollte. Dagegen wandte de Martens ein, er befürchte, dieses Verfahren könnte zu unangenehmen Debatten führen. Jetzt machte ich den Vorschlag, das Schriftstück der gesamten Körperschaft öffentlich mit der Erklärung zu unterbreiten, die Frage solle auf einem späteren Kongresse zur Debatte kommen. Diesen Vorschlag fand M. de Martens annehmbar. Unter anderen Verhältnissen hätte ich den Versuch gemacht, den Antrag sowohl im Komitee, als auch in der öffentlichen Versammlung vor dem ganzen Kongreß mit Gewalt durchzudrücken; wir waren jedoch zunächst beauftragt, den Kongreß zu bestimmen, das System des Schiedsgerichts zu genehmigen. Alles, was sich dem in den Weg stellte und zu Verstimmungen oder zu längeren Debatten über andere Gegenstände Anlaß geben konnte, hätte unsere Aussichten geschmälert und damit die sehnlichste Hoffnung der ganzen Welt vernichtet.

An diesem Tage hielten die amerikanischen Delegierten zwei Sitzungen ab. Das Ergebnis war ein langes Telegramm an das

Staatsministerium, in dem wir um Erlaubnis baten, unseren Original-Instruktionen, das Schiedsgericht betreffend, einen neuen Paragraphen hinzufügen und bei weniger wichtigen Fragen kleine Änderungen vornehmen zu dürfen, falls die Stimmung auf dem Kongreß dazu veranlassen sollte.

Nachmittags um 5 Uhr begaben sich sämtliche Präsidenten nach vorher ergangener Einladung auf das Schloß, wo wir der Königin und der Königin Mutter vorgestellt wurden. Die Königin ist sehr bescheiden in ihrem Wesen, sehr hübsch und sehr liebenswürdig. Als sie den Raum betrat, in dem wir uns aufgestellt hatten, eine lange Reihe ernster, älterer Männer, machte sie auf mich einen rührenden Eindruck. Unleugbar fühlte sie sich bedrückt, und ihre Aufgabe fiel ihr recht schwer. Nichtsdestoweniger ging die Vorstellung mit dem Grafen Münster ohne Störung vorüber und als sie darauf an mich herantrat, ergriff ich die Gelegenheit, ihr meinen Dank dafür auszusprechen, daß die Regierung uns dieses herrliche Gebäude zur Verfügung gestellt hätte. Da ihr dieses Thema zu gefallen schien, suchte ich es möglichst weit auszuspinnen. Die Königin erzählte mir dann von ihren Spaziergängen im Park, von ihren Schlittschuhpartien und dergleichen, und ich wiederum rühmte die Kunstschätze, die in dem Hause angesammelt waren und pries die Schönheit der Parkanlagen. Darauf begaben sich die Delegierten in die Räume der Königin Mutter, wo eine ähnliche Zeremonie stattfand. Die alte Königin ist recht stark, sieht jedoch noch sehr gut aus, hat ein freundliches Gesicht und ein liebenswürdiges Wesen. Sowohl Mutter als Tochter sprachen geläufig holländisch, französisch, deutsch und englisch, und welche Sprachen sie außerdem noch beherrschten, vermag ich nicht zu sagen. Die junge Königin war, abgesehen von einer dreireihigen Perlenschnur als Halsschmuck, absolut schlicht gekleidet wie jede andere siebzehnjährige junge Dame. Abends um $9^1/_2$ Uhr fand für alle Delegierten im Schloß großer Empfang statt. Die Musik war auserlesen schön, mich aber interessierte vor allem das Schloß, das noch aus der Zeit Louis Bonapartes und Hortenses stammte. Die Hauptsäle sind streng im Empirestil gehalten, und zwar ist alles Empire, nicht nur der äußere Schmuck, sondern auch die Möbel bis auf das kleinste Zubehör, als Wanduhren, Vasen, Kandelaber usw. usw. Noch nie zuvor hatte ich diesen Stil, der früher so wenig beliebt war, jetzt indessen hochmodern ist, so streng durchgeführt gesehen.

Nach der Cour unterhielt ich mich mit dem Admiral der britischen Marine, Sir John Fisher, einem der englischen Delegierten, und machte die Beobachtung, daß er ein sehr intelligenter Mann ist.

liſch wie religiös auf eine höhere Stufe zu heben, ſo ſcheint es mir einleuchtend, daß ihm außerordentlich viel daran gelegen ſein muß, einen Plan zu fördern, der Rußland inſtand ſetzen würde, an den Kriegsrüſtungen Erſparniſſe zu machen, und mehr an die Geiſtlichkeit und die Kirche zu wenden.

Mittags ſpeiſte ich bei einem alten Freunde aus den Petersburger Zeiten, Sir Henry Howard, dem engliſchen Geſandten. De Martens, das eigentliche Haupt der ruſſiſchen Delegierten, war gleichfalls geladen, und wir unterhielten uns ſehr intereſſant über Rußland und über die Ruſſen. Er erzählte mir, Pobedonoſtzew wäre ſichtlich gealtert und hätte in letzter Zeit viel gekränkelt. Sowohl im Miniſterium des Äußern als auch im Miniſterium des Innern ſcheint etwas aufgeräumt worden zu ſein; das hätte eigentlich ſchon zu meiner Zeit geſchehen können.

Später, gegen Abend, beſuchten wir eine Reunion im Hauſe des Oberhofmeiſters, Baron von Hardenbrock; ich lernte dort viele intereſſante Menſchen kennen, vor allem Descamps, den bedeutenden belgiſchen Delegierten; er ſtieß geſtern morgen in ſeiner Lebhaftigkeit während ſeiner Rede das Tintenfaß um, ſo daß ſich der ganze Inhalt über ſeinen Nachbar ergoß. Er iſt ein eifriger Anhänger der Schiedsgerichtsfrage und bereitet einen ſummariſchen Entwurf für das betreffende Komitee vor. Als ich auf der Reunion die Frage mit mehreren Delegierten durchſprach, war die Stimmung im allgemeinen für ein Schiedsgericht.

Im Laufe des Tages ſuchte mich ein Herr Loeher, ein Bildhauer aus Berlin auf und ſchleppte mich in ſein Atelier, um mir den Entwurf einer großen Statue, „Der Frieden", zu zeigen. Wie er hofft, ſoll der Kaiſer von Rußland dieſe Statue in Paris errichten laſſen. Bis auf die Hauptgeſtalt, mit der ich mich nicht zu befreunden vermochte, ſchien mir die Gruppe recht gelungen. In dem Beſtreben, der Geſtalt des Friedens einen mehr männlichen Charakter zu verleihen, hat der Künſtler dieſe Hauptfigur, die den Mittelpunkt der Gruppe bildet, mit einer großen Seemannstuchjacke und einem hinten etwas kurzgeratenen Mantel drapiert. Das Haupt ſchmückt eine Krone.

Es iſt kaum glaublich, wie viel Leute uns mit ihren Vorſchlägen, Entwürfen, myſteriöſen Nachrichten und törichten Ideen unſere Zeit ſtehlen; und kommt dann noch die Landplage der Interviewer und Photographen hinzu, ſo wird das Leben wirklich unerträglich.

26. Mai.

Um zwei Uhr tagte das Schiedsgerichtskomitee und zwar, weil

es das größte ist, in dem großen Saale unter der Mitte
russische Entwurf wurde vorgelegt und wies drei Haupt
Erstens: Grundlagen eines Entwurfes über Vermitt
Zweitens: Einen Entwurf für internationale, schiedsri
fahren,
Drittens: Einen Entwurf für eine internationale
mission bei Streitfragen zwischen einzelnen Staaten. Dies
setzt sich aus Personen zusammen, die jede Partei zu erne
führt den Namen: commission internationale d'enquêt
Der Schiedsgerichts-Entwurf überweist eine Reihe u
Streitfragen einem obligatorischen Schiedsgericht, die Ho
Streitfragen jedoch einem freiwilligen Schiedsgericht.
Von einem Gerichtshof war freilich in dem Entwurf
Rede. Sichtlich fühlte sich denn auch die Versammlung e
Lord Pauncefote lieh der Enttäuschung auch sofort Worte.
beißigen Manier eines Menschen, der sich nichts nehmer
beantragte er sofort eine entschiedene Resolution für d
eines Schiedsgerichtshofes. Nach längeren Debatten wu
gelegenheit einem Ausschuß überwiesen, der diese, wie auc
andere Streitfragen für das Hauptkomitee diskussionsfert
sollte. Im Laufe des Vormittags kam vom Staatsmin
Antwort auf die Depesche der amerikanischen Delegier
unsere Wünsche übertraf. Es wurde uns freigestellt, na
zu handeln, nur sollten wir unser Hauptziel nicht aus den
Leider kam diese Nachricht zu spät, so daß wir unseren
nicht für die eben erwähnte Sitzung fertigstellen konnten.
für die Einreichung unseres Entwurfes von dem Präsi
Bourgeois Frist bis ungefähr Mitte nächster Woche.
Kurz vor der Sitzung des Hauptkomitees, in der Ru
Entwurf vorlegte, hatte ich eine längere interessante Unt
van Karnebeek, einem führenden niederländischen Staa
früher Minister des Äußeren war und zurzeit Vorsitzender
dischen Delegierten auf dem Kongreß ist. Er scheint eine
fassungsgabe und einen weiten Blick zu besitzen; seiner
wird der Kongreß für die Schiedsgerichtsfrage Großes
sagt, viele, die dieser Frage anfangs ganz gleichgültig ge
standen hätten, seien jetzt Feuer und Flamme dafür, und,
anderes, so würde schon „amour propre" genügen, um
Institution ins Leben zu rufen. Ganz besonders betonte
eines internationalen Tribunals, selbst wenn kein anderer
erreicht würde, als der, den Nationen unausgesetzt in das

zu rufen, daß es noch andere Wege gebe, Differenzen aus der Welt zu schaffen, als den Krieg.

Ein anderer Delegierter teilte mir mit, Herr de Staal hätte gelegentlich ihm gegenüber geäußert, seiner Meinung nach wäre der im Augenblick tagende Kongreß der erste einer ganzen Reihe, auch könnte man ziemlich sicher annehmen, der nächste würde schon im folgenden Winter oder Frühling abgehalten werden.

Abends lernte ich Herrn Marshall, einen Zeitungskorrespondenten, kennen; er sammelt hier für Artikel über den Haag und die Konferenz Material. Er interessiert aus manchem Grunde augenblicklich noch deshalb, weil er eben aus dem kubanischen Feldzug zurückgekehrt ist und schwere Wunden heimgebracht hat. Er hat zwei Schüsse empfangen, die ihm Stückchen aus der Wirbelsäule wegrissen; eine Kugel steckt noch in seinem Körper. Er scheint ein fröhliches Gemüt zu besitzen, obwohl er auf Krücken gehen muß.

27. Mai.

Morgens Besuche von allen möglichen Leuten mit den verschiedensten Anliegen: Projekte für Schiedsgerichte und andere humane Bestrebungen, die aber nur zu oft einen egoistischen Beigeschmack haben.

Bei weitem der liebste von all diesen Besuchern war mir John Bellows aus Gloucester, ein Quäker, mit dem ich bereits in Petersburg Freundschaft geschlossen hatte. Ich freute mich, ihm die Hand schütteln zu können; denn er ist ein durch und durch edler Mensch, aufrichtig, rechtschaffen, ehrlich und verständig.

Die Zahl der gedruckten und geschriebenen Schriftstücke, mit denen wir überschüttet werden, ist noch immer Legion. Einige sind buchstäblich nichts anderes als Predigten, in denen die Nachteile des Krieges und die Segnungen des Friedens geschildert werden und zum Schluß auf die Bibel hingewiesen wird. Da aber in den ersten Büchern der Heiligen Schrift unter dem Schutze des „Allmächtigen" blutdürstige Völker die mörderischsten Kriege gegeneinander führten, scheint mir diese Empfehlung nicht besonders stichhaltig.

Heute morgen besuchte mich der Präsident der englischen Abordnung, Sir Julian Pauncefote, zum anderen Male, und wir besprachen uns über eine Verschmelzung der russischen, englischen und amerikanischen Projekte für das Schiedsgerichtstribunal. Wie wir insgesamt, fühlt auch er sich angenehm von dem russischen Dokument überrascht, das, so unvollständig es auch ist, in den Entwürfen für Vermittelungen und Schiedsgerichte sehr geschickt gearbeitet ist.

Im Laufe des Tages kam Präsident Low, den unsere Abordnung

ersucht hatte, die verschiedenen Anträge, den
in feste Form zu bringen, und erstattete
Schriftstück war sehr gut geraten und wur
änderungen als Basis für unseren Entwurf

Am folgenden Montag, den 29. Mai,
sitzung abhalten, um diesen Entwurf zu kon

Abends besuchte ich das Konzert, das
vom Bürgermeister und von den Ratsmit
staltet wurde. Es fand vor einem großen, g
und war sehr genußreich. Das Programm
Tschaikowsky, Grieg und Wagner. Einige
die meisten jedoch schienen mir zu geräuschv
licherweise gab es in der Mitte des Progra
positionen, die man als Ruhepunkte betrac
und Mozart.

Mit Dr. Holls nach Delft gefahren, fü
Gottesdienst in der „Neuen Kirche" beige
einem vornehmen Stil erbaut, aber die Feie
formlos. Sie bestand aus zwei endlos la
Gesänge unterbrochen wurden. Das Ganze
lich düsteren, trüben Eindruck.

Nach dem Gottesdienst besuchten wir
von Oranien und Grotius, die so manche
riefen. Als ich diese Gräber zum erstenmal
nahe vierzig Jahre her, war ich in Beglei
stehenden lieben Menschen hingekommen.
am Leben. Heute bin ich mehr denn je
allen Büchern, die je geschrieben wurden
machen, von Gott eingegeben zu sein, Gro
jure belli et pacis" der Menschheit die gr
Unser Werk, an dem wir heute, Ende des 1
ist das Resultat des seinigen, das er Anfang

Von dort aus begaben wir uns nach d
Stätte anzusehen, wo Wilhelm von Oran
freut mich, daß man Grotius neuerdings e
Es steht auf dem Platz vor der Kirche, in

Am Morgen machte ich einen Spazier
wir berieten über mehrere Entwürfe für ei

über unseren eigenen. Es ist Aussicht vorhanden, unsere Grundentwürfe mit denen der Russen und der Engländer zu verschmelzen und daraus etwas Brauchbares für ein Tribunal zusammenzustellen. Wir diskutierten ferner über das Projekt eines Ausschusses von vermittelnden Mächten bei Differenzen zwischen einzelnen Staaten; dieser Ausschuß müßte vor oder auch nach Beginn der Feindseligkeiten die Streitigkeiten beizulegen suchen oder, falls das erfolglos bliebe, ihnen sofort nach Eröffnung des Krieges Einhalt gebieten, soweit als es die Ehre der betreffenden Staaten gestatte. Die Deutschen sind einstimmig für dieses Projekt, da es ihrem Ehrengericht nahe kommt; ursprünglich war es uns von unserem Sekretär Dr. Holls empfohlen worden.

Um 6 Uhr abends versammelten sich die Delegierten der Vereinigten Staaten. Man legte Schreibmaschinen-Abschriften von dem vollständigen Entwurf für ein Schiedsgericht vor, wie er in früheren Sitzungen ausgearbeitet worden war. Nachdem einige Änderungen vorgenommen worden waren — die meisten betrafen den Wortlaut — wurde der ganze Entwurf nach lebhafter Debatte angenommen.

Um 10 Uhr reiste ich via Hook von Holland und Harwich nach London, wo ich am folgenden Morgen gegen 10 Uhr eintraf. Ich hatte dort einige geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Es traf sich für meine Zwecke sehr glücklich, daß gerade in dieser Zeit für mich eine Ruhepause eingetreten war; denn das erste und das zweite Komitee waren mit technischen Angelegenheiten beschäftigt, und das dritte sollte erst am folgenden Montag zusammentreten.

Abends besuchte ich das Lyceum-Theater und sah Henry Irving und Ellen Terry in Sardous „Robespierre“. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich in Irving schmerzlich enttäuscht. Das Stück ist ein ganz erbärmliches Machwerk, und ich bin überrascht, daß Sardou, der Autor des „Thermidor“ ein Drama, das ebenso großartig wie „Robespierre“ jämmerlich ist, es über sich gebracht hat, sich zu diesem Stücke zu bekennen.

Die jammervolle äußere Form mag freilich der Umstand entschuldigen, daß das Drama in englischer Sprache über die Bühne ging, und daß sicherlich sehr viel daran herumgestrichen und verändert war, um es für das Lyceum-Publikum genießbar zu machen. Vergleicht man aber die Verschwörer-Szene mit Schillers Verschwörer-Szene im „Fiesco“, so fällt der Vergleich ganz fraglos zu Schillers Gunsten aus. Vom literarischen Standpunkte aus ist dieses Drama, wenigstens in seinem englischen Gewande, unter aller Kritik.

In der Fabel nimmt Sardou hier zu einem Auskunftsmittel seine Zuflucht, das wenn auch echt französisch, doch das ganze Machwerk auf

eine niedrigere Stufe ſtellt, als irgend ein anderes Stück Irving je auftreten ſah. Das Hauptintereſſe dreht ſich um Royaliſten, der gemeinſam mit ſeiner Mutter und ſeiner S Namensaufruf der Verurteilten und den darauf folgende ſzenen beigewohnt hat. Er beſchließt, Robespierre zu er aber von dem letzteren als illegitimer Sohn erkannt, d ganz aus den Augen verloren hatte. Hierauf folgt eine Myſtifikationen, die höchſtens auf die Bühne eines un Boulevardtheaters gehören.

Was die Darſtellung anbelangt, ſo war die einzige Irvings großes Talent zur Geltung kam, die Szene in Montmerency, wo er als Robespierre im Geſpräche mit d Sendboten plötzlich ſeinen ganzen Ehrgeiz, ſeine Selbſti ſeinen Argwohn gegenüber allem und jedem, ſeine Gra die Abſicht, alle ihm feindlich Geſinnten zu vernichten, zu Ausdruck brachte, während er im nächſten Augenblick, grüßung ſeiner jungen Freunde, Jünglinge und Mäd pierres ſentimentalen Rouſſeauſchen Charakter hervorkehrt liche Übergang war ihm glänzend gelungen. Sein Mie in dieſer Szene unübertrefflich, genau ſo unübertrefflich w Louis XI. Das war aber auch beinahe alles. In allen an war Coquelin, den ich in Sardous „Thermidor" geſehen l viel bedeutender.

Abgeſehen davon weiſt das Stück geradezu lächerli Irrtümer auf. Sardou ſchildert Robespierres Gefährte heitsausſchuß als lärmende unſaubere Gaſſenjungen. So ver würdig ſie auch waren, in dieſe Kategorie gehörten ſie ni fanden ihre Verhandlungen nicht in der hier geſchilderten Billaud-Varennes iſt zu einem betrunkenen Lumpenkerl g im Ausſchuſſe an einem Tiſche ſitzt und deklamiert. Das und nimmer, und auch Tallien glich, trotz aller ſeiner Bos dem Vagabunden in dieſem Stück.

Die Schlußſzene, in der Robespierre vor dem Konve wird, reichte an die analoge Szene im „Thermidor" bei heran. Was aber ein noch gröberer Fehler war, anſtatt oder vielmehr Irving die Reden von Billaud-Varennes, Robespierre ſo vortrug, wie er es aus dem „Moniteur" können, ließ er ſeine Hauptcharaktere ein Pathos entwicke es heutzutage nur in Volksverſammlungen von angetrunken zu hören bekommt. In dieſem Auftritt griff Irvings fehl. Dann folgten unhiſtoriſche Einzelheiten in Hülle und

daß Robespierre erschöpft das Haupt auf den Gerichtstisch niederfallen ließ und sich schließlich vor dem versammelten Tribunal erschoß. Hat Robespierre sich erschossen, was nicht erwiesen ist, geschah es jedenfalls weder an jenem Tage noch an jenem Ort.

Vor allen Dingen aber war Robespierres Charakter hier viel zu melodramatisch aufgefaßt; die ganze Leistung war Irvings, den ich bisher stets bewundern mußte, durchaus unwürdig. Er hatte seine Rolle total mißverstanden. Statt Robespierre von Anfang bis zu Ende als einen oberflächlichen sentimentalen Rousseauschen Helden aufzufassen und seinem Charakter, treu der Geschichte, eine Portion Eitelkeit, Argwohn und Grausamkeit beizumischen, stellte er ihn als einen Raufbold dar, was gar nicht in Robespierres Charakter lag.

Am packendsten war der Auftritt im Gefängnis, als die Namen aufgerufen wurden. Diese Szene war vielleicht besser gelungen, als die analoge in Sardous „Thermidor"; jedenfalls war sie ihr dramatisch vorzuziehen.

Auch die Szene auf dem „Feste des höchsten Wesens" fesselte sehr und war vor allen Dingen historisch richtig; doch trug sich, wenn ich mich nicht sehr irre, dieses Schauspiel nicht an dem Orte zu, an den man es hier verlegt hatte, sondern in dem Garten direkt vor den Tuilerien. Die Familienszene im Hause des Schuhflickers Duplay war ganz vorzüglich inszeniert. Der alte Duplay, der seine Pfeife rauchte und dem Spiel seiner Tochter, die am Spinett sitzt, lauschte, spielte ganz brillant, und die sentimentalen Liedchen im Rousseauschen Genre, die er vor sich hinsummte, paßten in diesen Rahmen. Er und seine Familie schienen sich ganz dem Gefühl hinzugeben, daß das goldene Zeitalter hereingebrochen und dem Elend des Menschengeschlechts ein Ziel gesetzt sei. Nicht nur sie, sondern die ganze Welt war ihrem Mieter Robespierre zu Dank verpflichtet, der mitten unter ihnen saß, sich mit Lesen und Schreiben beschäftigte und es sich wohl gefallen ließ, verhätschelt und verwöhnt zu werden. Kaum war aber eine Woche vergangen, so hatten sie alle miteinander den Weg zur Guillotine einschlagen müssen.

Eine kleine Episode brachte uns eine Überraschung, die Sardous würdig war. Als Robespierre seine Briefschaften durchsieht, fällt ihm ein Brief seines Bruders in die Hände, in dem dieser von einem jungen Soldaten schreibt, einem begabten Revolutionär, den er soeben kennen gelernt habe und dessen republikanische Ansichten er vollkommen teile, — Bonaparte. Das kann sich nicht nur tatsächlich so verhalten haben; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es sich genau so verhielt, wie es uns auf der Bühne geschildert wurde. Unter jenen Anklagen, die

Napoleon Bonaparte am neunten Thermidor beinahe das Leben gekostet hätten, war auch die, er habe zu dem jüngeren Robespierre, der zu gleicher Zeit mit seinem berühmteren Bruder hingerichtet wurde, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden.

Im ganzen genommen, hat das Stück meinen Erwartungen nicht entsprochen. An der Porte St. Martin und wohl auch in jedem anderen Theater wäre es fraglos ausgezischt worden.

1. Juni.

Ich verließ London gestern abend, traf heute früh wieder im Haag ein und hörte zu meiner großen Genugtuung, der Ausschuß des dritten Komitees habe das amerikanische Projekt der „vermittelnden Mächte" einstimmig angenommen, und unser Gesamtentwurf eines Schiedsgerichts würde heute im Druck erscheinen und sofort für die Unterbreitung im Kongreß in das Französische übertragen werden. Ebenso finde ich, daß Sir Julian Pauncefotes Schiedsgerichtsentwurf einige recht feine Punkte enthält.

In dem ersten Paragraphen des Antrages, den Sir Julian Pauncefote vorschlägt, heißt es: In dem Bestreben, solchen Staaten, denen es nicht gelungen ist, ihre Differenzen auf diplomatischem Wege zu beseitigen, den Ausweg zu eröffnen, sich sofort an ein Schiedsgericht wenden zu können, sind die unterzeichneten Mächte übereingekommen, ein permanentes, internationales schiedsrichterliches Tribunal zu organisieren. Dieses Tribunal kann jederzeit angerufen werden und soll nach dem vom Kongreß festgesetzten Kodex verfahren, sofern er sich den besonderen Abmachungen der streitenden Parteien anpaßt und mit ihnen übereinstimmt.

Der zweite Paragraph befaßt sich mit der Einsetzung eines Zentralbureaus, dem die Listen und Urkunden anvertraut und auf dem die offiziellen Unterhandlungen geführt werden. Dies Zentralbureau verfügt über einen permanenten Sekretär, einen Archivar und den dazu gehörigen Stab von Beamten. Das Bureau hat die Vorkehrungen für das Zusammentreten des Gerichtshofes zu treffen, falls streitende Parteien darum ersuchen.

Der dritte Paragraph fordert: Jede der unterzeichneten Mächte macht zwei Persönlichkeiten von unanfechtbarem Charakter und hohen Geistesgaben namhaft, Juristen oder Autoritäten im Staatsrecht, die sich für das Richteramt eignen. Diese sind Mitglieder des Gerichtshofes, ihre Namen werden auf dem Zentralbureau registriert. Stirbt einer oder tritt einer zurück, so wird die Vakanz durch Neuernennung ausgefüllt.

Im vierten Paragraphen heißt es: will eine unterzeichnete Macht das Tribunal zur Schlichtung von Streitfragen in Anspruch nehmen, so hat sie ein Gesuch an den Sekretär des Zentralbureaus zu richten; hierauf hat der Sekretär den betreffenden Mächten die Mitgliederliste des Tribunals zuzustellen, aus der sie, so viel Richter sie für gut finden, wählen können. Die betreffenden Mächte können auch, falls erwünscht, diesen Richtern andere Persönlichkeiten zugesellen, deren Namen nicht in die Liste eingetragen sind. Die in dieser Weise ernannten Personen stellen das Tribunal vor und haben an dem Datum zusammenzutreten, das für die streitenden Parteien am besten paßt.

Das Tribunal hat gewöhnlich seine Sitzungen in ..... abzuhalten; es ist ihm jedoch freigestellt, einen anderen Ort zu wählen und darin von Zeit zu Zeit je nach Erfordernis einen Wechsel eintreten zu lassen.

Paragraph fünf: Es hat jeder Staat, auch wenn er nicht auf diesem Kongreß vertreten ist, Anspruch an das Tribunal, und zwar nach den in den Statuten niedergelegten Bestimmungen.

Paragraph sechs: Die Regierung des Staates ..... wird von den unterzeichneten Mächten beauftragt, in deren Namen nach Vollzug dieses Vertrages so bald als möglich eine permanente administrative Kommission in ..... zu ernennen, die aus fünf Mitgliedern und einem Sekretär bestehen soll. Diese Kommission hat das Zentralbureau zu organisieren und zu besetzen; es verbleibt auch unter ihrer Kontrolle und ihrer Verwaltung. Sie hat die Vorschriften und Statuten auszuarbeiten, die für die Zentrale erforderlich sind. Ferner steht ihr die Entscheidung über alle Streitfragen zu, die in bezug auf die Tätigkeit des Tribunals entstehen könnten, oder ihnen von dem Zentralbureau überwiesen werden; ferner unterstehen der Kommission alle Ernennungen untergeordneter Beamter, Entlassungen und Urlaubsbewilligungen. Auch hat sie die Höhe der Remunerationen zu bestimmen und die Ausgaben zu kontrollieren. Die Kommission ernennt aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden, der ausschlaggebende Stimme hat. Die Remuneration der Mitglieder soll von Zeit zu Zeit von den unterzeichneten Mächten durch Abkommen festgestellt werden.

Paragraph sieben: Die unterzeichneten Mächte verpflichten sich, die Verwaltungsunkosten der Zentrale und der Kommissionen zu gleichen Teilen zu übernehmen. Unkosten hingegen, die das Schiedsgericht einschließlich der Remuneration der Schiedsrichter mit sich bringt, fallen zu gleichen Teilen den betreffenden streitenden Mächten zu.

Vom theoretischen Standpunkte aus muß ich unserem amerikanischen Entwurfe eines ständig tagenden Tribunals, für das die Richter

in jedem einzelnen Falle aus seiner Mitte zu ernennen
englischen Projekt den Vorzug geben. Bei diesem kann
hof, je nach Belieben der streitenden Mächte, aus d
Richtern bestehen. Vom praktischen Standpunkte aber
Entwurf allerdings manche Gefahren mit sich bringen
Rußlands Antrag an die unterzeichneten Mächte angen
dem Tribunal auch eine Menge untergeordneter Ange
überweisen, wie sie zum Beispiel der Postbetrieb mit
würden doch Jahre kommen, in denen dieser ständige E
wenig Beschäftigung fände. Nur zu bald würden „De
überspannte „Reformatoren" sich gemüßigt fühlen, die
lächerlich zu machen; sie wären „überflüssig", „fräßen
Haar vom Kopfe" und „brächten doch nichts zustande
schuldigungen wiederum könnten eine Macht nach der
anlassen, sich von einem Übereinkommen zurückzuzieh
Ausgaben mit sich brächte und doch absolut überflüss
bin deshalb nicht abgeneigt, von der uns von unserem
rium eingeräumten Dispositionsfreiheit Gebrauch zu m
den wesentlichen Zügen den eben angeführten englischen
mit einem gewissen Vorbehalt, den russischen Entwurf

Zu den Streitfragen, die Rußland einem Schiedsge
weisen wünscht, gehören auch solche, die sich auf die
und die internationalen Kanäle beziehen. In Anbetracht
blicklichen Differenzen in Alaska und in der Isthmus-K
wir jedoch kaum in der Lage in diesem Punkte entge
Im Laufe des Vormittags kam Sir Julian Pauncefote, ur
unsere Anträge wie auch den russischen durch. Er erzählt
Herrn de Staal getroffen und mit ihm vereinbart, daß
sobald als möglich eine Verschmelzung der russischen
Projekte vorlegen sollte. Pauncefote seinerseits gab
Versprechen, auch mir den neuen Entwurf zuzustellen,
damit die Möglichkeit zu bieten, einige Punkte unseres
wir für unentbehrlich hielten, hineinzubringen. Er wa
nung, und das sind wir alle.

Als ich in unser Hotel zurückkehrte, erwartete mich
Er war wie immer unterhaltend und erzählte mir, nac
schiedene Punkte des russischen Projekts durchgesprochen
sehr amüsante Geschichten. Während seines Aufenthaltes
in Petersburg, zur Zeit Alexander II., hatte er einm
Zerwürfnis mit dem Fürsten Gortschakow, dem Minist
dem späteren berühmten Kanzler des russischen Reiche

Graf Münster hatte eines Tages von einem Göttinger Professor brieflich die Nachricht erhalten, ein junger deutscher Gelehrter, der wissenschaftlicher Studien halber Rußland bereiste, wäre verhaftet und ganz ohne Grund als Gefangener behandelt worden. Er hätte gerade botanisiert, als er einem Gensdarmerieoffizier mit einer Eskorte Verbrecher begegnete, die auf dem Wege nach Sibirien gewesen wären. Nun wäre dem Offizier gerade unterwegs ein Verbrecher abhanden gekommen; darum hätte er, um sich einer Strafe zu entziehen, statt seiner den jungen Gelehrten festgenommen, ihm ohne viele Worte zu machen, die Nummer des Flüchtlings auf den Rücken geheftet, ihn dem Gefangenentrupp eingereiht und mit fortgeschleppt. In Sibirien gälte dieser unbescholtene Mann seitdem natürlich als Verbrecher. Der Graf steckte den Brief des Professors in die Tasche, in der Absicht, ihn vielleicht eines Tages an richtiger Stelle anbringen zu können. Wirklich fand sich auch bald dazu Gelegenheit. Er begegnete auf der Promenade am Kai dem Kaiser Alexander II., der ihn freundlich begrüßte. Der Graf bat um die Erlaubnis, sich dem Zaren anschließen zu dürfen und erzählte im Laufe des Gespräches das Erlebnis des jungen Gelehrten. Als der Kaiser ihn fragte, ob er für die Wahrheit dieses Falles bürgen könnte; zog der Graf den Brief aus der Tasche; sie setzten sich auf die nächste Bank, und der Kaiser las. „Dergleichen kann allerdings nur in Rußland vorkommen", sagte der Kaiser, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte. Noch desselben Nachmittags entsandte er eine Abteilung Gensdarmen nach Sibirien mit dem Befehl, den jungen Deutschen sofort ausfindig zu machen und ihn nach Petersburg zurückzugeleiten.

Als sich aber Graf Münster am folgenden Tage in geschäftlichen Angelegenheiten auf das Auswärtige Amt begab, trat Fürst Gortschakow in hellem Zorn auf ihn zu und fragte ihn, mit welchem Rechte er mit dem Kaiser direkt verhandelte. Er bestand darauf, der Graf wäre nicht befugt gewesen, dem Kaiser das Schreiben zu übergeben, sondern hätte das Auswärtige Amt als Vermittler benutzen müssen, und machte dem Grafen die bittersten Vorwürfe darüber, daß er einen so großen Verstoß gegen die diplomatische Etikette begangen hätte. Graf Münster entgegnete ihm darauf: „Ich gab dem Kaiser den Brief, weil er mich darum bat. Ihnen gab ich ihn aus dem Grunde nicht, weil ich fest davon überzeugt war, daß Sie ihn beiseite geschafft hätten und der Kaiser niemals etwas davon erfahren hätte. Überhaupt ist es mehr, als Sie verlangen können, daß ich Ihnen überhaupt Rede und Antwort stehe, da diese Art von Unterhaltung zwischen Kavalieren sonst nicht üblich ist." Darauf wurde der Fürst ganz still, ja beinahe

unterwürfig. Von nun an bewarb er sich eifrig um
Freundschaft; denn er war augenscheinlich der Meinung,
der sich des Vertrauens des Kaisers erfreute, müßte m
halten.

Die Fortsetzung dieser Geschichte war nicht minde
Nach langem Suchen hatten die Gensdarmen schließlic
Gelehrten aufgefunden und ihn nach St. Petersburg ge
der Kaiser sehr freundlich aufnahm und ihm 20000 Rubel
ersatz für das an ihm begangene Unrecht übergab. Der
erzählte dem Grafen Münster, er wäre durchaus nich
handelt worden; man hätte ihm ein Häuschen eingerä
gestattet, nach Herzenslust seinen wissenschaftlichen Studien

Als die Rede auf etliche Mißstände im russischen Re
ich sagte, unter Alexander III. hätte die Bestechlichkeit,
Hofkreisen, bedeutend abgenommen, sprach der Graf die
aus, daß sie jetzt wieder zunehmen werde, und wiederl
Äußerung des alten Großfürsten Michael, des Bruders A
„Betraut einen Russen mit dem Amt, einen Kanarien
pflegen, und er wird sich auch daran zu bereichern wi

Um sechs Uhr versammelten sich unsere amerikanische
um einige Berichte, insbesondere die des Kapitäns Ma
Kapitän Crozier über ihre Tätigkeit im Ausschuß, entgeg
Kapitän Mahan berichtete, er hätte gegen ein Verbot
mit asphyxierenden Gasen usw. usw. gestimmt, in der N
eine Verfügung wäre für die Friedensfrage eher
nützlich.

Kapitän Crozier berichtete, als ein Ausschuß des K
auf seiner letzten Sitzung versucht hätte, den Antrag über
von Privatgut bei Seegefechten zur Sprache zu bringen,
Präsidenten de Martens zur Ordnung gerufen wo
Martens, der Präsident der russischen Abordnung, schiene e
eine Unterbreitung dieses Antrages vor dem Kongresse
wollen.

Jetzt war die Frage: Sollten wir diesen Antrag
Ausschuß des zweiten Komitees überweisen oder ihn
Kongreß unterbreiten. Die Majorität stimmte für das
wäre nicht klug gewesen, das Schiedsgerichtsprojekt noc
auszuschieben, um diesen neuen Antrag in den Vordergru

Abends speiste ich bei unserem Gesandten, Herrn Ner
eine sehr interessante Unterhaltung mit van Karnebeek,
Urteil mich wiederum überraschte, ferner mit einem Herr

Mitgliede des holländischen Staatsrats, und einem Herrn Rahusen, einem Mitgliede der Ersten Kammer der Generalstaaten. Beide Herren haben als Delegierte großen Einfluß.

Alle drei stimmten für unser Projekt der Exemption von Privatgütern im Seekrieg, besonders eindringlich van Karnebeek. Zwar im Hinblick auf die materiellen Interessen der Niederlande sollte er eher für die Beibehaltung des jetzigen Systems sein. Sein kleines Vaterland würde sich schwerlich auf einen Krieg zur See einlassen und sicherlich nur Nutzen davon haben, wenn es bei Streitigkeiten zwischen den großen Mächten den Handelsverkehr aufrecht erhielte. Unter solchen Verhältnissen würde Holland als neutrale Macht einen großen Teil des Welthandels an sich ziehen. Nun aber wäre diese Angelegenheit eine Rechtsfrage, eine Frage des internationalen Rechts, und er sowohl als auch die beiden anderen Herren beabsichtigten mit allen ihrem Einfluß sich jenen Mächten anzuschließen, die unser Projekt befürworteten. Im Augenblick aber wäre, wie er meinte, die wichtigste Aufgabe, sich Deutschland als Bundesgenossen zu sichern, da die deutschen Delegierten sich am Kreuzwege zu befinden schienen und nicht recht wüßten, welchen Weg sie einschlagen sollten.

Im Laufe des Abends erzählte mir einer meiner europäischen Kollegen, der ganz besonders mit der Vorgeschichte des Kongresses vertraut ist, Professor Stengel wäre nicht wegen seines Buches, in dem er das Lob des Krieges singt und die Schiedsverträge herabsetzt, zum Delegierten gewählt worden. Dieses Buch ließe die Wahl sogar ganz unverständlich erscheinen; die Wahl sei vielmehr nur darauf zurückzuführen, daß Professor Stengel als Autorität auf dem Gebiet des internationalen Rechtes Bayern zu vertreten hätte. Man hätte diesen Staat, obwohl er in Petersburg durch einen Gesandten vertreten wäre, ganz übergangen; deshalb wäre es wünschenswert erschienen, eine namhafte Größe dieses Königreichs der gesamten Abordnung Deutschlands als Delegierten zuzuerteilen.

Als ich fragte, warum Brasilien, das doch auch einen Vertreter in Petersburg hätte, nicht zum Kongreß hinzugezogen wäre, entgegnete er mir, Brasilien hätte eine Aufforderung erhalten, aber kein Verlangen gezeigt, am Kongreß teilzunehmen. Darauf erkundigte ich mich, ob diese Ablehnung möglicherweise darauf zurückgeführt werden könnte, daß die anderen Staaten Südamerikas nicht eingeladen worden wären. Er meinte jedoch, das läge nur an der Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der gegenwärtigen unglücklichen Regierung. Ich erwiderte darauf, der Kaiser Dom Pedro I. hätte seiner Zeit sicherlich die Gelegenheit wahrgenommen, eine Abordnung bedeutender Männer zu ent-

senden. „Dom Pedro hätte das wohl getan", entgegnete er, „aber die heutige Regierung ist eine zu jammervolle Institution."

Dann hatte ich mit einem sehr bedeutenden niederländischen Publizisten eine interessante Unterredung über das Parteiwesen in den Niederlanden. Ich meinte, mir sei das System der Parteispaltungen ganz unverständlich. Er entgegnete mir darauf, die Hauptkluft gähne zwischen den Konservativen und den Liberalen. Zur konservativen Partei gehörten die Katholiken und die streng orthodoxen Protestanten; zur liberalen alle übrigen aufgeklärten Leute. „Die Sozialdemokraten", fuhr er fort, „spielen in Holland keine große Rolle; im Vergleich zu den übrigen europäischen Staaten sind sie hier nur schwach vertreten. Die Streitfragen, die in Holland auf das Parteiwesen Einfluß haben, sind mehr oder weniger stets klerikaler Natur. Wollten die Liberalen nur recht fest zueinander halten, sie wären die stärkere Partei im Lande; aber sie schädigen sich selbst durch ihre Cliquen und Fraktiönchen.

Als ich nach dem Diner nach Hause kam, fand ich eine chiffrierte Depesche von unserem Staatssekretär vor, die uns davon benachrichtigte, Präsident Mc. Kinley wäre der Ansicht, unsere amerikanische Delegation sollte nicht so eigensinnig auf ihren Antrag hinsichtlich der „vermittelnden Mächte" bestehen; er sprach die Befürchtung aus, das könnte uns den Weg für die Schiedsgerichtsfrage blockieren. Daraus sieht man nur, wie unvollständig die Berichte sind, die dem Präsidenten und seinem Kabinett in die Hände gefallen sind. Dieser Antrag wurde nämlich vom Ausschuß mit Begeisterung aufgenommen. Die Mitglieder fühlten sich in der großen Mehrzahl bewogen, ihre Regierungen telegraphisch zu benachrichtigen, und wurden auch sofort beordert, diesen Antrag zu unterstützen. Vom Ausschuß wurde er einstimmig angenommen, und seine eifrigsten Fürsprecher sind gerade jene Männer, die auch die Schiedsgerichtsfrage befürworten. Weit entfernt, die Aussichten für das Schiedsgericht zu versperren, hat dieses Projekt dazu beigetragen, sie glänzender zu gestalten. Allgemein wird von diesem Entwurfe als von einem Sieg der amerikanischen Delegation gesprochen, auch haben wir damit sowohl den Respekt vor unserem Vaterlande, als auch vor jedem Antrag, den wir in der Folge stellen, gewaltig gehoben.

2. Juni.

Heute morgen übersandten wir dem Staatssekretär eine chiffrierte Depesche, welche die oben erwähnten Tatsachen enthielt. Die Flut von amerikanischen Telegrammen, Berichten von Versammlungen und

Als Präsident der Delegierten Amerikas
auf dem Friedenskongreß im Haag
III.

4. Juni.

Wir haben eben eine gar komisch-heitere Szene erlebt. Vor einigen Tagen fragten die Vertreter der sogenannten „jungtürkischen Partei" bei uns an, ob wir geneigt wären, sie zu empfangen. Sie fanden im allgemeinen sehr kühle Aufnahme, vor allem deshalb, weil die internen Angelegenheiten der Türkei auf dem Kongreß nicht zur Sprache gebracht werden sollen, dann aber auch, weil, wie es heißt, diese „Jungtürken" auf Kosten des Sultans in Paris ein Leben in Saus und Braus führen. Ihre reformatorischen Bestrebungen sollen sich nur dann zu regen beginnen, wenn ihre Fonds zusammenschmelzen, mit jeder neuen Geldsendung vom Bosporus aber wieder in nichts zusammensinken. Um sie endlich einmal los zu werden, beschlossen wir, ihnen, wenn auch inoffiziell, den gewünschten Empfang zu gewähren. Zu der festgesetzten Stunde erschienen sie vollzählig im Frack und weißer Binde in unserem Hotel; der Wortführer warf sich in Positur und begann mit feierlicher Stimme in englischer Sprache seine Rede:

„Your Excellencies, we are the Young Turkeys!"*) Das überstieg unsere Kräfte: ich glaube, während unseres ganzen Aufenthaltes im Haag ist uns physisch nichts schwerer gefallen, als während dieser Ansprache keine Miene zu verziehen.

Später folgten alle Kongreßmitglieder per Extrazug der Einladung des Bürgermeisters und der Stadtväter von Haarlem zu einer „Fête Hippique und Fête des Fleurs". Wir wurden fürstlich aufgenommen und während der Vorführung auf dem großen Festplatze auf das glänzendste bewirtet. Es fanden Hürdenrennen und dergleichen statt, woraus ich mir nicht viel mache; dann fuhr ein Zug Bauern in den Trachten aller niederländischer Provinzen in altmodischen Kabrioletts der verschiedensten Zeitalter an uns vorüber. Dieser Zug bot dem Auge viel Interessantes. Den Schluß bildete eine lange Reihe eleganter Equipagen, die auf das geschmackvollste mit Blumen dekoriert waren.

*) Anmerkung des Übers.: Turkey = Truthahn.

Bei den Debatten über den Schutz von Privatgütern auf hoher See, die nicht Kriegskonterbande sind, mache ich die Entdeckung, daß unsere Gegner jetzt als Hauptgegenargument anführen, es würden, zeige man sich auch dem Gedanken des Projektes geneigt, neue Streitfragen aus der Schwierigkeit der Begrenzung des Begriffes Konterbande erwachsen. So müßten schon Schiffe an und für sich unbedingt als Konterbande gelten, da sie Mannschaften, Kohlen, Vorräten usw. zur Beförderung dienen könnten.

5. Juni.

Nachdem ich mich den ganzen Morgen damit beschäftigt hatte, Schiedsverträge, Vermittlungsentwürfe und dergleichen auszuarbeiten, begab ich mich gegen mittag zum „Haus im Busch", um dort der Sitzung des dritten großen Komitees beizuwohnen, wo die Schiedsgerichtsfrage zur Verhandlung kommen sollte.

Die Verhandlungen nahmen einen befriedigenden Verlauf. Unsere Aufgabe bestand darin, über den Bericht des Ausschusses, der die gesamten Anträge ausgearbeitet und in eine diskussionsfertige Form gebracht hatte, abzustimmen. Herr Descamps erstattete diesen Bericht sehr fein; nachdem man dann einzelne Punkte durchgehechelt hatte, wurde der Entwurf in seinen Hauptzügen einstimmig angenommen. Die Punkte, über die hier verhandelt worden war und die dem gesamten Kongreß unterbreitet werden sollen, beziehen sich auf

1. einen Entwurf für die Anerbietung von „Gefälligkeitsdiensten"
2. einen Entwurf für die „Prüfung internationaler Differenzen"
3. einen Entwurf für „Sondermediationen" („Sondervermittlungen").

Der letzte Entwurf wurde besonders gut aufgenommen; unsere Abordnung hat sich damit einen sehr guten Namen gemacht. Nach diesem Projekte können Staaten, zwischen denen ein Krieg auszubrechen droht, sich an „Vermittelnde Mächte" wenden, die wie „Sekundanten" in einem Duell den Streit zu schlichten übernehmen. Bleiben ihre Bemühungen erfolglos, so haben sie doch in derselben Eigenschaft die Unterhandlungen fortzusetzen und den Konflikt so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen.

Im allgemeinen wurden den Vorschlägen große Sympathien entgegengebracht, und es flößte uns neuen Mut ein, daß die Vorverhandlungen so sachlich und freundschaftlich gepflegt wurden.

Vor der Sitzung promenierte ich mit etlichen Herren in dem Garten, der hinter dem Schlosse liegt. Herr van Karnebeek stimmte darin mit mir überein, daß man den Entwurf, der die Schutzmaßregeln auf

hoher See betrifft, selbst wenn man den Begriff Konterbande auf Fahrzeuge an und für sich und auf Kohlen, Schiffsvorräte usw. usw. ausdehnte, doch zum Vortrag zu bringen suchen müsse, da er außer diesen noch andere allerdings weniger wichtige Punkte enthielt, die damit zur Sprache gebracht würden.

Später machte ich in Begleitung von Dr. Holls dem Bürgermeister vom Haag einen Besuch; ich dankte ihm für das Konzert am letzten Sonnabend und für so manche andere Aufmerksamkeit.

Im ganzen stehen die Aussichten sowohl für die Schiedsgerichts- als auch für die Vermittlungsfrage gut.

6. Juni.

Am Vormittag kam Sir Julian Pauncefote, um einige Punkte aus den englischen, amerikanischen und russischen Schiedsgerichtsentwürfen mit mir durchzusprechen. Einiges wäre auszuscheiden, anderes einzuschalten. Er erklärte sich bereit, einen Punkt aufzugeben, der mir vom ersten Augenblick an durchaus widerstrebt hatte, nämlich die Bestimmung, nach der es den streitenden Parteien freisteht, nach Zusammenberufung des Tribunals ihm Personen einzufügen, die ad hoc von den streitenden Mächten erwählt werden können. Meiner Ansicht nach hebt das nicht nur die Idee eines ständigen Tribunals auf, sondern ruft auch Verwicklungen und Verzögerungen hervor, die verhängnisvoll werden könnten. Sicherlich würde es heißen: sind die feindlichen Parteien berechtigt, zwei oder mehrere externe Richter zu wählen, so können sie mit demselben Rechte auch das ganze Tribunal zusammenstellen und damit die Unkosten ersparen, die ein regulärer internationaler Gerichtshof mit sich bringen würde.

Gegen Mittag schrieb ich einen privaten Brief an den Staatssekretär, in dem ich ihm den Vorschlag machte, er möchte die Delegierten Amerikas autorisieren, einen Kranz aus Silber und Gold am Grabe von Grotius in Delft niederzulegen. Nicht nur als einen Tribut für den Mann, der vor nun bald dreihundert Jahren die Ideen ins Leben gerufen hat, die heute dem Kongresse zugrunde liegen, sondern auch als einen Dankesbeweis für die niederländische Regierung, für ihre Gastfreundschaft und die glänzende Aufnahme, die sie unserem Werk bereitete, dann aber auch als ein Zeichen unserer freundschaftlichen Gesinnungen gegenüber allen Staaten der alten Welt, die sich hier mit denen der neuen zum erstenmal trafen, um über die wichtigsten Lebensfragen aller Nationen zu verhandeln.

Am Abend besuchte ich eine Gesellschaft im Hause van Karnebeeks und lernte dort Herrn Raffalovitch kennen, einen der russischen Sekre-

täre, der als russischer Staatsrat und korrespondierendes Mitglied des Französischen Instituts einen europäischen Ruf genießt. Ich suchte mir dazu seine Hilfe zu sichern, daß jene Klausel, die externen Richtern den Zutritt zum Tribunal offen läßt, aus dem Entwurf gelöscht würde. Ich hoffe sogar, daß sie bereits in den Ausschußsitzungen beseitigt und dem gesamten Kongreß gar nicht zur Kenntnis gebracht werden wird.

8. Juni.

Nachmittags verhandelten die amerikanischen Delegierten über Anträge, die sich auf die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz beziehen und eine humanere Art der Kriegsführung zum Gegenstande haben. In dem Ausschuß, dem die Vorverhandlungen obliegen, ist es zu ernsten Meinungsverschiedenheiten gekommen, und unser Vertreter, Kapitän Crozier, ist wirklich in Verlegenheit geraten, welcher Ansicht er beipflichten sollte. Ein Teil will das Verhalten der angreifenden und der angegriffenen Parteien bis in die geringsten Einzelheiten regeln, der andere, zu dem auch Herr de Bernaert, einer der beiden bedeutendsten Vertreter Belgiens, und noch viele andere gehören, ist der Ansicht, es wäre praktischer, diese Angelegenheit jenen Bestimmungen im internationalen Recht einzufügen, die sich mit den Pflichten der Humanität im allgemeinen befassen. Herr de Martens ist der Meinung, es sei eher jetzt die geeignete Zeit, diese Frage zu erledigen, als sie hinauszuschieben und sie dann in Kriegszeiten Leuten zu überlassen, die infolge der Greueltaten mehr oder weniger erregt und nicht imstande sein würden, politische Differenzen unparteiisch zu beurteilen. Nachdem diese Frage von unseren Delegierten auf das eingehendste besprochen worden war, ging man zu anderen Dingen über.

Am Abend war großer Empfang im Hause Sir Henry Howards, des englischen Gesandten am hiesigen Hofe. Das Fest war sehr glänzend und lieferte der Welt wieder einmal den Beweis, daß John Bull eine sehr praktische Politik verfolgt, wenn er seine Vertreter im Auslande mit ausgiebigen Mitteln ausrüstet, damit sie die gesellschaftlichen Beziehungen an den Höfen, an denen sie beglaubigt sind, in jeder Weise pflegen können. Sir Henry steht ein geräumiges, vornehmes Haus zur Verfügung, er hat die Mittel, im großen Stile Gastfreundschaft zu üben; er hat den Botschafterposten im Haag schon eine lange Reihe Jahre inne, und ist darum mit Verhältnissen und Menschen genügend vertraut, um seinen Einfluß geltend machen und das erreichen zu können, was seine Regierung von ihm erwartet. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in jeder Hauptstadt der Welt, Washington nicht ausgenommen, in Konstantinopel, Petersburg, Rom, Paris, Berlin und Wien, der Ver-

treter Englands ein Mann war, der mit Rücksicht auf seine Fähigkeiten gerade an der richtigen Stelle steht, daß er lange genug im Dienst blieb, um Erfahrungen sammeln zu können, daß ihm stets ein geräumiges, vornehmes Haus und reichliche Mittel zur Verfügung standen, um persönlichen und damit auch politischen Einfluß zu gewinnen. Folglich setzt John Bull, obwohl man in allen Ländern der Welt von den Rednertribünen herab und in den Zeitungen auf ihn schimpft, doch stets seinen Willen durch. Um in unserem Jargon zu sprechen, „er treibt es weiter", und kann sich eins ins Fäustchen lachen über die Reden, die in öffentlichen Körperschaften gegen ihn gehalten werden, und über die Angriffe, welche die Zeitungsschreiber auf ihn machen. Die größten Schreier sind gewöhnlich jene Leute, die sich nur zu sehr geschmeichelt fühlen, wenn sie ihre Füße unter die Mahagoni-Speisetische einer englischen Botschaft setzen und ihre Töchter auf ihre glänzenden Soireen und Bälle führen können, und die dann gefügig dem Kurs der englischen Botschaft folgen.

9. Juni.

Am Vormittag ein interessanter Besuch des Präsidenten des Friedenskongresses, Herrn de Staal. Wir besprachen die Schiedsgerichtsfrage, die Brüsseler und die Genfer Bestimmungen und schließlich noch unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen gegenüber der niederländischen Regierung.

Wie er meinte, würden in der Schiedsgerichtsfrage im allgemeinen mit einer Verschmelzung der russischen, englischen und amerikanischen Entwürfe befriedigende Resultate erzielt werden.

Da sich eine beträchtliche Anzahl Kongreßmitglieder nach Rotterdam begeben hatte, um sich dort den Einzug der Königin anzusehen, studierte ich sorgfältig die Brüsseler Bestimmungen und dazu die Verbesserungsvorschläge des Kongresses, von denen einige kürzlich zu lebhaften Debatten Anlaß gaben. Je mehr ich mich hinein vertiefte, desto mehr Bewunderung nötigten mir die meisten ab, desto mehr überzeugte ich mich davon, daß wir sie mit wenigen Ausnahmen akzeptieren sollten. Großbritannien weigert sich, sie als einen Teil des internationalen Rechts anzuerkennen, ist aber trotzdem bereit, sie im Kriegsfalle als allgemeine Grundlage für seine Kriegsgebräuche zu adoptieren; immerhin wäre auch das schon ein Erfolg, falls wir nicht imstande sein sollten, unsere Regierung zu bewegen, alles daran zu setzen, diese Bestimmungen obligatorisch zu machen.

Um 6 Uhr kam Dr. Holls, unser Vertreter im Schiedsgerichts-Ausschuß, und brachte mir sehr betrübende Nachrichten. Augenscheinlich ist jetzt der deutsche Kaiser fest entschlossen, jedem Schiedsgerichts-

Projekte sich zu widersetzen; er will von keinem ständ
etwas hören, mag es nun nach englischem oder amerikai
organisiert werden. Diese neuen Nachrichten entstamm
schiedenen Quellen und finden ihre Bestätigung darin, da
schußsitzung einer der deutschen Delegierten, Professor Zor
berg, der bisher für die Schiedsgerichte eifrigst eingei
erklärt, es würde ihm wohl nicht möglich sein, sein
abzugeben. Überdies sucht der deutsche Kaiser allem
seinen Einfluß auf seine Alliierten, auf die Herrscher
Italien, Rumänien und der Türkei, geltend zu machen.

Auffallenderweise äußerte sich trotzdem Graf Nig
nische Botschafter in Wien und Präsident der italienische
in einer durchschlagenden Rede dahin, daß die Aufg
Komitee sich gestellt hätte, von unberechenbarer Bede
Er drängte dazu, daß der Entwurf ausgearbeitet würd
an, daß er sich den Vertretern anschließen wollte, die
gestellt hätten. Diese Erklärung des treuesten Verbün
lands ist sehr bemerkenswert.

Nach Schluß der Sitzung teilte Sir Julian Pounce
mit, er gedächte seine Regierung von den offenkundigen
des deutschen Kaisers, die eben genannten Herrscher z
telegraphisch in Kenntnis zu setzen, und auch ich bes
Staatsministerium zu kabeln und es über den Umschwun
hältnissen aufzuklären.

Um acht Uhr begab ich mich zu einem Diner bei
sandten, Herrn Newel, und traf dort die drei Botscha
Münster und Pauncefote, wie auch Leon Bourgeoi
denten der französischen Delegierten, Sir Henry How
lischen, Baron Bildt, den schwedischen Gesandten, und ei
niederländische Staatsmänner. Mit de Staal und Sir J
fote führte ich ein ernstes Gespräch über die Lage der
frage nach der heutigen Nachmittagssitzung des Ausschusses
hat für Sonnabend Nachmittag die Präsidenten aller Al
einer Sitzung einberufen. Er, wie Pauncefote, schienen
hängnisvolle Wendung, welche die Dinge genommen ha
stimmt. Pauncefote meint ebenso wie ich, es sei das best
gerichtsentwurf so vollkommen wie möglich zu gestalte
Mächten dann zu überlassen, ihn zu unterzeichnen od
versicherte ihm und Herrn de Staal, daß die Vertreter d
Staaten bis zum letzten Augenblick auf ihrer Seite bleil

In vorgerückter Abendstunde folgte ich der Einladu

ländischen Ministers des Äußern, M. de Beaufort, und hatte da Gelegenheit, mit einigen Herren, wie dem Grafen Nigra, die Tagesneuigkeit zu besprechen. Ich dankte ihm für die glänzende Rede, die er nachmittags gehalten hatte und unterhielt mich darauf mit Baron de Bildt, der ganz meiner Ansicht ist, daß wir am besten tun, wenn wir, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wer von uns abfallen mag, in unserem Werke fortfahren.

10. Juni.

Den heutigen Morgen widmete ich dem Studium einiger mir von den Ausschüssen zugegangener Berichte, vor allem jenen, welche die Schiedsgerichtsfrage und die Bestimmungen der Brüsseler Konferenz betreffen. Beide interessierten mich sehr, wenn auch mein Hauptaugenmerk dem ersteren galt. Nichtsdestoweniger scheinen mir die Brüsseler Bestimmungen jetzt viel bedeutender als anfangs, und mein Wunsch geht nicht nur dahin, einen guten Schiedsgerichtsentwurf zustande zu bringen, sondern auch das Kriegsrecht humaner zu gestalten.

Um vier Uhr nachmittags traf ich bei de Staal mit den vier anderen Botschaftern und zwei oder drei Delegations-Präsidenten zusammen, um darüber zu verhandeln, ob sich die Bestimmungen über den Ausschluß der Öffentlichkeit von Komiteesitzungen usw. nicht mildern ließen. Der Vorschlag, den Rußland ursprünglich befürwortete, die Öffentlichkeit gänzlich auszuschließen, ist, wie die Vertreter der konstitutionellen Staaten es voraussahen, nicht durchzuführen gewesen. Ausführliche Berichte, die täglich in holländischen, französischen und englischen Blättern erscheinen, liefern den Beweis, daß die Vertreter dieser Zeitungen auf irgend eine Weise Auskünfte erhalten, die genügen, um mit einiger Phantasie lesbare Berichte zusammenzustellen. Die Folge ist, daß vielen Kongreßmitgliedern, die früher für den Ausschluß der Öffentlichkeit waren, Reden zugeschrieben werden, die sie nie gehalten haben und auch niemals gehalten zu haben wünschen.

Nach lebhaften Debatten kam man zu dem Beschluß, den Präsidenten jedes Komitees zu autorisieren, der Presse, soweit als irgend zulässig, vollständige Berichte zukommen zu lassen, aber mit Mitteilungen über die Haltung einzelner im Hintergrund zu bleiben.

Um sechs Uhr versammelten sich die amerikanischen Delegierten, um über den Teil unserer Instruktionen, der sich auf den Schutz von Privatgütern während eines Seekrieges bezieht, zu beraten. Es wurde beschlossen, einige namhafte Vertreter dieses Antrages für Montag um 12 Uhr 30 Minuten zum Frühstück einzuladen und gemeinsam zu besprechen, wie man am besten Rußlands Absichten, diese Frage nieder-

zuschlagen, entgegentreten und Wege finden könnte, den vollständigen Entwurf vor den gesamten Kongreß zu bringen.

11. Juni.

Anstatt den Bischof von Hereford über den Frieden predigen zu hören, machte ich mit Dr. Holls einen Spaziergang nach Scheveningen, das vier Meilen vom Haag entfernt liegt. Einmal wollte ich heftige, nervöse Kopfschmerzen loswerden, und dann wollte ich den Grafen Münster für Montag zum Frühstück einladen, wo wir über die Privatgut-Schutzangelegenheit Rat pflegen wollten. Er nahm die Einladung an, war jedoch sehr verstimmt über alles, was auf dem Kongreß verhandelt worden war. Er ist mehr denn je gegen die Schiedsgerichte eingenommen und behauptet, wir seien im Hinblick auf das ursprüngliche russische Programm, wo ihrer dort gar nicht Erwähnung getan würde, nicht berechtigt, sie zum Antrag zu bringen. Er äußerte sich über den weiteren Verlauf der Sitzungen sehr pessimistisch und fragte mich, wann meiner Meinung nach die ganze Sache ein Ende finden werde. Als ich antwortete, ich könnte ihm darüber keine Auskunft geben, sagte er, es wäre ihm gleichfalls dunkel; niemand hätte eine Ahnung, wie lange der Kongreß dauern und wie er abschließen würde.

12. Juni.

Um halb ein Uhr folgten Graf Münster, van Karnebeek und Baron de Bildt, alle Präsidenten einer Delegation, der Einladung der amerikanischen Delegierten zum Frühstück. Wir beabsichtigten miteinander zu beraten, wie wir am besten unseren Antrag, betreffend die Freigabe von Privatgütern, die nicht Kriegskonterbande wären, dem gesamten Kongreß unterbreiten könnten. Unsere Gäste waren diesem Plane ganz besonders gewogen.

Die Unterhandlungen nahmen einen sehr günstigen Verlauf; es wurde sehr lebhaft debattiert und schließlich kamen wir überein, daß unsere Abordnung als einzige, die im Besitz von amtlichen Instruktionen wäre, mittels eines offiziellen Gesuches bei Herrn de Staal, dem Präsidenten des Kongresses, darum einkommen sollte, den Antrag dem gesamten Kongreß zu unterbreiten.

Unsere Verhandlung förderte seltsame Verhältnisse zutage. Baron de Bildt teilte mir mit, er wäre, obwohl er unsere Maßnahmen durchaus billige und für sie eintreten wollte, doch gezwungen, öffentlich nichts über seine Überzeugung verlauten zu lassen. Nach seinen Instruktionen müsse er alles vermeiden, was zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertretern Schwedens und denen der Großmächte führen

könnte. Noch nie ist es mir so klar vor die Augen getreten, in welch einer schwierigen Lage sich die kleineren Staaten Europas befinden, wenn es sich um ernste Fragen handelt.

Mehr noch überraschten mich einige Bemerkungen des Grafen Münster, der auf der einen Seite mein Tischnachbar war, während ich auf der anderen Herrn van Karnebeek hatte. Wie ich mich noch lebhaft erinnerte, hatte Kaiser Wilhelm in der Unterredung kurz vor meiner Abreise von Berlin ausdrücklich betont, er hätte Graf Münster auf den Kongreß beordert, weil „gesunder Menschenverstand", der dem Grafen in reichlichem Maße zur Verfügung stände, dort ganz besonders vonnöten sein würde. Infolgedessen setzten mich verschiedene Äußerungen des Grafen sehr in Erstaunen. Wie schon tags vorher, erklärte er sich auch heute als einen Gegner der Schiedsgerichte, meinte, diese wären nichts anderes als „Humbug", sagte, wir hätten kein Recht, diesen Antrag zu begünstigen, da er in dem Originalprogramm Rußlands nicht aufgeführt wäre, usw.

Als nach einer kleinen Weile von Telegraphen und Telephonen gesprochen wurde, meinte Graf Münster, diese Erfindungen wären seiner Meinung nach für die Beziehungen der Nationen zueinander ein Fluch, denn sie kreuzten die Wege der Diplomatie und hätten eher Unglück als Nutzen gebracht. Diese Äußerung überraschte mich nicht sonderlich, da ich sie schon wiederholt von anderen vernommen hatte; aber sehr setzte mich in Erstaunen, daß der Graf, als die Rede zufällig auf Bakterien und Mikroben kam, auch diese für „modernen Humbug" erklärte. Unbestritten ist Graf Münster trotz all seiner hervorragenden Eigenschaften — er ist tatsächlich das glänzende Beispiel eines vornehmen, alten, deutschen Edelmannes und im diplomatischen Dienste für sein Vaterland in Ehren grau geworden — gesättigt mit Ideen, die vor fünfzig Jahren maßgebend waren.

Nach der Rückkehr von einer Fahrt nach Scheveningen, die ich mit dem nordamerikanischen Major Burbank unternommen hatte, entwarf ich den Brief unserer Abordnung an de Staal und legte ihn unseren Herren, die sich um 6 Uhr einfanden, zur Begutachtung vor. Im allgemeinen war man mit meinem Schreiben einverstanden; da aber Präsident Low etwas ähnliches verfaßt hatte, schlug man vor, die beiden Gesuche am besten zu einem Ganzen zu verschmelzen, wir sollen nun den Brief gemeinsam abfassen.

13. Juni.

Heute morgen trafen in bezug auf Deutschland abermals beunruhigende Nachrichten ein. Es scheint allerdings kein Zweifel mehr

zu sein, daß der Kaiser nicht nur gegen Schiedsverträge, haupt gegen die gesamte Tätigkeit des Kongresses eing und an seine Hauptverbündeten, Österreich und Italien, die stellt, ihm darin zu sekundieren. Graf Nigra, der persö Schiedsgerichte stimmt, war es, der Dr. Holls dies ein deutschen Delegierten, die, abgesehen vom Grafen Münste nahme für einen gut ausgearbeiteten Schiedsgerichtsent bekennen, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sä

Ehe ich Berlin verließ, hörte ich von einem hohen S der Kaiser erblicke in einem Schiedsgericht eine Beeinträc Souveränität; auch merkte ich es seinen eigenen Worten die Kongreßidee durchaus nicht sympathisch ist. Trotz hatte ich in Anbetracht seiner Wiesbadener Rede und die in Bayern laut geworden waren, gehofft, der Kai zwischen seine Ansicht geändert.

Möglicherweise wäre er auch anderer Meinung ge Graf Münster nicht dafür Sorge getragen, ihn unausgesetz Schritt des Kongresses aufzuhetzen.

Es scheint eine Katastrophe im Anzuge zu sein. U dem Schiedsgerichtsprojekt treu geblieben ist, wird an d weiter arbeiten und sein Bestes tun, ihn zu fördern. nicht vorauszusehen, was für Steine Deutschland und sei uns in den Weg werfen können. Und zu guter Letzt w dann jedenfalls einen Kongreß, dem sich diese drei Mäd geschlossen haben, als einen Mißerfolg, als eine Farce a ungebildete russische Volk wird seinen Zaren für einen die Welt wird den deutschen Kaiser mit Haß verfolgen, un demokraten, diese auf dem europäischen Kontinente am fürchtete Partei, werden damit starke Waffen gegen die ihre Hände bekommen.

Vor einigen Tagen bemerkte ich gegenüber einem nam maten: „Seine Minister sollten doch dem Kaiser darüb öffnen, daß er durch seinen Widerstand gegen ein Schied Unsumme Groll gegen sich heraufbeschwöre, wie sie k dulden dürfte." „Sie haben recht", entgegnete mir de „nur existiert in Deutschland kein Minister, der den Mut Kaiser so etwas zu sagen."

Heute hatten unsere Delegierten ein Frühstück zu Ehr greßmitglieder veranstaltet, die an einem nunmehr endgülti

[redacted]

gerichtsentwurfe am meisten interessiert sind. Unsere Gäste waren vor allen Graf Nigra, Graf Welsersheimb, Descamps, Baron d'Estournelles und Asser. Nach einigen einleitenden Worten las ich den Herren den Entwurf vor, den Sir Pauncefote mir schon am Morgen überreicht hatte. Dieser Entwurf verfolgte den Zweck, jene Einwände zu beseitigen, die man dagegen erhoben hatte, dem Schiedsgerichtshofe noch eine Verwaltungsbehörde beizugeben. Dieser Vorschlag, der in Pauncefotes erstem Entwurfe eine Hauptrolle gespielt hatte, war allgemein der übermäßigen Kosten wegen beanstandet worden. Pauncefotes neues Projekt ging darauf hinaus, statt eines ständigen Verwaltungsrates, der speziell die Aufgabe hätte, für alle Bedürfnisse des Tribunals zu sorgen, diese administrativen Angelegenheiten einigen Gesandtschaften im Haag zu überweisen. Damit waren alle Sorgen um und Ausgaben für einen ständigen Verwaltungsrat aus der Welt geschafft.

Ich beantragte den Zusatz, der niederländische Minister des Äußern sollte diesem Rate als Ehrenpräsident vorstehen. Abgesehen von anderen schien mir hierbei besonders der Grund maßgebend, daß die Niederlande sonst in dieser Verwaltungsbehörde keinen Vertreter gehabt hätten.

Sowohl Sir Pauncefotes Entwurf, als auch mein Vorschlag, wurden anstandslos angenommen, und ich bin fest davon überzeugt, daß die sachlich wohlwollende Debatte dieser und einiger anderer Fragen, die damit zusammenhängen, ihre Wirkung auf die Komitees nicht verfehlen wird.

Graf Nigra beteuerte mir sein persönliches Interesse an der Schiedsgerichtsfrage, es läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß er durch die Beziehungen seines Staates zu Deutschland in eine peinliche Lage geraten ist. Graf Welsersheimb, der Vertreter Österreichs, des dritten Staates im Dreibund, hat mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen.

Während der Mahlzeit erzählte uns Baron d'Estournelles, Jaurès, der vielgenannte Sozialist, mit dem er persönlich bekannt sei, habe ihm kurz vor seiner Abreise von Paris gesagt: „Gehen Sie nur immer nach dem Haag, was Sie dort aber auch erreichen mögen, es wird Ihnen doch nichts nützen; zu guter Letzt haben doch wir von allem den Nutzen!" So richtig die Prophezeiung ist, daß ein Mißerfolg in der Schiedsgerichtsfrage nur den Zwecken dieser großen, internationalen, sozialistischen und anarchistischen Partei dienen würde, so muß sie auf jeden einsichtigen Menschen einen tiefen Eindruck machen.

Abends speiste ich bei dem französischen Gesandten am Niederländischen Hofe und unterhielt mich vorzüglich. Unter den Gästen befanden sich Leon Bourgeois, der erste Delegierte Frankreichs, ferner

dieses die Zustimmung aller Nationen finden. Doch wären wir, wie ich hinzufügte, falls Deutschland durchaus darauf bestände, bereit, diesen Punkt zu streichen, obgleich uns unendlich viel daran gelegen sei.

Hierauf sagte der Graf: „Sie haben im Interesse der Vereinigten Staaten schon manches gestrichen", womit er auf einige Punkte anspielte, die sich auf die Monroe-Doktrin, auf die Regulierung von Kanälen, Flußbetten usw. bezogen.

„Ganz recht", entgegnete ich, „und sollten Sie einige Punkte finden, die Ihrer Politik oder den Interessen Deutschlands zuwiderlaufen, so sind wir ebenso gern bereit, Ihnen in gleicher Weise entgegenzukommen."

Darauf ritt der Graf auf seinem Steckenpferde herum. Er behauptete, die modernen Staaten schlügen damit eine ganz falsche Route ein, daß sie nicht mehr wie bisher ihre Differenzen gewiegten Diplomaten anvertrauen, sondern sie dem schiedsrichterlichen Urteil von Leuten überlassen wollten, die weder Erfahrung in internationalen Angelegenheiten besäßen, noch vorurteilsfrei und unbeeinflußt sein könnten; mit ganz besonderer Geringschätzung sprach er von der Idee, ein Büreau von Universitäts-Professoren und ähnlichen Leuten, wie er sich ausdrückte, zu organisieren, um die Maschine eines Gerichtshofes in Gang zu bringen.

Damit hatte er mir jedoch einen Trumpf in die Hand gespielt. Ich erzählte ihm von Sir Julian Pauncefotes Projekt, ein Konzilium zusammenzustellen, dem alle im Haag residierenden Gesandten der unterzeichneten Mächte angehören und an dessen Spitze der niederländische Minister des Äußern stehen sollte. Der Graf las den Entwurf durch und gab dann auch zu, daß das Projekt seinen Beifall hätte; seine Vorurteile schienen sich jetzt etwas verflüchtigt zu haben.

Nun machte ich ihm ernstlichere, eindringlichere Vorstellungen denn je über die augenblickliche Lage der Dinge. Ich sagte ihm, die Berater, denen der Kaiser sein Vertrauen schenkte, — Männer, wie er selbst, und Sr. Majestät nächste Ratgeber — sollten niemals den jungen Herrscher den Schmähungen, den Vorwürfen und den Feindseligkeiten aussetzen, mit denen alle Völker ihn überhäufen würden, sobald es bekannt würde, daß er es gewesen wäre, der den Kongreß zu Fall gebracht und die Schiedsgerichtspläne vereitelt hätte. Ich nahm mir sogar die Freiheit, dem Grafen wiederzuerzählen, wie sich der Kaiser über ihn geäußert, wie er gemeint hätte, gesunder Menschenverstand würde auf dem Kongreß vonnöten sein. Als ich merkte, daß ihm diese Worte zu gefallen schienen, fuhr ich fort und sagte, er vor allen anderen hätte die Pflicht, alles aufzubieten, den Kaiser vor diesem

Schicksal zu bewahren. Ich hob die geistigen Gaben
des Herrschers hervor, hielt mit meiner tiefgefühlten B
für des Kaisers hohe Bestrebungen, für seinen Scharfbl
seine staatsmännischen Fähigkeiten, von denen er erst neuer
einmal einen Beweis abgelegt hätte, nicht zurück. Ich lobte
in öffentlichen Angelegenheiten, seine liebenswürdige Art,
der Gesellschaft zu sich heranzuziehen und schloß dann n
dauern, daß solch ein Monarch dem Haß der ganzen W
setzen sollte.

Meine Worte schienen auf den Grafen einen tiefen
macht zu haben; er sagte aber nur, die Einberufung de
wäre ein politischer Trick, der verabscheuungswürdigste T
mals verübt worden wäre. Mit diesem Trick bezwecke n
land Verlegenheiten zu bereiten, dem jungen russischen
zu einem Glorienschein zu verhelfen, Deutschland aber und
die Rußland antipathisch wären, in eine falsche Lage zu br
auf entgegnete ich ihm: „Und wäre das wirklich der
sollten wir den russischen Trick nicht übertrumpfen? O
Pokerspieler sagen, ‚einen höheren draufsetzen?' Warum
ihn nicht festnageln und ein Schiedsgericht ins Leben ruf
viel durchgreifendere Maßnahmen verfolgte, als es den R
Sinn gekommen ist? Veranlassen Sie Ihren jungen Herr
Strömung anzuschließen; sorgen Sie dafür, daß er von all
die erste Kraft und Stütze des Kongresses anerkannt wird
stehen für ihn ein, ihm aber soll der Verdienst und die
der Welt werden.

Zu gleicher Zeit aber suchen Sie auch, so weit es in
steht, unseren Antrag, der die Freigabe beschlagnahmter
in Seekriegen befürwortet, zu fördern, und Sie werden ein
Gewinn erzielen. Rußland hat es mit Rücksicht auf Fra
gewagt, sich zu diesem Antrag zu bekennen, wie es das u
Verhältnissen sicherlich getan hätte; im Gegenteil benutzte
legenheit, diesem Projekt auf der Konferenz entgegenzutre

Das nächste, worauf Sie dann Ihr Augenmerk zu ri
— und auch hier sind wir bereit, Sie zu unterstützen —
Welt darüber die Augen zu öffnen, daß es von Anfan
Wünschen entsprochen hätte, unsere Tätigkeit öffentlich z
Die übrigen Mächte bestanden darauf, die Öffentlichkeit a
und uns in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. J
ganze Geheimniskrämerei zu Schanden geworden. Wir sa
nötigt, Konzessionen zu machen, aber auch hier gingen wi

die äußerste Grenze hinaus. Nur auf diesem Wege kann Deutschland auf dem Kongreß Triumphe feiern; Europa aber wird zu Ihrem Kaiser wie zu seinem Gebieter aufschauen. Es ist allgemein bekannt, daß Frankreich sich niemals für Schiedsgerichte erwärmte, und daß auch die russischen Staatsmänner im Grunde ihres Herzens kein großes Interesse dafür haben. Treten Sie darum in den Vordergrund, nehmen Sie die Sache in die Hand; bestehen Sie dann aber auch auf den beiden eben genannten Anträgen, auf der Freigabe beschlagnahmter Privatgüter wie auf der Öffentlichkeit unseres Verfahrens. Jeder Sieg, den der Kongreß zu verzeichnen hat, ist dann Deutschlands Sieg."

Der Graf schien sehr nachdenklich geworden zu sein. Er schlug jetzt einen ganz anderen Ton an als alle Tage bisher. Nun fragte ich ihn noch, ob er schon Baron d'Estournelles Geschichte gehört hätte. Er verneinte es. Ich erzählte sie ihm nun, wie ich sie gestern in meinem Tagebuch wiedergegeben habe und fügte hinzu: „Danach können Sie ungefähr beurteilen, was wir zu erwarten haben, wenn die Hoffnungen, welche die ganze Welt auf uns setzt, fehlschlagen sollten. Die sozialdemokratische Partei, die immer fester auf dem ganzen Kontinente Fuß faßt und nirgend so mächtig ist, wie in Deutschland und den mit Deutschland alliierten Staaten, wird sich immer weiter ausbreiten und von Tag zu Tag kecker in ihren Anschlägen werden."

Auch dieses Argument schien auf den Grafen einen tiefen Eindruck zu machen. „Das ist aber noch nicht alles", fuhr ich fort. „Wenn Sie sich mit aller Macht gegen die Schiedsgerichte sträuben, geben Sie damit nicht nur den Sozialisten, Anarchisten und wie alle die antisozialen Mächte heißen mögen, eine gewaltige Keule in die Hand, sondern entfremden sich auch die große Mittelklasse und die ganze große religiös gesinnte Partei in sämtlichen Staaten. Sie haben keinen Begriff, wie tief das Mißtrauen in Amerika wurzelt, von anderen Staaten gar nicht zu reden. Stellt Deutschland sich uns hier auf dem Kongreß in den Weg, so wird das Mißtrauen der Amerikaner, gegen das ich als Gesandter und als Botschafter in Berlin schon so heftig anzukämpfen hatte, noch weit mehr um sich greifen; es wird immer schwerer werden, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten aufrecht zu erhalten. Ihr Herrscher wird als der Feind aller Nationen gelten und den peinlichsten Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt sein. Hingegen wird der junge Kaiser von Rußland, dessen Streben dahinging, den Krieg aus der Welt zu schaffen und internationale Streitfragen möglichst ohne Blutvergießen zu schlichten, von der ganzen Welt und der Gesamtheit der christlichen Völker in den Himmel gehoben werden. Damit will ich nicht sagen, daß es sich tatsächlich so verhält,

ich sage nur, daß man es so auffassen wird. Wenn
Schiedsgerichten widersetzen, arbeiten Sie Rußland in di
heißt, Sie geben Rußland das moralische Übergewicht üb
Welt auf Kosten der Nachbarstaaten und vor allen
Kosten Deutschlands."

Dann griff ich jenes Argument auf, das, wie man s
Einfluß auf den Kaiser ausüben soll, und fragte den Gra
sollte ein Schiedsgericht Deutschland beeinträchtigen könn
verän würde sich nur nach eigenem Ermessen an ein
wenden, wie das überdies schon geschehen ist; Sie wissen,
bei der Streitfrage um die Karolinen den Papst zum Sch
nannte, und Wilhelm I. übernahm die Schiedsrichterrolle b
kanischen Grenzstreitigkeiten zwischen den Vereinigten Sta
land. Wie könnte ein Schiedsvertrag die hohe Stellun
schers gefährden? Nehmen Sie zum Beispiel die Angele
jetzt zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland
gibt es einen ganzen Haufen kleiner Zwistigkeiten, wel
Beziehungen zwischen den beiden Staaten unausgesetzt
Nörgeleien reizen zu Debatten in Ihrem Reichstage un
Kongreß und bereiten den Regierungen in Berlin und
unendlich viel Verdruß. Die amerikanischen Zeitungen
den Vorwurf, ich ließe Deutschland zu viel den Willen,
Zeitungen werfen Bülow dasselbe vor, und so geht es
Jahr. Könnten Graf Bülow und ich die Sachen in Ord
so vermöchten wir das mit wenigen Worten; hinter ih
der Reichstag und hinter unserem Staatssekretär und m
kanische Kongreß."

Ich wies auf solche Fragen hin wie die Tonnen
den Zuckertarif, die Samoastreitigkeiten und die vielbespr
seln in den Verträgen zwischen Deutschland und den Verei
und einige Verträge zwischen den Vereinigten Staaten
Mächten, und sagte: „Welch ein Segen wäre es, wenn all
deren beide Regierungen so müde sind, Fragen, welche d
wichtigerer Angelegenheiten zwischen den beiden Staaten
einem Tribunal übergeben würden und dort auf die
andere Weise geschlichtet werden könnten! An und für
gewöhnlich unwichtige Angelegenheiten. Es ist nicht ein
scheinlich, daß die meisten von ihnen, ja vielleicht alle m
gunsten Deutschlands entschieden würden; die Vereinigten
den sich dann sofort jedem Schiedsspruch eines Trib
Zwischen Deutschland und den anderen Mächten wäre g

der Fall. Eine ganze Reihe verdrießlicher Angelegenheiten würde durch das Tribunal aus der Welt geschafft werden, und der Souverän wie seine Regierung würden dadurch von parlamentarischen Verdrehungen, die nicht auf Tatsachen, sondern auf Parteitaktik, auf persönlichem Groll oder auf überkommenen Vorurteilen beruhen, befreit sein."

Der Graf schien jetzt meinen Beweisgründen mehr Beachtung zu schenken; ich hoffe, daß er nun seine Regierung veranlassen wird, sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen, als auf den, der in der letzten Zeit das Verhalten ihrer Vertreter sichtlich beeinflußt hat.

Am Nachmittag ging ich zum Fünfuhr-Tee zu der Baronin d'Estournelles und fand dort eine große Gesellschaft versammelt; auch die bedeutendsten Kongreßmitglieder waren anwesend. Alle schienen über das Verhalten Deutschlands sehr beunruhigt. Als ich die Baronin von Suttner erblickte, die Verfasserin jenes Buches, das in so ernster Weise den Frieden predigt, trat ich auf sie zu und bat sie, all ihren Einfluß aufzubieten, die österreichische, italienische und deutsche Presse für die Schiedsgerichte zu gewinnen. Ich sagte ihr, wir wären soeben am Kreuzwege angelangt; es gälte alle unsere Kräfte anzuspannen, wenn nicht alles verloren sein sollte. Sie nahm meine Worte sehr liebenswürdig auf, und ich bin überzeugt, daß sie ihre Feder für uns arbeiten lassen wird.

Abends besuchte ich eine glänzende Gesellschaft im Hause des österreichischen Botschafters Okolicsanyi. Man drängte sich in den Sälen. Ich hatte eine längere Unterredung mit Herrn Stead und erzählte ihm d'Estournelles Geschichte. Ich bat ihn, soviel wie möglich Gebrauch davon zu machen, um bekannt zu machen, welchen Vorteil sich die anti-sozialen Mächte in den Parteien aller europäischen Staaten von dem Fehlschlagen der Schiedsgerichtsfrage versprächen.

Die freien Augenblicke, die der Tag mir gewährte, benutzte ich dazu, das Gesuch an den Kongreß, das den Schutz des Privateigentums zur See betrifft, auszuarbeiten. Gelingt es uns auch jetzt nicht, diesen Antrag durchzudrücken, so müssen wir ihm wenigstens für einen zukünftigen internationalen Kongreß die Wege ebnen.

Als Präsident der Delegierten Amerikas
auf dem Friedenskongreß im Haag
IV.

16. Juni.

Heute Morgen suchte Graf Münster mich auf und schien sehr erregt über ein offizielles Schreiben aus Berlin, in dem sich die deutsche Regierung — worunter natürlich der Kaiser zu verstehen ist — endgültig und energisch gegen jedes Schiedsgericht ausgesprochen hat. Er war ganz außer Fassung über diese zu buchstäbliche Annahme seiner eigenen früheren Ansichten und sagte mir, er hätte zu Herrn de Staal geschickt und gebeten, die Ausschuß-Sitzung, auf der über die Schiedsgerichtsfrage verhandelt werden sollte und die auf den heutigen Freitag Abend anberaumt war, unter irgend einem Vorwande bis auf nächsten Montag zu verschieben. „Wenn die Sitzung schon heute stattfindet," fuhr er fort, „muß Zorn Deutschlands Erklärung zur Kenntnis bringen, und das wäre ein Mißgriff". Ich war sehr erfreut, diesen Stimmungswechsel an dem Grafen wahrzunehmen und sicherte ihm meine Unterstützung zu. Wie ich höre, hat man für die Verlegung der Sitzung als Vorwand angegeben, Baron d'Estournelles wäre zu der anberaumten Zeit verhindert. Einige Zeit später sagte mir Graf Münster, er hätte sich entschlossen, Professor Zorn nach Berlin zu entsenden, um die Angelegenheit dem Auswärtigen Amt vorzutragen und die betreffenden Autoritäten zu veranlassen, die Instruktionen zu modifizieren. Natürlich billigte ich diesen Entschluß von ganzem Herzen; darauf riet mir der Graf, auch meinerseits irgend eine Initiative zu ergreifen. Die Folge ist, daß Dr. Holls den Professor Zorn nach Berlin begleitet.

Da von Bülow mir das Versprechen gegeben hatte, die Delegierten Deutschlands sollten im Kongreß Seite an Seite mit uns stehen, setzte ich sofort ein Geleitschreiben und einen an Herrn von Bülow persönlich gerichteten Brief auf, den Holls, der um fünf Uhr nachmittags abreist, überreichen soll.

Persönlich.

16. Juni 1899.

Lieber Baron von Bülow!

Ich baue darauf, daß Sie mir in Anbetracht der freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen wie zu Ihrem hochverehrten Herrn Vater vor zwanzig Jahren, einige inoffizielle, freie, offene Worte über die Interessen unserer beiderseitigen Regierungen auf dem Friedenskongreß gestatten werden. Das Einvernehmen zwischen Ihren Delegierten und den unsrigen ist vom ersten Augenblicke an sehr gut gewesen; in diesem Punkte sind Ihre Zusicherungen voll eingehalten worden. Jetzt aber scheinen wir mit der schwerwiegendsten Frage, mit der wir uns zu befassen haben — der schwerwiegendsten, der sich eine Konferenz oder ein Kongreß in der Neuzeit zu unterziehen hatte — mit der Schiedsgerichtsfrage, am Scheidewege angelangt zu sein. Es heißt hier allgemein, Deutschland sei gegen diesen Antrag, Deutschland stehe ihm durchaus feindlich gegenüber und beabsichtige entweder auf eigene Faust oder mit Hilfe seiner Verbündeten alles daran zu setzen, die Pläne zu durchkreuzen, die zugunsten eines Schiedsgerichts ins Leben gerufen werden könnten; Pläne, die der Welt die Aussicht eröffnen, Streitigkeiten auf andere Weise als durch Blutvergießen aus dem Wege zu räumen.

Kein vernunftbegabter Mensch bildet sich ein, daß der Krieg damit für alle Zeiten ein Ende gefunden haben wird oder daß man solch einem Tribunal Streitfragen überantworten könnte, die Sache des nationalen Gefühles sind, Streitfragen, welche die Ehre einer Nation, die Schmälerung ihrer Territorien oder irgend welche anderen internen Angelegenheiten betreffen. Auch beabsichtigt hier niemand obligatorisch schiedsrichterliche Entscheidungen in anderen Fällen als etwa in geringfügigen Angelegenheiten in Vorschlag zu bringen, wo sie der Regierung tatsächlich eine Hilfe wären. Aber selbst hier könnten sie aus dem Entwurf ausgeschieden werden, falls Ihre Regierung es dringend verlangte. Hauptsächlich möchten wir aber dafür sorgen, daß in jedem Augenblicke ein Schiedsgericht für alle Nationen erreichbar ist, denen der Friede am Herzen liegt, gewissermaßen ein Rettungsanker für die Völker, die in der Furcht leben, es könnte jeden Augenblick zu einem Kriege kommen.

Ich bemerke ferner, daß sich hier das Gerücht verbreitet hat, Rußland hätte mit der Einberufung dieses Kongresses nicht nur keine edlen, sondern sogar verräterische Absichten verbunden. Aber warum könnte das, selbst wenn es sich als wahr herausstellen sollte, auf Deutsch-

lands Verhalten bestimmend wirken? Sollte Deutschland sich dadurch nicht erst recht veranlaßt fühlen, sich an die Spitze der Schiedsgerichtsideen zu stellen und hier die Zügel in die Hand zu nehmen?

Entschließt sich Deutschland dazu, so wird es sicherlich von der ganzen Welt als die führende Macht in Europa gelten; denn es kann dann mit vollem Recht behaupten, daß es Rußlands Vorschlag au sérieux genommen, daß es ein brauchbares Schiedsgericht eingesetzt und daß es, wozu weder Rußland noch Frankreich sich bequemen wollten, einen Entwurf für den Schutz von Privatgütern in Seekriegen dem Kongreß unterbreitet hätte. Ferner hätte Rußland die Verhandlungen des Kongresses geheim zu halten gewünscht, während Deutschland von Anbeginn an dafür, offen und frei vor den Blicken der Welt zu verhandeln, gestimmt hätte.

Diese drei Punkte sprächen zu Ihren Gunsten; Sie könnten vor der ganzen Welt als die Gewalt auftreten, die mit größerer Energie für den Frieden eingetreten ist, als irgend eine Macht auf dem Kontinent, ja selbst mit größerer als Frankreich oder Rußland. Unterlassen Sie es hingegen, hier die Initiative zu ergreifen, werden Sie gar für die Schiedsgerichtsfrage ein Stein des Anstoßes, was dann? Die anderen Mächte werden in ihren Bemühungen fortfahren und nach Kräften ein möglichst gutes Schiedsgericht zustande bringen; jeder Mangel aber, der ihm anhaftet, wird Deutschland und dem deutschen Kaiser zugeschrieben werden. Ob nun Erfolg oder Mißerfolg, in jedem Fall wird man Rußlands Kaiser von einem Ende der Welt bis zum anderen als den Erlöser, ja buchstäblich als einen Heiligen preisen, während der Groll über den deutschen Kaiser bergehoch steigt.

Dieser Groll wird sich aber nicht nur auf jene Klassen beschränken, die sich überall gegen die bürgerliche Ordnung auflehnen und aus einem Mißerfolg des Kongresses wirksame Waffen zu schmieden hoffen, sondern auch auf den Mittelstand, die kräftigste Klasse aller Staaten. Sicherlich werden die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, die eben anfingen, sich zu bessern, schlimmer denn je werden, und in beinahe allen Staaten wird bitterster Haß gegen das deutsche Kaiserreich aufflammen.

Sollten wirklich die Berater dieses mit so hohen Geistesgaben ausgerüsteten Herrschers es zugeben, daß solch eine politische Schmähflut, solch ein Strom von Groll und Haß gegen ihn sich heranwälzt? Ist es denkbar, daß ein so hochherziger Monarch, ein so genialer Mensch diesen Vorwürfen ausgesetzt werden sollte? Meiner Ansicht nach sollten seine Berater dem vorbeugen und ihn anflehen, nicht der Welt gegenüber die mutwillige Rolle eines Widersachers gegen ein Projekt zu

spielen, dessen Vollendung Millionen und aber Millionen voll Inbrunst heischen.

Aus den Vereinigten Staaten kommen überallher ergreifende Sympathiebeweise, wie ich sie in meinem Leben noch nie erfahren habe. Heute Morgen erst erhielt ich den Abdruck eines Gebets von der konservativsten aller protestantischen Gemeinden, der amerikanischen Abzweigung der Anglikanischen Kirche. In diesem Gebet, das in allen Kirchen verlesen wird, wird der Allmächtige angefleht, dem erhabenen Werk auf dem Friedenskongreß seinen Segen zu verleihen. Und so hält man es in vielen anderen amerikanischen Gemeinschaften und in einer Unzahl Privathäuser. Ähnliches gilt auch, wie ich erfahren habe, von England und von einigen Teilen des Kontinentes.

Zugegeben, diese Leute haben ihre Erwartungen und Hoffnungen zu hoch geschraubt, nichtsdestoweniger darf man aber die Sympathien, die hier kundgetan werden, unterschätzen.

Überdies hörte ich aus sicherer Quelle, einer der namhaftesten Sozialisten Frankreichs hätte einem französischen Delegierten gegenüber dem Kongreß einen glänzenden Mißerfolg prophezeit. Weder den Souveränen, noch den Regierungen sei viel daran gelegen, dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen; sie dächten gar nicht daran, den Friedensbestrebungen der Völker nachzugeben; deshalb würde Unwille und Groll, der daraus erwüchse, dem Sozialismus in seinem Siegeslaufe neue Bahnen eröffnen.

Auch hier zugegeben, diese Annahme sei zu kühn, so sind doch diese Worte sehr charakteristisch.

Nun sagt man allerdings, Schiedsgerichte beeinträchtigten die Souveränität; für das Deutsche Reich stimmt das schwerlich. Hat sich Deutschland nicht bereitwilligst in jenen verwickelten politischen Streitigkeiten mit Spanien einem Schiedsgerichte unterworfen, und übernahm nicht Kaiser Wilhelm I. persönlich das Schiedsrichteramt zwischen den Vereinigten Staaten und England, als es die Feststellung unserer nordwestlichen Grenze galt?

Lassen Sie sich noch einmal sagen, daß in dem Projekt nur von einer fakultativen Unterwerfung unter ein Schiedsgericht die Rede ist, und daß es stets von dem Willen des deutschen Kaisers abhängen wird, welche Streitfragen er vor das Tribunal zu bringen wünscht und welche nicht.

Man hat auch behauptet, die Präliminarien eines Schiedsgerichts würden Deutschlands Feinden Zeit zu Kriegsrüstungen verschaffen; stände es da dem Kaiser und seiner Regierung im Notfalle nicht ebenfalls frei, seine ganze Armee zu mobilisieren?

Wie Sie sehen, ist hier nicht von einem Schiedsgericht die Rede, das permanent in Tätigkeit begriffen ist, sondern von einem Modus, nach dem es jeder der unterzeichnenden Mächte gestattet wäre, für eine begrenzte Zeit zwei oder auch mehr Richter von einem internationalen Gerichtshofe zu wählen, die, wenn man ihrer Dienste bedarf, nach dem Haag reisen, aber nur so lange auf eine Besoldung Anspruch haben, als sie tatsächlich im Richteramte sind. Diese Besoldung übernehmen die streitenden Parteien.

Was den Mechanismus anbetrifft, so will man ein staatliches Konsortium bilden, das sich aus den im Haag residierenden diplomatischen Vertretern der verschiedenen unterzeichnenden Mächte unter dem Präsidium des Ministers des Äußern der Niederlande zusammensetzen soll. Dieses Konsortium hat auch die Sekretäre und sonstigen Beamten, deren man für die geschäftliche Leitung der Angelegenheiten bedarf, zu ernennen und zu kontrollieren.

Die Mächte nun, die in Differenzen geraten und gewillt sind, ihre Streitfragen einem Gerichtshof zu überweisen, hätten das Konzilium von ihren Wünschen, wem sie ihre Sache anvertrauen möchten, in Kenntnis zu setzen, dieses würde dann wiederum die Richter, die von den streitenden Parteien erwählt sind, benachrichtigen. Das Projekt ist bis jetzt, von einigen untergeordneten Punkten, die unbeschadet fortgelassen werden können, abgesehen, durchaus fakultativ. Auch nicht ein einziger ist obligatorisch. Es steht jeder unterzeichnenden Macht frei, seine Zuflucht zu einem solchen Tribunal zu nehmen oder nicht. Zweifellos kann man solche Konzessionen an den Herzenswunsch der ganzen Welt machen, nationale Differenzen möchten auf andere Weise als mit Opfern an Blut und Leben geschlichtet werden.

Die Wichtigkeit der Tatsachen und Erwägungen entschuldigt wohl den ernst eindringlichen Ton. Denken Sie bitte nicht, das sei nicht meines Amtes. Ich sprach zu Ihnen als Mensch zu Mensch, nicht nur im Interesse des guten Einvernehmens zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, sondern im Interesse des Gemeinwohls aller Nationen der Welt, in der Hoffnung, dem Verlangen nach einem Schiedsgericht, von dem alle Völker ergriffen sind, Aussichten zu eröffnen.

Ich verbleibe, lieber Baron von Bülow,

hochachtungsvoll und ergebenst

(gez.) Andrew D. White.

P. S. Bedenken Sie nur, wie leicht Ihre wie meine Regierung, wenn ein solches Tribunal existierte, den ganzen Haufen untergeordneter Streitfragen, die unsere Parlamente beschäftigen, denen sie mit

Vorurteilen entgegentreten, die sie parteipolitisch ausnutzen, aus der Welt schaffen könnte, ich denke zum Beispiel an Samoa, die Tonnenzoll- und Zuckerbesteuerungsfrage usw., die beide Staaten beständig auf dem Kriegsfuß erhalten. Müssen Sie nicht zugeben, daß eine Überweisung dieser Fragen an ein Tribunal, wie es hier projektiert wird, weit davon entfernt, der Souveränität Abbruch zu tun, nur den Herrscher und das Auswärtige Amt von den drückenden Fesseln und Beschränkungen des Parlamentarismus befreien würde. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ein solcher Gerichtshof sich auf Ihre Seite stellen würde; jeder einsichtsvolle Amerikaner würde dann sagen: „Gut! allem Anschein nach sind wir demnach, trotz aller Reden im Kongreß, im Unrecht gewesen." Damit wäre die Sache erledigt und die feindlichen Parteien würden im besten Einverständnis auseinandergehen.

(gez.) A. D. W.

Der Kongreß, vielleicht auch Deutschland, hat im Augenblick eine Krisis zu überstehen. Ich will nur hoffen, daß Bülow meinen Vorstellungen und denen des Grafen Münster gütiges Gehör schenke.

Gegen Mittag kam Sir Julian Pauncefote, sichtlich sehr ärgerlich, daß die Sitzung des Ausschußkomitees aufgeschoben war, und noch ärgerlicher über die Veranlassung, worüber ihn de Staal aufgeklärt hatte. Er erklärte, dagegen Einspruch erheben zu müssen, daß der Kongreß noch mehr in die Länge gezogen würde, meinte, das Ausschußkomitee hätte auch ohne Professor Zorn zusammentreten können, und Deutschland sollte, falls es ihm nicht beliebte, sich uns anzuschließen, aus dem Kongreß ausscheiden. Er schien ganz vergessen zu haben, daß Deutschlands Ausscheiden, das von Österreich und Italien, gar nicht zu reden von ein bis zwei kleineren Staaten, nach sich ziehen und damit den ganzen Kongreß ins Wanken bringen würde. Ich hielt es nicht für richtig, ihm etwas von Dr. Holls Abreise mitzuteilen, suchte ihn aber damit zu besänftigen, daß ich die Rede auf seinen Antrag brachte, der so erfolgreich zu werden verspräche, weil er den glücklichen Einfall gehabt hätte, das ständige Konzilium aus einem Konsortium im Haag beglaubigter diplomatischer Vertreter der Mächte zusammenzusetzen.

Die übrigen Mitglieder unserer Kommission, besonders Präsident Low, waren anfangs sehr gegen Dr. Holls Abreise nach Berlin; denn sie befürchteten, das könnte als eine Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands gedeutet werden; aber ich bestand darauf. Ich übernahm die volle Verantwortung und erklärte, Holls sollte aus-

drücklich als Abgesandter des amerikanischen Botschaft auftreten und dem deutschen Minister des Äußern mein S bringen.

Diesen Morgen widmete ich ausschließlich der Ver meines Gesuches an den Kongreß, die Freigabe von b Privatgütern in Seekriegen betreffend.

Nachmittags fuhr ich nach Scheveningen und erledig zielle Visiten. Abends besuchte ich ein Fest, das den Ehren von der niederländischen Regierung veranstaltet erste Teil des Abends brachte uns eine Reihe lebender B den berühmtesten Gemälden der niederländischen Schule g den größten Beifall fand Rembrandts „Nachtwache", a Steens „Hochzeitsfest" war sehr gut gelungen. Dann folg Mittelsaale Bauerntänze. Die Mitwirkenden erschienen in verschiedener niederländischer Provinzen. Die Kostüme w rakteristisch und historisch interessant, einige von ihnen auch

Johannes Wolff, der Hofkammermusikus des verstor spielte einige Violinsoli ganz meisterhaft.

Auch das Konzert der Regimentskapelle war sehr ge besonders gut wurde das niederländische Volkslied „Will sauen" und die holländische und die russische Nationalh Auch die alten niederländischen Volksweisen, welche die begleiteten, schienen mir sehr bemerkenswert.

Es war eine glänzende Versammlung und das gan essierte von Anfang bis zu Ende.

18. Jun

Begab mich nach Leyden, um dem Gottesdienst in de beizuwohnen. Kirche wie Monumente, die sich in ihr sehr interessant. Ich sah mir auch die Pankrazkirche an, Beispiel für den gotischen Stil, und stand am Grabe vo des tapferen Bürgermeisters, der die Stadt so erfolgreich Belagerung gegen die Spanier verteidigt hat.

Im Universitätsgebäude interessierte mich die große die Promotionen stattfinden, und dann ganz besonders d träts berühmter Professoren, die hier die Wände schmü

Von dort begab ich mich in das archäologische reiche Schätze ägyptischer und anderer Denkmäler auf Auch die römische Kunst ist hier reichhaltig vertreten.

Dann heimwärts, fand ich einen seltenen Gast, Thomas B. Reed, Sprecher in unserem Repräsentantenhause, vor. Newel, unser Gesandter, holte uns beide zu einer Fahrt nach Scheveningen ab, auf der Herr Reed sich sehr interessant mit uns unterhielt. Er ist sehr bewandert in der Geschichte und überall in der englischen Literatur zu Haus. Er hat etwas so Vornehmes, Herzliches, Natürliches an sich und ist nebenbei so klug, daß ich mich immer wieder von neuem zu ihm hingezogen fühlte.

19. Juni.

Besuchte Herrn de Staal, um ihm Holls Telegramm aus Berlin zu zeigen, das sehr ermutigend klingt. De Staal ist der Ansicht, wir müßten den zehnten Abschnitt des Entwurfs, der für etliche untergeordnete Streitfragen ein obligatorisches Schiedsgericht fordert, aufgeben. Fällt mir das auch nicht leicht, so müssen wir dieses Opfer doch schon bringen, um Deutschland, Österreich und Italien zu gewinnen.

Bald darauf erhielten wir ein sehr freundliches Telegramm von unserem Staatssekretär; er autorisierte uns, einen gold-silbernen Lorbeerkranz auf dem Grabe des berühmten Grotius niederzulegen. Telegraphierte und schrieb an Major Allan in Berlin, er möchte die Angelegenheit in die Hand nehmen. Unsere Gabe soll unserem Vaterlande Ehre machen und sowohl der Gelegenheit als auch des Gegenstandes würdig sein.

Nachmittags zeigte ich Herrn Reed, seiner Frau und Tochter das „Haus im Busch" und die Umgebung, die jetzt reizvoller denn je ist, fuhr dann mit ihnen nach Delft, wo wir die Gräber von Grotius und Wilhelm dem Schweigsamen und schließlich das Haus, in dem er ermordet wurde, besuchten. Ich fand hier alles beinahe noch interessanter, als bei meinem früheren Besuche; Reed ging es auch so.

Um 6 Uhr begab ich mich zu einer Sitzung der amerikanischen Delegation, die sich sehr lange hinzog. Unser Gesuch an de Staal, betreffend die Freigabe von beschlagnahmten Privatgütern in Seekriegen wurde endgültig aufgesetzt. Etliche Sätze wurden gestrichen, darunter leider ein mir besonders lieber. Sie fielen alle den Wünschen Kapitän Mahans zum Opfer, der einerseits den Instruktionen des Staatsministeriums nicht entgegentreten will und deshalb damit einverstanden ist, dieses Gesuch einzureichen, anderseits aber nichts unterschreiben mag, was nur von fern wie eine Verfolgung persönlicher Interessen aussieht. Natürlich betrachtet er die Sache vom Standpunkte eines Seemannes aus; seine Argumente scheinen mir aber nichts weniger als überzeugend. Er geht davon aus, daß man in Kriegszeiten den

Gegner auf jede mögliche Weise angreifen und schwächen müsse, um ihm je eher je besser eine Niederlage beizubringen. Dieses Argument schießt indessen über das Ziel hinaus, da wir dann logischerweise zu den Greueltaten und dem Raubwesen des Dreißigjährigen Krieges zurückkehren müßten.

20. Juni.

Begab mich in das „Haus im Busch" zu einer Komiteesitzung und zeigte Herrn van Karnebeek unser Privateigentumsgesuch, zu dem er uns nach Durchsicht herzlich gratulierte.

Darauf erzählte ich ihm von unserer Absicht, am Grabe von Grotius einen Kranz niederzulegen. Die Idee fand seinen vollen Beifall; vor allem würde sich, wie er sagte, der Minister des Äußern, M. de Beaufort, sehr freuen; denn dieser stelle Grotius sehr hoch und habe auch bei der Denkmalsenthüllung eine Rede gehalten.

Etwas später übergab ich das Gesuch, wie wir das vorher vereinbart hatten, dem Grafen Münster; auch er fand es gelungen.

Holls telegraphiert mir von Berlin, er sei vom Reichskanzler, dem Fürsten Hohenlohe, und von Baron von Bülow sehr liebenswürdig empfangen worden und sei jetzt auf dem Wege nach Hamburg, um den Kaiser um eine Audienz zu ersuchen.

Um 4 Uhr nachmittags zu einer Sitzung der gesamten Kongreßmitglieder, wo über die Vervollständigung und Erweiterung etlicher Vorschriften des Roten Kreuzes usw. usw. Bericht erstattet wurde. Das Präsidium wurde in durchaus unparlamentarischer, unangemessener Weise geführt, da der Präsident, sonst einer der bedeutendsten Diplomaten auf dem Kongresse nach Russenart von der parlamentarischen Geschäftsordnung wenig Ahnung hat. Nichtsdestoweniger hat der Kongreß mit diesem ersten Schritt einen guten Anfang gemacht und den rechten Kurs eingeschlagen.

Auf dem Heimwege ging ich mit van Karnebeek und Baron d'Estournelles, die mir beide sehr sympathisch sind, durch die herrlichen Alleen des Parks. Baron d'Estournelles bekleidete früher den Posten eines beglaubigten Gesandten, ist aber augenblicklich Mitglied der französischen Deputiertenkammer und des Friedenskongresses.

21. Juni.

Ließ mir in der Frühe von Dr. Holls, der gestern spät abends aus Hamburg eingetroffen ist, Bericht erstatten. Seine Unterhandlungen mit dem Fürsten Hohenlohe und mit Baron von Bülow klingen für uns sehr ermutigend. Bülow hat dem Kaiser meine lange Epistel

eingeschickt, in der ich Deutschland so angelegentlich für unseren Schiedsgerichtsentwurf zu gewinnen versuchte. Fürst Hohenlohe scheint unseren Ideen sehr geneigt zu sein, hat Holls seine Karte gegeben, um sich beim Kaiser zu legitimieren, und auch an den Kaiser telegraphisch die Bitte gerichtet, Holls zu empfangen. Der Kaiser war jedoch noch auf seiner Jacht, und Holls hatte ihn nicht erwarten können. Bülow will versuchen, Ende der Woche eine Zusammenkunft mit dem Kaiser zu vermitteln.

Gleich nach Mittag stattete ich in Newels und Lows Gesellschaft de Beaufort einen Besuch ab, um mit ihm über die Grotiusfeier in Delft, am 4. Juli, zu verhandeln. Wir einigten uns dahin, daß um 11 Uhr vormittags in der großen Kirche eine Feier mit einigen Ansprachen abgehalten werden, und daß um ½1 Uhr die amerikanische Abordnung allen geladenen Gästen ein Frühstück in dem der Kirche gegenüber gelegenen Stadthause vorsetzen sollte.

Holls erzählte mir, er hätte gestern auf dem Diner bei dem Präsidenten der österreichischen Delegierten den Grafen Münster getroffen; er habe zu ihm gesagt: „Mit Hohenlohe kann ich auskommen, mit Bülow auch, aber mit diesen verdammten Juristen im Auswärtigen Amt, nicht."

22. Juni.

Von 4 Uhr nachmittags bis um 10 Uhr einer Sitzung im „Haus im Busch" beigewohnt. Besonders interessant war die Debatte über Geschosse und mit asphyxierenden Gasen gefüllte Bomben. Bei der Debatte über Geschosse verwahrte sich der englische Delegierte Sir John Ardagh sehr energisch gegen die Vorwürfe, die England hinsichtlich der in Indien verwendeten Geschosse gemacht werden, und erbot sich, einen anderen Antrag an Stelle des ersten einzubringen, der viel durchgreifendere Maßregeln zur Vermeidung unnützer Leiden und unnützen Todes vorschlägt. Die Russen schienen indessen froh zu sein, England etwas am Zeuge flicken zu können, und Sir Ardaghs Antrag, den nur Amerika unterstützte, wurde überstimmt. Kapitän Crozier, unser militärischer Delegierter, trat lebhaft für Sir John Ardaghs Antrag ein, aber die Majorität war gegen uns, und wir wurden geschlagen. Über die Wirkung der mit asphyxierenden Gasen gefüllten Bomben äußerte sich Kapitän Mahan dahin, daß ein Verbot hier absolut überflüssig sei; denn bisher, so behauptete er, wäre noch nichts geschehen, die Erfindung auszunutzen.

Ferner, versicherte er, wäre die Wirkung dieser Bomben noch lange nicht der der Torpedos zu vergleichen. Ob die Menschen infolge töd-

licher Gase ums Leben kämen oder ob sie ertrinken müßte
sich ziemlich gleich. Genau genommen wäre das erstere
gefährlich, da die Gase die Menschen häufig nur betäub
auf einem Schiff, das in die Luft gesprengt würde, alle
die sich auf demselben befänden, ihr Leben einbüßten.

Darauf wurde, wie ich meine mit Recht, der Einwand
mit Gasen gefüllte Bomben in die Städte geschleudert wer
große Verwüstungen unter Unbeteiligten, unter Frauen
anrichten könnten, während Torpedos nur auf See un
feindliche Kriegsmarine zur Anwendung kämen. Der C
wurde, abgesehen von uns, einstimmig angenommen.
unserer Haltung in dieser Frage nicht einverstanden; ab
einem Laien übrig, wenn er die namhaftesten Größen de
der Marine gegen sich hat. Mir ist nur noch die eine
blieben, daß die Vereinigten Staaten schließlich doch auf
Majorität kommen werden.

Nach Schluß der Debatte erklärte ich Kapitän Mah
Anhängern scherzenden Tones, ich könnte in ihre Verte
für die Gasbomben freilich nicht einstimmen; aber ich hät
einen Punkt herausgefunden, der mich mit ihrem Siege
Furcht vor den tödlichen Bomben würde sicherlich die Lar
davon abschrecken, scharenweise in die Städte überzusiede
das Anwachsen der ärmeren Klassen verhüten, jene groß
Zukunft. Ferner meinte ich, hätten die Bomben den pra
allen den Kriegsschreibern und Kriegsrednern hinterm
sichern Herde einen kleinen Begriff vom Kriege zu gebe

Um die Mittagsstunde brachte man mir die französisch
unseres Gesuchs an Herrn de Staal. Ich fand sie sehr m
stellenweise sogar ganz unzutreffend. Unter Beihilfe d
Bildt, des Präsidenten der schwedischen Abteilung, war i
Nachmittag mit ihrer Korrektur beschäftigt.

Um sechs Uhr versammelten sich die amerikanische
und erwiesen mir die Ehre, mich zum Redner für die
Grotiusfeier in Delft zu erwählen. Es erfüllt mich natür
dieser Aufgabe gewürdigt worden zu sein. Ich gehe mit g
daran; denn ich habe Grotius von jeher beinahe abg
und mich mit Vorliebe in seine Werke vertieft. Es gi
Männer in der Geschichte, die ich so hochstelle, wie ihn.
zwanzig Jahren als Gesandter in Berlin lebte, habe ich
ragenden amerikanischen Künstler nach Holland geschickt,
den beiden besten Porträts dieses Gelehrten vorzüglich

gefertigt hat. Die eine hängt in der juristischen Bibliothek der Cornell-Universität, die andere in Berlin über meinem Arbeitstisch.

23. Juni.

Den ganzen Morgen Briefe geschrieben und die letzte Korrektur des Gesuchs an Herrn de Staal gelesen. Darauf im „Haus im Busch" gefrühstückt und das Gesuch noch einmal mit Baron de Bildt revidiert.

Herr de Martens hatte an demselben Tische Platz genommen. Er war erst in der Nacht vorher aus Paris zurückgekehrt, wo er als Präsident des Schiedsgerichts etliche Tage mit der Venezuela-Affäre zu tun gehabt hatte. Er sagte mir, Sir Richard Webster hätte für die Ausarbeitung der Rede, die er bei der Eröffnung hielt, sechzehn Tage gebraucht, und fügte hinzu, er selbst wäre genötigt gewesen, unsere sämtlichen Berichte, sowie alle Dokumente durchzustudieren, eine große Bibliothek. Dessenungeachtet rechnet man solche Männer nicht zu der arbeitenden Klasse!

Abends eine Gesellschaft im Hause M. de Beauforts, des Ministers des Äußern. Er wie seine Gattin empfingen mich sehr liebenswürdig und versprachen mir, unserer Einladung nach Delft Folge zu leisten. Ich führte die Gemahlin des jetzigen Premierministers der Niederlande an das Büffet. Sie dankte in sehr liebenswürdiger Weise für unsere Einladung und sprach mir die feste Absicht aus, der Feier in Delft beizuwohnen.

Graf Zanini, der italienische Gesandte am hiesigen Hofe und Delegierter, erzählte von zwei Reden, die heute morgen in der Sitzung der ersten Sektion große Heiterkeit erregt haben. Die erste war von dem persischen Delegierten Mirza Riza Khan, der Gesandter in Petersburg ist. Seine persische Exzellenz sprach mit begeisterten Worten von den hervorragenden Charaktereigenschaften des Kaisers von Rußland und hob besonders hervor, daß, als der Gesandte bei einer Revue vom Pferde gestürzt war, Se. Majestät sich zweimal nach seinem Befinden habe erkundigen lassen. Ein schallendes Gelächter war alles, was der Perser mit seiner Rede erreicht hatte.

Aber das Ereignis des heutigen Tages ist die noch nicht publizierte Nachricht, daß der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, für die Schiedsgerichtsfrage eingetreten ist und der deutschen Delegation diesbezügliche Instruktionen zukommen ließ. Ein wichtiges Ereignis, das uns die größten Schwierigkeiten aus dem Wege räumt. Allerdings müssen wir diesen Umschwung mit der Aufgabe unseres Artikels 10 bezahlen, der das Schiedsgericht in untergeordneten Fällen obligatorisch machen wollte. Das würde bei vielen Streitfragen sehr zweck-

mäßig sein. Während die amerikanische Abordnung, wie ich das bereits in dem Brief, den Dr. Holls Baron Bülow überbrachte, und den Bülow dann dem Kaiser übersandte, versprochen habe, Deutschland zu Liebe alle die Punkte des Schiedsgerichtsentwurfes, die einen obligatorischen Charakter haben, zu streichen bereit ist, erfahre ich soeben, daß sich die niederländische Regierung diesen Zugeständnissen widersetze und in öffentlicher Versammlung dagegen zu protestieren beabsichtige.

Eine wichtige Rolle spielte in diesem Meinungsumschwung des Reichskanzlers der pastorale Brief eines protestantischen Bischofs in Texas, von dem ich an anderer Stelle bereits berichtet habe. Dieser Bischof ließ die Geistlichen des Landes alle Sonntage für den Kongreß, dessen Bestreben es wäre, den Schrecken des Krieges Einhalt zu tun, beten. Ich gab diesen Brief Dr. Holls mit; er sollte nach Ermessen Gebrauch von ihm machen. Holls zeigte ihn denn auch dem Fürsten Hohenlohe, und er soll auf ihn, obwohl er Katholik ist, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Das inbrünstige Verlangen nach Frieden hat ihn ganz besonders erschüttert. Man könnte daraus auf eine indirekte „Erhörung des Gebetes" schließen, da unbestritten dieser Brief den Reichskanzler zugunsten der Schiedsgerichtsfrage umgestimmt hat.

24. Juni.

Sandte an de Staal, als den Präsidenten des Friedenskongresses, das Gesuch betreffend den Schutz von Privatgütern, soweit sie keine Kriegskonterbande seien. Den Morgen benutzte ich dazu, meine Rede für die Grotiusfeier auszuarbeiten, und fuhr dann mit Holls nach Delft, um den Festplatz für unsern 4. Juli anzusehen. Das Stadthaus ist ein sehr interessanter Bau und enthält unter anderen Porträts ein getreues Porträt von Grotius. Schade nur, daß die Räume, so schön sie sind, doch für unsere Zwecke nicht ausreichen.

Von hier aus gingen wir nach der Kirche, besichtigten die Stätte, an der die Feier stattfinden soll, und ließen uns dann von dem Organisten auf den Orgelchor geleiten. Hier lauschte ich wohl eine Stunde den Harmonien, die Holls und der Organist dem herrlichen Instrument entlockten. Wie ich dort oben saß und in den weiten Raum und auf die Grabstätten hinunterblickte, entrollte sich vor meinen Augen ein Bild von dem Leben, das sich hier vor 400 Jahren abgespielt haben mochte; gleichzeitig erwachte in mir die Erinnerung an jenen Tag, an dem ich vor fünfunddreißig Jahren an diesem Platze gestanden hatte, und drohte mich beinahe zu überwältigen. Wo sind alle die, die mir damals zur Seite gestanden haben!

25. Juni.

Um 9 Uhr morgens mit Holls nach Rotterdam, hier mit der Pferdebahn durch die Stadt bis zur Dampferstation und von dort mit dem Schiff nach Dortrecht. Kamen kurz vor Schluß des Gottesdienstes in der großen Kirche an, wo verschiedene Sitzungen der Synode abgehalten worden waren. Die Orgel ist ein sehr schönes Werk; die Bänke, auf denen törichte Theologen sich gestritten und angefeindet und über ihr eigenes Land, wie auch über andere Länder viel Leid gebracht haben, gehören mit ihrem Schnitzwerk zu den größten Sehenswürdigkeiten dieser Kirche. Bitter ward mir's bei dem Gedanken an all das Unheil, das jene Männer mit ihren theologischen Hirngespinsten, die Christi Lehre ersetzen sollten, über die Welt gebracht haben.

Nach kurzem Aufenthalt kehrte ich nach dem Haag zurück und begab mich von dort nach Scheveningen, um mit dem Grafen Münster einige Kongreßangelegenheiten durchzusprechen. Ich fand ein Telegramm vom Grafen Bülow vor, in dem er mir für meinen Glückwunsch zu seiner Erhebung in den Grafenstand dankte. Auch von Baron von Mumm, dem deutschen Gesandten in Luxemburg, der für einige Zeit nach Washington geht, war ein Telegramm eingetroffen.

26. Juni.

Den ganzen Morgen an meiner Grotius-Rede gearbeitet. Im „Haus im Busch" gefrühstückt und dann in Gesellschaft etlicher Kongreßmitglieder in die Stadt gegangen. Nachmittags zum Tee bei Madame Boreel, wo ich eine ganze Reihe liebenswürdiger Leute beisammen fand. Aber der größte Anziehungspunkt war für mich das Haus, das schon de Witt bewohnt hatte, und von dem aus er in das Gefängnis gehen mußte, um schließlich in Mörderhände zu fallen. Auch Motley hat in diesem Hause gelebt; man zeigte mir das Zimmer, in dem er den größten Teil seines Geschichtswerks geschrieben hat, und wo die Königin Sophie sich mit ihm über holländische Geschichte und berühmte Holländer zu unterhalten pflegte.

Das Haus ist sehr geräumig, sehr schön und wundervoll eingerichtet. Die Ornamente und Malereien stammen zum größten Teil noch aus der Zeit de Witts.

27. Juni.

Die Morgenstunden füllten die verschiedenartigsten Arbeiten aus. Gegen Mittag folgte ich mit den übrigen amerikanischen Delegierten Präsident Lows Einladung nach Haarlem, wo wir uns die herrlichen

Gemälde von Franz Hals ansahen, die einen stärkeren Eindruck auf mich machten, denn je. Darauf hörten wir die große Orgel, die seit meinem letzten Aufenthalt, vor fünfunddreißig Jahren umgebaut worden ist; aber sie ist trotzdem der alte hölzerne Kasten geblieben; auch war das Spiel recht jämmerlich — das heißt, der Organist spielte gänzlich ohne Ausdruck und schien auch gar nicht das Bestreben zu haben, mehr zu leisten, als jeder beliebige Dorforganist.

Abends speiste ich beim Grafen Zanini, dem italienischen Gesandten, und unterhielt mich mit Baron d'Estournelles über französische politische Angelegenheiten. Er repräsentiert den edelsten Typus eines französischen Diplomaten und ist in jeder Beziehung interessant.

Darauf zur Reunion bei van Karnebeek, wo ich verschiedene Leute antraf, deren Gesellschaft mich nur mäßig befriedigte.

29. Juni.

In der Frühe machte ich mich auf den Weg nach Rotterdam, um Kopfschmerzen loszuwerden, und versenkte mich während meiner Wanderungen durch die Straßen und über die Plätze der alten, historisch interessanten Stadt in die Erinnerungen vergangener Zeiten. Auch sah ich mir die Statue des Erasmus von Rotterdam an und rief mir jene Tage in das Gedächtnis zurück, die er hier verlebt hatte. Kein Mensch mußte wie er unter Ungerechtigkeiten leiden; hätte ich noch ein langes Leben vor mir, so würde ich meine reichhaltigen Notizen dazu benutzen, um der Welt den Beweis zu liefern, wie große Dienste Erasmus ihr geleistet hat. Von anderen Verdiensten ganz zu schweigen: die moderne „höhere Kritik" basiert auf ihm.

30. Juni.

Mit der Revision meiner Festrede und anderen wichtigen Schriftstücken beschäftigt.

Um 12 Uhr Frühstück im „Haus im Busch", darauf ein Spaziergang im Park in Gesellschaft des rumänischen Delegierten Beldiman; er schilderte mir, wie sehr man sich in der Schweiz über die Entscheidung aufrege, die im Kongreß in betreff des Roten Kreuzes getroffen war. Denn die Abordnung der Niederlande hat ohne Rücksicht darauf, daß die Schweiz die Rote Kreuz-Bewegung ins Leben rief, sie eifrig pflegte und Frankreich, Italien und viele andere Staaten bestimmte, praktisch in ihrem Sinne zu wirken, diese Frage für sich in Anspruch genommen, aus ihrer Mitte den Präsidenten eines Sonderausschusses gewählt und damit meinen Kollegen in Berlin, den Oberst

Roth, der für diesen Posten ausersehen war, übergangen. Die Rote Kreuz-Bewegung wurde der Schweiz, wo sie hingehört, genommen und unter den besonderen Schutz der Niederlande gestellt. In der Schweiz hat das naturgemäß große Verstimmung hervorgerufen, vor allem ist man jedoch darüber entrüstet, daß ein Gesuch, das Beldiman eingereicht hatte, um gegen diese Ungerechtigkeit zu protestieren, durch irgend einen Zufall verlegt wurde und infolgedessen alles beim alten geblieben ist. Ich versprach ihm mein möglichstes für die Sache zu tun, soweit die amerikanische Abordnung Einfluß hätte, und freute mich, daß meine Bemühungen später von Erfolg gekrönt waren.

Abends Diner bei unserem Gesandten Herrn Newel, wo ich zwischen dem österreichischen Gesandten und Delegierten Okolicsanyi und dem Grafen Welsersheimb, dem Präsidenten dieser Abordnung, saß. Die Unterhaltung bei Tisch war sehr lebhaft, da auch der Herzog von Tetuan und etliche andere Herren sich an ihr beteiligten. Der Herzog, ein sehr liebenswürdiger Mann, teilte meine Liebhaberei für Kirchenarchitektur und Orgelmusik. Er schwärmte für die Kathedrale in Burgos, die er das Kleinod der spanischen Kirchenbauten nennt.

Von hier ging es zu der Schlußreunion beim Minister des Äußern, de Beaufort, der mir ein Bildnis von Grotius zeigte, das von einem Zeitgenossen gemalt worden war, und den Kopien, die mir Burleigh vor zwanzig Jahren in Leyden und Amsterdam angefertigt hat, sprechend ähnlich ist. Ich besprach mit Sir Julian Pauncefote die Schweizer Angelegenheit, und er sagte mir, er hätte sein Votum in dieser Frage deshalb nicht abgegeben, weil er über die Präliminarien nicht unterrichtet gewesen wäre.

2. Juli.

In den ersten Morgenstunden kam Major Allan, der Militär-Attaché an der amerikanischen Botschaft in Berlin, und brachte den für das Denkmal von Grotius bestimmten Kranz. Mit Bewilligung unseres Staatssekretärs John Hay hatte ich einem der ersten Berliner Goldschmiede buchstäblich carte blanche gegeben, und seine Arbeit war sehr befriedigend ausgefallen. Der Kranz ist recht groß und besteht aus einem Lorbeerzweig von silber-oxydierten Blättern und goldenen Beeren und einem Eichenzweig mit silbernen Blättern und goldenen Eicheln. Beide Zweige werden von einem breiten silber-goldenen Bande zusammengehalten, das die Wappen der Niederlande und der Vereinigten Staaten auf emaillierten Schildern und folgende Inschrift trägt:

Dem Andenken an Hugo Grotius
in Ehrfurcht und Dankbarkeit
Von den Vereinigten Staaten Amerikas
Zur Zeit des Internationalen Friedenskongre
im Haag
4. Juli 1899.

Die Ausführung ist ganz wundervoll. Auch der C
mit seinen silbernen Schlössern und seinem silbernen S
sprechender Inschrift ist ganz vorzüglich gelungen. Ein
das allgemein bewundert wird.

Als Präsident der Delegierten Amerikas
auf dem Friedenskongreß im Haag
V.

4. Juli.

Dieses Mal wollten die Delegierten Amerikas ihr Nationalfest durch eine Feier am Grabe von Grotius in Delft verherrlichen und hatten dazu ihre Mitarbeiter am Kongreß eingeladen. Es sprachen der niederländische Minister de Beaufort, der Präsident der niederländischen Abordnung auf dem Kongreß, van Karnebeek, Asser, einer der bedeutendsten niederländischen Juristen, der Bürgermeister von Delft und Baron de Bildt, der Präsident der schwedischen Abordnung und schwedische Gesandte in Rom. Letzterer verlas ein Telegramm vom König von Schweden, das auf Grotius' Beziehungen zu dem diplomatischen Dienst in Schweden Rücksicht nahm. Auch Präsident Low von der Columbia-Universität sprach einige Worte, mir aber war die Aufgabe zugefallen, bei der Niederlegung des Kranzes die Hauptrede zu halten. Da sämtliche Reden im Druck erscheinen werden, will ich hier nicht weiter auf sie eingehen. Eine stattliche Versammlung hatte sich eingefunden, viele Botschafter zahlreicher Staaten, die bedeutendsten Mitglieder des Kongresses, die niederländischen Minister und die Professoren der niederländischen Universitäten, dann aber noch viele geladene Freunde und Bekannte.

Orgelklänge durchbrausten die Kirche. Die Gesänge wurden von einem königlichen Sängerchor ausgeführt. Obwohl der Tag stürmisch und regnerisch war, war alles wohl gelungen.

Nach der Feier in der Kirche setzte unsere Abordnung den versammelten Gästen ein Frühstück vor, das alle Wünsche befriedigen konnte. In dem großen Saal des Stadthauses hatte man für ungefähr hundertundfünfzig Personen decken können, weitere hundert Gäste und die Sänger speisten in dem benachbarten ersten Restaurant.

Am Nachmittag war großer Empfang bei unserem Gesandten Herrn Newel und seiner Gemahlin, und abends fand für die amerikanische Kolonie in Scheveningen ein großes Orchesterkonzert statt.

5. Juli.

Morgens Sitzung des zweiten Kongreßkomitees; brachte die Beldimansche Auffassung der Roten Kreuz-Angelegenheit zur Sprache. Als es zur Abstimmung kam, trugen wir den Sieg davon.

Die nächste Angelegenheit, die vorgelegt wurde, war unser Gesuch betreffend den Schutz von Privatgütern in Seekriegen. Ich betonte, ich wünschte diesen Antrag dem gesamten Kongreß zu unterbreiten und erörterte die Gründe, die es verböten, diesen Entwurf einfach als programmwidrig beiseite zu schieben. Obwohl ich die Rede in französischer Sprache hielt, fiel sie besser aus, als ich erwartet hatte.

Am Nachmittag kam dasselbe Thema vor dem gesamten Kongresse zur Sprache. Nach einigen einleitenden Worten in französischer Sprache bat ich um die Erlaubnis, englisch sprechen zu dürfen. Von den Versammelten hatten wohl drei Viertel meine Rede verstanden, trotzdem wiederholte auf meine Bitte van Karnebeek ihren Hauptinhalt in französischer Sprache.

Mit dieser Rede beabsichtigte ich dem wohlgemeinten in freundlichem Tone vorgetragenen Rate de Martens meinen Antrag für einen zukünftigen Kongreß vorzubereiten, Folge zu leisten. Ich wies auf die großen verdienstlichen Seiten meines Antrages hin, wie jede Nation ein Interesse daran hätte, ihn zu fördern; freilich tat ich das alles nur in großen Zügen, nicht so eingehend, wie ich's getan hätte, wenn die Frage zur Debatte gestanden hätte.

Die Rede wurde gut aufgenommen und wird, wie ich hoffe, dazu beitragen, daß die Sache nicht wieder einschläft.

Am Nachmittag fuhr ich nach Ryswyck zu Cornets de Groot, dem einzigen lebenden Repräsentanten der Familie Grotius. Reizvoll war Haus wie Umgebung; mich zogen jedoch vor allen die Grotius-Reliquien an, deren es hier eine ganze Menge gab. Ein ganzer Haufen Manuskripte in Grotius' eigener Handschrift, ein Katechismus für seine Kinder, im Gefängnis zu Loewenstein geschrieben, etliche amtliche Schriftstücke, gezeichnet und gesiegelt, die mit den Gerichtsverhandlungen jener Zeit zusammenhingen, dann die Korrespondenz mit Oxenstierna, dem berühmten schwedischen Kanzler. Einige Briefe waren in lateinischer, die übrigen in allen möglichen anderen Sprachen abgefaßt. Auch einige Gedichte waren darunter. Abgesehen von diesen Reminiszenzen zeigte de Groot mir noch eine Menge Porträts, Stiche und Dokumente, die sich auf Olden-Barneveld und andere Zeitgenossen von Grotius bezogen.

Die Familie de Groot nahm uns sehr liebenswürdig auf, stellte uns ihr Töchterchen, den jüngsten Sproß ihres berühmten Ahnherrn,

vor und zeigte uns bereitwilligst einige Haushaltungsgegenstände, Tassen, Gläser und dergleichen, die Grotius gehört hatten. M. de Groot erzählte mir einiges von diesem großen Manne, das mir ganz neu war, unter anderem, daß der Pöbel in Rotterdam mit Steinen nach Grotius' Sarge gezielt hätte, als man seine Leiche gleich nach seinem Tode von Rostock nach Delft überführte. Er erzählte ferner, daß bei der Enthüllung des Denkmals, das in Delft gegenüber der Kirche steht, die orthodoxen Calvinisten es den Kindern ihrer Pfarrschulen nicht gestattet hätten, an den Chorgesängen der übrigen Schulkinder teilzunehmen. Der Haß, mit dem die orthodox-calvinistische Partei ihren großen Landsmann verfolgt, war auch jetzt noch nicht erloschen und kam erst vor kurzem wiederum zum Durchbruch. Ein Anhänger dieser Partei machte die Bemerkung, „die Statue sähe Grotius besonders darum ähnlich, weil er der Kirche den Rücken zuwende". Diese Stellung erklärt sich einfach dadurch, daß im Stadthause, dem Grotius den Blick zuwendet, ein Gerichtshof residiert.

Am Abend besuchte ich ein Diner, zu dem Herr Piersoon, der niederländische Finanz- und Premierminister die amerikanischen Delegierten und seine Kollegen aus den Ministerien eingeladen hatte. Die Gesellschaft nahm einen sehr befriedigenden Verlauf. Piersoon trank auf das Wohl des Präsidenten der Vereinigten Staaten; ich antwortete mit einem Toast auf die Königin der Niederlande. Piersoon dankte uns dann für den Tribut, den wir Grotius' Andenken gezollt hatten; man hörte es seinen Worten an, wie ihn sein Gegenstand ergriff. Zweifellos haben wir mit unserer Feier eine mitklingende Saite in den Herzen aller liberalen aufgeklärten Niederländer, Männer und Frauen, berührt. Überall her strömen uns Dankesschreiben und Anerkennungen zu.

Eine Bemerkung des Ministers über die Schiedsgerichtsfrage machte uns viel Freude. Er sagte, das Projekt habe in der Gestalt, wie es aus dem großen Komitee hervorgegangen sei, einem Baby geglichen. Es war hilflos, hatte wenig zu bedeuten, konnte nichts ausrichten und bedurfte der aufmerksamsten Pflege. Aber einen großen Vorzug hatte es: es wuchs und wurde groß.

Diese Auffassung der Situation ist meiner Ansicht nach sehr richtig. Die Sympathien für dieses Projekt wachsen und wachen. Der Skeptizismus verflüchtigt sich mehr und mehr, und an seine Stelle ist der Ehrgeiz getreten, teilzunehmen an den Bestrebungen, der Welt zum Frieden zu verhelfen. Noch niemals habe ich ernstere Gespräche führen hören, als in den beiden letzten Wochen, vor allen Dingen, wenn es die Schiedsgerichtsfrage betraf.

Ohne anmaßend zu sein, glaube ich behaupten zu dürfen, daß

unsere Grotiusfeier viel dazu beigetragen hat, diesen Er
Wenn ich mich nicht sehr irre, ist es dem Kongreß d
höherem Maße als vorher offenbar geworden, daß
die er vertritt, von historischer Bedeutung sind, und da
über uns und unsere Taten zu Gericht sitzen wird.

Um 6,30 beförderte ein Extrazug sämtliche Kongreßt
Amsterdam. Ein langer Zug Hofequipagen erwartete u
hof, um uns durch die mit Fahnen und Bannern geschmü
in denen sich eine dichte Menschenmenge, Männer, Fraue
angesammelt hatte, in das Schloß zu bringen. Freilich
schauluſtigen Publikum ein glänzendes Schauspiel; denn
der amerikanischen Delegierten prangten alle Teilnehm
stickten Uniformen und hatten sich mit Orden, Sternen un
fachsten Bändern, Bändchen und Abzeichen geschmückt.

Im Schlosse wurden wir von der Königin und der K
empfangen und begaben uns alsbald zu Tisch. Von dem
Fest in der Guildhall in London abgesehen, habe ich nie
santeres als dieses Fest mitgemacht. Der große Banket
aus den ruhmreichen Tagen der holländischen Republik
wohl der größte und prächtigste auf dem europäischen K
Tischgeräte, die Tafeldekoration und das Menu gaben d
Umgebung in keiner Beziehung etwas nach. Ungefähr
undfünfzig Personen, Mitglieder des Kongresses und
des Königreichs, waren hier vertreten. Die Königin un
Mutter nahmen an der Spitze der Tafel Platz. In
Nähe die Botschafter und die Präsidenten der verschiedenen
Da ich einen Platz nahe den Majestäten angewiesen
bot sich mir die beste Gelegenheit alles genau beobacht
Gegen Ende des Banketts erhob sich die junge Königin
Ansprache, die ihr so gewandt und natürlich von den Li
man hätte annehmen können, sie spräche aus dem Stegr
ich einen Augenblick vorher bemerkt, daß sie ein Konzep
Ihre Stimme war so klar und deutlich, daß ein jeder
mußte, und ihre Haltung königlich. Für eine junge D
mehr als siebzehn Lenze zählte, eine bemerkenswerte
Präsident des Friedenskongresses Baron de Staal beantwo
in ganz vorzüglicher Weise. Als wir uns erhoben u
anstoßende Galerie begeben hatten, gab uns die junge
mals eine erstaunliche Probe ihrer Talente. Jedem e

greßmitgliede wußte sie etwas Liebenswürdiges und Freundliches zu sagen und zwar mit der größten Unbefangenheit und Natürlichkeit. Als die Reihe an mich kam, dankte sie mir für den Tribut, den Amerika Grotius' Andenken gezollt hatte, und die Königin Mutter schloß sich diesen Dankesworten an. Ich muß wohl annehmen, daß ihre Worte aufrichtig gemeint waren, da sie drei Monate später auf dem Feste, das ihnen zu Ehren in Potsdam stattfand, noch einmal darauf zurückkamen und sich meiner so freundlich erinnerten, daß man daraus ersehen konnte, wie wohl die Aufmerksamkeit ihren patriotischen Gefühlen getan hatte. Auch aus anderen hochangesehenen niederländischen Kreisen strömten uns Dankesbeweise zu. Einer dieser Herren äußerte sich folgendermaßen: „Die Amerikaner haben uns eine Lehre gegeben. Statt zum Ergötzen des Janhagels irgend einer Stadt ein Feuerwerk in die Luft zu verpuffen oder für einen begrenzten Kreis von Beamten einen Ball oder ein Konzert zu veranstalten, haben sie mit der Huldigung, die sie Grotius darbrachten, der gesamten Bevölkerung der Niederlande ein wundervolles Kompliment gemacht, der früheren, der jetzigen und der zukünftigen Generation."

7. Juli.

Begab mich heute früh in den großen Sitzungssaal im „Haus im Busch"; das comité de redaction unterbreitete dem dritten Kongreßkomitee den vollständigen Schiedsgerichtsentwurf. Ich war über diesen Entwurf, so seltsam es klingt, sehr angenehm überrascht, ja wirklich überrascht, obwohl ich ihn Schritt für Schritt überwacht hatte. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß er besser ist, als irgend ein zu Beginn des Kongresses ausgearbeiteter Entwurf, besser auch ist als unser eigener. Die Welt wird sicher großen Nutzen davon haben.

Die nächste Sitzung wurde bis auf Montag den 17. Juli vertagt, um den Regierungen Zeit zu lassen, ihre Delegierten mit Instruktionen über die Unterzeichnung von Protokollen, Verträgen usw. usw. zu versehen.

8. Juli.

Abends dinierte ich bei Herrn de Mier, dem mexikanischen Pariser Gesandten und hiesigem Kongreßmitgliede. Ich hatte dort eine sehr interessante Unterredung mit Raffalovitch, dem ich den Weg darlegte, auf dem eine Abrüstung einzig möglich schien. Ich sagte ihm gerade heraus, er wie jeder andere wisse doch, daß in ganz Europa eine große Furcht vor dem enormen Anwachsen des russischen Reiches herrsche, und müsse doch zugeben, diese Furcht wäre begründet. Er

sagte ja. Darauf setzte ich ihm auseinander, daß sich dem russischen Kaiser jetzt die beste Gelegenheit böte, mehr Gutes zu tun und sich einen größeren Namen zu machen, als irgend einer seiner Vorfahren, Kaiser Alexander II. mit seiner Befreiung der Leibeigenen nicht ausgenommen. Ich sagte ihm, daß ich vielfach darüber nachgedacht hätte, ob ich nach Schluß des Kongresses nicht an Pobedonoszew schreiben und ihm darlegen sollte, wie leicht es für Rußland wäre, mit der Abrüstung den Anfang zu machen. Würde Rußland, sagen wir, 200000 Soldaten entlassen oder sie bei öffentlichen Arbeiten verwenden, so bliebe ihm immer noch Militär genug, ja mehr als genug. Ich würde Pobedonoszew schreiben, er müßte es nur zu gut wissen, daß es keiner Macht im Traume einfallen würde, Rußland anzugreifen, und daß eine Entlassung der Soldaten friedliche Zwecke nur fördern würde. In weniger als vierzig Jahren dürfte Rußland dann infolge dieser haushälterischen Wirtschaft eine der mächtigsten und reichsten Staaten im Osten Europas geworden und imstande sein, jede Politik, die es wünsche, zu verfolgen. Ich hätte noch hinzufügen können, daß eine Verminderung der Heeresmacht auch noch den Vorteil hätte, der Kriegspartei in Petersburg die Lust zu benehmen, sich überflüssigerweise in kriegerische Abenteuer zu verwickeln. (Tatsächlich wäre Rußland nie in die verhängnisvolle Lage geraten, in der es sich, während ich diese Zeilen revidiere [1905], augenblicklich befindet; statt Alexiew zu gestatten, den Krieg zu führen, hätte die Regierung Herrn von Witte erlauben müssen, Frieden zu stiften — einen Frieden auf der Basis der gerechten Forderung Japans an einen Winterhafen an den Küsten des Stillen Ozeans und entsprechender Gewährleistung für Rußlands eigene Sicherung.)

Raffalovitch schien durchaus meiner Ansicht zu sein, nur meinte er, die Entlassung von 50 oder 60000 Soldaten würde auch ausreichen, um zu zeigen, daß Rußland es mit seinen Worten ernst nähme.

Raffalovitch ist einer der jüngeren Russen, besitzt aber ganz ausgesprochene Talente, von denen er nicht nur als Sekretär auf dem Kongreß Zeugnis ablegte. Seine Werke, die sich mit finanziellen und anderen öffentlichen Fragen befassen, sind in Paris erschienen und haben ihm die Ehre eingetragen, zum korrespondierenden Mitglied des Institut de France ernannt zu werden.

Soll überhaupt abgerüstet werden, so ist der Zar jedenfalls der erste, der damit den Anfang zu machen hat; leider aber mangelt es ihm, wie ich hier offen bekennen muß, dazu gänzlich an der erforderlichen Energie; außerdem ist er noch schlecht beraten. Das himmelschreiende Unrecht, das Finnland zugefügt wurde, ist nur eine Folge

seiner Energielosigkeit und seiner Unkenntnis der politischen Zustände in seinem Reiche. Wollte er aber auch tatsächlich den Versuch machen, seine Armee um so und so viel Soldaten zu schwächen, er würde ganz fraglos durch die Einflüsterungen seiner kriegsfreundlichen Umgebung entweder davon überzeugt werden, daß sich diesem Projekte unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, oder diese Schwierigkeiten würden tatsächlich geschaffen werden. Denn unbestritten steht jedem Abrüstungsversuch in Rußland die Gefahr gegenüber, daß die Kriegspartei, um ihn zu verhindern, das Reich in einen Krieg verwickeln wird. Die Umgebung des Kaisers besteht zum größten Teil aus unbedeutenden Köpfen. Im Schatten der Autokratie können tatkräftige, resolute Männer selten gedeihen. Die Meinung, die ich mir in Rußland über russische Staatsmänner gebildet habe, wird mir hier durch alte erfahrene Diplomaten, deren Urteil sich bewährt hat, bestätigt. Einer dieser Herren sagte mir erst neulich: „Alles, was man von dem Scharfblick und den umfassenden Maßnahmen russischer Staatsmänner redet, ist nichts als leeres Geschwätz. Sie sind alle miteinander energielos, von kleinlichen, insbesondere von persönlichen Interessen in Anspruch genommen und den meisten Diplomaten, die in anderen europäischen Staaten ähnliche Stellungen bekleiden, bedeutend unterlegen. Fürst Gortschakoff, der Kanzler dieses Reichs, von dem so viel Wesens gemacht wurde, war ein energieloser, eingebildeter Mann, mit dem Bismarck machen konnte, was er wollte."

Aus eigener Erfahrung füge ich hinzu, daß alle die Männer, die ich dort kennen gelernt habe, in keiner Beziehung an jene hervorragenden Diplomaten heranreichen, mit denen ich hier in Berührung komme. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß der Posten eines Minister des Innern eines so großen Reiches von einer so unbedeutenden Persönlichkeit ausgefüllt werden könnte, wie das zu meiner Zeit in Petersburg der Fall war; dasselbe gilt auch von anderen, die damals dort hohe Stellungen inne hatten. Es gibt in Rußland freilich einige sehr bedeutende Männer, und leider ist Pobedonoszew einer. Glücklicherweise aber ist Herr von Witte der zweite.

10. Juli.

Was ich von der öffentlichen Meinung befürchtet habe, ist eingetroffen. Der Londoner „Spectator", den ich eben bekommen habe, bringt einen entmutigenden Artikel, der sich „Der Friedenskongreß, ein Mißerfolg" betitelt. Und dem schließt sich ein zweiter umfangreicherer an, der die gleiche Tendenz verfolgt.

Es kann kein ungerechteres Urteil geben; da aber der „Spectator"

eine gemäßigte Politik treibt, wird der Artikel die öffentliche Meinung stark beeinflussen. Die Aussicht, das Werk, das wir hier begonnen haben, in kommenden Zeiten zu Ende zu führen, wird damit in weite Ferne gerückt. Zum Glück gibt uns der Korrespondent der „Times" ein besseres Zeugnis. In seinen ausgezeichneten Berichten bespricht er die großen Verdienste des Kongresses. Auch der „New York Herald" hat den richtigen Standpunkt gewählt und hält mit Ernst an ihm fest.

17. Juli.

Heute früh um 10 Uhr ging ich in das „Haus im Busch", um in der Komiteesitzung Herrn van Karnebeeks Referat über „Abrüstungen" usw. usw. zu hören. Man griff ihn scharf an und trieb ihn sehr in die Enge. Die ganze Angelegenheit ist noch nicht genügend reif, um jetzt schon verhandelt zu werden, und viel zu kompliziert.

Am Nachmittag kamen in der Komiteesitzung interessante Dinge hinsichtlich der Schiedsgerichtsfrage zur Sprache; man wird sie dem Ausschuß überweisen. Uns Amerikaner interessiert besonders die Verfügung, daß für den Fall, daß man neue Tatsachen entdeckte, ein Revisionsappell gegen das Schiedsgerichtsurteil vorgesehen ist.

Herr de Martens, der russische Delegierte, trat sehr energisch dagegen auf und wurde dabei stark unterstützt. Dr. Holls hielt eine schlagende Gegenrede und vertrat die amerikanische Auffassung, wie sie in unseren Instruktionen vorgezeichnet ist. Die Herren Asser und van Karnebeek unterstützten ihn, und zum Schluß neigte sich die Wagschale zu unseren Gunsten. Assers Kompromiß wurde angenommen, damit hatten wir die Majorität.

Die siamesischen Delegierten stellten den Antrag, den Termin bis zur Einberufung des Schiedsgerichts auf sechs Monate, statt, wie wir es bestimmt hatten, auf drei, festzusetzen; schließlich kam man überein, den Termin den streitenden Parteien zu überlassen.

18. Juli.

Die amerikanische Abordnung trat um 10 Uhr zusammen. Eine Kabeldepesche vom Staatsministerium, die uns ermächtigte, die Protokolle zu unterzeichnen, wurde verlesen.

19. Juli.

Schwere Kämpfe im Schiedsgerichtskomitee. Große Aufregung rief die Rede hervor, in der mein rumänischer Kollege aus Berlin, Herr Beldiman und einige serbische, griechische und andere Delegierte gegen die commission d'enquête ins Feld zogen. Herr de Martens, Des-

camps und andere verteidigten sie sehr energisch. Es hatte den Anschein, als würden die Balkanstaaten sich vom Kongreß zurückziehen, wenn wir darauf beständen, das Commission d'enquête-Projekt beizubehalten. Sie befürchten, wie es scheint, diese „Prüfungskommissionen" könnten von irgend einem ihrer mächtigen Nachbarn, von Rußland zum Beispiel, ausgenutzt werden, in ihrem Lande Spionage zu treiben und Intrigen anzuzetteln. Die Frage wurde bis auf weiteres verschoben.

Gegen Abend nach Scheveningen zum Diner beim Grafen Münster, wo ich mit Sir Julian Pauncefote über Kongreßangelegenheiten verhandelte und zu der Einsicht gelangte, daß wir, sollte es zu einer Krisis kommen, in der Hauptsache denselben Kurs einhalten würden.

20. Juli.

Seit einigen Tagen bin ich damit beschäftigt, eine Rede aufzusetzen, die ich bei Gelegenheit der Unterzeichnung der Protokolle usw. zu halten beabsichtige; kommt es nicht dazu, so wird sie in irgend einem Blatt abgedruckt werden, um nach Schluß des Kongresses die öffentliche Meinung über unsere Tätigkeit aufzuklären.

Nachmittags Komiteesitzung im „Haus im Busch" — Schiedsgerichtsangelegenheiten. Die Bulgaren und Serben hielten sehr erregte Reden und scheinen voller Besorgnis, eine commission d'enquête bedeute für sie eine Einmischung der größeren Mächte in ihre politischen Angelegenheiten. Graf Nigra, Dr. Holls, Dr. Zorn und Leon Bourgeois versuchten ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Zorns Rede in deutscher Sprache machte einen ebenso nachhaltigen Eindruck, wie die englische Rede unseres Sekretärs Dr. Holls. Auch Nigra sprach ganz vorzüglich und Bourgeois hielt als Vorsitzender in französischer Sprache eine Meisterrede. Er richtete seine Worte vorzüglich an die Delegierten der Balkanstaaten und suchte sie davon zu überzeugen, daß bei dem System, das man neuerdings für die Schiedsgerichte in Vorschlag brächte, die kleineren Staaten die ersten wären, die daraus Vorteil ziehen würden; ferner appellierte er an ihre Pflichten gegen die Menschheit. Die Rede fand allgemein berechtigten Beifall.

Die Delegierten der Balkanstaaten scheinen sich allmählich zu beruhigen.

21. Juli.

Morgens in das „Haus im Busch", wo der Kongreß sämtliche Mitglieder zu einer Sitzung zusammenberufen hatte. Man stritt sich heiß über Sprengstoffe, Expansionsgeschosse usw. usw. Kapitän Crozier,

der fraglos von diesen Dingen mehr versteht, als irgend dem Kongreß, stellte den Antrag, Bestimmungen zu treffe Geschosse zu verbieten, die eine grausamere Wirkung a absolut erforderlich wäre die Soldaten hors de comba nichtsdestoweniger hat das Komitee Beschlüsse gefaßt, die, behauptet, Grausamkeiten die Tore öffnen, die alles, wa gewesen, übersteigen werden. Es folgte eine Reihe bedeut Ich schlug in kurzer Ansprache vor, die Angelegenheit zurückzustellen, mit der Aufgabe, auszugleichen und be Auffassungen in einem Artikel zu verschmelzen, das heißt di die der Artikel jetzt vertritt, mit Croziers Auffassung in bringen, um Grausamkeiten möglichst auf das geringste schränken. Mein Antrag ward abgelehnt.

Sir Julian Pauncefote suchte mich auf, um über d der „Schlußakte" zu beraten. Man scheint sich im allge klar darüber zu sein, wie die Verträge, Gesuche usw. usw unterzeichnet werden sollen. Alles schwebt noch in der

Morgens traten die amerikanischen Delegierten zus Kapitän Mahan platzte wie mit einer Bombe mit dem A unsere Verhandlungen hinein. In diesem Artikel heißt es, gefahren zwischen zwei Staaten ist es die Pflicht (devoir) Mächte, sie auf das Schiedsgericht hinzuweisen. Kapitän der Meinung, das bedeute Verletzung der amerikanischen T der wir selbst uns nicht in die Angelegenheiten fremder St dürfen; er beabsichtigt, die Genehmigung dieser Bestimmu Senat der Vereinigten Staaten zu hintertreiben. Es kam Debatten zwischen Kapitän Mahan, der darauf bestand, da voir" zu streichen und Dr. Holls, der den Artikel als vo dem er als Mitglied angehört, beantragt, verteidigte. E hauptete, die Sonderinteressen Amerikas könnten auch dur vat geschützt werden. Schließlich kam man überein, auf die der Worte „autant que les circonstances permettent" Dieser Vorschlag wurde indessen später verworfen.

Traf auf dem Souper bei unserem Gesandten Herrn Henry Howard; er erzählte mir, das holländische Ministeri als Ministerpräsident und de Beaufort als Minister des fände sich in einer sehr mißlichen Lage.

Es hatte Italien bereitwilligst zugestanden, an dem Kongreß teilzunehmen, dem Vatikan dieses Gesuch jedoch abgeschlagen; ferner war es mit den Sozialisten und deren Genossen in Streit geraten, weil es politische Maßnahmen gegen armenische, finnische, jungtürkische und andere Redner ergriffen hatte, die den Kongreß zu einem Turnierplatz umgestalten wollten. Alles dies hatte dem Ministerium den Haß zweier extremen Parteien zugezogen: einerseits der konservativ römisch-katholischen Partei, anderseits jener Partei, die angeblich liberal gesinnt war. Howard meint, die beiden würden nach Schluß des Kongresses gemeinsame Sache machen und das Ministerium stürzen.*)

In gewissem Grade muß man berücksichtigen, daß Sir Henry Howard Katholik ist; obwohl im allgemeinen liberal, sieht er doch viele Streitfragen vom Standpunkte seiner römisch-katholischen Kirche an.

24. Juli.

Seit einigen Tagen ist unsere amerikanische Abordnung in schwieriger Lage. Diese Situation begann mit dem 22. Juli, als Kapitän Mahan uns darauf aufmerksam machte, Artikel 27 des Schiedsgerichtsvertrages könnte als eine Verletzung der Monroe-Doktrin angesehen werden. Wir haben uns bemüht, die Franzosen, die diesen Artikel hüten wie eine Henne ihr einziges Küchlein, zu bewegen, von ihm abzustehen oder uns wenigstens zu gestatten, ihr eine einschränkende oder erläuternde Klausel anzufügen. Wir machten auch die verschiedensten Vorschläge. Der Artikel selbst macht es den unterzeichneten Staaten zur Pflicht, streitende Mächte auf das ihnen zu Gebote stehende Schiedsgericht hinzuweisen. Es kann kaum etwas Einfacheres und Natürlicheres geben. Nichtsdestoweniger befürchten wir, irgend ein übertrieben gewissenhafter Patriot könnte, wenn der Vertrag in den Vereinigten Staaten zur Ratifikation komme, Einspruch dagegen erheben; denn er verletze unser altes im In- und Auslande anerkanntes Prinzip, uns einerseits nicht in die Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen, anderseits nicht zu dulden, daß diese in die unsrigen hineinreden.

Um 12 Uhr gab unsere Delegation ein großes Frühstück im Oude Doelen; unter unseren Gästen befanden sich die Botschafter de Staal, Graf Nigra und Sir Julian Pauncefote, ferner Bourgeois, Karnebeek, Basily, Baron d'Estournelles, Baron de Bildt und noch einige andere Herren. Wir wollten einen Ausweg aus den eben besprochenen Schwie-

*) Seine Befürchtungen haben sich bestätigt: das Ministerium wurde gestürzt, wenn auch nicht so bald, als er es erwartete. Die Katastrophe trat erst zwei Jahre darauf ein. Die orthodoxen Calvinisten und Katholiken verbanden sich und setzten das Ministerium Kuyper ein.

rigkeiten zu gewinnen suchen. Wir bemühten uns
Franzosen eine Modifikation abzuringen, wie das des öfte
anderen Artikeln geschehen war, etwa die Worte „auta
sible“ oder irgend eine dem ähnliche modifizierende Klausel
Bourgeois noch d'Estournelles waren dazu zu überreden
energisch widersetzte sich Bourgeois als Präsident der De
hielt uns einen langen Vortrag über die Bedeutung des A
wie es seiner Meinung nach in diesem Artikel aufzufasse
bewies nur, daß es auf der Welt auch noch andere Kasui
Jesuiten gibt.

Darauf legte ich den Herren den Entwurf einer E
amerikanischen Doktrin vor, ohne die wir von der Unter
Vertrages abstehen müßten. Ich hatte den Entwurf frü
aller Eile mit Beistift gemacht. Aber er fand bei Bourge
nelles und allen übrigen gute Aufnahme.

Als unsere Delegation eine Stunde darauf eine Sepa
hielt, fügte Low meiner Erklärung, daß keine jen
bestimmungen für uns als eine Aufforderung zur Einm
Einsprache in europäische oder internationale Angeleger
sehen wäre, folgende bedeutsame Klausel hinzu: „Ein A
den Traditionen der Vereinigten Staaten in rein amerikan
ist in keinem Falle zulässig.“ Dieser Satz wurde mit u
Abänderungen im Wortlaut einstimmig angenommen.

Ich habe mich die ganze Nacht in meinem Bett hin
worfen und über meine Erläuterung der Monroe-Doktr
dem Kongreß unterbreitet werden soll, nachgegrübelt. D
samt besorgt, der Kongreß werde sich nicht damit einv
klären, sondern darauf bestehen, daß wir die Verträg
Klausel oder überhaupt nicht unterzeichnen.

Auf der Fahrt von Scheveningen nach dem Haag t
Descamps, der an der Universität zu Louvain über internat
liest und sich auf dem Kongreß als einer der bedeutendste
in schwierigen juristischen Streitfragen, speziell in solchen
Schiedsgerichtsfrage zusammenhängen, hervorgetan hat.
nung nach wäre es für uns das richtigste, darauf zu beste
„devoir“ in Artikel 27 modifiziert würde, und darüber eine
zu forcieren. Er meinte, der Antrag würde den Franzos
anstandslos durchgehen. Mir scheint es zweifelhaft. He

weiß sicherlich besser über internationales Recht, als über das Temparament seiner Landsleute Bescheid.

Nachmittag begab ich mich in das „Haus im Busch", wo die Schlußakte verlesen wurden. Diese Schlußakte sind eine Aufstellung alles dessen, was hier getan wurde. Man hat sie in drei verschiedene Abschnitte, denen etliche Erklärungen, voeux, usw. usw. hinzugefügt wurden, gegliedert. Wir haben es für notwendig erachtet, den einflußreichsten Delegierten Besuche abzustatten. In ihrer Sorge, ja die Hauptpunkte des Schiedsgerichtsantrags zu sichern, waren sie allesamt bereit, uns bei unserer Erklärung keine Schwierigkeiten zu machen. Die Klausel wurde dem Sekretär der russischen Delegation, Herrn Rafsalovitch, der neben dem Präsidenten seinen Platz hat, übergeben. Gleich nach Verlesung der Schlußakte setzte er die Versammlung von unserer Klausel in Kenntnis. Herr de Staal stellte an den gesamten Kongreß die Frage, ob etwas dagegen einzuwenden wäre und wartete etwa eine Minute, die mir zu einer Stunde anzuwachsen schien. Niemand rührte sich — Totenstille — dann wurde die Klausel, eine Beschränkung des Artikels 27 zugunsten der Monroe-Doktrin, rechtskräftig zu Protokoll genommen und den übrigen Bestimmungen angereiht.

Selten habe ich in meinem Leben ein solches Gefühl der Erleichterung gehabt. In all den letzten Tagen sah es tatsächlich so aus, als sollte der Schiedsgerichtsvertrag, wenigstens für die Vereinigten Staaten, um dieses kleinen, nichtsnutzigen Artikels 27 willen in die Brüche gehen.

Meine Rede war sorgfältig ausgearbeitet, ich hatte das Konzept bei der Hand, war daher auf alles gefaßt und auf jeden Einwurf vorbereitet. Wie froh war ich, daß das alles unnötig gewesen war. Noch am selben Abend ersuchte mich Lavino, der Korrespondent der Londoner „Times", ihm die Hauptpunkte meiner Erläuterung für einen Artikel, den er seiner Redaktion einsenden wollte, zur Verfügung zu stellen. Mit Freuden ging ich darauf ein, denn Sir Julian Pauncefote war noch heute nachmittag während der Verhandlung arg verstimmt und wünschte sehnlichst, wir sollten unsere Erklärung noch im letzten Augenblicke zurückziehen. Er sagte: „Man wird Sie beschuldigen, daß Sie Ihre Hauptpflicht vernachlässigt haben und nur das Interesse Ihrer Doktrin im Auge hatten." Nichtsdestoweniger blieb ich fest und forcierte die Sache, wie gesagt, mit Erfolg. Ich hegte die ernste Befürchtung, Pauncefote würde vor der Versammlung Einsprache erheben; aber sein Interesse für die Schiedsgerichtsfrage hielt ihn davon zurück. Trotz alledem kam er noch einmal privatim darauf zurück; ich mußte ihm das Versprechen geben, unsere Beweggründe zur öffent-

lichen Kenntnis zu bringen. Jetzt erst war er beruhigt. Ich benutzte das Konzept meiner Rede zu einem Zeitungsartikel, den Lavino in Gestalt eines umfangreichen Telegramms der „Times" einsandte.

26. Juli.

Um zehn Uhr Versammlung der amerikanischen Delegierten. Wiederum störte uns eine Bombe auf. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Frage, ob man dem Papst gestatten solle, sich den unterzeichnenden Mächten anzuschließen. Diese Frage hat jetzt eine akute Form angenommen; Italien ist natürlich durchaus dagegen und auch Großbritannien weigert sich, die Verträge zu unterzeichnen, falls sich den schon vertretenen Mächten noch Nachzügler anschließen. Ohne Frage will England wegen Transvaal Verwicklungen vermeiden.

Herr Low berichtete, in dem großen Komitee wäre die herrschende Ansicht, die unterzeichnenden Mächte hätten gewissermaßen eine Genossenschaft organisiert, in die neue Teilnehmer nur mit Zustimmung sämtlicher Mitglieder aufgenommen werden dürften. Diese Begründung klingt sehr natürlich und ist durchaus haltbar.

Ich hätte gern die Klausel hinzugefügt, daß keiner Macht Zutritt gewährt werden sollte, die sich nicht zu einer Reziprozität der Schiedsverträge bekenne — das heißt, das Schiedsgericht wohl für andere Staaten gutheiße, in eigenen Streitfragen sich ihm jedoch widersetze. Eine derartige Klausel würde natürlich den Vatikan ganz außer Frage stellen, da dieser sich energisch dagegen verwahrt, seine Angelegenheiten, selbst die weltlichsten und trivialsten, einem weltlichen Gerichtshof zu unterstellen.

In unserer amerikanischen Delegation wurde die Frage aufgeworfen, wie wir uns bei der Zeichnung der drei Verträge in den Schlußakten zu verhalten hätten. Diese drei Verträge umfassen: 1. Schiedsgerichte, 2. Ergänzungen der Genfer Bestimmungen, 3. Ergänzungen der Kriegsgesetze und der Kriegsgebräuche. Wir stimmten dafür, den ersten zu unterzeichnen, den zweiten ohne Empfehlung und den dritten mit einer Empfehlung für die Zeichnung nach Washington zu schicken.

Dem zweiten Vertrag fügten wir keine Empfehlung bei, weil Kapitän Mahan meint, er würde in seiner jetzigen Abfassung mehr Schaden als Nutzen stiften. Kapitän Mahan ist mit vollem Rechte gegen die Erlaubnis, daß neutrale Hospitalschiffe die aufgenommenen Verwundeten und Schiffbrüchigen nach einem neutralen Hafen bringen, von dem aus sie ihre Heimat wieder erreichen und von neuem kämpfen können.

Den dritten Vertrag unterbreiten wir mit einer Empfehlung, ihn dort zu zeichnen, dem Staatsministerium in Washington, weil unsere Kriegsgesetze erst den auf dem Kongreß getroffenen Bestimmungen angepaßt werden müßten, das geschieht am besten unter Kontrolle unserer Behörden in Washington.

Es war mein sehnlicher Wunsch, alle drei Verträge zu unterzeichnen, aber ich muß mich mit dem ersten, dem wichtigsten, begnügen.

Den Mächten wurde der 31. Dezember als letzter Termin der Unterzeichnung festgesetzt.

27. Juli.

Frühmorgens zu einer Sitzung der amerikanischen Abordnung, der auch Herr van Karnebeek beiwohnte. Wir beschlossen, den Schiedsgerichtsvertrag zu unterzeichnen und der Zeichnung das Reservat vom 25. Juli, die Aufrechterhaltung der amerikanischen Politik der Monroe-Doktrin betreffend, anzufügen. Vom Staatsministerium traf ein Telegramm ein, das diese Klausel genehmigte.

Die Streitigkeiten mit dem Vatikan dauern noch immer fort. Die Ultramontanen stecken sich hinter einige Delegierte, besonders hinter Österreicher und Belgier, die politisch und bisweilen auch wirtschaftlich von ihnen abhängig sind. Infolgedessen ist auch Descamps, einer der ersten Autoritäten Europas auf dem Gebiete des Völkerrechts, zu ihnen übergetreten. Er bekleidet einen Lehrstuhl an der Universität zu Louvain, ist jedoch ganz von den Jesuiten abhängig. Italien wehrt sich selbstverständlich mit allen Kräften dagegen, Seine Heiligkeit als italienischen Souverän anzuerkennen.

Wir haben uns, wie Low auf der Komiteesitzung ganz richtig bemerkte, auf den Standpunkt einer Genossenschaft gestellt, die neue Teilnehmer nur mit Zustimmung aller bisherigen aufnimmt; das Prinzip ist durchaus recht und billig. Nur sollte ihm noch die Klausel eingeschaltet werden, daß alle Mächte, die in die Genossenschaft aufgenommen werden, sich verpflichten, nicht nur in Streitfragen anderer Staaten das Schiedsgericht in Anspruch zu nehmen, sondern sich auch selbst ihm zu unterwerfen. Dazu würden die Monsignori vom Vatikan selbstverständlich niemals ihre Einwilligung geben. Eher würden sie ganz Europa im Blute ertrinken lassen, als die nichtigste Streitfrage mit dem Königreich Italien einem Laiengericht überantworten. Alle Interessen der Welt sind ihrer Meinung nach gegenüber der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes unwichtig; und doch sollten sie sich sagen, daß er niemals imstande wäre, diese Macht aufrecht zu erhalten. Ehe noch ein Monat vergangen wäre, hätte eine

Revolution den Kirchenstaat verheert und den Kirchenfürsten gestürzt möchte Österreich und Frankreich ihn noch so tatkräftig mit Militär unterstützen. Dann finge das alte Elend in Italien von neuem an dieselben Vergewaltigungen, dieselbe Unterdrückung, dieselben Greuel taten, von denen man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hört und die ich im Jahre 1856 unter der Herrschaft des Papstes im Kirchenstaat selbst miterlebt habe.

Nachmittags in das „Haus im Busch", um Dokumente, die sich auf die Zeichnung der Schlußakte beziehen, durchzusehen.

28. Juli.

Nachmittags Plenar-Sitzung des Kongresses. Schlußberichte, Referate über Formalitäten bei der Signatur der Verträge usw.

Heute bringt die „Times" den Artikel, den ich gestern ihrem Korrespondenten eingehändigt habe. Er legt die Gründe für unsere Klausel dar; sie werden allgemein gebilligt. Sir Julian Pauncefote hat Dr. Holls gegenüber geäußert, er wäre vollkommen einverstanden.

Das Komitee, das die Schlußakte usw. festsetzt, hat endlich auf allseitiges Drängen bestimmt, daß die Zulassung der nicht vertretenen Mächte der Entscheidung der vertretenen unterstehe und auf dem üblichen Wege der diplomatischen Korrespondenz zu erledigen wäre. Einigen südamerikanischen Republiken wird diese Bestimmung vielleicht Unbequemlichkeiten bereiten, den Monsignori im Vatikan kommt sie sicherlich sehr erwünscht.

29. Juli.

Der letzte Tag des Kongresses und zugleich sein Höhepunkt.

Morgens begaben sich sämtliche Kongreßmitglieder in das „Haus im Busch" und versammelten sich im Hauptsaal; darauf hatte eine Abordnung nach der anderen die Protokolle, Verträge und Erklärungen zu unterzeichnen. Die Schriftstücke waren auf einem langen Tisch im Speisesaal ausgelegt, dessen Wände herrliche mythologische Gemälde, imitierte Basreliefs, schmücken.

Alle diese Dokumente waren zur Zeichnung vorbereitet; man hatte unsere Siegel in Wachs auf die Seiten gedrückt, auf denen unsere Zeichnung erfolgen sollte.

Als man mich auf dem Auswärtigen Amt einige Tage vorher um mein Siegel bat, hatte ich jenen Siegelring hingeschickt, den Goldwin Smith mir bei der Eröffnung der Cornell-Universität überreichte. Er hatte diesen Ring in Italien erstanden; auf dem Stein, einem Karneol, ist eine Viktoria eingeschnitzt. Dieses Siegel benutzte ich seit jener Zeit

für alle Dokumente der Cornell-Universität und auch für jene, die ich als Mitglied des Electoral-College des Staates New York unter der zweiten Präsidentschaft des Generals Grant zu unterzeichnen hatte. Auf Wunsch des Präsidenten jener Körperschaft, des Gouverneurs Woodford, wurde der Ring zum Siegeln von Zertifikaten benutzt, die in Übereinstimmung mit dem Gesetze an gewisse hohe Beamte unserer Regierung versandt wurden.

Ich unterzeichnete den Schiedsgerichtsvertrag und fügte meiner Unterschrift die Erklärung über die Monroe-Doktrin vom 25. Juli an. Darauf unterzeichneten auch die übrigen Delegierten Amerikas in der Reihenfolge, in der sie ernannt worden waren. Die anderen beiden Verträge unterzeichneten wir nicht. Es wurde mir nicht leicht, das zu unterlassen, aber die Majorität unserer Abordnung hatte diese Entscheidung getroffen, und es wäre auch schwer gewesen, einen anderen Kurs einzuschlagen. Ich will nur hoffen, daß die Regierung in Washington die Sache in Ordnung bringt und beide Verträge unterzeichnet. Von den „Erklärungen" unterschrieben wir die erste.

Um 3 Uhr nachmittags fand der offizielle Schluß des Kongresses statt. Herr de Staal sprach vortrefflich, ebenso Herr van Karnebeek und de Beaufort, der Minister des Äußern der Niederlande. Graf Münster, der Präsident der deutschen Abordnung, antwortete in französischer Sprache, sichtlich aus dem Stegreif. Die Rede muß ihm recht fatal gewesen sein; denn erstens war er genötigt, gegenüber dem Kongreß, den er nur wenige Wochen vorher geschmäht und herabgesetzt hatte, Worte zu wählen, die seine größte Hochachtung ausdrückten, zweitens mußte er die Schiedsgerichtsfrage, die er für Humbug erklärte, gutheißen, und drittens mußte er de Staal, dem er seine Abneigung keinen Augenblick verhehlt hatte, huldigen! Wenn man alle diese Nebenumstände berücksichtigt, so entledigte er sich seiner Aufgabe recht geschickt; freilich verbarg er nicht ganz die Gefühle, die ihn gegenüber de Staal beherrschten. Denn begeisterter als den Russen, pries er Herrn van Karnebeek als die erste Kraft der niederländischen Regierung auf dem Kongresse.

Als ich in das Hotel zurückgekehrt war, machte ich mich daran, für das Staatsministerium einen Bericht über unsere gesamte Tätigkeit auf dem Kongreß aufzusetzen.

Es war mir peinlich, daß ich bei diesem Bericht auf die kleinlichen Bedenken meines Kollegen Mahan Rücksicht zu nehmen hatte. Als edler Charakter und hochbegabter Mensch ist er mir sehr sympathisch und flößt mir die größte Achtung ein. Aber als alter Seeoffizier, der sich von den Anschauungen früherer Generationen nicht mehr los-

machen kann, hat er den Hauptbestrebungen des Kongresses nur wenig Sympathien entgegengebracht. Er hat auch offen über einige Maßnahmen, die in unseren Instruktionen ausdrücklich betont waren, seine Mißbilligung ausgesprochen. In seinen Büchern ist er gegen den Schutz von Privatgütern in Seekriegen, und diese Anschauung hat mir bei dem Gesuch, das ich dem Kongreß einreichte, bei der Rede, die ich auf der Komiteesitzung hielt, wie auch jetzt bei dem Berichte, den ich für das Staatsministerium niederschrieb, viel Schmerzen bereitet. Einmütiges Vorgehen war auf dem Kongreß durchaus erforderlich, aber soweit Mahan in Betracht kam, war das nicht möglich, ohne unsere Ansicht abzuschwächen. Oft sah ich mich genötigt, Dinge fortzulassen, die meiner Beurteilung nach durchaus hineingehörten. So mußte neulich Mahans Auffassung in der Schiedsgerichtsfrage wie in anderen Anträgen, die wir schließlich doch durchgesetzt haben, Berücksichtigung finden. Allerdings hatten seine Ansichten bisweilen einen sehr großen nüancierenden Wert; denn sie bewahrten uns davor, Sentimentalitäten Raum zu geben. Wenn er redet, verblassen alle Phantastereien, und die Welt, wie sie wirklich ist, ernst und unerbittlich grausam, tritt vor unsere Augen.

Ich saß bis spät abends über meiner Arbeit, dann fuhr ich tief verstimmt nach Scheveningen.

30. Juli.

Frühmorgens kehrte ich nach dem Haag zurück und machte mich sofort wieder an meinen Bericht, und brachte mit ihm den ganzen Tag zu. Zum erstenmal in meinem Leben war der Sonntag für mich ein Arbeitstag. Mache ich mir darüber auch keine Gewissensbisse, so bin ich doch in der Idee groß geworden, daß man Sonntags nicht arbeiten soll. Dieses Prinzip hat man mir von Jugend an so fest eingeprägt, daß es mir stets im Gedächtnis geblieben ist, und daß ich den größten Versuchungen nicht unterlegen bin. Heute gab es jedoch keine Wahl; ich sah mich genötigt, bis um 1/2 5 Uhr nachmittags an meinem Arbeitstisch zu sitzen, um den Entwurf fertigstellen zu können.

Um 5 Uhr versammelten sich die amerikanischen Delegierten; zu meiner großen Überraschung schienen sie mit meinem Schriftstück sehr zufrieden zu sein. Herr Low wies auf einige Punkte hin, die seiner Ansicht nach modifiziert werden müßten, und ich stimmte ihm vollauf bei, da er genau die Stellen traf, an denen ich selbst schon Anstoß genommen hatte.

Da mein Entwurf soweit Billigung gefunden hatte, übergab ich

ihn Low, der es übernahm, bis zum folgenden Morgen die erforderlichen Ergänzungen und Streichungen vorzunehmen.

Der heutige Tag hat das alte Sprichwort: „Es ist immer am dunkelsten, ehe der Tag anbricht", wieder einmal glänzend bewährt; denn die freundliche Aufnahme, die mein Bericht fand, hat das Dunkel, das mich gestern umfing, in helles Licht verwandelt.

31. Juli.

Um 11 Uhr morgens fanden sich die amerikanischen Delegierten ein, um meinen Bericht zu debattieren. Es waren nicht besonders viele Abänderungen nötig gewesen, und was Low gebessert oder zugefügt hatte, kam dem Bericht sehr wohl zustatten. Leider war einiges gestrichen, was ich gern beibehalten hätte. Es bezog sich hauptsächlich auf eine Verteidigung der Schiedsgerichtsfrage, das heißt auf die Hervorhebung einiger Bestimmungen, die der Kongreß besser hätte annehmen sollen. Aber da Low Zweifel hegte und Kapitän Mahan offen dagegen war, widerstrebte es mir, die Angelegenheit wiederum zur Sprache zu bringen, darum blieb es dabei, daß einige Seiten fortfielen.

Um 6 Uhr nachmittags fand die letzte Sitzung der amerikanischen Delegierten statt. Es wurden die Reinschriften aller Berichte vorgelegt, zweimal verlesen und unterzeichnet: nämlich Spezialberichte vom ersten und zweiten Kongreßkomitee, gezeichnet von Kapitän Mahan und von Kapitän Crozier, ein Spezialbericht von Low, Dr. Holls und mir selbst als Mitglieder des dritten Komitees und der Generalbericht über unsere gesamte Tätigkeit. Dieser Bericht war meine Arbeit, unterzeichnet wurde er jedoch von allen Mitgliedern der Kommission. Dann wurde die Delegation „sine die" vertagt.

1. August.

Nach Erledigung einiger Präliminarien, welche die Auflösung unserer Kommission mit sich brachte, fuhr ich mit meinem Privatsekretär, Herrn Vickery, nach Amsterdam und besuchte dort die alte Kirche, das Schloß, den Zoologischen Garten usw. Von dort aus begaben wir uns nach Gouda, um die berühmten Glasmalereien in der alten Kirche zu bewundern, die ich mir schon lange einmal ansehen wollte.

3. August.

Um 8 Uhr 30 verließ ich den Haag, um mich über Köln und Ehrenbreitstein nach Homburg zu begeben, wo ich gegen Abend eintraf.

5. August.

Heute morgen übernahm ich in Berlin wieder meine Pflichten als Botschafter.

Ich habe eine Episode von der Schlußsitzung des Kongresses ganz übergangen. Aber da sie sehr interessant ist, mag sie hier noch stehen. Es war kurz vor dem Schlußreden, da überreichte der Präsident de Staal zur Verwunderung der ganzen Versammlung dem Sekretär ohne jede Bemerkung ein Schriftstück, das dieser zu verlesen begann. Wie es sich herausstellte, war das der Briefwechsel, der kurz vor Eröffnung des Kongresses zwischen der Königin der Niederlande und dem Papste geführt worden war.

Der Brief der Königin, der natürlich von ihren Ministern abgefaßt war, sprach wohl in der Absicht, die katholische Partei, die in den Niederlanden den Ausschlag gibt, versöhnlich zu stimmen, sehr respektvoll von der hohen Stellung usw. Seiner Heiligkeit des Papstes und beteuerte, es wäre nicht die Schuld ihrer Regierung, daß man ihn nicht zum Kongreß hinzugezogen hätte. Die Antwort des Papstes war ein Meisterstück vatikanischer Redegewandtheit. Er wies darauf hin, daß er nicht mehr beanspruchte, als ihm von Rechts wegen durch seine Stellung als Friedensstifter auf Erden zukäme usw.

Als die Stimme des Vortragenden verklungen war, herrschte Totenstille; kein Wort der Erwiderung wurde laut, trotzdem daß sich so mancher sein Teil dabei denken mochte. Man hatte das Gefühl, die holländische Regierung hätte diese Maßnahmen nur ergriffen, um der Oppositionspartei im Lande zuvorzukommen, und dieser Briefwechsel wäre nur ein lokal-diplomatischer Schachzug, der auf einem Kongreß, zu dem die ganze Welt herbeigeströmt wäre, hätte unterbleiben sollen.

Auf mich hatte das Schriftstück freilich nicht diese Wirkung ausgeübt; es schien mir hingegen ganz in der Ordnung, daß es verlesen wurde. Aber einer der namhaftesten Vertreter eines großen katholischen Staates, der mit uns heimfuhr, war in dieser Beziehung anderer Meinung. Dieser hochintelligente Diplomat, der Untertan eines streng katholischen Staates und selbst Katholik war, äußerte sich ungefähr folgendermaßen: „Der Vatikan ist von jeher und bis auf den heutigen Tag der Mittelpunkt gewesen, von dem der Orkan über die Welt hinbrauste. Die Päpste und ihre Räte sind nie davor zurückgeschreckt, die blutigsten Kriege heraufzubeschwören, wenn es sich um ihre weltliche Macht handelte, mochte die Veranlassung auch noch so geringfügig sein. Die großen Religionskriege, die Europa verheerten, sind einzig und allein durch ihre Aufreizungen und Hetzereien ins

Leben gerufen worden. Aller Welt ist bekannt, daß der Papst alles daran setzte, den Friedensvertrag zu hintertreiben, der in Münster unterzeichnet wurde und den Greueltaten des Dreißigjährigen Krieges ein Ende machte. Ging er doch gar so weit, den Eid, den man den Bevollmächtigten damals auf dem Kongreß abgenommen hatte, für ungültig zu erklären."

„Das ganze Mittelalter hindurch und im Zeitalter der Renaissance hielten die Päpste um ihrer persönlichen Interessen, um ihrer Familien und ihrer irdischen Güter willen Italien in Angst und Schrecken. Zwei Jahrhunderte lang, so lange man es zuließ, verwickelten sie nach der Reformation ganz Europa in Religionskriege. Was in ihrer Macht stand, haben sie daran gesetzt, um 1866 zwischen Österreich und Preußen Unfrieden zu stiften, weil sie meinten, Österreich als katholische Macht müßte den Sieg davontragen. Auch bei dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 hatten sie ihre Hände im Spiel; wieder verfolgten sie den gleichen Zweck, den deutschen Protestantismus zu lähmen und zu schwächen. Heute aber ist es ihr sehnlichster Wunsch, in Italien den Haß zu hellen Flammen zu schüren, sollte auch Italien im Blute schwimmen. Und das alles einzig und allein nur in dem vergeblichen Bemühen, ihr weltliches Reich von neuem aufzurichten. Denn sie müßten sich doch sagen, daß sie sich dieses Reich, hätten sie's auch, nicht erhalten könnten, nicht einmal für kurze Zeit."

„Sie sagen, es sei ihr Beruf, verirrte ‚Seelen zu retten', und behaupten, für Irland und Polen Sympathien zu haben. Trotzdem aber benutzen sie diese beiden Länder nur als Schachfiguren in ihren Turnieren mit Rußland und England, und würden jeden gläubigen Katholiken mit Freuden der russischen und der anglikanischen Kirche abtreten, wenn beide Staaten ihnen dafür tatkräftig gegen Italien zu Hilfe kommen wollten. Sie haben die Jugend Italiens gezwungen, zwischen Christentum und Vaterlandsliebe zu wählen und haben damit den Atheismus in ihr großgezogen. Ihre ganze Politik basiert darauf, Haß zu säen und Streit zu erwecken, aus dem sie sich Vorteile für ihre weltlichen Zwecke versprechen.

Im Hinblick auf all dies setzen mich jene hohlen Phrasen im vatikanischen Briefe in Erstaunen."

Diese Worte kamen aus dem Munde eines bedeutenden römischen Katholiken, des Vertreters eines streng katholischen Landes. Ich weiß ihnen nichts hinzuzufügen.

Wenn ich jetzt ruhig auf den Kongreß und auf alles zurückblicke, was dort geleistet wurde, so sage ich mir, er hat für die Welt Großes erreicht.

Bedenkt man es recht, so ist schon das Zusammenströmen so hervorragender Größen um eines so hehren Zweckes willen, eine Errungenschaft. Um wieviel bewundernswerter ist aber das Resultat all dieser Bestrebungen.

Vor allen Dingen der Schiedsgerichtsentwurf. Er umfaßt einen ständigen Gerichtshof, einen Sammelpunkt, der allen bequem erreichbar ist, und ein Konzilium, das stets bereit ist, dieses Schiedsgericht einzuberufen. Er leistet den Staaten nicht nur die Gewähr absoluter Unabhängigkeit, sondern bietet ihnen auch den Vorteil eines zweckdienlichen Verfahrens.

Mit diesem ersten Entwurfe berührt sich nahe die Einsetzung internationaler Prüfungskommissionen; sie werden sicher Zwistigkeiten zwischen Völkern, die zu Kriegen auszuarten drohen, schlichten. Die Hoffnung ist jetzt da, daß für einen Krieg ernstere Beweggründe in Frage kommen als Geschrei hüben wie drüben und Zeitungsgewäsch. Der natürliche Erfolg wird sein, wie wir ihn in der Venezuela-Affäre zwischen den Vereinigten Staaten und England schon beobachtet haben: sobald sich die Kommission ans Werk macht, die Tatsachen festzustellen, dann verstummt das Geheul der Parteimacher und das Geschrei der Neuigkeitskrämer, und man wartet das Urteil der Kommission in Ruhe ab.

Desgleichen werden auch die Vermittlungsprojekte ihren Zweck nicht verfehlen, kriegerischen Gelüsten zuvorzukommen. Sowohl die Projekte der „Spezial-Mediationen" als auch die der „vermittelnden Mächte", die von der amerikanischen Abordnung ausgingen und im großen Komitee wie im gesamten Kongreß einstimmig angenommen wurden, bieten in gewissen Fällen eine sichere Gewähr, um Feindseligkeiten vorzubeugen oder ihnen nach erfolgtem Ausbruch Einhalt zu gebieten. Wären diese Maßnahmen zur Zeit unseres letzten spanischen Krieges schon in Kraft gewesen, der Friede wäre sofort, nachdem Cerveras Flotte geschlagen war, hergestellt worden, und man hätte viele Menschenleben und viel Geld gespart.

Zweitens ist es auch eine Wohltat für die Welt, daß die Genfer Bestimmungen, die bis jetzt nur für den Landkrieg galten, auch auf den Seekrieg ausgedehnt worden sind.

Drittens werden die Verbesserungen und die präziseren Festsetzungen der Kriegsgesetze viel dazu beitragen, daß Gerechtigkeitsgefühl und Erbarmen, wofür man schon vor Hunderten von Jahren seit Grotius' großem Werke eintrat, immer tiefer wurzeln.

Dann darf man hier auch nicht alle jene Wünsche, Gesuche, Erklärungen und Erörterungen unerwähnt lassen, die darauf ausgehen,

Mittel und Wege zu finden, um weniger mörderische und grausame Kriegsinstrumente herzustellen.

Oft hat man gesagt, der Kongreß hat einen großen Fehler damit begangen, daß er die Einberufung eines Schiedsgerichts nicht obligatorisch machte. Diesen Vorwurf können nur die machen, die sich nicht in das betreffende Problem vertieft haben.

Für einige weniger wichtige Punkte sind allerdings obligatorische Schiedsgerichte zwischen zwei Staaten möglich, nie und nimmer aber für die vielen großen Fragen. Wären einige Staaten auch bereit, für untergeordnete Streitfragen, zum Beispiel im Post- oder Geldwesen, sich obligatorischen Bestimmungen zu fügen, so würde doch nicht eine einzige der größeren Mächte sich durch verpflichtende Gesetze binden lassen, alle ihre Streitfragen einem Schiedsgerichte zu unterbreiten, am wenigsten die Vereinigten Staaten.

Die Gründe dafür liegen offen auf der Hand; mit Einführung obligatorischer Schiedsgerichte würden nicht nur die Kriegsaussichten wachsen, auch das stehende Heer würde auf der ganzen Welt verstärkt werden müssen. Obligatorische Schiedsgerichte für alle Fragen würden es jeder Macht möglich machen, die andere, gegen die es eine Beschwerde hat oder haben zu können meint, jederzeit vor das Tribunal zu fordern; Griechenland würde die Türkei zitieren; Frankreich Deutschland, der Papst Italien, England Rußland, China Japan und Spanien die Vereinigten Staaten: in den meisten Fällen in Angelegenheiten und Streitfragen, welche die zartesten Saiten der menschlichen Seele berühren, in Religionsfragen, in Rassenfragen, ja in manchen Fällen in nationalen Existenzfragen. Wollte man hierfür Schiedsgerichte forcieren, so würden Armeen aus dem Boden gestampft werden, denen gegenüber die heutigen Rüstungen ein Kinderspiel wären, und Elend und Verwüstung würden über die Welt kommen, demgegenüber heute eitel Glück und Ruhe herrscht. Was wir erreicht haben, ist folgendes: Jetzt ist der Weg, den die Nationen einschlagen müssen, um den größten Teil der sie bedrohenden Streitfragen zu beseitigen, klar und deutlich vorgezeichnet. Wollte man bisher ein Schiedsgericht einberufen, so mußte man erstens die öffentliche Meinung in beiden Nationen gewinnen, dann zwei gesetzgebende Körper arbeiten lassen, dann einen Vertrag ausarbeiten, dann ging man auf beiden Seiten mit der größten Sorgfalt an die Wahl der Schiedsrichter, und dann kamen Verzögerungen, die durch Verteilung der Sonderaufgaben an die so erwählten Richter entstanden. Alle diese Angelegenheiten nahmen viel Arbeit und viel Zeit in Anspruch, während doch nur schnelles Handeln wachsenden internationalen Zwistigkeiten Einhalt gebieten kann. Bei dem jetzt vorgeschlagenen Schieds-

gerichtssystem kann der Gerichtshof sofort nach Benachrichtigung zusammentreten, für die meisten Nationen spätestens nach Verlauf weniger Wochen. Berücksichtigt man ferner, welchen Gewinn die Verfügungen bringen, die darauf hinzielen, Kriege hinauszuschieben und die Kriegsgesetze zu verbessern, so wird ein ruhig verständiges Urteil zugeben müssen, daß der Kongreß für die Welt Wertvolles geschaffen hat.

Und noch ein anderer Gewinn verdient Erwähnung, ein Gewinn, der freilich nur nebenher erzielt wird, darum aber nicht weniger von wirklichem, dauerndem Werte ist. Ich meine, den unausbleiblichen Aufschwung, den das Völkerrecht durch einen Schiedsgerichtshof nehmen wird, in dem die bedeutendsten Juristen aller Staaten vertreten sind. Bisher schöpfte diese Wissenschaft nur aus den sich oft widersprechenden Schriften der Gelehrten, aus den Beschlüssen von Gerichtshöfen, die häufig durch den Lokalpatriotismus der Richter beeinflußt waren, aus der Land- und Seekriegpraxis, bei der die Mächte mehr ihren Vorteil, als ihren Gerechtigkeitssinn zu Rate zogen. Heute aber dürfen wir voller Hoffnung auf die Zukunft des Völkerrechtes hinblicken, das unter den günstigsten Bedingungen immer mehr und mehr den großen Anregungen folgen wird, die Grotius gab, als er ihm den Weg der Vernunft und Barmherzigkeit wies.

Ende

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

Mit Blitzlicht und Büchse

Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika

von

C. G. Schillings

2. Abdruck (9.—16. Tausend)

Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nacht-Aufnahmen des Verfassers

Preis in vorzüglichem Ganzleinenband 14 Mark

Kein gewöhnliches Buch ist es, das hiermit angezeigt wird. Entstanden ist es unter Schwierigkeiten, Mühen und Gefahren, wie sie in anderer Art Nansen und Sven Hedin erdulden mußten; mit großen Opfern an Vermögen, in fortwährendem Ringen mit der Malaria, der Geißel der Tropen.

Das Werk ist tiefgründig für den Gelehrten und Kenner; die beigegebenen Bilder sind für Forscher, wie Wilhelm Bölsche, C. Chun, Ernst Haeckel, L. Heck, A. Knoblauch, K. Lampert, P. Matschie, K. Möbius, A. Reichenow, Franz Eilhard Schulze, P. Schweinfurth, C. H. Stratz und viele andere es bezeugen, Natururkunden von unvergänglichem Werte. Keines dieser Bilder ist retouchiert oder sonstwie anders verändert, als in der Größe; sachlich genau wie auf dem der Wissenschaft wohlaufzubewahrenden Originalnegativ sind die Bilder im Buche. So stehen die Schillingsschen Tieraufnahmen in dem vorteilhaftesten Gegensatze zu allen bisherigen sogenannten „Naturaufnahmen" wilder Tiere. Die fesselnde Darstellung aber, das belebende Wirklichkeitsbild, werden dem Sportsfreunde, dem Jäger, dem Soldaten, dem Kolonialmann, dem Amateurphotographen die Freude des Miterlebens von Taten bereiten, die man selbst wohl getan haben möchte. Das Werk ist eine fesselnde Lektüre für jedermann, insbesondere auch für die Jugend, die, Gott sei Dank, an mannhafter Kraft und todesverachtendem Wagemut noch immer ihre Herzensfreude gehabt hat.

So war die Verlagsbuchhandlung sicher, daß der „Schillings" überall willige und dankbare Leser finden würde, und sie hat sich in dieser Zuversicht nicht getäuscht. Innerhalb vier Wochen war die erste Auflage von 8000 völlig vergriffen. Der Neudruck ist unverändert.

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

Das jüngste Deutschland

Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte

Dargestellt von

Adalbert von Hanstein

Dr. phil., Professor an der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover

Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner

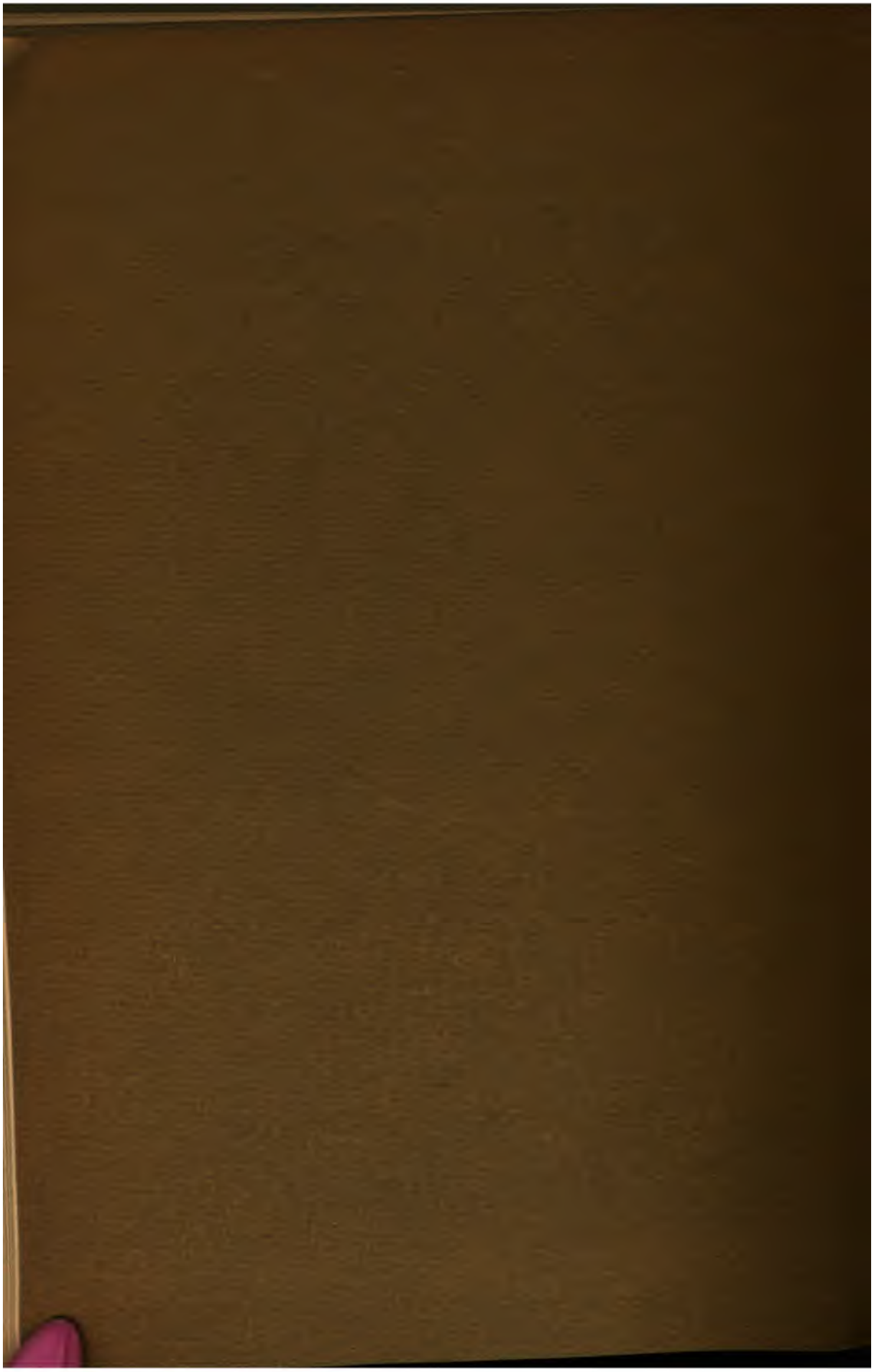
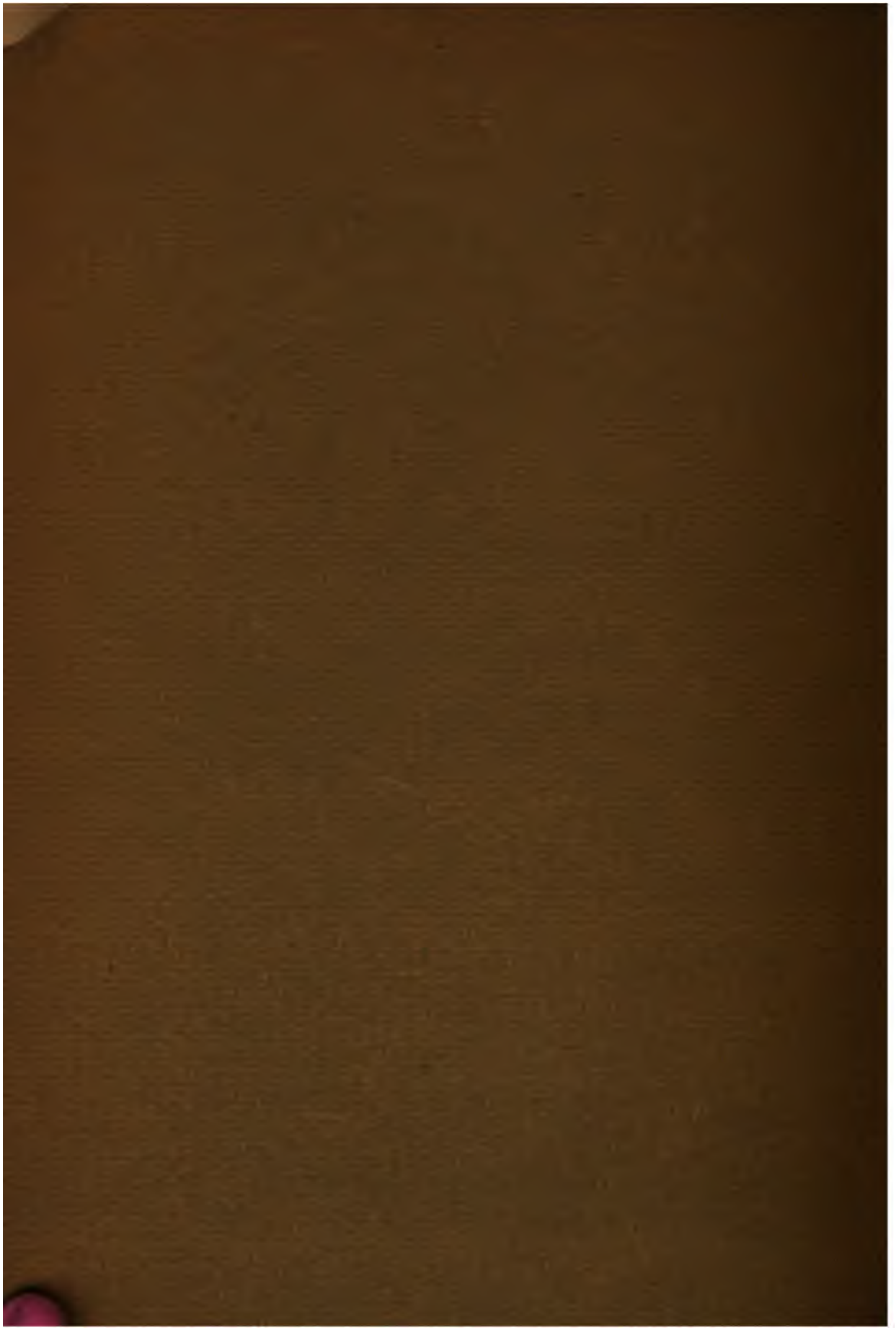
Dritter unveränderter Abdruck (8. bis 10. Tausend)

Ungebunden Mark 6.50 Ganzleinenband Mark 8.—

Der Verfasser gibt uns eine wirklich geschichtliche Darstellung der literarischen Bewegung, die etwa im Anfange der achtziger Jahre begann und bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine stürmische und sehr wechselvolle Entwicklung durchgemacht hat.

Die ganze Darstellung ist den Anhängern der jüngstdeutschen Bewegung gewidmet, während die älteren Richtungen, von denen sie ausging und zu denen sie teilweise zurückkehrte, in ihren Vertretern naturgemäß berührt werden mußten, jedoch absichtlich nur skizzenhaft im Hintergrunde gehalten worden sind. Bei den jüngstdeutschen Autoren ist der Verfasser bemüht, neben der Charakteristik jeder dichterischen Eigenart auch durch ein näheres Eingehen auf die jeweiligen Hauptwerke, ja durch kürzere und längere Entwicklungen auch des Inhalts zahlreicher Romane und Dramen dem Leser statt eines bloßen Urteils vielmehr einen lebendigen Begriff von der geistigen Tätigkeit der Besprochenen zu geben. Unterstützt wird diese angestrebte Anschaulichkeit wesentlich durch eingefügte Dichtungsproben, von denen namentlich bei den Lyrikern ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht worden ist. Doch auch charakteristische erzählende oder dramatische Werke wurden durch kurze Stichproben belegt.

Seine Urteile sind sehr zutreffend, und man kann sich seiner Führung ruhig anvertrauen. Dieses im glänzenden Stil geschriebene, modern und vornehm ausgestattete Werk ist jedem zu empfehlen, der Anteil an unserer zeitgenössischen Literatur nimmt. Es ist wohl das beste über das jüngste Deutschland und vor allem kein langweiliges.

and

Büchner